E II 12

Coburger
Landes-
Bücherei

19

GERHARD ULRICH ANTON VIETH

öffentlicher Lehrer der Mathematik an der Hauptschule in Dessau,

gebohren zu Rockstyl in der Herrschaft Jever

1763 d: 8 Jan.

gezeichnet von Kolbe. gestochen von Halle. Berl: 1796.

Oekonomisch = technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Stats= Stadt= Haus= und Land= Wirthschaft,

und der Kunst= Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der röm. kaiserl. Akad. der Naturforscher, der k. k. ökon. Gesellsch. in Krain, der russ kaiserl. freyen ökon. Gesellsch. zu St. Petersb. und der kurf. maynz. Akad. der Wiss. Mitglied, der märk. ökon. Gesellsch. zu Potsd. Ehren-Mitglied u. Correspondent, der kön. preuß. gelehrt. Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beysitzer, der Gött. deutsch. Gesellsch., der Oberlausitz. Bienengesellsch., u. der kursächs. ökon. Soc. in Leipz. Ehren-Mitglied, wie auch der ökon. patriot. Soc. in Schles. ordentl. Mitglied u. Correspondent.

Zwey und siebenzigster Theil,

von Leibes-Frucht bis Leibes-Umfang.

Nebst 32 Kupfertafeln auf 7¼ Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1797.

In der Buchhandl. des königl. preuß. geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

E III 12/19

L. L.

Leibes-Frucht, ein im Mutterleibe empfangenes Kind, welches, so lange solches noch im Leibe der Mutter verschlossen ist, diesen Nahmen hat; L. Embryo, Foetus (*); Fr. Fruit de ventre, Embryon, Fétus. In weiterer Bedeutung auch ein jedes Kind, so fern man dasselbe als eine Frucht seines Leibes betrachtet. Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk, Ps. 127, 3.

Unter den verschiedenen Hypothesen, welche die Physiologen in Ansehung der Erzeugung vorgebracht haben,

(*) Einige machen einen Unterschied zwischen Embryo und Foetus. *Embryo* nennen sie die noch im Mutterleibe eingeschlossene Frucht; und *Foetus*, die eben izt auf die Welt gekommene völlig reife Leibesfrucht. Noch Andere verstehen, mit Drelincourt und Boerhaave, durch *Embryo* die erste Grundlage des Menschen, oder die im Ey enthaltene Frucht, ehe das Ey innerhalb der Gebärmutter angewachsen ist; durch *Foetus* hingegen verstehen sie eben dieselbe Frucht, wenn das Ey, vermittelst der Zweige des Mutterkuchens, wirklich an die Gebärmutter angewachsen ist.

haben, hat man noch bis izt dem System der Entwickelung vor den übrigen den Vorzug gegeben. Wenn bey dem menschlichen Geschlechte eine Empfängniß entstehen soll, so muß der warme männliche Same in die Gebärmutter gebracht werden, sich mit dem weiblichen vereinigen, und ein Ey befruchten. Ist der warme Same des Mannes mit dem weiblichen vermischt, in dem Eyerstocke angelangt, und hat ein von der Natur vorbereitetes reifes Ey angetroffen, so verrichtet er, vermöge seiner feurigen belebenden Kraft, ungefähr das, was ein Ferment bey der Gährung flüßiger Sachen verrichtet. Er setzt die Masse desselben in eine starke Bewegung, und macht sie dadurch zu einer schnellen Entwickelung fähig; er belebt und befruchtet also das Ey in dem Eyerstocke selbst, wie aus den Kindern, die in den Eyerstöcken und Muttertrompeten gefunden werden, und aus der Uebereinstimmung der Vögel erhellet, bey denen nach der Begattung zwar nur ein einzelnes Ey in die Gebärmutter fällt, da doch viele zugleich in dem Eyerstocke befruchtet werden; ja, man hat unmittelbar nach der Befruchtung sowohl in Menschen als in den Thieren, die Trompeten selbst mit männlichem Samen angefüllt gesehen. Das befruchtete Bläschen springt auf, öffnet sich mit einer deutlichen Spalte, und gießt endlich ein Stück geronnenes Blut aus. In dem Inwendigen dieses Bläschens erwächst nach der Begattung zuerst ein flockichtes Fleisch, welches hernach einer körnichten Drüse ähnlich wird, und dessen Körner durch ein zelliges Gewebe mit einander verbunden werden; eben dieses Fleisch wird allmählich fester, füllt die Höhle des Bläschens aus, und verwandelt sich endlich in eine Art von verhärteter Geschwulst, in welcher die Spalte und die Spuren derselben noch lange sichtbar bleiben. Dieses ist die allen Thieren gemeine gelbe Eyer-Drüse, in welcher verschiedene berühmte Männer einen gewis-

sen

sen, vor der Empfängniß gegenwärtigen Saft angenommen haben, der aber durch die Versuche verworfen wird, indem in dem unbefruchteten Weibe oder Thiere noch keine gelbe Drüse zugegen ist. Nun wird das Ey durch die Spalte des Eyerstockes heraus gedrückt, und durch eine abwechselnde zusammenziehende Kraft, die an dem Orte des ersten Berührens anfängt, allmählich gegen die Gebärmutter zu gestoßen. Ist aber diese Bewegung nicht stark genug, so bleibt es in den Muttertrompeten stecken, hängt sich an, und entwickelt sich weniger oder mehr, und verursachet dadurch sehr üble Zufälle; ja, es kann eine Entwickelung in dem Eyerstocke selbst vorgehen, wenn etwa die Bänder, welche die Frucht am Eyerstocke halten, zu stark sind, und man hat wirklich Leibesfrüchte in dem Eyerstocke gefunden.

Es ist eine sehr schwere Frage: woher die ersten Grund-Theile des neuen Geschöpfes entspringen? ob sie aus beyden Aeltern herstammen? oder ob sie bloß von dem Vater herkommen? oder ob die Leibesfrucht zwar schon in der Mutter liege, aber zuerst durch den männlichen Samen belebt und verschiedentlich gebildet werde, der dieselbe aber daselbst schon gezeuget und gegenwärtig findet.

Die erste Meinung, daß der Grundstoff von beyden Aeltern herrühre, hat Hippokrates schon behauptet. Er sagt: „Die Erzeugung kann unmöglich von „Einem herrühren; denn wie soll das, was nur Eins ist, „etwas erzeugen, ohne sich mit einem andern zu vermischen? — Da nun die Natur aller andern Dinge, und „selbst des Menschen, so beschaffen ist, so kann der „Mensch unmöglich Eins seyn, sondern alles, was zur „Entstehung beyträgt, muß auch eine solche Kraft im „Körper, wodurch es das Seinige beytragen kann, besitzen. Der stärkste männliche Same mit dem weiblichen „vermengt, giebt ein Knäbchen, und der schwächere giebt „ein Mädchen.“

In den neuern Zeiten hat Hr. Graf v. Büffon daſſelbe Syſtem, nur etwas verändert, vorgetragen. Er ſagt: „Es giebt in der Natur eine Materie, die zur „Nahrung und Entwickelung alles desjenigen dient, was „entweder lebt oder wächſt. Dieſe erzeugende Materie „beſteht aus beſtändig wirkſamen organiſchen Theilen. — „In dem Samen der Thiere beyder Geſchlechter ſieht man „dieſe erzeugende Materie. Der weibliche Same iſt dem „männlichen überhaupt ähnlich, er zertheilt ſich auf die „gleiche Weiſe — er enthält eben ſolche organiſche Kör„per, und man ſieht in beyden ganz gleiche Erſcheinun„gen. — Beyde Geſchlechter haben alſo ihren Samen, „und in demſelben gebildete bewegte Theile, aus deren „Vereinigung die Leibesfrucht entſteht. Dieſe Theilchen „enthalten die Aehnlichkeit aller Theile des Vaters oder „der Mutter. Sie ſind von den erfahrnen Künſtlern der „Natur, von den rohen und ungebildeten Theilen der „menſchlichen Säfte abgeſchieden, und nach allen den „Theilen des Leibes der Aeltern abgedruckt worden. Hier„aus entſteht die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern.“ Fragt man, wie dieſe Theilchen den innern Bau des väterlichen Leibes haben annehmen können, da ſie billig nur Abdrücke hohler Gefäße ſeyn ſollen, ſo antwortet Büffon: „Wir kennen die Kräfte der Natur „noch nicht alle, und ſie hat die Kunſt ſich vorbehalten, „innere Modelle und Abdrücke zu machen, die des Mo„dells ganze Dichtigkeit ausdrucken.“

Ariſtoteles war einer der erſten, welcher ſagte: „das männliche Geſchlecht liefere allein dasjenige, was „fruchtbar macht, und das weibliche gebe nichts, was „man dafür anſehen könne.“ Dieſe Theorie wurde noch mehr durch die Entdeckung der Samen-Thierchen in Gang gebracht. Dieſe Entdeckung haben wir Leeuwenhoek en und Hartſoeker'n zu danken; und ſobald dieſe Entdeckung war gemacht worden, fiengen Engländer, Holländer, Franzoſen, Deutſche und Italiäner an, den Samen durch Vergrößerungs-Gläſer zu betrachten. Man fand mit Erſtaunen in dem Samen aller Thiere eine Menge dieſer Thierchen, und es war alſo

über

über deren Existenz kein Zweifel mehr. Einige, die gern weiter sehen wollten, als andere ehrliche Leute, sahen sogar schon unter der Hülle der menschlichen Samen-Thierchen den völlig entwickelten kleinen Menschen.

Man fieng nun auch an, das Blut und die andern thierischen Säfte mit gewaffnetem Auge zu untersuchen, um darin ähnliche Thierchen zu finden; allein man fand nichts dergleichen. Andry sagte von diesen Thierchen, sie fänden sich nur in dem Alter, das zur Zeugung tüchtig ist; in der ersten Jugend und im hohen Alter wären sie nicht vorhanden; in Personen, welche mit venerischen Krankheiten behaftet wären, träfe man nur wenige an, und diese wären auch nur matt und meistens todt. In den Zeugungs-Gliedern derer, die zur Fortpflanzung unvermögend sind, sähe man kein einziges das lebte, sie hätten bey den Menschen einen dickern Kopf, in Verhältniß zu dem andern Ende, als bey Thieren, und dieses stimmte mit der Gestalt der Frucht und des Kindes überein, da der Kopf gegen den übrigen Theil weit größer ist, als bey Erwachsenen; auch setzt er hinzu: die Mannspersonen, welche sich des weiblichen Geschlechtes öfters bedienten, hätten wenige oder gar keine solche Thierchen; daraus erhelle also deutlich, daß die Fruchtbarkeit, die man ihnen zuschriebe, bloß den männlichen Thieren zugehöre. Ihre Vertheidiger setzten weiter hinzu, daß diese einzige Begebenheit uns in der Erkenntniß von der Erzeugung weiter führe, als alles, was man sich zuvor eingebildet hätte; denn das Schwerste bey der Zeugung sey: zu begreifen, wie etwas Lebendes hervor gebracht werde, alles übrige sey nur zufällig, und man könne also nicht zweifeln, daß diese Thierchen nicht bestimmt wären, Menschen oder vollkommene Thiere von jeder Art zu werden. Sie sagen ferner: Ein Samen-Wurm wird nach dem Eyerstocke gebracht.

bracht. — Er geht durch den Stiel, welcher das Ey an den Eyerstock hängt, in solches hinein, findet daselbst Nahrung für sich bereitet, und alle Thierchen, welche nicht so glücklich gewesen sind, diese Oeffnung des Stieles vom Ey zu treffen, kommen um; nur der, welcher gerade auf den rechten Weg gerathen ist, gelangt zu seiner Verwandlung, und deswegen ist eine solche erstaunliche Menge Thierchen vorhanden. Wenn er einmahl hinein gekommen ist, und sich in das Ey gesetzt hat, kann kein anderer hinein — der erste Wurm verschließt den Weg völlig — oder kann eine Klappe an dem Eingange des Stieles vorhanden seyn, welche aufgehen kann, wenn das Ey noch nicht ganz voll ist, aber wenn der Wurm das Ey angefüllt hat, kann sich die Klappe nicht mehr öffnen, wenn gleich ein anderer daran stieße. Alsdann ist der Samen-Wurm die nahrhafte Frucht, die Substanz des Eyes ernährt ihn, die Häute des Eyes dienen ihm zur Umhüllung, und wenn ihm in diesem Eye Nahrung zu fehlen anfängt, so legt er sich an die innere Haut der Gebärmutter, und zieht also seine Nahrung aus dem Geblüte der Mutter, bis er durch seine Schwere und durch die Vermehrung seiner Kräfte endlich seine Bande zerreißt, um in die Welt zu gehen. Nun war auf ein Mahl die ganze Fruchtbarkeit den Weibern genommen, und den Männern gegeben.

Allein, diesem System stehen unendliche Schwierigkeiten entgegen. 1) Ob man nicht mit Recht der Natur eine schreckliche Verschwendung zur Last legen könne, daß sie in dem männlichen Samen eine so große Menge Thierchen erschaffen, von denen bey jeder, auch der fruchtbarsten Begattung, so unzählig viele verloren giengen, indem sich nur eins, oder einige wenige derselben entwickeln könnten! Ob es nicht unweise gehandelt sey, eine so unzählige Menge derselben täglich bey den vielen unfruchtbaren Begattungen, die z. B. nach der

Em-

Empfängniß nur bloß im wirklichen Eheſtande gehalten werden, ſo unendliche Millionen bey einem mit dem bösartigen Tripper behafteten Männchen verloren gehen zu laſſen? Ob es nicht grauſam und ungerecht ſey, bey jedem unfruchtbaren Beyſchlafe ſo viele Geſchöpfe ihrer Entwickelung zu berauben, und ſie gleich bey ihrem erſten Eintritt in das Leben erbärmlich wieder ſterben und umkommen zu laſſen? Ob dieſe vermeinte Einrichtung ſich zu der übrigens in der Natur bemerkten Sparſamkeit ſchicke? Die Verfechter des Syſtems antworteten: „daß die Natur nicht geizig „wäre, wo es auf Fortpflanzung der Geſchlechter an„käme; dies zeigte ſich uns täglich im Pflanzen-Rei„che, wo ſo unendlich viel Same von jeder Art mehr „wächſt, als wieder aufgeht. Es ſind deswegen ſo „viele Samen-Thierchen da, damit von den vielen ge„wiß eins, die kleine Oeffnung am Ey finde.“ Allein man hätte billig erwegen ſollen, ob nicht ein großer Unterſchied zwiſchen dem Samen der Pflanzen und der Thiere ſey? ob nicht offenbar der Same der Pflanzen, der für die Entwickelung verloren gehe, unendlich vielen Thieren zur Nahrung diene, wozu doch die verloren gehenden Samen-Thierchen nicht dienen könnten? Ferner, warum machte der Schöpfer die Oeffnung am Ey nicht größer? warum ließ er das Finden dieſer Oeffnung bloß vom Zufall abhängen? — 2) Ein wichtiger Einwurf liegt ferner in der Frage: warum denn kein einziges Samen-Thierchen bey der Begattung eines jungen Mannes und einer über funfzigjährigen Frau ſich entwickle, da doch hingegen bey der Begattung eines ſechzigjährigen und ältern Mannes mit einer noch jungen Frau dieſes geſchieht? Warum iſt denn eine Frau in der erſten Ehe unfruchtbar, und in der zweyten fruchtbar, oder umgekehrt? — 3) Hat der Entdecker der Samen-Thierchen, wie er ſelbſt mehrmahls geſtanden hat, bey allen ſeinen müh-

samen oft wiederhohlten Beobachtungen nie in dem Ey eines befruchteten Vogels oder eines Insectes, auch nur die geringste Spur von einem Samen-Thierchen gesehen, da es doch hier leichter wegen seiner Größe hätte müssen entdeckt werden können. — 4) Jedes Insect, das sich aus einem Wurme in ein anderes Thier entwickelt oder verwandelt, muß sich erst verpuppen. Die Natur thut keinen Sprung. Der Wurm hat seine eigenen Werkzeuge zum Leben und zur Bewegung, diese muß er ablegen, und dafür andere erhalten; deshalb muß er sich verpuppen. Wo soll sich nun das Samen-Thierchen verpuppen, da es weder in der Gebärmutter, noch in dem Ey, einen trocknen Platz dazu findet? — 5) Die Aehnlichkeit der Kinder mit der Mutter, und die kenntlichen Merkmahle beyder Arten an den Maul-Thieren, oder denen Thieren, die von Aeltern einerley Art, aber zweyerley Gattung, herkommen, stehen dieser Theorie entgegen. Ist der Samen-Wurm vom Vater die Frucht, wie kann das Kind der Mutter gleichen? Enthält der Samen-Wurm eines Pferdes die Frucht, wie kann das Maulthier von der Natur des Pferdes und der Eselinn zugleich seyn? — 6) Sind die Beobachtungen des Abtes Spallanzani gegründet, so fällt die ganze Theorie mit einem Mahle zusammen. Dieser untersuchte den noch nicht lange in den Samen-Bläschen vorhandenen Saft, fand ihn bey seinen Versuchen zur Befruchtung ganz tauglich, und erblickte doch nicht die mindeste Spur von Samen-Thierchen darin; ja, er gieng noch weiter, er diluirte diesen Saft, den er sogar aus den Hoden der Frösche nahm, und worin nicht die mindeste Spur von Samen-Thierchen war, mit verschiedenen Feuchtigkeiten so stark, daß er selbst zweifelte, ob er noch zur Befruchtung tauglich sey; und doch fand er zu seinem Erstaunen, daß er noch im Stande war, Frosch-Eyer zu Hunderten zu befruchten. — 7) Die Samen-Wür-

mer

mer scheinen bey allen Arten von Thieren in ziemlich gleicher Anzahl zu stehen, da man doch vermuthen sollte, bey denen Thieren, wo die Menge der Jungen sehr zahlreich ist, als: bey den Fischen, Insecten ꝛc. sollten sie häufiger seyn, als bey denen, die nicht so viele Junge haben, als: die Menschen, Vögel ꝛc.; denn wenn sie die unmittelbare Ursache der Fortpflanzung sind, warum wäre zwischen ihrer Zahl, und der Menge der Geburten, kein Verhältniß? Ueberdies ist die Größe der Samen-Würmer der Größe der verschiedenen Arten von Thieren nicht gemäß; in den großen Thieren sind sie eben so klein, als in den kleinen. Dies ist ein neuer Beweis, daß diese Würmer nicht die unmittelbare Ursache der Erzeugung sind. — 8) Sind oft die Würmchen im Samen der nächstverwandten Thiere in ihrer Bildung so gänzlich von einander unterschieden, und andere von den unähnlichsten Thieren einander auffallend ähnlich. Es kann kaum eine größere Unähnlichkeit geben, als die zwischen den Samen-Thieren des Frosches in der Abbildung beym Hrn. v. Gleichen, und denen vom Wasser-Molch bey Hrn. Spallanzani. Hingegen kann die Aehnlichkeit zwischen zwey Wasser-Tropfen nicht täuschender seyn, als die zwischen den Samen-Thierchen des Menschen und des Esels, in den Kupfern des erstern von jenen beyden Beobachtern.

Da dieses System nichts aushilft, so schlug man nothwendig den dritten Weg ein, daß man annahm, die Leibesfrucht liege in der Mutter, und zwar in dem Eyerstocke, und werde durch den männlichen Samen belebt. Schon lange entdeckten verschiedene große Zergliederer, die oben beschriebenen Bläschen. Durch die Fortpflanzung des Geschlechtes, vermittelst der Eyer bey den Vögeln geleitet, hielt man diese Körper für Eyerstöcke, die denselben Dienst, wie bey den Vögeln, thäten, nur daß die Eyer derselben sich im Mut-

terleibe ganz entwickelten, und also ein lebendiges Junges sogleich aus der Mutter hervor träte, an statt daß bey den Vögeln die noch nicht ganz entwickelten Eyer zu ihrer völligen Entwickelung der Brütung bedürften. Ferner ist der Same der meisten Pflanzen oder Vegetabilien nichts anders, als Eyer unter verschiedenen Gestalten, und alle diese Eyerchen müssen durch einen gewissen befruchtenden Staub erst zu ihrer Entwickelung fähig gemacht werden. Ja, hat uns nicht eine genauere Beobachtung der Insecten gewisser Maßen belehrt, daß die Natur einige derselben in Stand gesetzt habe, bald Eyer zu legen, und deren Ausbrütung der Sonne oder sonstigen Wärme zu überlassen, bald aber, je nach dem ihr Instinct sie an die Nothwendigkeit erinnert, lebendige Jungen zur Welt zu bringen? Scheint uns hierdurch die Natur nicht gleichsam zeigen zu wollen, wie leicht es ihr sey, theils in, theils ausser Mutterleibe die kleinen künftigen Generationen sich völlig entwickeln zu lassen? Erweget man ferner, daß die Dotter im Eyerstocke einer Henne befindlich sind, wenn auch diese noch von keinem Hahn getreten worden ist, oder nur ein männliches Thier ihrer Art gesehen hat; nun aber zeigt sich bey bebrüteten Eyern, daß das junge Hühnchen unzertrennlich mit seinem Eyerdotter verbunden ist. Die Häute des Hühnchens und seine Adern hangen ununterbrochen mit den Häuten und Adern des Dotters zusammen; beyde machen so sehr ein Ganzes aus, daß das eine sich nicht ohne das andere denken läßt. Und da nun der Dotter vor der Befruchtung bey der Mutter vorräthig gelegen hat, so muß auch der, obschon unsichtbare, Keim des künftigen Küchleins, als ein unzertrennlicher Theil des Dotters zugleich mit ihm präexistirt haben; so gewinnt durch diese natürliche und einfache Demonstration diese Meinung die größte Wahrscheinlichkeit. Man machte nunmehr den Schluß:

ein

ein Mensch, oder doch der Keim desselben, war in dem Ey schon vorhanden, und der Same des Mannes diene nur dazu, ihn zur Entwickelung tüchtig zu machen, ihn in Thätigkeit zu setzen. Man erklärte nun aus dieser Hypothese viele Erscheinungen sehr natürlich. Wenn mehr als ein Ey zugleich reif war, dann sonderte sich mehr als eins ab, und trat durch die Muttertrompete in die Gebärmutter, oder auch, wenn ein Bläschen zugleich mehr Keime enthielt, so giengen diese mit einem Mahle hinab. Wie konnte man natürlicher die Geburt der Zwillinge, Drillinge ꝛc. erklären? Diejenigen Eyerchen, welche bestimmt waren, Knaben zu bringen, hielten Knaben-Keime in sich. Die Mißgeburten erklärte man durch widernatürliche Hinderungen bey der Entwickelung, oder durch einen übermäßigen Nahrungs-Trieb nach diesem oder jenem Theile des Körpers. Im ersten Falle entstanden Mißgeburten aus Mangel, in leztem Mißgeburten durch Ueberfluß. Jenen fehlte eins oder mehr der gewöhnlichen Glieder ganz oder zum Theil; diese hatten sie eben so überflüssig.

Einzig mögliche Zeugungs-Theorie, oder die Erzeugung des Menschen. Ein Lesebuch für Eheleute, Ehelustige, Jünglinge, u. s. w. von einem ausübenden Arzte. Berl. 1792, 8. Der Verf. dieser Zeugungs-Theorie dreht sich um den Satz, den schon Hr. Grasmeyer, in einer zu Göttingen vertheidigten Dissertation (*) aufgestellt hat, daß nähmlich die männliche Feuchtigkeit schon früher in der Mutterscheide, noch ehe sie in die innern Theile der Mutter gebracht wird, resorbirt, und der ganzen Blut-Masse beygemischt, vermittelst dieser alsdann zu den Eyerstöcken gebracht werde, wo Reiz und starker Zufluß der Säfte das Losreissen des reifsten Eychens bewirke. Nach dieser Theorie dringt

(*) *Paul Fr. Herm. Grasmeyer* commentatio physiologico-medica de conceptione et foecundatione humana. Goett. 1790, gr. 8.

Eiusd. Supplementa quaedam ad commentationem de conceptione et foecundatione humana. Goett. 1791, 8.

dringt also der Same nicht, wie Andere behaupten, in die Gebärmutter, gelangt auch nicht zu den Trompeten, reizt sie nicht und schwellt sie nicht auf, und erreicht demnach den Eyerstock nicht, sondern bleibt in der Mutterscheide, die eben deshalb mit Falten, Fibern, Nerven und Einsauge-Gefäßen versehen ist. Die erstern verstatten ihm einen längern Aufenthalt, so daß die Einsauge-Gefäße ihn um so viel gemächlicher aufnehmen und in das Blut führen können, wodurch es in ein Brausen geräth, und so in die Adern des Eyerstockes ströhmt. Hier schaffet es mehr Leben, Wärme und Aufschwellung, wodurch jener ungemein weich wird; das reife Eychen desselben löset sich von seiner Hülse ab, verläßt seinen alten Ort, wird von den Fransen der Trompeten gefaßt, und schlüpft durch sie, gemeiniglich in 3 Tagen, in den Uterus, wo es sich vermöge eines Stielchens ansetzt, und daselbst zum Foetus ausbildet.

So viel also die bisherigen Beobachtungen und Versuche aufmerksamer Zergliederer und Naturforscher ergeben, so entsteht keine Befruchtung ganz ohne alle Begattung: so ist der männliche Same das Mittel, welches die Eyerchen, es sey nun in oder ausser Mutterleibe, zu ihrer Entwickelung fähig macht; so kann keine Befruchtung Statt finden, sobald dem Weibchen die Eyerstöcke gänzlich fehlen; so dringt der männliche Same gewöhnlich in die Gebärmutter, und wenigstens einem Theile nach in die Muttertrompete, um durch diese den Weg zu dem zur Entwickelung reifen Eye zu nehmen, vielleicht auch die Mutter zu den Veränderungen und Einrichtungen fähig zu machen, welche in der Folge zu der fernern Entwickelung des durch die Muttertrompete herabgesenkten befruchteten Eyes nöthig sind, es mag nun dieses Ey schon völlig die künftige Frucht in einer flüssigen unsichtbaren Gestalt nach allen ihren Gliedmaßen enthalten oder nicht, oder bloß den ersten Keim in sich schließen.

So viel von dem Stoffe; allein die Ausbildung, welche die ungestalte und rohe Masse der ersten Frucht in den prächtigen Bau des Menschen umgießt, ist mit eben so großen Dunkelheiten umhüllt. Die Alten nah-

nahmen eine plastische Kraft an. Sie sagten: „der „Geist, der in der luftigen Substanz des Samens be„griffen, von himmlischer Wärme aber beduftet (oder be„sprengt) ist, und durch die Kraft, die er vom Vater em„pfängt, so wie auch durch die, die ihm vom Himmel „mitgetheilt ist, in die weibliche Gebärmutter gebracht „wird, kocht die Materien, die von der Mutter dahin „gegossen worden, und indem er sie nach ihrer Art „verschiedentlich behandelt, macht er Werkzeuge. So „lange er diese verfertigt, heißt er die ausbildende „oder auswirkende Kraft; aber wenn nun die Werk„zeuge fertig sind, daß er sich ihrer bedienen kann, so „artet das, was vorher bildende Kraft war, indem es „sich ihrer bedient, in die Seele aus."

Büffon nimmt eine Materie an, welche nährt und zeugt. Wenn diese Materie, die überall anzutreffen ist, durch das innere Modell eines Thieres oder Gewächses durchgegangen ist, und eine bequeme Mutter antrifft, so bringt sie ein Thier oder ein Kraut von dergleichen Gattung hervor; ist aber die Mutter nicht bequem, so entstehen daraus andere organisirte Körper, die von Thieren und Pflanzen unterschieden sind, wie die bewegten und wachsenden Dinge, die man in dem Samen der Thiere antrifft, und in dem Wasser, worin einige Gewächse eingeweicht werden. Diese zeugende Materie besteht aus beständig wirksamen, organischen Theilen, deren Bewegung und Wirksamkeit durch die unförmlichen Theile oder Materie überhaupt zur Ruhe und zur Festigkeit gebracht wird, und insonderheit durch die oehligen und salzigen Theile derselben. Sobald man sie aber von dieser fremden Materie befreyet, so geht ihre Wirksamkeit wieder an, und zeugt verschiedene Arten von Gewächsen und beseelten Thieren, die sich bewegen und ihre Stellen ändern. Wird diese Materie gesammelt, und in einem Theile des Leibes aufbehalten, so zeugt sie in demselben allerley Gewürme.

Sie nimmt von sich selber allerley Gestalten an, nach dem die Umstände sich verändern, und hat eine beständige Neigung gebildet zu werden. Es giebt keine vorher gebildeten Keime, und keine unendlich in einander geschobene Abzeichnungen künftiger Thiere, sondern eine gebildete beständig wirksame Materie, die immer bereit ist, sich abzumodeln, eine Aehnlichkeit anzunehmen, und andere Dinge hervorzubringen, die dem ähnlich sind, von welchem sie angenommen worden ist. Also können die Gattungen der Thiere und Pflanzen sich nie erschöpfen; so lange als es einzelne Thiere oder Pflanzen giebt, ist die Gattung immer neu, und eben so neu, als sie vor etlichen tausend Jahren war, und alle Gattungen werden so lange von sich selber dauern und bleiben, bis sie durch den Willen des Schöpfers vernichtet werden.

Herr D. Wolf, in seiner Theorie von der Generation (*), nimmt eine sogenannte wesentliche Kraft (Vis essentialis) an, von welcher er behauptet, daß sie die Theile der Frucht an einander setze und dieselben bilde. Nach seiner Meinung ist sie „diejenige Kraft, „durch welche in den vegetabilischen Körpern alles das„jenige ausgerichtet wird, weswegen wir ihnen ein Le„ben zuschreiben; und aus diesem Grunde habe ich sie „die wesentliche Kraft dieser Körper genannt, weil „nähmlich eine Pflanze aufhören würde, eine Pflanze „zu seyn, wenn ihr diese Kraft genommen würde. In „den Thieren findet sie eben sowohl Statt, wie in den „Pflanzen, und alles dasjenige, was die Thiere mit „den Pflanzen gemein haben, hängt lediglich von die„ser Kraft ab. Die ersten Theile des zukünftigen Thie„res

(*) *Casp. Frid. Wolff* theoria generationis. Hal. 1759, 4. 18½ B. n. 2 K. L.

Theorie der Generation in zwey Abhandlungen, erklärt und erwiesen von Casp. Fr. Wolf. Berl. 1764, 8.

„res wären alle flüssig und unorganisch, nachher aber „durch diese wesentliche Kraft zusammengesetzt.“

Herr Hofrath Blumenbach (*) nimmt an: „daß „in allen belebten Geschöpfen, vom Menschen bis zur „Made, und von der Ceder bis zum Schimmel herab, „ein besonderer, eingeborner, lebenslang thätiger, wirk„samer Trieb liegt, ihre bestimmte Gestalt anfangs an„zunehmen, dann zu erhalten, und, wenn sie ja zer„stört worden ist, wo möglich wieder her zu stellen. „Ein Trieb, der sowohl von den allgemeinen Eigen„schaften der Körper überhaupt, als auch von den „übrigen eigenthümlichen Kräften der organisirten Kör„per insbesondre gänzlich verschieden ist; der eine „der ersten Ursachen aller Generation, Nutrition und „Reproduction zu seyn scheint, und welchen er den „Bildungs-Trieb (Nisus formativus) nennt.“

Alle diese Theorien und Systeme kommen darin überein: daß die Frucht nach und nach durch eine allmähliche Ansetzung ihrer Theile gebildet werde; und dieses ist das System der Aneinandersetzung, oder der Epigenesie. Es ist nicht zu läugnen, daß, dem ersten Anscheine nach, diese Lehre viel Wahrscheinliches hat. Die Gesetze der Schwere, der anziehenden Kraft und des elastischen Triebes scheinen bey der Natur eine große Geneigtheit zu beweisen, viele Körper mit gleichen Kräften zu versehen, und viele Wirkungen

(*) Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft, von D. Jo. Fr. Blumenbach. Gött. 1781, 8. 6 B.

Jo. Frid. Blumenbachii de nisu formationis et generationis negotio observationes nuperae. Accedunt tabulae aeneae. Goett. 1787, 4. 4 B. u. 2 K. T. Ed. nova, Goett. 1789.

Jo. Fr. Blumenbach über den Bildungstrieb. Gött. 1789, 8. 7¼ B. u. 3 Vign. Zweyte verm. Aufl. 1791, 7½ B.

Holländ. Uebersetz. Verhandeling over de Vormdrift in de Vorteling. Amst. 1789.

Engl. Uebersetz. von D. Crichton: An essay on generation. Lond. 1792.

ungen nach gleichen Gesetzen zu bewerkstelligen. Aus einem, dem Ansehen nach, gleichförmigen Wasser scheidet sich in der Kälte eine Menge erhitzter Theile, die, nach der Verschiedenheit des Salzes, in dreyeckige, viereckige, und auch wohl fünfeckige Figuren, und durch deren Anlegung und Zusammenhang in verschiedene Arten ziemlich regelmäßiger Körper anschießen. Berg-Krystall besteht aus vollkommen ähnlichen Theilen, und man sieht ganz deutlich, wie ähnliche Theilchen in ein Ganzes sich zusammenbilden, das seine beständige und ordentliche Bildung hat, ohne daß die geringste Vermuthung von einem Samen oder einem Keime hier sich einschleichen könne. Allein, man kann mit Recht fragen: ob denn wohl in der ganzen organischen Schöpfung aus der bloßen Krystallisation ein organischer Körper entstehe? ob nicht der Haupt-Unterschied zwischen den Mineralien und den organischen Körpern darin bestehe, daß jene durch äusseres Anhäufen der kleinen Theile, diese aber durch innern Umlauf der Säfte, wachsen und zunehmen? und ob dergleichen Körper nicht durchgehends dicht und steif gefunden werden? Und was sind organische, belebte und wirksame Theile — Theile, welche die Pflanzen und Thiere gemein haben — und die doch an sich weder Pflanzen noch Thiere sind? — was ist eine Kraft, die mit der Stoß-Kraft nichts ähnliches hat? was ist ein äusseres oder inneres Modell? Dieses sind lauter Begriffe, die eben so dunkel sind, als die Sache, welche man aufhellen will. Was macht denn diese bildenden Kräfte so gelehrt, so beständig in Hervorbringung der Thiere? Wenn eine bloß anziehende Kraft oder eine ausdehnende im Samen einen Menschen oder einen Hirsch bildet, warum entsteht aus dieser zu allen Gestalten fähigen Materie niemahls an statt eines Menschen ein Affe, der doch mit dem Menschen so viele Aehnlichkeit hat? Wie ist es möglich,

daß

daß aus einem kleberigen Safte allemahl ein Thier, und allemahl ein Thier von der Art, zu welcher seine Aeltern gehören, wird?

Kann man sich wohl ein inneres Modell oder Abdruck vorstellen? Ist es möglich, daß die Natur aus einer zähen Materie die Aehnlichkeit eines Vaters in seinen Adern unendlich verjüngen kann? Vermag diese Materie eine andere Gestalt anzunehmen, als die Gestalt der Zwischenräume der genährten Theile, zwischen welchen sie gesessen hat? Machen solche Zwischenräume die persönliche Bildung eines Menschen aus? Kommt es von den Zwischenräumen her, daß Jener eine große Nase, und Dieser einen weiten Mund hat? Und sind die Kinder im eigentlichen Verstande ihren Aeltern ähnlich? Die Verschiedenheit der Nerven und der zurückführenden Adern ist so groß, so unendlich, daß man fast keine Beschreibung von ihr zu Stande zu bringen vermögend ist, und bald glauben sollte, die Natur arbeite nicht nur ohne Modell, sondern auch ohne Grundriß, die Thiere aus, ob man wohl hierin gleichfalls zu weit gehen würde. Einem Zergliederer ist bekannt, daß Millionen Gefäße in erwachsenen und zeugenden Menschen fehlen, die in der Leibesfrucht noch da sind. Sie hat große Nabel-Schlagadern, ein eyförmiges Loch, eine Brust Drüse, und viele andere Theile, die der Vater nicht hat — wie kann sie also nach dem innern Abdruck des Vaters gebildet werden? Wir wollen annehmen, daß die Abdrücke der Zwischenräumchen der Augen, der Ohren und der Knochen in dem Samen zusammenkommen; — wir wollen annehmen, daß sie die Aehnlichkeit des Vaters haben; — diese gebildeten Theile schwimmen aber doch ohne Ordnung in dem flüssigen Samen herum, und es ist noch keine Ursache, keine Kraft da, die sie in Ordnung bringt, die die Augen-Theilchen des Vaters mit den Augen-Theilchen der

Mutter, und zwar die von der rechten Seite, mit denen von der rechten, und die linken mit den linken vereinigt, die die Theilchen des Ohres an ihren Ort und ihre gebührende Entfernung vom Auge hinweiset, die die Lage und das Verhältniß in allen Theilen aufs richtigste ausmißt. Es fehlt ein Baumeister, der die tausend einzelnen Abdrücke verschiedener Theile in einer gehörigen Reihe der Länge des Körpers nach hinlegt, und nach dem wundervollen Plane eines menschl. Körpers aufbauet, der hinderte, daß niemahls ein Auge an das Knie, oder ein Ohr an die Stirn gesetzt wurde, oder eine Zehe an die Hand, oder ein Finger an den Fuß sich verirrt. Hier ist eine Kraft nöthig, welche sucht, welche auslieset, welche einen Zweck hat, welche wider alle Gesetze der blinden Zusammenfügung allemahl und unfehlbar einen gleichen Wurf wirft. Denn die meisten Thiere empfangen bey der ersten Begattung, und gebären allemahl ordentliche Thiere, gegen deren Anzahl die Mißgeburten sehr selten sind. Wir finden in der ganzen Natur die Kraft nicht, die die einzelnen Theile, die Millionen von Millionen Adern, Nerven, Fasern und Knochen eines Körpers nach einem ewigen Grundrisse zusammen zu fügen weise genug wäre. Hat denn die Materie Absichten, und ist es ihr Einfall, daß die Augen-Kreise eines im dichten Wasser sehenden Fisches runder, als des in der dünnen Luft sehenden Menschen, seyn müssen? Ist es der Schwere oder der Federkraft zu zuschreiben, wenn dem sprechenden und lernenden Menschen der Geruch und der Geschmack stumpf gemacht worden, den Thieren aber, die aus eigener Erfahrung die heilsamen oder schädlichen Eigenschaften der Speisen lernen müssen, diese Sinne nebst ihren Werkzeugen viel stärker und vollkommener verliehen worden sind? War es unvermeidlich, daß alle Thiere zu der Zeit, da sie gebären, auch Milch zeugen müssen, und konnte

kein

kein anderer Bau durch den Wurf einer Materie erhalten werden, als der, der sich so ausnehmend zur Ernährung eines neugebornen Thieres schickt? Alle diese Erscheinungen geben uns die deutlichsten Spuren, daß die Leibesfrucht nicht nach Modellen, Abdrücken und Krystallisation gebildet werden kann.

Geheime Kräfte, eine wesentliche Kraft ꝛc. annehmen wollen, beweiset und erklärt die Sache nicht im mindesten; es sind bloße Nahmen, und man kann sich keine deutliche Sache, sondern bloß geheime Eigenschaften (qualitates occultae) der Alten dabey denken. Eine solche wesentliche Kraft, oder ein Bildungs-Trieb, setzt immer eine neue Kraft voraus, die ihn aufweckt, und gleichsam in Thätigkeit bringt. Auch kann diese Kraft keinen Finger, oder sonst ein kleines knochiges und knorpeliges Glied, wenn es ganz abgeschnitten ist, ersetzen; wir können sie demnach nicht als eine ursprüngliche bildende Grund-Kraft ansehen. Das Reproductions-Vermögen der grünen Arm-Polypen scheint keinen hinlänglichen Beweis davon abgeben zu können. Der Körper solcher Thiere und Thier-Pflanzen besteht gemeiniglich nur aus einer einzigen Art von Materie, aus durchgehends homogenen Theilen, und es lassen sich davon auf andere Thiere und Pflanzen, die aus mehreren heterogenen Theilen zusammengesetzt sind, eben keine sichere Schlüsse ziehen. Auch kann diese Erscheinung eben so gut aus einer Entwickelung der Theile, welche durch die lebendigen thierischen Kräfte bewerkstelligt worden ist, hergeleitet werden, wie wir an dem Keime der menschlichen Frucht wahrnehmen, welche durch die Befruchtung immer mehr und mehr entwickelt wird. Solchemnach ist also das System der Erzeugung nach der Epigenesie durch geheime Kräfte gar nicht wahrscheinlich.

Daß blinde regellose Kräfte unmöglich ein so herrliches Meisterstück aufführen können, dieses sahe der

tiefdenkende geh. Rath Stahl schon längstens ein. Er schuf sich also einen Baumeister, welcher diese Aneinandersetzung besorgen mußte, und dieser Bau-Meister war die vernünftige menschliche Seele. „Diese ist es, welche den Körper der Frucht in Mut„terleibe bauet, und die Symmetrie dabey beobachtet; „denn aus mechanischen Ursachen können wir dieses „nicht herleiten, sondern wir müssen den Organismus „dabey zu Hülfe nehmen. Sie besitzt auch Geschick„lichkeit genug dazu; sie hat eine so gute Erkenntniß „von einer guten Proportion, daß sie auch die geringste „Abweichung davon wahrnehmen kann. Wir sehen „dieses bey der Musik; es darf nur ein wenig an dem „Verhältnisse der Geschwindigkeit der zitternden Be„wegung der Saiten fehlen, daß sie sich nicht genau „wie 1 zu 2 verhalten, so merken wir, daß die Octave „nicht recht gestimmt ist; und sie wählt auch die schön„sten Proportionen bey dem Bau unsers Körpers. „Auch ist die Bildung der Frucht eine gewisse Thätig„keit, eine gewisse Bewegung; Thätigkeit und Beweg„ung in einem lebenden Körper hervorzubringen, wä„ren bloße Wirkungen eines immateriellen Wesens, ja „Leib und Seele ständen in einer so genauen Verbind„ung mit einander, daß keines ohne das andere beste„hen könne, und da der Körper an und vor sich in einer „verweslichen Materie bestehe, so trage die Seele auch „Sorge für seine Erhaltung, und eben aus dieser Vor„sorge könne man schließen, daß sie auch sein Baumei„ster gewesen sey. Die Art und Weise wie die Seele „dieses verrichtet, sey nicht nöthig zu wissen. Ist es „denn nicht genug uns zu überzeugen, wenn wir wis„sen, daß es geschieht, ob uns gleich die Art und Weise „unbekannt bleibt? Glauben wir doch, daß ein Kör„per den andern bewegt, ohne daß wir wissen, wie ihm „die Bewegung mitgetheilt wird. Genug, daß der „Grund, warum der Leib so und nicht anders gebauet

„ist,

„ist, in der Seele eben so wohl zu suchen ist, als die „Symmetrie eines Hauses ihren Grund in dem Bau„Meister hat.“ So sprechen die Stahlianer.

Allein, Erstens: Da unsere Seele ein denkendes Wesen ist, denken aber in dem Bewußtseyn unserer Handlungen besteht, so folgt natürlich hieraus, daß unsere Seele sich dieser wichtigen Handlung, als der Bau ihres Körpers ist, müsse bewußt seyn. Fragt ein jeder vernünftiger Mensch sich hierüber selbst, so wird er auch mit der größten Anstrengung seines Verstandes es nie dahin bringen können, daß die Seele ihm nur eine einzige Vorstellung, ja nur eine dunkle Idee, daß sie ehedem ihren Körper gebauet habe, darstellte. Ist aber unsere vernunftige denkende Seele sich dieser wichtigen Handlung gänzlich unbewußt, so müssen auch alle vernünftig denkende Männer über das Stahlianische System in Zweifel bleiben, und dasselbe verliert unendlich viel an der Wahrscheinlichkeit. — Zweytens: Kann der Bau unsers Körpers in Mutterleibe nicht anders geschehen und durch die Seele verrichtet werden, als mit Hülfe der Lebens-Werkzeuge, des Herzens und des Umlaufes der Säfte. Nun zeigt aber die Erfahrung, daß die Bewegung des Herzens und der Kreislauf des Blutes willkürliche Bewegungen sind, die dem Willen unserer Seele ganz und gar nicht unterworfen sind. Unter allen Menschen in so vielen Jahrhunderten hat sich nicht ein einziger gefunden, der dem Herzen nur einen Augenblick hätte befehlen können, der es in seiner Gewalt gehabt hätte, die allzu ungestümen Bewegungen des Blutes zu bändigen, oder, wenn sie allzu matt sind, aufzuwecken. Stehen aber diese thierischen Maschinen, von welchen unser Leben abhängt, nicht in unserer Willkür, stehen sie nicht unter der Herrschaft der Seele, wie kann man nur mit einigem Scheine behaupten, die Seele habe ihren Körper gebauet? — Drittens, scheint die

Einrichtung und der Bau des Körpers die Weisheit der Seele weit zu übertreffen. Unsere Seele sieht nur Einen Punct deutlich, und denkt nur Einen Begriff deutlich; will sie aber zwey Dinge zugleich sehen, zwey Begriffe zugleich betrachten, zwey Buchstaben zugleich lesen, so verwirrt sie sich, irrt, und kommt mit keinem von beyden zurecht; auch so oft sie mit Fleiß und Ernst einer Arbeit obliegt, verschließt sie, ihrer Schranken bewußt, sich gleichsam vor den Eindrücken der Sinne, sieht nichts, hört nichts, und bringt die Muskeln in keine Bewegung. Nun aber müßte die Seele unendliche Dinge mit der größten Deutlichkeit zugleich überdenken, wenn sie so viele Muskeln, so unzählbare Gefäße, so unzählige Fasern, nach den richtigsten Verhältnissen der Meßkunst bauen und regieren sollte, und würde beständig neue, den besten Meßkünstlern selbst schwer aufzulösende Aufgaben, in Beherrschung ihrer Muskeln aufzulösen und auszuführen haben. Und doch muß man gestehen, die Seele sey sich dieser ganzen Arbeit unbewußt, und könne ausserdem die schwersten und abstractesten Begriffe überdenken, ohne daß die Sorge des Körpers ihre Betrachtungen störe, noch ihre Betrachtungen sie hindern, die nothwendigen Bewegungen des Körpers anzuordnen.

Es ist also auch offenbar falsch, daß alle Bewegungen von der Seele entspringen, und daß ohne sie der Körper eine unbewegliche und träge Masse sey. Denn die Reizbarkeit der Muskel-Fasern erfordert nicht das Daseyn der Seele, indem sie auch in todten Körpern fortdauert, und die Faser nicht eher verläßt, als bis dieselbe erkaltet und starr ist, obgleich ein aus dem Körper herausgerissener Muskel von allem innerlichen Zusammenhange mit der Seele getrennt worden ist.

So stark auch diese Gründe sind, so machen die Gegner folgenden Einwurf: „Wenn die tägliche Er-

„fahr-

„fahrung beweiset, daß die Einbildungs-Kraft der „Mutter einen augenscheinlich sichtbaren Einfluß auf „die Leibesfrucht hat, die Einbildungs-Kraft aber „offenbar eine Seelen-Kraft ist, so muß die Seele bey „der Bildung der Leibesfrucht die Haupt-Rolle spielen. „Nun zeigen aber die Mutter-Mähler deutlich, daß die „Einbildungs-Kraft körperliche Theile gänzlich verun„staltet, ja gar vernichtet; folglich muß die Seele auf die „Bildung der Frucht den größten Einfluß haben, und „den Bau besorgen."

„Ein vornehmes schwangeres Frauenzimmer gieng un„ter einem Maulbeer-Baume spazieren, und es trägt sich „dabey zu, daß eine Maulbeere herunter, und ihr gerade „auf die Spitze der Nase fällt; hiervon bekommt das Kind „auf der Spitze seiner Nase eine Maulbeere, welche die „vollkommene Gestalt und Farbe dieser Frucht hatte.

„Ein Mann zitterte beständig an den Händen, weil „der Mutter, als sie mit ihm schwanger war, ein großes „Unglück begegnet ist, indem ihr Mann erstochen wurde, „worüber sie vor Schrecken und Entsetzen gezittert hat.

„Bey einer andern Person nahm man an einer Hand „nur zwey Finger wahr, weil sich die Mutter an der Sche„re von einem See-Krebs versehen hatte.

„Man findet auch Beyspiele, daß ein Kind einen ver„stümmelten Arm bekommen hatte, weil die Mutter unter „der Schwangerschaft über einen Bettler erschrocken war, „der einen solchen verstümmelten Arm hatte.

„Eine Bereiters-Frau im Holsteinischen sahe, wäh„rend ihrer Schwangerschaft, einen in einem Zimmer „schwebend hangenden Engel sehr aufmerksam an, und „mochte sich dabey auch oft allerley phantastische Vorstell„ungen machen. Besonders machte sie ihre Anmerkun„gen über die Haare des Engels, welche auf der Stirn „wellenförmig, dabey aber ziemlich unförmlich lagen. „Sie kam nieder, und ihr Kind, ein Mädchen, hatte die „unförmlichen Haar-Locken im Fleische genau so plump „auf der Stirn abgebildet, als sie in Holz auf der En„gels-Stirn vorgestellt waren.

„Eine schwangere Bäurinn sahe während der ersten „Zeit ihrer Schwangerschaft, unglücklicher Weise, einen

„Affen- und Bären-Tanze zu. Die Neugierde trieb sie, „mit dem einen Affen genauere Bekanntschaft zu machen. „Dieser sprang auf sie zu. Die Bäurinn erschrack heftig, „und gebar, nach 6 bis 7 Monathen, einen Sohn, der „mehr Affe als Mensch war, der die kleinen Affen-Augen, ein vorhangendes Gesicht und einige andere Affen-„Züge, übrigens aber Menschen-Haut und Farbe hatte.

„Ein Bauer wurde von seinem Herrn den Tag nach „der Hochzeit spaßhaft gefragt: ob er einen Knaben fertig habe? Der Bauer antwortete: Halb, Herr Amtmann! Seiner jungen Frau erzählte er die Frage, und „seine vermeintlich witzige Antwort; bediente sich auch, „um seinen Witz anzubringen, bey der nächsten Liebkosung „des Ausdruckes: er wolle nun die andere Hälfte fertig „machen. Die Frau machte sich häufige Ideen von halben Knaben, und brachte einen halben Knaben zur Welt, „der zwey Lenden, gar keine Beine, und nur den linken „Arm hatte, den rechten aber nur bis an den Elbogen, „übrigens aber gesund und munter war und blieb, auch, „ungeachtet der einen fehlenden Hand, ein Schneider „ward."

Um diesen, dem ersten Anscheine nach, starken Einwurf gehörig zu widerlegen, fragt es sich: was versteht man durch Mutter-Mähler? Im weitern Verstande heißen **Mutter-Mähler** alle diejenige widernatürliche Abänderungen an dem Körper eines Kindes, im Fall die Einbildungs-Kraft der Mutter davon Ursache seyn soll. Im engern Verstande versteht man die angebornen Abweichungen und Fehler der natürlichen Bildung, welche von der Einbildungs-Kraft der Mutter in der Oberfläche des Körpers des Kindes verursachet werden. Ich nehme hier den Begriff im weitern Verstande, und verstehe alle angeborne Fehler der Bildung darunter, welche man gemeiniglich auf Rechnung der mütterlichen Einbildungs-Kraft schreibt. Solche Fehler können auf eine doppelte Art durch die Einbildungs-Kraft entstehen. Entweder, es wird eine imaginarische Idee lange mit großer Lebhaftigkeit unterhalten, oder durch einen da-

zu gekommenen heftigen Affect, z. B. Zorn, Furcht ꝛc. belebt. So können hierdurch in einer Person, die sich nicht in gesegneten Umständen befindet, leicht geringere oder wichtige Veränderungen in dem Kreislaufe der Säfte erreget werden. Um so viel mehr kann bey einer Schwangern, welche in diesem Zeitpuncte viel empfindlicher und reizbarer ist, als sonst, der Kreislauf der Säfte beunruhiget, diese Unruhe auf die Frucht fortgepflanzt, und bey einer daher veränderten Ernährung mancherley Fehler in der Bildung des Kindes hervorgebracht werden. Oder, eine bey einer Schwangern plötzlich entstandene imaginarische Idee rührt die Leibesfrucht so lebhaft, daß sie in ihrer Bildung eine vollkommene körperliche Aehnlichkeit desjenigen Gegenstandes, welcher diese imaginarische Idee erregt hatte, ausdrückt. Was den ersten Fall anbelangt, so räume ich gern ein, daß durch heftige Leidenschaften eine Unordnung in dem Kreislaufe der Säfte verursachet werden, und dadurch in dem zarten Bau der Frucht Fehler entstehen können; aber den andern Fall, daß die lebhafte Einbildungs-Kraft solche vollkommene körperliche Aehnlichkeiten bilden könne, läugne ich gänzlich, und zwar aus folgenden Gründen.

1. Eine richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehen. Man will zwar einmahl so etwas als einen Nerven an der Nabelschnur gesehen haben, aber man hat sich geirret, und ich darf nur hier einen der größten Anatomiker, den Hrn. v. Haller nennen, um der Sache ihren gehörigen Nachdruck zu geben. Da nun Empfindungen durch keinen andern Weg fortgepflanzet werden können, als einzig und allein durch die Nerven, so fallen die schnellen und lebhaften Wirkungen der Einbildungs-Kraft der Mutter auf die Gestalt der Frucht, von selbst weg. Vergebens beruft man sich auf die Kleinheit der Nerven, und behauptet, daß die Erfahrung be-

stätige, daß auch noch da Nerven vorhanden wären, wo die Zergliederungs-Kunst sie nicht entdecken könne. Diese Einrichtung hat bloß in dem Muskel-Bau Statt, aber die Nabelschnur und der Mutterkuchen bestehen aus einem bloßen Zellen-Gewebe, und haben keine Aehnlichkeit mit dem Bau der Muskeln; ja, man findet keinen Haupt-Nerven-Ast, der sich nach diesen Theilen verbreitet, und von welchem man nur von weitem vermuthen könnte, daß er einige Zweige nach diesen Theilen abgebe. Vergeblich beruft man sich auf das Daseyn der großen Blut-Gefäße, und will aus der Analogie darthun, daß, wo solche große Blut-Gefäße wären, auch nothwendig Nerven seyn müßten. Denn die Verbindung der Nachgeburt mit der Gebärmutter ist so beschaffen, daß sie ohne alle Empfindung davon abgelöset, und ohne Schmerzen der Mutter gedrückt und zerrissen werden kann; und sehr oft trennt sich die Nachgeburt bey dem Zusammenziehen der ausgeleerten Gebärmutter nach der Geburt, ohne Wissen der Mutter, und zeigt sich schon der Hebamme, welche sie heraushohlen wollte. Diese Unempfindlichkeit findet auch bey der Nabelschnur Statt, und beweiset, daß keine Nerven von der Gebärmutter in die Nachgeburt nach der Frucht übergehen, woraus auch sonst bey der Absonderung derselben die grausamsten Schmerzen und Convulsionen entstehen müßten, welches aber nie geschieht. Folglich ist die Fortpflanzung der imaginarischen Idee eine Unmöglichkeit. Vergebens suchen sich die Gegner zu helfen, wenn sie sagen: „Gesetzt, es gehen auch keine Nerven von der „Mutter zu der Frucht über, so wissen wir doch, daß „bey dem Menschen Puls- und Blut-Adern mit dem „Gehirne und dem ganzen Nerven-System in der innigsten und genauesten Verbindung stehen; wir wissen ferner, daß die Leibesfrucht durch die Nabel-„Schlagader und den Mutterkuchen mit der Mutter

„ver-

„verbunden ist, und daß also in beyden ein und eben „derselbe Blut-Umlauf Statt hat. Nun können wir „schließen, die imaginarische Idee äussert ihren lebhaf„ten Eindruck auf das Nerven-System der Mutter, „dieser Eindruck pflanzt sich auf die Blut-Gefäße der „Nabelschnur und des Mutterkuchens fort, verändert „den Kreislauf der Säfte und das Nerven-System „der Frucht, und bildet die körperliche Aehnlichkeit.“ Allein, diesem setze ich entgegen:

2. Es ist keine unmittelbare Gemeinschaft zwischen den Gefäßen und dem Blute der Mutter, und den Gefäßen und dem Blute der Frucht. Die Mündungen der Gefäße des Mutterkuchens gegen die Gebär-Mutter sind so klein, daß, wenn man dieselbe durch die Nabel-Gefäße ausspritzt, weder Terpenthin-Oehl, noch eine andere Feuchtigkeit, durch sie dringt. Hingegen sind die Gebärmutter-Gefäße von einer solchen Weite, daß man, währender Schwangerschaft, einen kleinen Finger hinein bringen kann, und nach der Entbindung das Blut sich strohmweise aus denselben ergießt. Eine Verbindung dieser beyden Arten Blut-Gefäße ist also unmöglich; denn dieselbe findet nach dem Laufe der Natur nur alsdann Statt, wenn die Gefäße einen gleichen Durchmesser haben. Ja, der Puls der Frucht ist von dem Pulsschlage der Mutter verschieden. Das Blut ist weit flüssiger, als das Blut der Mutter. Die Frucht lebt wirklich noch einige Minuten, ja wohl eine völlige Stunde, wenn die Mutter eines plötzlichen Todes stirbt; und sie würde noch länger fortleben, wenn die Kälte des Leichnames nicht den Tod bey der empfindlichen zarten Frucht beförderte. Es ist also keine ununterbrochene Uebereinstimmung zwischen dem Leibe der Mutter und der Frucht; die Behauptung der Gegner beruhet daher auf einem Satze, der noch mehrern Beweises bedarf. Aber gesetzt,

diese

diese Vereinigung der Blut-Gefäße finde Statt, so ist doch

3. wahr, daß eine solche Fortpflanzung der imaginarischen Idee der Mutter auf den Foetus dem Laufe der Natur ganz entgegen ist. Alle Gegenstände wirken auf unsere Sinne entweder unmittelbar, wie: im Gefühl und Geruch, oder mittelbar, indem sie eine gewisse Materie in Bewegung setzen, als: beym Gesicht und Gehör. Hierzu werden Nerven erfordert, durch deren Canäle vermittelst eines Stoßes der sinnliche Eindruck zum Gehirn gebracht, der Seele vorgestellt, und nach Beschaffenheit der Sache wieder durch das Nerven-System dem Körper eine Perception mitgetheilt wird. Hier aber ist die Gemeinschaft zwischen dem mütterlichen Gehirne, und dem Gehirne der Frucht, wegen Mangel der Nerven in der Nabel-Schnur und dem Mutterkuchen unterbrochen; es findet also die Mittheilung der imaginarischen Idee keinen Platz, und die Mittheilung durch die Blut-Gefäße allein, ist der Analogie und den Natur-Gesetzen entgegen. Gesetzt aber es wäre, so wird das Blut aus dem Herzen der Frucht in alle Theile derselben gleichmäßig hingetrieben, und durch die Nabelschnur wieder in die Blut Adern, und von da in das Herz, geleitet. Es ist also, nach den Gesetzen der Circulation, an keine Hervorbringung einer Mißgestalt an einem bestimmten Theile der Frucht zu gedenken, und, aus eben diesen Gründen, noch weniger an eine Aehnlichkeit des Mutter-Mahles mit dem Gegenstande, welchen die Schwangere in Gedanken gehabt haben soll; ja, selbst das in Unordnung gebrachte und mit Heftigkeit eindringende Blut der Mutter wird durch den Widerstand der Nabelschnur und des Mutterkuchens aufgehalten, und dadurch seine Heftigkeit vermindert.

4. Eine

4. Eine solche Einrichtung, wodurch die Einbildungs-Kraft so viel Macht besitzt, widerspricht den vollkommensten Absichten des Schöpfers. Eine schwangere Frau, welcher es aus gütigem Mitleiden sehr nahe gegangen war, als man einen Missethäter, welcher gerädert werden sollte, zum Gerichts-Platz führte, soll darauf ein Kind geboren haben, dessen Knochen an denen Gegenden zerbrochen waren, welche man einem Uebelthäter mit dem Rade zu zerstossen pflegt, und in solchem Zustande soll es bis ins 20ste Jahr gelebt haben. Diese arme gutige, zärtliche und mitleidige Frau hätte also ihr Kind durch ihre Einbildungs-Kraft gerädert! So wenig zärtliche Mütter dergleichen Beyspiele, woran sie selbst Schuld seyn sollen, werden ertragen können, eben so hart und ungerecht müßte man die Einrichtung des Schöpfers und der Natur nennen, daß er den Müttern eine so große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder eingepflanzt, und sie dennoch gezwungen hat, daß sie selbst die Ursache von solchem Unglücke derselben seyn müssen. — Doch nein, unser Körper-Bau hat diese Einrichtung nicht, denn sonst müßte bey Melancholischen, bey Narren, bey Tollhäuslern, die lebhafte, imaginarische Idee ebenfalls solche Veränderungen hervorbringen, so müßten dieselben die zärtliche, empfindliche und reizbare Mutter treffen. Dieses geschieht nicht, sondern die unschuldige Frucht, diese soll leiden! Vernunft und Religion steht dieser Meinung entgegen, und gebiethet uns dieselbe zu verlassen.

5. Wäre die Macht der Einbildungs-Kraft gegründet, so würde es ja nur auf die lebhafte imaginarische Idee einer Mutter ankommen, ob ihre zukünftige Frucht einen Knaben oder ein Mädchen vorstellen sollte; die Empfängniß wäre der Willkür der Frauens-Personen unterworfen; nur eine erhitzte Einbildungs-Kraft würde erfordert, um eine Leibesfrucht zu bilden.

Allein,

Allein, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Die Empfängniß ist keinesweges dem Willen unserer Seele, geschweige einer zügellosen Einbildungs-Kraft, unterworfen; viele rechtschaffene Damen wünschen sich Kinder, diese wünschen sich einen Knaben, jene ein Mädchen; und alle ihre Wünsche, ihre ganze erhitzte Phantasie ist vergeblich. Der Gegner beruft sich auf die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern (*); man beruft

(*) Man hat geglaubt, daß die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Kindes mit dem Vater, oder den Aeltern überhaupt, etwas für die Recht- oder Unrechtmäßigkeit desselben beweisen könne. Allein, dieses kann hier nichts entscheiden; und man kann nun die Frage aufwerfen: sind denn die Kinder im eigentlichen Verstande ihren Aeltern ähnlich? Eine Frage, die man vielleicht nie mit Gewißheit beantworten wird! Die Zergliederung scheint gegen diese Aehnlichkeit zu streiten. Denn wenn die Menschen einander ähnlich wären, so wäre eine Beschreibung, eine Abbildung der Schlag-Adern, z. B. an der Hand, hinlänglich. Wenn sie einmahl dem Urbilde ähnlich wären, so würden sie es allemahl bleiben. Aber von dieser bequemen Aehnlichkeit finden wir die Natur weit entfernt. Es sind niemahls zwey Menschen gesehen worden, in denen nicht alle Nerven, alle Schlag-Adern, alle zurückführende Adern, selbst die Muskeln, selbst die Knochen, unendlich von einander unterschieden wären. Diese Verschiedenheit herrscht in der ganzen Natur, und kein Kraut ist jemahls demjenigen ähnlich gewesen, aus dessen Samen es entsprossen ist. Das Kind ist überdies in seinem Baue von dem Vater ganz unterschieden, und hat Theile, die überhaupt den Aeltern fehlen. Es sind große Nabel-Schlagadern, ein eyförmiges Loch, und eine doppelte Reihe Zähne vorhanden. Ja, was noch mehr ist, ein Mann, der nur Eine Hode hat, zeugt einen Sohn mit zwey Hoden. Ein Mann, der eine Hand, ein Bein, ein Auge verliert, zeugt doch einen vollständigen Sohn. Das Kind ist also in dem ganz feinern Baue ohne Ausnahme, und sehr oft im groben Bau, von seinen Aeltern unterschieden, und allemahl reicher an verschiedenen Theilen, als dieselben. Auch die Gesichtszüge sind verschieden, da ein neugebornes Kind keine bestimmte Physionomie hat; und Meinung oder Einbildung hier Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nach Belieben schaffen oder vertilgen kann; auch sind gegen die Beyspiele der ihren Aeltern ähnlichen Kinder eine weit größere Menge von andern vorhanden, die nichts kennbares, nichts ähnliches von ihren Aeltern an sich haben. Doch giebt es Fälle,

wo

ruft sich auf die alten Spartaner, welche die Gewohnheit hatten, ihren schwangern Weibern die schönsten Personen beyderley Geschlechtes vorzuführen, damit auch

wo die Aehnlichkeit mit einem andern Vater den Ehebruch der Mutter, und also die Unrechtmäßigkeit des Kindes entdeckt, nähmlich alsdann, wenn Leute von verschiedenen Racen beysammen sind; z. B. wenn eine Europäerinn, die mit Mohren, Ungarn, Mongolen, Amerikanern ꝛc. zusammen kommt, ein Kind gebiert, welches in der Farbe des ganzen Körpers, oder eines einzelnen Theiles, oder in der Bildung des Gesichtes, von dem Gewöhnlichen zu sehr abweicht, so ist der europäische Mann nicht der wahre Vater, und so umgekehrt.

Das kön. preuß. Ober-Collegium medicum zu Berlin, hat auf die Frage: „ob von dem Beyschlaf eines Mohren mit einer weißen Frau ein ganz weißes Kind geboren „werden könne?“ folgendes Gutachten (*) ausgestellt:

Die Ursache, so zu der nachstehenden Frage Anlaß gegeben, besteht in einem, bey dem hochlöbl. Kammer-Gerichte schwebenden Proceß, indem die Ehefrau und jezige Witwe eines Mohren, Nahmens Hannibal, bey Lebzeiten ihres Mannes mit dem hiesigen Bäcker-Meister W** zugehalten, und aus diesem Beyschlaf ein ganz weißes Kind zur Welt gebracht haben will. Da nun über die Verpflegung dieses Kindes Streit entstanden, ob solches von dem Hannibal oder von dem Bäcker-Meister W** erzeuget worden, indem die Mutter, welche bisher für eine Ehefrau des Hannibal gehalten worden, die rechtliche Vermuthung, daß gedachtes Kind in der rechten Ehe erzeuget sey, wider sich haben soll: So sind Wir deshalb von E. hochlöbl. Kammergericht unter d. 1 März h. a. ersuchet worden, Demselben darüber ein Gutachten zukommen zu lassen:

Ob von dem Beyschlaf eines Mohren mit einer weißen Frau ein ganz weißes Kind geboren werden könne?

Wir haben daher, nach reiflicher collegialischer Ueberlegung, nachstehendes Gutachten und Beantwortung dieser Frage abzugeben, nicht ermangeln wollen.

Ein jeder der Sachen kundiger wird leicht einsehen, daß die positive Beantwortung dieser Frage nach theoret-

(*) Pyl Aufsätze und Beobachtungen aus der gerichtl. Arzeneywiss. 7 Samml. (Berl. 1791, gr. 8.) S. 262, fgg.

auch sie solche schöne Kinder gebären möchten. Heliodorus schreibt, daß Cariclea von Farbe weiß gewesen sey, ob sie gleich von äthiopischen Aeltern geboren war,

retischen Gründen nicht allein schwer, sondern fast ganz unmöglich sey, und daß daher dieselbe lediglich nach solchen Gründen, welche bloß aus der Erfahrung hergenommen sind, und von der Erfahrung bestätiget werden, beantwortet werden müsse.

Wenn Wir aus der Physiologie das systema ovulorum, welches so viele berühmte Männer, und unter andern auch der so berühmte und um die Physiologie sich ewig verdient gemachte Hr. v. Haller angenommen, auch in diesem unsern jetzigen Fall annehmen wollten, nach welchem der Keim des zukünftigen Menschen bereits in dem ovulo materno verschlossen liegt, und nur durch die auram seminalem des Mannes in eine nähere Bewegung und zur Entwickelung und Vollkommenheit gebracht werden darf, so würden Wir hieraus folgern müssen, daß es allerdings möglich sey, daß ein mit einem Mohren und einer Weißen erzeugtes Kind der Mutter in allen Stücken ähnlich seyn, und folglich auch als ein ganz weißes Kind zur Welt gebracht werden könne. Wenn Wir aber im Gegentheil das sogenannte systema animalculorum bey der Erzeugung des Menschen aus der Physiologie mit vielen andern berühmten Männern annehmen, nach welchem in dem animalculo spermatico des Mannes der zukünftige Mensch völlig ausgebildet und verborgen liegt, und nur durch das ovulum muliebre seine erste Nahrung empfängt, und dadurch zu mehrerer Vollkommenheit gebracht wird, so müssen Wir alsdann nach diesem System zugestehen, daß es allerdings möglich, daß das von einem Mohren mit einer weißen Frau erzeugte Kind dem Vater in allen Stücken ähnlich, und folglich als ein schwarzes Kind zur Welt kommen müßte.

Auch das systema epigeneseos, nach welchem der zu bildende Mensch weder in dem animalculo spermatico, noch auch in dem ovulo materno verborgen liegt, sondern nach welchem die Theile des zukünftigen Menschen nach und nach formiret, und gleichsam einer an den andern angesetzet werden, kann Uns zu Unserer Absicht kein hinlängliches Licht geben.

Da also die eigentliche Erzeugung des Menschen annoch mit der tiefsten Finsterniß umgeben ist, indem in das Innere der Natur kein erschaffener Geist eindringt, und alles, was hierüber noch so gründlich scheinend gesagt werden kann, nur bloß in hypothesibus und in Muthmaßungen bestehet, so können Wir deshalb aus die-

war, weil die Königinn ihre Mutter das Bildniß der Andromeda oft betrachtet habe. Soranus, wie Augustinus anmerkt, erzählt, daß Dionysius, der König

dieſen ſyſtematibus generationis die Uns vorgelegte Frage nicht beſtimmt beantworten.

Ob auch gleich der berühmte Anatomicus le Cat, welcher viele Mohren zergliedert hat, und bey Vergleichung des Samens derſelben mit dem Samen weißer Menſchen gefunden, daß erſterer jederzeit eine ſchwärzlichere Farbe habe, und hieraus geſchloſſen, wie die Fortpflanzung der Farbe der Mohren in deren Samen und Feuchtigkeiten verborgen liege, ſo können Wir doch dieſer Behauptung des le Cat deshalb nicht beytreten, weil unter andern des Marchais in ſeiner Voyage en Guinée einen Fall anführt, wo zwey ſchwarze Aeltern ein ganz weißes Mädchen erzeuget haben, auch Hr. Brue zu Biſſos eine weiße Negerfrau geſehen, die von ſchwarzen Aeltern geboren und an einen Neger verheurathet war, mit welchem ſie verſchiedene ſchwarze Kinder erzeuget, als welche Fälle die Vermuthung des le Cat gänzlich zu entkräften ſcheinen, ob Wir gleich auch gern zugeben, daß dieſe Exempel äuſſerſt ſelten, und von der allgemeinen Ordnung gänzlich abweichen. S. Allgemeine Reiſen, 3ter Band, S. 189 (*).

Wir müſſen daher, da Uns die ſyſtemata generationis und alle Theorien in dieſem Falle gänzlich verlaſſen, die Uns vorgelegte Frage lediglich aus den Erfahrungen glaubwürdiger Männer herleiten und beantworten.

Kolbe, in ſeiner Beſchreibung des Capitis bonae ſpei, p. 373. Edit. in fol. ſagt ausdrücklich, daß ein neugebornes Mohren-Kind eben ſo weiß, als ein anderes europäiſches Kind an das Licht komme, innerhalb 8 bis 14 Tagen aber alles Weiße, auſſer an den Augen und Zähnen, imgleichen an der inwendigen Hand und an den Fußſohlen verliere, und folglich alsdann ſchwarz ausſehe; wie er ſolches ſelbſt ſehr öfters geſehen. Labat, im 3 B. ſeiner Reiſen nach Weſtindien, S. 225, ſagt ausdrücklich, daß alle Arten von Kindern, wenn ſie

(*) In einem neuern ſehr beliebten Journal las man neulich eine ſeltene Anekdote, wo von zwey weißen Aeltern hohen Hauſes eine förmliche Mohrinn geboren, und des Auffallenden wegen wahrſcheinlich ins Kloſter war geſteckt worden. S. Thalia, St. 10, wo ich nicht irre.) Pyl.

König von Sicilien, welcher, weil er sehr ungestaltet gewesen, befohlen habe, daß seine Gemahlinn beständig ein sehr schönes gemahltes Bildniß in ihrem Zimmer

sie dort zur Welt kommen, wo nicht ganz, jedoch halb weiß aussehen, und die Farbe, wodurch sie unterschieden werden, erst nach 8 bis 10 Tagen zum Vorschein komme. Um sicher zu wissen, welche Farbe das Kind bekommen werde, dürfe man selbiges nur aufdecken, indem seine Schaamtheile, wenn es von einem Neger oder Negerinn, ganz schwarz, wofern es aber von einem Weißen und einer Negerinn herkomme, weiß oder halb weiß seyn; auch gleich bey der Geburt dürfe man nur die Nägel an ihrer Wurzel betrachten, wenn sie daselbst schwarz sind, wird das Kind ebenfalls schwarz werden, sind aber die Nägel hierselbst weiß, so kann man behaupten, das Kind werde ein Mulatte, es möge nun von einer Weißen und einem Neger, oder umgekehrt, von einem Weißen und einer Negerinn herkommen (*). Eben dieses bezeugt Ludwig, in seinen neuesten Nachrichten von Surinam, S. 127, als welcher noch vor Kurzem verschiedene Jahre als Chirurgus zu Surinam gestanden hat. Auch Fermin, in seiner Beschreib. von Surinam, S. 108, sagt ausdrücklich, daß die Neger-Kinder eben so weiß, als wir, geboren werden, und ihre Farbe erst einige Tage nachher verändern. Eben der gedachte Ludwig bezeugt ausdrücklich, daß, wenn Vater und Mutter Neger, so gäbe es wieder Neger, d. i. ganz Schwarze mit krauser, kurzer und schwarzer Wolle auf dem Kopfe. Aus dem Beyschlafe eines Weißen mit einer Negerinn, oder umgekehrt, aus dem Beyschlafe eines Negers mit einer Weißen, entständen die sogenannten Mulatten. Nach eben demselben Ludwig gleicht ein solcher Mulatte an Farbe einem Spanier, nur daß er keine Haare, sondern auch Wolle auf dem Kopfe habe, jedoch sey sie viel feiner und länger, als bey dem Neger; ein Mulatte würde auch mehr oder weniger weiß, je nach dem sein Vater weiß mit blonden Haaren, oder bräunlich mit schwarzen Haaren, gewesen sey. Nach eben dieses Mannes Beobachtungen geschiehr es öfters, daß, wenn ein Weißer sich mit einer Negerinn vermischt, daß aus dieser Vermischung, statt eines Mulatten, ein gänzlicher Neger geboren werde; allein dieses rühre bloß daher, weil

(*) Eben dieses hat mir ein holländischer Officier, welcher sich lange in beyden Indien aufgehalten, aus eigener Erfahrung ganz treuherzig versichert. Vgl.

mer haben sollte, damit dieselbe durch Hülfe ihrer Einbildungs-Kraft, ein Kind, welches diesem Bildnisse ähnlich wäre, empfangen möchte. Galen ist auch

weil diese Negerinn sich zugleich Liebhabern ihrer eigenen Nation überlassen hätte. Nach dem D. Fermin findet sich das untrügliche Kennzeichen in den neugebornen Kindern, was sie nähmlich für einen Vater gehabt haben, an den Geburtsgliedern des Kindes, indem diese Theile von dem Augenblicke an, da die Kinder geboren werden, diejenige Farbe haben, welche dem Körper in der Folge verbleibt, es sey die schwarze oder weiße.

Da nun aus dem Beyschlafe eines Negers mit einer Weißen jederzeit ein Mulatte entsteht, auch nach dem Isert, welcher sich selbst eine geraume Zeit zu Guinea aufgehalten hat, imgleichen nach dem Zeugnisse vieler andern, das krause Haar oder Wolle, die flachen Nasen und aufgeworfenen Lippen, allezeit die charakteristischen Kennzeichen der Neger-Nation sind, so läßt sich hieraus erweisen, daß von dem Beyschlafe eines Mohren mit einer weißen Frau weder ein ganz weißes, noch auch ein ganz schwarzes Kind, sondern ein Mulatte entstehen müsse.

Zwar könnte man hierwider einwenden, wie die Lebens-Art und das Klima sehr vieles zur stärkern Farbe sowohl des Negers, als des Mulatten, beytragen könne, und daher in unserm Klima ein von einem Mohren und einer weißen Frau gebornes Kind nicht so stark einem Mulatten, als vielmehr einem Weißen ähnlicher seyn müsse. Wir antworten hierauf: Ob es gleich nicht zu läugnen, daß dieser Unterschied der Farbe in unserm Klima immer mehr abnimmt, um so mehr, da in heißen Ländern die Mulatten, wenn sie sich ferner mit Weißen vermischen, auf die lezt ganz weiß werden, so verursacher jedoch solches in unserm Klima keinen so großen Unterschied, daß man ein von einem Mohren und von einer weißen Frau gebornes Kind nicht sogleich an seiner Farbe, an seinen Nägeln, an seiner Wolle auf dem Kopfe, und an seinen Geburts-Gliedern erkennen sollte.

Um Uns aber völlig zu überzeugen, ob dasjenige Kind, worüber der Streit entstanden ist, von einem Mohren oder von einem weißen Vater erzeuget sey, so haben Wir solches selbst in Augenschein zu nehmen nicht unterlassen können.

Es war dasselbe ein Knabe zwischen 7 bis 8 Jahr alt, seine Haut über den ganzen Körper war vollkommen weiß, an den partibus genitalibus war nicht das

von dieser Partey; er erzählt von einem reichen ungestalten Kerl, welcher gern einen schönen Knaben zeugen wollte; dieser hieng das Portrait von einem schönen Knaben an sein Bette, und die Frau mußte, während der Beywohnung, mit unverwandtem Angesichte dasselbe betrachten, welches auch die Wirkung hatte, daß sie zur gehörigen Zeit mit einem Kinde entbunden wurde, welches nicht dem Vater, sondern vielmehr dem Gemählde, ähnlich war. Allein, diese Meinung ist ungegründet. Jedermann weis, daß bey einer ehelichen Umarmung, wenn sie fruchtbar seyn soll,

geringste Schwarze oder Gelbliche zu bemerken, die Haare waren im geringsten nicht schwarz oder wollicht, sondern völlig blond und lang, die Iris war blau, die Nase und die Lippen waren weder aufgeworfen noch eingedrückt, auch die Nasenlöcher nicht groß und weit aus einander stehend, so, daß dieser Knabe nicht allein an der äussern Haut, sondern auch mit allen seinen übrigen Theilen und Gliedmaßen einem vollkommen weißen Menschen gänzlich ähnlich war. Ein sehr grosser Unterschied war im Gegentheil an der zugleich mit producirten Tochter, welche von dem Mohren Hannibal mit eben dieser weißen Frau und mit derselben Mutter des gedachten Knaben erzeuget worden war, wahrzunehmen. Es war solches ein Mädchen zwischen 9 und 10 Jahren, sie hatte völlig die schwarze Farbe eines Mohren über den ganzen Körper, ausser daß die inwendige Fläche ihrer Hände weiß war, die Pupille war groß und feurig, die Iris schwarz, und statt der Haare hatte sie auf dem Kopfe eine schwarze, ganz krause und kurze Wolle; das Einzige, wodurch sie sich von einer vollkommenen Mohrinn unterschied, war, daß man keine so dicke und aufgeworfene Lippen und keine so platt gedruckte Nase an ihr beobachtete, welches leztere aber gröstentheils von dem beständigen Tragen des zarten Kindes auf dem Rücken der Mutter bey den National-Mohren herzurühren scheint.

Aus der Gegeneinanderhaltung dieser beyden gänzlich von einander verschiedenen Kinder könnte man einen starken Zweifel gegen das systema ovulorum erregen, indem, nach diesem oben angeführten System die Tochter, da sie von einer weißen Mutter und einem schwarzen Vater erzeuget worden, der Mutter mehr ähnlich, als dem Vater, hätte seyn müssen, welches aber in diesem Falle ganz das Gegentheil war.

Aus

soll, das Gemüth mit keinen andern Gegenständen, sondern bloß mit dem gegenwärtigen Act beschäftigt seyn muß. Ist die Einbildung der Frau mit andern Gegenständen beschäftigt, oder hat der Mann andere Gedanken im Kopfe, so werden keine Kinder gezeuget werden. Ja, sehr viele Mütter gebären Kinder, die den Groß- und Ur-Großältern ähnlich sind, die sie doch niemahls gesehen haben. Ferner wissen wir, daß die Türken ihre Frauenzimmer in ihrem Serail durch schwarze Verschnittene verwahren, welche sie so ungestalt und abscheulich, als es nur immer möglich ist, zu machen suchen, damit der Sultan seinen Damen schöner und angenehmer scheinen möge; und doch ist es gewiß, daß die Sultaninnen allezeit weiße Kinder zur Welt bringen, welches deutlich beweiset, daß die Einbildungs-Kraft ihre Wirkung nicht äussern kann. Denn warum kommen denn diese Sultaninnen, die mit diesen schwarzen Mißgeburten, welche sie mit Abscheu betrachten, beständig umgeben sind, nicht auch von Zeit zu Zeit mit einem Kinde nieder, welches eben so ungestaltet ist, und dieselbe Farbe hat?

Aus den obigen angeführten Gründen sind Wir der gänzlichen Meinung, daß

1. von dem Beyschlafe eines Mohren mit einer weißen Frau kein ganz völlig weißes Kind geboren werden könne, und daher
2. der Uns vorgezeigte Knabe von keinem schwarzen Vater und einer weißen Mutter, sondern von einem weißen Vater und von einer weißen Mutter erzeuget worden sey.

Berlin, d. 15 Apr. 1790.

Decanus und Räthe des Königl. Preuß. Ober-Collegii Medici.

Concepit

Kölpin.

qua Decanus.

6. Man findet sehr viele Mutter-Mähler und andere Ungestalten, ohne daß die Einbildungs-Kraft während der ganzen Schwangerschaft eine lebhafte Idee erreget, welche auf die Mutter einen Eindruck gemacht hat. Röderer sahe viele Mähler, die einer Kirsche ꝛc. ähnlich waren, ohne daß die Mutter sich einer vorhergegangenen imaginarischen Idee entsinnen konnte. Rickmann (*) sahe ein Kind, welches am Halse ein haariges Mahl hatte, gleich einer Mäuse-Haut, und doch hatte die Mutter in ihrer Schwangerschaft keine Maus gesehen, und auch nicht daran gedacht. Marcot versichert, viele Leute gesehen zu haben, die Flecken an der Haut hatten, deren Mütter nicht wußten, wo sie herkamen, wie sie dieselben nennen sollten, und sich keines Gelüstens oder keiner Einbildung bewußt waren. Man wendet zwar ein, daß in solchen Fällen die Einbildungs-Kraft sich im Schlafe ereignet habe, oder daß die Mütter überhaupt nicht darauf geachtet, und es wieder vergessen haben, und daß man also nicht wissen könne, ob nicht solche Fälle der Einbildungs-Kraft zu zuschreiben wären. Allein, ist es nicht sehr widersprechend, daß eine so geringe Gemüths-Bewegung, worauf die Mutter sich nicht einmahl besinnen kann, ob sie sich gleich alles lebhaft erinnert, was in ihrer Schwangerschaft vorgefallen ist, eine solche Wirkung sollte gehabt haben? Besonders, da

7. sehr häufige Beyspiele vorhanden sind von Schwangern, bey welchen weder ein heftiger Schrecken, noch ein gräßlicher Anblick, noch ein starkes Verlangen nach einer Sache, noch irgend eine Einbildung, auf die Gestalt des Kindes einen Einfluß hatte, obgleich solche Affecten ausserordentlich heftig gewesen sind,

(*) Christ. Rickmann von der Unwahrheit des Versehens und der Hervorbringung der Muttermahle durch die Einbildungskraft. Jena, 1770, 8.

ſind, und die Mütter ſelbſt geglaubt haben, daß ſie ein ungeſtaltetes Kind zur Welt bringen würden.

Rickmann erzählt von einer Dame, die heftig erſchrack, als ſie einen Mann in einer Geſellſchaft erblickte, welcher den Krebs an der Naſe hatte, und die doch ein wohlgeſtaltetes Kind zur Welt gebracht hat.

Blondell (*) führt ein Frauenzimmer an, welche gegen die Katzen einen großen Widerwillen hatte; als ſie des Abends zu Bette gehen wollte, kam plötzlich eine fremde Katze unter dem Bette hervor, ſprang mit großer Heftigkeit gegen dieſelbe, und hängte ſich an ſie an, ſo daß man ſie mit Mühe vertreiben konnte. Die Dame erſchrack ſo ſehr darüber, daß ſie in Ohnmacht fiel: ungeachtet des heftigen Schreckens, kam ſie 3 Wochen darauf mit einem Knaben, welcher nicht mit dem mindeſten Mutter-Mahle gezeichnet war, glücklich nieder.

Haller meldet von einem vornehmen Frauenzimmer, welches einen Menſchen geſehen, der nur Einen Fuß hatte. Die Einbildungs-Kraft ſtellte ihr dieſen Menſchen im Traume wieder vor, worüber ſie ſo heftig erſchrack, daß ſie ſich hernach beſtändig ängſtigte, weil ſie ſich einbildete, ſie würde ein verſtümmeltes Kind zur Welt bringen; allein ſie gebar ein Kind, welches an allen Gliedern vollkommen war.

Man macht zwar die Einwendung, „daß es nicht „nothwendig ſey, daß eine Sache allemahl eintreffe; „ein Gewitter kann oft einſchlagen und nicht entzünden, wer wollte daraus ſchließen, daß es nie entzün-

(*) The power of the Mother's imagination over the Foetus, examin'd in anſwer to Dr. *Dan. Turner's* Book, intitled: A defence of the 12 Chapter of the 1 Part of a treatiſe de morbis cutaneis, by *James Aug. Blondell.* Lond. 1729; 8.

Franz. überſ. Diſſertation phyſique ſur la force de l'imagination des femmes enceintes ſur le foetus. Par *Jaques Aug. Blondell*; traduit de l'anglois par *Alb. Brun.* à Leide, 1737, 8.

Drey merkwürdige phyſikaliſche Abhandlungen von der Einbildungskraft der ſchwangern Weiber, davon die zwey erſten aus dem Engl., die dritte aber aus dem Franz. überſetzt worden. Straßb. 1756, 8.

„den könnte?“ Ganz recht! eine Erfahrung trifft darum nicht immer ein, weil die Umstände oftmahls verschieden sind; man kann den Bliz von den Gebäuden durch einen Wetter-Leiter ableiten, ähnliche Umstände können denselben von ungefähr schwächen, das wissen wir; aber das wissen wir auch, daß von einer und eben derselben Ursache, unter einerley und unveränderten Umständen, nothwendig allemahl eine gleiche Wirkung erfolgen müsse, und schließen also mit Recht: da in den angeführten Beyspielen die Einbildungs-Kraft und der Schrecken die schwangern Personen aufs lebhafteste gerührt hat, und auch keine Verschiedenheit der Umstände angegeben werden kann, welche die Wirkung davon auf die Frucht hätte verhindern können, so müßte nothwendig auch hier die gleiche Wirkung erfolgt seyn, die Frucht aber hat nicht die geringste Veränderung dabey gelitten, und wir schließen also wieder mit Recht: weil die Wirkung nicht Statt findet, welche aus der angegebenen Ursache nothwendig erfolgen sollte, so muß die angegebene Ursache selbst falsch und unwahr seyn. Das einzige kann man noch einwenden, daß es hierbey auf die verschiedene Zeit der Schwangerschaft ankomme. Allein, diese Verschiedenheit kann die Wirkung nicht hemmen; denn in der ersten Zeit der Schwangerschaft müßten von der Einbildungs-Kraft, wenn sie Ursache wäre, die noch zarten Theile der Frucht am allerleichtesten verändert werden können, und in der lezten Zeit müßte sich die Wirkung davon auch zeigen, weil das Mahl in der weichen Haut von eben der Kraft könnte hervorgebracht werden, welche in andern Fällen die viel härteren Knochen des Kindes zerbrochen haben soll.

8. Die Gegner begehen einen offenbaren Widerspruch. Sie nehmen auf der einen Seite an, daß heftige Gemüths-Bewegungen, lebhafte imaginarische Ideen solche Veränderungen hervorbringen könnten,

ten, und auf der andern Seite behaupten sie, daß stille Leidenschaften und angenehme Vorstellungen dieselben bildeten. Gesetzt, heftige Leidenschaften erregten Unordnungen im Kreislaufe, und daher entständen Miß-Gestalten, so ist es doch unbegreiflich und ganz widersprechend, wie und auf was Art und Weise angenehme Vorstellungen, z. B. die Betrachtung eines schönen Gemähldes, solche Unordnungen erzeugen sollten.

9. Es ist ja gar nichts Seltenes, Mahlzeichen bey Thieren zu sehen. Man sahe Kälber mit zwey Köpfen; man sahe junge Ferkel mit Füßen, welche Menschen-Füßen ähnlich seyn sollten; man sahe lahme, blinde und auf allerley Art verunstaltete junge Hühnchen aus den Eyern kommen. Nun muß freylich die trächtige Kuh, das brütende Huhn sich versehen haben, wenn es wahr ist, daß die Einbildung der Mutter die Mutter-Mähler hervorbringe. — „Warum das nicht," sagen die Gegner: wir haben ja davon in der Schrift ein deutliches Beyspiel, welches „den Einfluß der Einbildungs-Kraft auf die Frucht „auch bey unvernünftigen Thieren offenbar beweiset. „Jacob der Erzvater hat diese Wirkung schon erkannt. „Er nahm frische Stäbe von Storax, Mandel- und „Ahorn-Bäumen, und schälte weiße Streifen daran, „daß an den Stäben das Weiße bloß ward. Und er legte „diese Stäbe in die Tränk-Rinnen, aus welchen die „Heerde getränkt wurde, daß sie empfangen sollten, wenn „sie zu trinken kämen. Also empfingen die Heerden über „den Stäben, und brachten sprengliche, fleckige und bunte „Schafe, obgleich die Heerde Jacob's aus weißen Schafen bestand. Diese Stelle zeigt ja deutlich, daß die „Einbildungs-Kraft der Schafe von den bunten „Stäben so sehr erregt worden ist, daß sie davon „bunte Junge geworfen haben." — Allein diese Sache kann auch ohne die Einbildungs-Kraft füglich erklärt werden. Erstens, steht im Grund-Texte nichts von solchen Streifen, wodurch er die Stäbe bunt ge-

macht haben soll, sondern nur überhaupt, daß er das Weiße an den Stäben abgeschälet habe. Es mag also entwedet die äussere graue oder weißliche Schale abgeschälet worden seyn, so müßten die Schafe, wenn sie sich an diesen Stäben hätten versehen sollen, entweder grüne oder weiße Lämmer gebracht haben. Zweytens steht nicht ein Wort in der Schrift, daß hier die Einbildungs-Kraft gewirkt habe. Moses sagt uns nur, Jacob habe die Stäbe für ein Mittel angesehen, bunte Schafe zu erhalten, und es wären auch wirklich bunte Schafe gefallen; allein, er erklärt sich nicht darüber, ob solches durch die Stäbe, oder durch einen besondern Segen Gottes und durch eine Zusammenkunft vieler unmerklichen und dem Jacob selbst unbekannten Ursachen, geschehen sey. Ein natürlicher und bekannter Kunstgriff kann es nicht gewesen seyn, sonst hätte sich Laban gewiß davor gehütet, und Verdacht geschöpft. Wahrscheinlich ist Gott unmittelbar der Urheber davon gewesen, um den Laban, welcher ein geiziger und harter Mann war, wegen seiner Ungerechtigkeit gegen seinen Schwieger-Sohn zu strafen, und den Jacob wegen alles desjenigen, was er bey ihm ausgestanden hatte, schadlos zu halten. Auch muß die imaginarische Idee eines Schafes über einen geschälten Stab wohl sehr geringe gewesen seyn, und man müßte durch ähnliche Kunststücke auch eine blaue Ziege, oder einen grünen Esel, hervorbringen können. Indessen scheint es eine Folge von diesem Irrthume zu seyn, daß man bisweilen in den Stutereyen, um schöne Pferde zu bekommen, dem Mutter-Pferde Bilder von solchen Pferden, als man sich wünscht, vor die Augen stellt. Allein, viele vernünftige Pferde-Verständige halten sehr wenig davon, und versichern, daß es darauf gar nicht ankomme. — Und wie will man sich die Mißgeburten bey den Vögeln erklären? Will jemand behaupten, die Einbildung des brüten-

den

den Huhnes könne vielleicht auf eine uns verborgene Weise durch die Schale des Eyes in das junge Huhnchen wirken; so wissen wir ja, daß man auch Eyer durch die Wärme des Mistes, oder gewisser Oefen, wie auch vermittelst der Dünste siedenden Wassers, ausbrüten kann, wovon ich im III Th., S. 176 — 188, und im XXVI Th., S. 80 — 173, ausführlich gehandelt habe. Man wird aber doch hoffentlich dem Miste, oder dem Ofen, oder dem Wasser-Dunste, keine Einbildungs-Kraft zuschreiben, besonders da

10. man auch Mißgeburten bey den Gewächsen findet. „Ich sahe im vorigen Jahre einen Kirsch-„Baum," sagt Weickardt: „woran viele Kirschen „mit krummen Stielen hiengen. Das muß wohl „auch ein Mutter-Mahl an dem Kirschen-Stiele ge-„wesen seyn; vielleicht hat sich der Baum an einem „krummbeinigen Kerl versehen, da er eben in der Blüthe „stand? Ich sahe am Apfel-Baume einen Apfel, „an welchem noch ein kleiner Auswuchs war, der voll-„kommen einer Stachelbeere glich; ich fand nun bald „die Ursache dieses Mahlzeichens, indem ich eine Sta-„chelbeer-Staude in der Nähe sahe, wo also ver-„muthlich der Apfel-Baum sich muß versehen haben." Ferner sehen wir ja in dem Kiesel und andern Steinen, in dem Achat, oftmahls Zeichnungen von Städten, Abbildungen von Pflanzen, Bäumen und Thieren, und sehen sie als eine Wirkung eines bloßen Zufall-s an. Wenn der Zufall hier solche vollkommene Aehnlichkeiten verursachen kann, so ist es nicht ungereimt, wenn man ihm auch diejenigen zuschreibt, welche man an dem Körper eines Kindes erblickt.

Allein, was helfen die stärksten theoretischen Gründe, wenn die Erfahrung für eine Sache laut spricht; wenn unzählige Beyspiele dieselbe beweisen — dürfen wir sie verwerfen, weil uns die Art ihrer Ent-

stehung unbegreiflich ist? Doch nicht alles, was man erzählt, ist wahr, nicht alle Erfahrungen sind zuverlässig; vieles Wahre hält man für falsch; vieles Falsche für wahr; man beobachtet nicht immer mit kaltem Blute; man glaubt oft mehr zu sehen, als man sieht; oft redet man von Dingen, die man nicht gesehen hat, als hätte man sie gesehen, und denkt, sie könnten nicht anders seyn, als man sich einbildet, oder als ein eingenommener Unwissender es uns vorsagt. So gieng es oft mit den Mutter-Mählern; die Einbildungs-Kraft sahe vieles, was man ohne Vorurtheil für die alte Meinung niemahls wahrgenommen hätte. Viele solche Mutter-Mähler, von welchen der gemeine Mann sagt, sie glichen einer Maus, einer Kirsche ꝛc. hatten, bey genauer Untersuchung, nicht die geringste Aehnlichkeit mit solchen Gegenständen. Das, was eine Kirsche seyn sollte, war ein rothes Gewächs, ein blutiger unförmlicher Knoten. Das, was man eine Maus nannte, war ein brauner oder schwarzer ungleicher Flecken. Kommt ein Kind zur Welt, und es wird ein widernatürlicher Auswuchs oder sonstiger Fehler an ihm entdeckt, so besinnt man sich gleich auf eine Aehnlichkeit des Mahlzeichens; es heißt: es gleicht einer Kirsche, oder was es nun ist, mit dem es etwa nur in der Farbe oder Größe übereinkommt. Nun muß die Mutter sich besinnen; und weil es dann wenig Weiber giebt, die nicht während der Schwangerschaft wenigstens ein Mahl im Sommer einen Appetit nach Kirschen hätten, oder die nicht irgendwo im Hause eine Maus zu sehen bekommen hätten, so glaubt sie, sie sey Ursache an dem Mahl-Zeichen des Kindes, indem sie einst nach Kirschen ein Verlangen getragen habe, oder vor einer Maus erschrocken sey. Sehr oft geschieht es auch, daß die Hebammen und Wart-Frauen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob es mit Grund geschehe, und ob

selbst

selbst die Mutter des Kindes einen Gegenstand anzugeben weis, woher das Mahl entstanden seyn soll, allenthalben sehr zuverlässig erzählen, daß ein Mahl-Zeichen durch die Einbildungs-Kraft entstanden sey, und die Mutter widerspricht nicht, weil sie glaubt, es könne nicht anders seyn. Wird das Kind gröſser, so bewundert man das Mahl noch öfter; man erzählt dabey viele Beyspiele von der Wunder-Kraft der Einbildung, und so wird dieses Vorurtheil immer mehr fortgepflanzt. Ja, man erzählt viele Geschichten, die ganz unmöglich sind. Eine Frau gebiert ein Kind ohne Arme und Beine; sie erinnert sich, daß sie etwa einen Monath vorher auf den Arm sey geschlagen worden, oder daß sie zugesehen habe, wie einem die Hand abgehauen wurde; wer kann wohl glauben, daß die Einbildungs-Kraft in der Geschwindigkeit eine solche chirurgische Operation vornehmen, und Arm und Beine abnehmen könne? Ein Kind von 5 bis 7 Monathen ist schon ein beträchtlicher Körper; wie kann nun die Einbildung Haut, Nerven, Adern, Knochen und alles was am Arme ist, entzwey schneiden und ablösen? und wie kann dieses geschehen, ohne daß das Kind getödtet wird? Man schneide, haue, oder löse einem Kinde den Arm ab, und sehe zu, ob es sich nicht werde zu todt bluten; wer heilet dem Kinde im Mutterleibe die entzwey gerissenen Adern? Wer verbindet den Arm, daß keine tödliche Verblutung erfolgt? Wo sollte denn wohl dieser abgelöſete Arm hingekommen seyn; hat jemahls eine Hebamme einen solchen in Mutterleibe gefunden? „Vielleicht ist er verfault“ — dieses ist unmöglich; die Fäulniß würde dem Kinde tödlich geworden seyn. Uebrigens kann eine Ablösung des Armes gewiß nicht ohne Wunde geschehen; wo aber jemahls eine Wunde gewesen ist, da ist unfehlbar eine Narbe. Man weis aber zuverlässig, daß bey solchen Kindern, wo ein Glied gefehlt hat, niemahls

mahls eine Narbe zu sehen gewesen ist, sondern die Haut war weich, und so gebildet, wie sie es an dem übrigen Leibe gewesen ist.

Es ist demnach nothwendig, den Grund in ganz andern Ursachen zu suchen, als in der Einbildungs-Kraft. Mir ist es immer leichter zu begreifen, wie bey solchen Mutter-Mählern schon bey der ersten Empfängniß, bey der ersten Bildung der Frucht, irgendwo ein Fehler, ein Irrthum, ein Stoß oder sonst eine Zerrüttung entstanden ist, wodurch verstümmelte oder ungestaltete Glieder, oder sonst Fehler in der zarten Frucht, erfolgt sind. Können nicht Stöße, Pressungen und Drückungen des zarten weichen Kindes blaue, gelbe oder schwarze Mahlzeichen, rothe Hügelchen oder Auswüchse veranlassen? Erweget man, wie vielen Unfällen die zarte Frucht, durch Tanzen, Springen, Fahren, Fallen, heftiges Erbrechen, unmäßigen Beyschlaf, von steifen pressenden Schnürbrüsten, von Heben und Tragen, von schweren Krankheiten der Mutter, von einer schiefen Senkung der Gebärmutter, und von einer schweren und langwierigen Geburt, ausgesetzt ist, so hat man ein Register von Ursachen, woraus man die Mutter-Mähler herleiten kann. Man setze den Fall, es wirke eine äussere Gewaltthätigkeit auf den zarten Körper der Frucht, oder es entstehe von innern Ursachen an der Haut der Frucht eine Entzündung, die Gefäße des zarten Kindes werden den eindringenden Säften sehr schwachen Widerstand zu leisten vermögen, das rothe Blut wird häufig in dieselben eindringen, und die Gefäße dermaßen schwächen, daß sie hernach nicht im Stande sind, sich wieder in ihre vorigen Schranken zusammenzuziehen; das Kind wird also mit einem blutrothen Mahle zur Welt kommen, und aus diesem Mahlzeichen kann man nun freylich machen was man will. Oder gesetzt, daß die zarte Frucht durch

eine

eine Erschütterung, durch einen Stoß, durch einen Druck leide, ist es nicht möglich, daß nur ein ganz kleiner Umfang der Haut geschwächt werde? Was wird nun erfolgen? Das Blut wird alsdann stärker da eindringen, es werden kleine rothe Flecken entstehen; wird der freye Umlauf des Blutes durch einen fortdauernden Druck, oder durch Verstopfungen der Gefäße von andern Ursachen, gehemmet, so werden die Blut-Adern anschwellen, sich erheben, krampfaderige (varicöse) Knoten von verschiedener Farbe und Figur bilden; die kleinen Drüsen unter der Haut können auch anschwellen, und warzenförmige Erhabenheiten von verschiedener Größe und Form bilden. Es können Kinder mit der gelben Sucht geboren werden, wodurch die Haut gefärbt ist (s. Th. XVI, S. 776). Und hieraus läßt sich begreifen, daß durch ähnliche Abweichungen, durch Unordnungen in den Absonderungs-Werkzeugen, solche fehlerhafte Mischungen der weißen, braunen oder schwarzen Farbe in der Haut der Frucht entstehen können, wie man bey den Mutter-Mählern bemerkt. Krämpfe, gichterische Bewegungen, welchen die Frucht auch schon in Mutterleibe unterworfen ist, können solche braune, blaue Striemen und Flecken in der Haut hervorbringen. Man weis ferner, daß die Haare am stärksten wachsen, je mehr Nahrung sie bekommen; man darf sich demnach nicht wundern, daß sie auch bey der Frucht an einer Stelle stärker zum Vorschein kommen können, als an einer andern, wenn sich an derselben die nährende Materie stärker anhäuft, und sitzen bleibt; dadurch entstehen die haarigen **Mutter-Mähler**. Wer da weis, daß das Gehirn bey der Frucht nicht mit einem Knochen-Gewölbe, sondern nur mit Häuten umgeben ist, daß also der Kopf und das weiche Gehirn, leicht durch einen Druck Schaden nehmen kann, der wird nicht nöthig haben, mißgestaltete Köpfe von dem An-

schauen

schauen einer Enthauptung herzuleiten. Wer da weis, daß die venerische oder an deine andere Schärfe die Knochen sehr mürbe und zerbrechlich macht, indem sie den Knochen-Leim, wovon sie ihre Festigkeit haben, verdirbt, der wird leicht diejenigen Fälle erklären können, wo Kinder mit zerbrochenen Knochen, ohne daß die Hebamme einen Fehler begangen hat, sollen sein geboren worden, ohne die Schuld dem Versehen an einem geräderten Menschen zu zuschreiben. Wer neugeborne Kinder gesehen hat, die von der schweren Geburt, oder von der Nabelschnur, welche dem Kinde den Hals zusammengeschnürt hatte, am ganzen Körper braun und blau waren, der wird auch wissen, was man von den jungen Mohren sagen soll, womit Schwangere, welche sich versehen hatten, niedergekommen sind. Ueberhaupt, wer da weis, daß bey neugebornen und verstorbenen Kindern, so oft an allen Theilen widernatürliche Beschaffenheiten angetroffen werden, die theils aus dem ursprünglichen Baue des Keimes, theils aus andern Ursachen, auf eine natürliche und begreifliche Art hergeleitet werden können, der wird nicht zu der allgewaltigen Einbildungs-Kraft seine Zuflucht nehmen. Und gesetzt, die Einbildungs-Kraft bewerkstelligte alles dieses, was gewinnen die Stahlianer dabey? Können sie dadurch den Satz, daß die Seele den Körper baue, beweisen? Nein, sondern daß sie vielmehr auf eine unkluge Art und Weise denselben verstümmele, und also nicht ein Baumeister, sondern ein Zerstörer sey; und zwischen diesen beyden Begriffen ist doch wohl ein himmelweiter Unterschied. Aus allem diesen erhellet zur Genüge, daß, nach den Regeln der genauesten Wahrscheinlichkeit, das System der Epigenesie nicht Statt finden kann.

Da man die Unmöglichkeit, die Entstehung der Leibesfrucht sowohl, als auch überhaupt aller organ-

isirten

isirten Wesen, durch eine Aneinandersetzung mechanisch zu erklären, einsahe, so kam man auf den Einfall, es möchten dieselben wohl schon im Kleinen unter der Gestalt der Keime oder organisirten Körperchen vorhanden seyn; und dieser Gedanke hat zwey Hypotheſen hervorgebracht. Die erste nimmt an: daß die Keime der organisirten Körper alle einzeln auf und in die ganze Erde verbreitet und zerstreuet seyn, sie können aber nicht eher zur Entwickelung gelangen, als wenn sie bequeme Gebärmütter oder Körper von einerley Art antreffen, darin sie verwahret, gebrütet und zum Wachsen gebracht werden können. Die andere Hypotheſe setzt voraus, daß die Keime aller organisirten Körper von einerley Art in einander eingeschlossen seyn, und allmählich entwickelt werden. Die erste Art nennt man die Aussäung der Keime (dissemination); die andere die Einschließung der Keime (emboitement). Diese leztere Hypotheſe ist einer von den größten Siegen des Verstandes über die Sinne. Die verschiedenen Ordnungen so unendlich kleiner Dinge, welche, nach dieser Hypotheſe in einander eingeschlossen sind, beschweren die Einbildung, ohne den Verstand zu erschrecken. Dieser betrachtet ein Samen-Korn oder ein Thier-Ey als eine kleine, mit vielen organisirten Wesen bevölkerte Welt, welche bestimmt sind, ganze Jahrhunderte hindurch auf einander zu folgen.

Ein Keim ist nichts anders als der Grundriß und das Modell von dem organisirten Körper, welcher im Kleinen alle wesentlichen Theile der Pflanze, oder des Thieres, das er vorstellt, in sich enthält. Der Haupt-Unterschied zwischen dem Keime und dem entwickelten Thiere ist also der, daß der erstere nur aus Elementar-Partikeln besteht, und die Gränzen, welche sie bilden, so enge als möglich sind; in dem entwickelten Thiere aber sind die Elementar-Theile mit unzähligen andern,

vermittelst der Nahrung hinzugekommenen Theilen verbunden, und der Umkreis so weit ausgedehnt als möglich. Wir nehmen also an, daß dieser prächtige thierische Bau, der so verschieden ist, wie es für die besondern und unterschiedenen Sitten, Verrichtungen und Lebens-Art jeder Gattung von Thieren am bequemsten ist, der nach deutlichen Gesetzen abgemessen wird, die alle menschliche Meßkunst und Vollkommenheit übersteigen, und den der Baumeister der Thiere zu bestimmten Endzwecken in dem Auge, dem Ohre, der Hand, so augenscheinlich eingerichtet hat, keiner andern Ursache als dem allweisen Schöpfer könne zugeschrieben werden, der den Grundriß durch seine Allmacht in den Keim gezeichnet hat. Je mehr man ferner, je öfter und genauer man die lange Reihe von Wachsthum untersucht, durch welche die ungestaltete Frucht sich bis zu der im thierischen Leben nothwendigen Vollkommenheit erhebt, desto deutlicher wird man sehen, daß dasjenige, was in der vollkommenen Frucht zugegen ist, schon in dem zärteren Keime zugegen gewesen ist, obschon die Lage, die Gestalt, die Zusammensetzung in den ersten Zeiten von derjenigen gänzlich unterschieden zu seyn scheint, die sich in der lezten zeigt; denn eine unverdrossene Geduld im Beobachten entdeckt die mittlern Stufen, nach welchen sich die Lage, die Gestalt und das Verhältniß der Theile verbessert. Selbst die bloße Durchsichtigkeit der ersten Frucht verdeckt vieles, was durch den Zuwachs von Farbe nicht erst gezeuget, sondern bloß dem Auge sichtbar gemacht wird. Man kann schon am Ende des zweyten Tages der Brütung die Schläge des Herzens sehen. Und setzt der Herz-Schlag nicht eine Nerven-Kraft, und diese ein Gehirn voraus? Es erhellet also ziemlich klar, daß diejenigen Theile, wovon berühmte Männer geglaubt haben, daß sie erst später hervorgebracht werden, und sich den

ersten

ersten Grund-Theilen zugesellen, zu gleicher Zeit mit diesen zugegen, aber klein, weich und farbelos gewesen sind.

In dem unbefruchteten Keime geschieht kein Kreislauf der Säfte, sondern es ist darin alles in völliger Ruhe; durch den vereinigten männlichen und weiblichen Samen, welcher durch eine Nerven-Kraft belebt ist, wird die Reizbarkeit des präexistirenden Herzens erreget, in demselben ein lebhafteres Zusammenziehen verursachet, und die belebende Bewegung allmählich durch alle kleine unsichtbare Theile fortgepflanzt. Hier entsteht nun der Bildungs-Trieb, das Bestreben die Theile zu entwickeln, welches in einigen geschwinder, in andern langsamer, vor sich geht; und eben deswegen scheinen einige Theile des thierischen Körpers zuerst erzeugt zu werden, andere später nachzukommen. Einige kommen erst lange Zeit nach der Geburt zum Vorschein; besonders trägt nun die Wärme zur Entwickelung das meiste bey, und die Elemente der Samen-Feuchtigkeit.

Aus dieser Theorie lassen sich nunmehr folgende Erscheinungen herleiten und erklären:

1. Die Mißgeburten. Da die Abweichungen von einer Richtschnur ins Unendliche variiren können, so scheint es auf den ersten Blick, daß auch bey Bildung der Mißgeburten eine gleiche endlose und ganz zufällige Mannigfaltigkeit Statt haben müsse. Allein, bey einer nähern Beleuchtung ergiebt es sich, daß eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit unter den meisten Monstrositäten herrscht, und daß sie an bestimmte Gesetze gebunden zu seyn scheinen. Sehen wir demnach Mißgeburten, welche zwar von der Richtschnur der Natur in Hervorbringung organisirter Körper abweichen, welche aber mit Muskeln, Nerven und Gefäßen versehen, und zum Leben eingerichtet sind: so können wir schließen, diese fehlerhafte Bildung ist

nicht durch einen Zufall verursachet worden, sondern ist vielmehr von dem ursprünglichen Bau des Keimes herzuleiten. Dahin gehört: eine Frucht mit zwey Köpfen; eine doppelte zweyleibige Frucht mit Einem Herzen, oder mit zwey Herzen, die sich aber in einem gemeinschaftlichen Herzbeutel befinden, damit das Blut durch beyde Körper gemeinschaftlich und gleichförmig beweget werden könne. Wird die Entwickelung, Verlängerung und Nahrung durch Verstopfung oder Erweiterung der Gefäße verhindert oder vermehrt, so wird das Wachsthum ungleich; die Theile können verstümmelt bleiben, oder ungeheuer werden, und eben hierdurch ein unrichtiges Verhältniß haben, und eine Mißgeburt vorstellen. Schon eine ungleiche Ausdehnung der Haut und der gemeinen Decken kann, durch die daraus entstehenden Falten, Verlängerungen und Verdrückungen, die seltsamsten und oft gräßlichsten Mißgeburten machen. Finden sich dergleichen Verlängerungen und Verdrückungen an dem Kopfe und im Gesichte, so entsteht hieraus leicht einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe irgend eines Thieres, welche Aehnlichkeit die Einbildung noch größer findet, als sie wirklich ist. Dies sind dann die mit Kalbs- oder Hunds-Köpfen gebornen Kinder, über welche man gestritten hat, ob sie als Menschen anzusehen seyn, und ihnen die Taufe sowohl als andere Rechts-Wohlthaten zugestanden, oder ob sie vielmehr als Scheusale in das Wasser geworfen werden sollten. Man gründete sich auf den Schluß, daß eine menschliche Seele nur allein in einem menschlichen Kopfe wohnen könne. Allein, man kann mit Recht annehmen, daß es niemahls eine Mißgeburt mit einem wahren Hunds- oder Pferde-Kopfe gegeben habe, sondern daß es auch bey der größten Aehnlichkeit, jederzeit ein wahrer, nur durch ungleiche Entwickelung sehr verunstalteter Menschen-Kopf gewesen sey, der folglich auch

eine

eine menschliche Seele enthalten habe, und dem alle menschlichen Rechte zugekommen seyn. Doch ist der Schluß von der Seele auf den Kopf in so weit richtig, daß nach der Anzahl derselben, auch auf die Anzahl der Seelen geschlossen, folglich eine zusammengewachsene Mißgeburt, an welcher man zwey Köpfe deutlich unterscheiden kann, auch für zwey unterschiedene Geschöpfe, so wie ein doppelter Körper mit Einem Kopfe nur für ein einziges Geschöpf gehalten wird.

2. Die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Aeltern. Diese Aehnlichkeit zeigt sich nicht bloß in den Gesichtszügen; auch der Gang, die Stellung und die Geberden haben die größte Uebereinstimmung. Dieses rührt von der Samen-Feuchtigkeit her. Man weis, wie stark der Einfluß ist, den die Nahrungs-Theile nach ihrer Beschaffenheit in die Farbe organisirter Körper haben. Die Färber-Röthe färbt die Knochen der Thiere, die davon fressen, roth. In den Pflanzen verändert man die Schattierungen, wenn man unterschiedliche Arten von Farben einspritzt. Wenn nun die Elemente der Samen-Feuchtigkeit den Elementen des Keimes entsprechen, so ist es nicht unbegreiflich, daß der menschliche Same den Kindern gewisse ähnliche Züge eindruckt; auch läßt sich die auffallend gemischte Bildung der Bastarde daraus herleiten.

3. Die Erb-Krankheiten. Hier kommt die Vertheilung der Gefäße, und die Structur der Theile, in Anschlag. Ist also schon der mütterliche Keim verdorben, wie ist es möglich, daß sich nicht Krankheiten bey den Kindern äussern sollten? Ist der männliche Same verdorben, so werden die zarten Theile der Frucht gleichsam eine giftige Einpfropfung erhalten, welche ihre Elementar-Theile verdirbt, und zu unabhelflichen Krankheiten den Grund legt. Doch scheint die Gefahr größer zu seyn, wenn die

Mutter eine solche Anlage hat, als wenn die Krankheit vom Vater herrührt; denn in dem ersten Falle scheint der Grund in dem ursprünglichen Bau der festen Theile zu liegen, welcher Fehler unabhelflich ist, da hingegen die etwanigen Fehler des Vaters bloß die Säfte betreffen, welche durch gute Erziehung und Diät eher auszurotten sind. Hieraus läßt sich auch erklären, warum Aerzte, wenn sie in gewissen Familien einige Krankheiten als erblich beobachtet haben, den Rath ertheilen, daß man eine Heurath mit Personen von ganz entgegengesetzter Bildung und Leibes-Gestalt treffen müsse, damit auf solche Weise die Arten gleichsam gekreuzet, und die kränklichen Anlagen nach und nach vertilget würden. Siehe Th. XLVII, S. 631, fgg.

Wir können solchemnach auf eine natürliche und ungezwungene Weise die Ausbildung der Frucht erklären, obgleich noch immer viele Zweifel und Dunkelheiten übrig bleiben, und haben nicht nöthig, zu unerwiesenen und unwahrscheinlichen Hypothesen unsere Zuflucht zu nehmen, wie z. B. diejenige ist, welche der Organist Hencke in Hildesheim ausgesonnen hat (*). Er sagt: „daß jede Hode (jeder Testikel) einen „eigenartigen Samen absondere, nicht aber, daß er al„lein für sich die völlige Frucht bilde, sondern daß der „Same

(*) Völlig entdecktes Geheimniß der Natur, sowohl in der Erzeugung des Menschen, als auch in der willkührlichen Wahl des Geschlechts der Kinder, von Jo. Cph. Hencke. Braunschw. 1786, 8. 15½ B. kostete auf Pränumeration 1 Ducaten.

Nachgedruckt unter dem Titel: Die Erzeugung der Menschen und Heimlichkeiten der Frauenzimmer, wie auch von der Erzeugung der Söhne und Töchter, von Riolan. 1788, 8.

Schreiben an einen Freund über das neu entdeckte Geheimniß, im ganzen Thierreiche das männliche oder weibliche Geschlecht nach Willkühr zu erzeugen; worin Hrn. Hencke's Vorschlag kurz und vollständig dargestellt wird. Strasb. 1786, 8. 1½ B.

„Same des rechten zur Befruchtung der männlichen,
„der Same des linken aber zur Befruchtung der weib-
„lichen Eyer diene; daß jeder der beyden Eyerstöcke
„eine besondere Art Eyer, und zwar der rechte die
„männlichen, der linke aber die weiblichen enthalte;
„daß der Same aus der rechten Hode nur fähig sey,
„die Eyer des rechten Eyerstockes zu befruchten, und
„der aus der linken Hode bloß die Eyer des linken Eyer-
„stockes; daß man nach Willkür Knaben und Mäd-
„chen erzeugen könne. Wenn z. B. ein Knabe erzeu-
„get werden soll, so muß der Mann, in währender Be-
„gattung, ehe noch das Samen-Bläschen durch den
„Muskel gedrückt wird, 1) mit dem rechten Knie
„zuerst überschreiten, denn indem er dieses thut,
„bewirkt schon die stärkere Spannung des Mus-
„kels die Emporbringung des rechten Hoden, und als-
„dann erst mit dem linken Knie. 2) Die ganze Lage
„so nehmen, daß die rechte Seite mehr gespannt ist,
„als die linke; er muß nähmlich den obern Theil des
„Leibes mehr nach der Linken hinstrecken. Sollte aber
„bey aller dieser Vorsicht, durch ein vielleicht kleines
„Versehen, der linke Hode sich in den Schmeerbauch
„hinauf gezogen haben, so kann er ganz leicht, ohne
„alle Gewaltthätigkeit, ohne allen Schmerz, solchen
„sogleich während dem Coitus herunter, und den rechten
„hinauf schieben, und gewiß seyn, seines Zwecks nicht
„zu verfehlen, weil es hauptsächlich darauf ankommt,
„welcher Hode in dem Augenblicke der Samen-Ergieß-
„ung in der Höhe ist. Man darf auch nicht befürch-
„ten, daß der Hode, der einmahl hinaufgebracht, nach-
„her durch die Bewegung ꝛc. wieder von selbst her-
„unter, und der andere wieder in die Höhe gehe. Die-
„ser rechte Hode hat alsdann auf das rechte Samen-
„Bläschen Einfluß, und dies wird allein bey der
„krampfhaften Nerven-Erschütterung ausgeleert. Wer
„hingegen ein Mädchen erzeugen will, muß mit dem

„linken Knie zuerst überschreiten, sich nach seiner rech-
„ten Seite mit dem obern Körper-Theile mehr halten,
„oder den Kopf auf die linke Schulter der Frau legen,
„damit die größern Muskeln an der linken Seite mehr
„gespannt werden und bleiben; kurz, er muß dafür sor-
„gen, daß der linke Hode sich in den Schmeerbauch hin-
„aufziehe, und im Fall es durch Verhinderung noch nicht
„geschehen sey, ihn sogleich herauf schieben, und Sorge
„tragen, daß der rechte Hode unten bleibe. Der Mann
„muß aber die Begattung auf eine und dieselbe Art so
„lange wiederhohlen, bis er von der Schwangerschaft
„seiner Frau sichere Beweise hat.“

Dieses System hat Hencke dem Verf. der l'Art de faire des Garçons, Londr. 1779, abgestohlen, und nur etwas verändert vorgetragen.

Der Verf. der l'Art de faire des Garçons raisonirt so: „Alle Menschen wissen, daß die eine Hode etwas größer „ist, als die andere. Jede Hode hat ihren Canal, durch „welchen der Same in die Samen-Bläschen gebracht „wird. Die Samen-Bläschen der einen Seite sind grö-„ßer, als die auf der andern; die auf der rechten sind von „denen auf der linken Seite abgesondert. Ihre Ausführ-„ungs-Canäle sind ihrer ganzen Länge nach von einander „getrennt. Jeder Ausführungs-Gang hat seine unter-„schiedene Mündung, wodurch der Same ohne irgend ei-„ne andere Vermischung in die Harnröhre gebracht wird. „Diese beständige Varietäten vermehren die Muthmaßung, „daß der eine Testikel die Fabrik der Jungen, und der an-„dere der Mädchen, enthielte, und daß gleiches Verhält-„niß in Ansehung der Eyerstöcke sich befände. Nach die-„ser Hypothese ist nichts leichter, als Knaben und Mäd-„chen nach Willkür zu zeugen. Man hat weiter nichts „dabey zu thun, als sich auf dieser oder jener Seite, den „Hoden oder den Eyerstock ausschneiden zu lassen. Wem „diese Methode nicht gefällt, kann einen andern Versuch „machen, dessen Ausführung bloß von der Geschicklichkeit „des Frauenzimmers abhängt. Um sich davon einen „deutlichen Begriff zu machen, muß man überhaupt be-„merken, daß der Mann nicht nach Willkür seinen Samen

„aus

„aus dem rechten Hoden eher, als aus dem linken, aus-
„spritzen könne. Das Frauenzimmer hingegen kann den
„Samen nach dem beliebigen Eyerstock leiten. Sie darf
„in dieser Rücksicht während dem Beyschlaf ihrer Lage
„nur entweder gegen die rechte oder linke Seite ihre gehör-
„ige Richtung geben; die Samen-Feuchtigkeit muß als-
„dann vermöge ihrer eigenen Schwere die beabsichtete
„Richtung nehmen. So lange nun der Eyerstock nicht
„mit derjenigen Samen-Feuchtigkeit, die mit ihrer in glei-
„chem Verhältniß steht, befeuchtet wird, so lange wird die
„Frau unfruchtbar bleiben; erfolgt aber dieses, so wird
„sie schwanger." Dies war also der wahre Vorläufer von Hencke.

Allein, ein fruchtbarer Beyschlaf ist eine Handlung die ungezwungen, ohne Gêne und mit erhitzter Einbildungs-Kraft und wahrem Feuer vollzogen werden muß. Man denke sich eine solche gezwungene Lage, wie Hencke angiebt — eine zerstreute und mit dem Experimente beschäftigte Einbildungs-Kraft — eine Frau, die voll Erwartung der Dinge ist, die da kommen sollen — und ich zweifle, ob unter solchen Umständen die nöthigen erforderlichen Kräfte zum Beyschlaf sich einstellen, geschweige, daß er fruchtbar seyn werde. Auch sind beyde Hoden in Ansehung ihrer Structur vollkommen ähnlich, und die Samen-Feuchtigkeit ist nicht im mindesten unterschieden; es ist also gar nicht abzusehen, worin der wesentliche Unterschied bestehen solle; und dieses nenne ich in der That eine dunkle Sache durch eine weit dunklere aufklären zu wollen. Die häufigen Beyspiele, daß Männer mit Einer Hode Knaben und Mädchen gezeuget haben, beweiset die weise Einrichtung des Schöpfers, welcher, um die Fortpflanzung des menschl. Geschlechtes zu befördern, beyde Hoden mit gleichen Kräften versehen hat, damit, wenn ja durch einen Zufall der eine verloren gienge, der Zeugung dadurch kein Abtrag geschehen könne. Die Plaisanterie des *Rabelais*: „Monsieur! qui jamais a douté de votre epouse? gehört

hierher gar nicht, und es beweiset eine niedere Denkungs-Art, zu behaupten, daß in solchen Fällen alle Frauenzimmer ihre Männer mit einem modischen Kopf-Putze beehren sollten.

Eben so wenig finden die specifischen Propagations-Mittel des *Saury* (*) Statt. „In dem Falle, „daß ein weniger, denn seine Frau, zur Geschlechts-„Lust geneigter Mann gern einen Sohn zeugen wollte, „beobachte die Madame folgende Regeln. Sie schlafe „anfänglich ein wenig allein; ihre Speise sey größten-„theils aus dem Pflanzenreiche; bestehe in sehr dünnen „Brühen; sie enthalte sich des Weines, oder trinke „doch nur sehr wenig! — Der Herr Gemahl mache „sich öftere mäßige Bewegung; er trinke ächte, geist-„reiche Weine, mit ein wenig Wasser vermischt, doch „nicht zu viel auf ein Mahl; er esse gebratenes und ge-„kochtes Schöpsen-Fleisch, gebratene Rebhüner! „u. s. w." Man sieht ohne mein Erinnern, daß diese Mittel nicht auf die eigentliche Geschlechts-Bildung der Frucht einen Einfluß äussern können, allein die Fruchtbarkeit des Beyschlafes können sie befördern. Ist die Frau zu feurig und der Mann zu träge, dann wird durch die dünne Diät die Kraft und Hitze der Frau vermindert werden; sie wird mit weit weniger Begierde die Umarmung des Mannes empfangen, da hingegen bey diesem durch eine entgegengesetzte Diät die Nerven-Kraft mehr belebt, und der Same mehr feuriger und flüchtiger gemacht wird. Durch diese entgegen gesetzten Wirkungen kann die venerische Ekstase und

(*) Des moyens, que la saine Médecine peut employer, pour multiplier un sexe plûtot que l'autre, par Mr. *Saury*. à Par. 1780, 8. 2 B.

Deutsche Uebersetz. u. d. T. Physikalisch-moralisch-medicinische Mittel, nach Willkühr, Knaben oder Mädchen zu zeugen. Aus dem Französ. des Hrn. Saury. Frf. und L. 1782, 8. 2 u. e. h. B.

und Ergießung beyderley Geschlechts-Feuchtigkeiten zu gleicher Zeit bewerkstelliget werden, und eine Empfängniß erfolgen.

Nachdem das menschliche Ey in die Gebärmutter gebracht worden ist, erhalten wir nach dem Verlaufe etlicher Tage mehrere Gewißheit von seinen Veränderungen. Das Ey selbst sprosset aus der Oberfläche seiner bis dahin einfachen Haut auf allen Seiten, mit weichen ästigen Flocken, die sich mit den aushauchenden und einsaugenden Flocken der Gebärmutter vereinigen und mit ihnen zusammenhangen. Dieses Anhangen geschieht zwar aller Orten in der Gebärmutter, am meisten aber in demjenigen dicken Theile derselben, der in der Mitte zwischen beyden Trompeten liegt, und der Boden der Gebärmutter (Fundus uteri) genannt wird. In diesem Ey befindet sich eine ziemliche Menge eines klaren Wassers, das im Feuer und im Weingeiste gerinnet, und die unsichtbare Leibesfrucht, welche man niemahls vor dem 13ten Tage gesehen hat, und die zuerst ein bloßer und ungestalteter Schleim ist, der eine länglich runde Gestalt hat. Wenn nun allmählich ein mehrerer Unterschied in den Theilen erfolgt, so hat diese Leibesfrucht einen sehr großen Kopf, einen kleinen Leib, keine Gliedmaßen, und einen großen und flachen Nabel, der an das stumpfe Ende des Eyes befestigt ist. Nunmehr nimmt die Frucht stärker zu, das Ey hingegen weniger, und die Proportion desselben und des in ihm enthaltenen Wassers wird gegen das Kind beständig kleiner. Die Flocken des Eyes werden weniger; und eine schwammichte Haut, die sie vereinigte und mit der Fläche der Mutter verband, zieht sich nach und nach zurück, und im zweyten Monathe haben sich diese Haut und Flocken meist im Grunde der Mutter in einen runden dicken Kuchen gesammlet, der bis zur Geburt fortwächst, und mit dem Nahmen

Mut-

Mutterkuchen (Placenta uterina) belegt wird. Auſſer dem Mutterkuchen beſteht das Ey aus Häuten: die ſchwammichte Haut befindet ſich nun meiſt in dem Kuchen. Die Ader-Haut (Chorion) macht gleichſam die äuſſere Schale des Eyes aus; ſie iſt flockig, aderig, und leicht zu zerreiſſen. Mit dieſer Haut hängt inwendig die mittlere Haut zuſammen, die von der hohlen Fläche des Kuchens, welche die Mutter nicht berührt, ausgeht; dieſe iſt feſter, weiß undurchſichtig. Die dritte innerſte Haut iſt die Schaf- oder Waſſer-Haut (Amnion), durchſichtig, glatt und mit wenigen Gefäßen verſehen; ſie iſt durchaus mit Waſſer angefüllt, in welchem die Frucht liegt; wo mehrere Früchte ſind, hat jede ihre eigene Waſſer-Haut; dieſes Waſſer (Schaf-Waſſer, Liquor amnii) ſchwitzt durch die Fließwaſſer- (lymphatiſchen) Gefäße der Waſſer-Haut aus, enthält etwas Gerinnbares, und alſo Nahrungs-Saft.

Was die Ernährung der Frucht betrifft, ſo kann man ſich ein ſchwangeres Frauenzimmer wie eine Gluckhenne denken, die ihre Frucht ordentlich ausbrütet, und ſie ſtillet dieſelbe ſchon mit eben der Milch, welche ſie dem Kinde nach der Geburt aus der Bruſt darreicht. Die Blut-Gefäße der Gebärmutter nähmlich haben eine ſehr gekrümmte und ſchlangenförmige Lage, daß die Gebärmutter, ſo wie nach und nach die darin enthaltene Frucht größer wird und zunimmt, nachgeben kann, ohne durch eine gewaltſame Ausdehnung zu leiden. Gleich mit Anfange der Schwangerſchaft nun pflegt die monathliche Reinigung aufzuhören, und dieſes Blut häuft ſich in den Gefäßen der Gebärmutter an, und ſie geben dermaßen nach, daß ſie oft die Dicke eines Fingers bekommen. Die Frucht wird daher in der Gebärmutter von dem Blute, welches ſich in den Gefäßen derſelben anhäuft, beſtändig ſehr erwärmt, und durch dieſe natürliche Wärme eben

so gut ausgebrütet, wie eine Henne ihre Eyer in dem Neste durch die Wärme ihres Körpers ausbrütet.

Gleichwie das Küchlein im Ey von dem Weißen desselben seine Nahrung bekommt, bis es stark genug wird, und die Schale durchbrechen kann: eben so bekommt nun die Leibesfrucht ihre Nahrung von der Milch, mit welcher das Kind auch nach der Geburt noch aus der Brust ernährt wird. Diese Milch wird zur Zeit der Schwangerschaft aus dem Blute der Gebärmutter eben so gut abgesondert, als nach der Geburt aus dem Blute, welches alsdann nach den Brüsten desto stärker zufließt. Es ist dieses auch sehr natürlich, indem die Mutter-Milch zur Ernährung der Frucht sehr geschickt ist, und auch ein jeder Mensch von dem Milch-Safte ernährt wird, welcher durch die Verdauung aus den Speisen bereitet wird. Auch ist der ganze Bau der Frucht viel zu fein, viel zu zart, als daß er von dicken und zähen Feuchtigkeiten könnte ernährt werden. Es fehlt auch nicht an Beobachtungen, daß man aus der Brust einer Frauensperson, ob sie gleich nicht schwanger war, eine wirkliche Milch hat aussaugen können, welches beweiset, daß diese Absonderung beym Frauenzimmer wirklich in einem schwachen Grade existirt, und daß die Natur nachher diesen Saft nach der Gebärmutter währender Schwangerschaft leitet. Briel, ein holländischer Arzt, hat in der Nachgeburt einer Frau eine wirklich gelieferte Milch angetroffen. Auch ist es eine bekannte Sache, daß bey neugebornen Kindern sich bisweilen Milch in den Brüsten zeigt. Diese Milch kann nicht aus dem Blute entstanden seyn, da selbst solcher Milch-Saft in Blut verändert wird.

Die Frucht wird also von der Milch der Mutter, und nicht von dem Blute derselben, ernähret, wie man geglaubt hat, welches auch schon zu dick und zur Nahrung der zarten Frucht nicht geschickt ist. Bey einer

sol-

solchen Transfusion würde die Frucht noch weniger bestehen können, als erwachsene Personen, denen man fremdes Blut in ihre Adern leiten wollte. Wenn Einige behaupten wollen, daß sie Blut-Gefäße wahrgenommen haben, welche aus der Gebärmutter in den Mutterkuchen übergegangen seyn, so können solche ja, wenn es damit seine Richtigkeit hat, nur zur Nahrung des Mutterkuchens selbst dienen, so wie andere innere Theile des Körpers ihre besondere Blut-Gefäße haben, welche ihnen ihre Nahrung zuführen; das monathliche Geblüt dient also zu nichts, als um die Absonderung der Säfte, welche die Leibes-Frucht ernähren, zu verstärken. Diese Nahrungs-Säfte werden von den Enden der Gefäße des befruchteten Eyes angezogen, und nach der Frucht gebracht; und so wie das Geblüt bey einem jeden Menschen durch das Druckwerk des Herzens durch den ganzen Körper beständig herumgetrieben wird, eben so geschieht es auch bey der Frucht. Nur der Umlauf der Säfte und des Blutes selbst, ist bey der Frucht verschieden. Es wird das Blut aus der Frucht, vermittelst zwey Arterien, welche von derselben in der Nabelschnur fortlaufen, nach der Nachgeburt oder dem Mutterkuchen hin getrieben, durch die Gefaße derselben durch, und vermittelst einer Blut-Ader (Vene), welche gleichfalls in der Nabelschnur befindlich ist, in die Gefäße der Frucht zurückgeleitet. Bey solchem beständigen Kreislaufe der Safte der Frucht durch die Nachgeburt, kann der neue Milch-Saft, welchen die Nachgeburt durch die zarten Milch-Gefäße aus dem Blute der Gebärmutter einsauget und absondert, immmerfort mit dem Blute und den Säften der Frucht vermischt werden; und solcher Gestalt wird die Frucht, welche sehr stark wächst, ernähret.

Zum Einspritzen (Injiciren) einer Frucht, um den Blut-Kreislauf derselben in der Gebärmutter zu zeigen, darf man eben nicht sonderlich geübt seyn, ob es

gleich

gleich oft selbst den geschicktesten Zergliederern mißlingt, hauptsächlich, wenn die Gefäße durch Gerinnungen verstopft sind.

Es taugen hierzu nur todtgeborne Kinder, oder solche, die bald nach der Geburt gestorben sind. Die todtgebornen sind immer vorzuziehen; denn da die Lungen in diesen niemahls in Thätigkeit gesetzt worden sind, so sind die Lungen-Schlagadern weniger ausgedehnt; deswegen pflegt die Injections-Masse mit größerer Leichtigkeit durch den Schlagader-Gang (Ductus arteriosus) (*) und das eyförmige Loch (Foramen ovale) (**) zu dringen.

Die Injection zu verrichten, schneidet man in der Nabelschnur, welche man 3 oder 4 Zoll lang hangen und nicht austrocknen lassen muß, die Blut-Ader von den Schlag-Adern sorgfältig los; steckt alsdann in die Blut-Ader ein Röhrchen von mittlerer Größe, hütet sich aber, die Schlag-Adern nicht mit zu unterbinden. Hierauf spritzt man mehrere Mahle warmes Wasser ein, bis es durch die Nabel-Schlagadern ohne Hinderniß wieder heraus fließt. Dabey muß man anfangs nur wenig Gewalt brauchen, bis die Gefäße von den Gerinnungen etwas gereinigt worden sind, oder man muß, sie zu zerreissen, befürchten. Hierauf injicirt man Luft, um alles Wasser wieder heraus zu schaffen. Sodann spritzt man die grobe gefärbte Masse ein, ohne eben viel Gewalt zu brauchen, bis sie aus den Schlag-Adern wieder heraus fließt. Sobald man dieses gewahr wird, zieht man den Faden zu, den man schon vorher zu dieser Absicht um die Schlag-Adern locker geschlagen hat. Sind die Gefäße gehörig ausgespritzt, so nimmt man die Spritze wieder weg.

Ist der Körper kalt geworden, so schreitet man zur Zerlegung. Zuerst schneidet man den Kopf ganz nahe am Grund des Hirnschedels weg; hierauf die Arme mit den Schulterblättern und Brust-Muskeln, die untern Gliedmaßen beym Gelenke nebst der Gelenkpfanne (Acetabulum), die

(*) Der Schlagader-Gang ist ein Canal, der von der Lungen-Schlagader herkommt, sich in der großen Schlag-Ader (Aorta) endigt, und bald nach der Geburt verschwindet.

(**) Das eyförmige Loch ist eine Oeffnung, die vom rechten Herzohr in das linke führt, und nach der Geburt des Kindes verschlossen wird.

die Bedeckungen, die Rücken-Muskeln, die Wände der Bauchhöhle, den vordern Theil der Brust, und alle Eingeweide der Brust- und Bauch-Höhle, das Herz ausgenommen.

Beym Wegschneiden der Leber muß man sich in Acht nehmen, daß der zurückführende Ader-Gang (Ductus venosus) (*) nicht beschädiget werde. Die injicirten Gefäße läßt man im Rumpfe und im Halse; auch bleiben alle Wirbelbeine vom Hirnschedel an, die hintern Theile der Rippen und das ganze Becken. Alsdann schneidet man alles Zellgewebe, und was sonst noch den Lauf der Gefäße verbirgt, weg, und legt das Präparat so, daß die Theile desselben, besonders der Schlag-Adergang und der zurückführende Aderzang, recht gut in die Augen fallen. Hierauf bringt man es in eine zum Trocknen recht bequeme Lage. Ist es trocken, so überfirnißt man es, und sichert es durch ein Glas oder ein anderes Gehäuse vor Beschädigungen, denen es nicht wenig ausgesetzt ist.

Hrn. D. Fischer Anweisung zur prakt. Zergliederungskunst, (Lpz. 1791, gr. 8.) S. 223, f.

Der Keim, den wir zuerst in der Gebärmutter sahen, war eine Gallerte von unbestimmter Gestalt, in welcher sich kein Theil von dem andern unterscheiden ließ. Es ist eine große Menge Wasser, welches mit weniger Erde vermischt ist, und die festen Theile sind nur durch einen höhern Grad des Zusammenhanges von den flüssigen unterschieden, und bis hierher einem Leime ähnlich, der zuerst flüssig ist, hernach etwas fester wird. In diesem Leime entstehen allmählich Fasern, die sich in dem ersten Keime nicht unterscheiden lassen, und die zu entstehen scheinen, indem der Leim zwischen nahe an einander liegenden Gefäßen hin und her gestoßen, und ein Theil des Wassers aus denselben heraus getrieben wird, und die erdigen Theile einander

(*) Es ist dies ein Canal zwischen der Pfort-Ader (Vena portarum) und den Leber-Blutadern (Venae hepaticae), nahe bey den Stellen, wo diese mit der untern Hohl-Ader (Vena cava inferior) anastomosiren.

ander anziehen. Diese Fasern entwickeln sich auf verschiedene Weise unter einander, und bilden ein Zell-Gewebe, aus welchem die Häute, die Gefäße, und beynahe der ganze Körper zusammengesetzt ist. Das Herz ist am vollkommensten, allein beweglich, und allein reizbar; seine Schläge geschehen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit, und wirken mit großer Gewalt auf das höchstweiche Kind, indem sie seine Säfte antreiben, und die Gefäße ausdehnen und verlängern. Der Kraft des Herzens widersetzt sich die Klebrigkeit der Lebens-Säfte, welche die erdigen Grund-Theile verbinden. Es befindet sich also in dem Keime sowohl eine antreibende Kraft, die das Wachsthum in die Länge befördert, als eine widerstehende Kraft, die das Wachsthum mäßigt, und den Druck auf die Seiten, und folglich die Ausdehnung in die Breite, befördert. Das Kind aber wächst nicht allein, sondern wird allerdings merklich umgebildet, so daß es von derjenigen Gestalt gänzlich unterschieden ist, wenn es zur Welt gebracht wird, in welcher man es in der ersten Zeit, da es gesehen werden konnte, noch gesehen hat. Es ist zu vermuthen, daß durch die Schiag-Adern, die Gliedmaßen, die ein Leim an die Seiten des Leibes angeheftet hatte, nach und nach entwickelt werden, und zuerst nur kurz hervorsprossen, und hernach allmählich länger, und in Gelenke abgetheilt, erscheinen. Wenn die Gliedmaßen sich so weit gebildet oder entwickelt haben, daß sie kenntlich sind, und man sie vorsichtig der Länge nach aufschneidet, so findet man an der Stelle der Knochen eine durchsichtige schleimige Substanz, die nicht den geringsten Grad der Härte hat. Man bemerkt dabey ein sehr zartes und ebenfalls durchsichtiges Häutchen, welches diese Feuchtigkeit gleichsam einschließt. Dies ist die erste Anlage der Knochen, und insonderheit der Röhr-Knochen. Nur nach und nach wird dieses Häutchen erstlich hin

und wieder an einigen Stellen, und endlich in seinem ganzen Umfange, undurchsichtiger, dichter und härter, und verliert endlich seine Biegsamkeit; alsdann ist aber auch das Anstoßen dieser Knochen sowohl des Kopfes, als auch der Elbogen und Knie, der Mutter fühlbar, und sie empfindet nunmehr die Bewegung eines Kindes, dessen Knochen bereits diesen bestimmten Grad der Härte und Festigkeit erlangt haben, und dann fühlt sie sich von dem Leben des Kindes überzeugt. Die Knochen gelangen, nach der Regel, zwischen dem 135sten und 145sten Tage nach der Empfängniß zu diesem bestimmten Grade der Festigkeit, und die Frauen wissen alsdann, daß sie die Hälfte der Schwangerschaft erreicht haben, und berechnen hiernach die Zeit ihrer Entbindung.

Dies ist kürzlich die Geschichte des Wachsthumes der Frucht. Aber man ist begierig, dieses Zunehmen von einer Zeit zur andern genauer zu kennen; man soll bestimmen, wie weit von der ersten Woche der Empfängniß bis an die Stunde der Geburt, der Keim entwickelt, oder wie groß das Kind in Mutterleibe in jeder Woche seines Alters sey. Man hat niedlich gemahlte, oder in Kupfer gestochene, stufenweise größere Leibesfrüchte vom ersten Monathe bis zum neunten; aber diese sind nach der Einbildung und willkürlich gezeichnet, und weichen sehr von der Natur ab. Es ist weniger leicht als man glauben sollte, diese Stufen auf das genaueste anzugeben. Die Gelegenheiten, Beobachtungen anzustellen, sind eben nicht allzuhäufig, und selten pflegen auch die angegebenen Rechnungen zuverlässig zu seyn. Die von den berühmtesten Männern hierüber angestellten Beobachtungen, sind bis zur Verwunderung ungleich und von einander unterschieden. Es wäre ungerecht, an der Richtigkeit ihrer Wahrnehmungen zu zweifeln, oder sie zu beschuldigen, daß sie unrecht beobachtet hätten.

Es kann der Unterschied auf die Gesetze der Natur selbst gegründet seyn. Sie haben unzeitige Geburten untersucht; allein es ist unmöglich, genau zu bestimmen, ob und wie lange schon der Embryo todt gewesen ist, folglich wie lange schon vorher seine Entwickelung und Wachsthum aufgehört hat; so ist ausgemacht, daß, je näher ein Thier seinem Ursprunge ist, desto schneller sein Zunehmen und Wachsthum geschieht, und je mehr es sich von seinem Ursprunge entfernt, desto mehr die Geschwindigkeit dieses Wachsthumes abnimmt, bis endlich das Thier seine bestimmte Größe erreicht hat. In neun Monathen entwickelt und vergrößert sich der anfangs unsichtbare Keim des Kindes zu einem Körper von 6 bis 8 Pfund, und ist mit Knochen, Knorpeln, Muskeln, Eingeweiden und Drüsen versehen; kurz, jeder Theil ist ausgebildet, auch häuft sich in den Gedärmen der Frucht ein Koth an, der unter dem Nahmen Kindespech (Meconium) einen großen Theil der Gedärme einnimmt. Auch sammelt sich Urin in der noch länglichen Blase, aus deren obern Theile die Blasenschnur (Urachus), nähmlich eine Fortsetzung der Blase, hervorgeht, die sich in die Nabelschnur erstreckt, und sich in ihr verliert.

In Ansehung der Frage: **Wann ist die Leibes-Frucht belebt zu nennen?** denken die Aerzte und Rechts-Gelehrten nicht völlig gleich. Nach den Grundsätzen der Aerzte, fängt sich die Belebung der Leibes-Frucht (animatio foetus) mit dem Augenblicke an, worin sie empfangen wird; Rechts-Gelehrte pflegen aber unter einer belebten Leibesfrucht eine solche zu verstehen, welche nicht allein, im physischen Sinne des Wortes, wächst und zunimmt, sondern auch schon Verrichtungen ausüben kann, woraus ein wirkliches Leben sich erkennen lässet. Diesemnach glaubten sie, eine Leibesfrucht verdiene den Nahmen einer belebten nicht eher, als bis sie durch die von der Mutter em-

pfundene Bewegung von dem Daseyn ihres Lebens Gewißheit gebe, welches erst in den lezten Monathen der Schwangerschaft zu geschehen pflegt. Eine Leibesfrucht, welche diese Zeit noch nicht erreicht hat, nennen sie nicht-belebt (foetus non-animatus), und gründen auf ihre Distinction den Satz, daß eine in erwähntem Zeitpuncte, nähmlich vor Ablauf der Hälfte der Schwangerschaft, erzwungene Abtreibung oder sonstige Tödtung des Kindes nicht als ein wahrer Kinder-Mord anzusehen, und dem Sinne des 133sten Artikels der peinlichen Halsgerichts-Ordnung gemäß, gelinder zu bestrafen sey, wo es heißt: „ein lebendiges „gliedmäßiges Kind." Diese Meinung ist aus der Lehre der stoischen Philosophen entsprungen, welche glaubten, es sey die Leibesfrucht im Mutterleibe kein Mensch, sondern bloß ein Theil der mütterlichen Eingeweide; ja, man gieng mit dieser Meinung so weit, daß überhaupt sowohl ein noch nicht gebornes, als ein so eben erst zur Welt kommendes Kind, für keinen Menschen gehalten wurde, so lange es nicht von seinen Aeltern anerkannt, aufgenommen, und an mütterliche Brüste gelegt oder zu nähren anbefohlen worden ist. Eine noch mit der Mutter zusammenhangende Frucht wurde nicht für viel mehr, als für eine Art von Pflanzen, angesehen, und was dergleichen unnöthige Fragen und Bestimmungen mehr waren.

Allein, es ist allerdings richtig, daß die Meinung der Alten entweder auf Vorurtheil, oder auf bloßen Wortstreit, beruhet. Es giebt keine Ursache, warum ich einem lebenden, von Mann und Weib gezeugten und mit einer Menschen-Gestalt begabten Geschöpfe, den Titel eines Menschen absprechе, weil solches noch vermittelst der Nabelschnur mit seiner Mutter zusammenhängt, und deren Einflusses bedarf, um zur völligen Reife zu gelangen, deren Mangel doch die Natur dieses Wesens so wenig ändert, als sie verhin-

hindern kann, daß ein noch an der Eichel hangendes Stämmchen zur Gattung der Eichen gehöre. Will man aber dadurch bloß sagen, daß eine Leibesfrucht in Rücksicht auf bürgerliche Handlungen noch kein Mensch sey, so wird niemand dagegen etwas einzuwenden haben.

Daß aber ein Kind vor der Hälfte der Schwangerschaft eben so gut lebe, als nach solcher, ist eine Wahrheit, welche in unsern Tagen, bey der herrschenden allgemeinen Ueberzeugung der Aerzte, keiner großen Beweise bedarf. Man sagt, ein Thier lebe, in dessen Gefäßen eine regelmäßige fortschreitende Bewegung der Säfte bemerkt wird; und in solchem Verstande lebt, wie Hr. v. Haller sagt, ein Kind allezeit und schon gleich nach der Empfängniß, weil schon in den zuerst sichtbaren Theilen der kleinen menschl. Frucht ein Umlauf der Säfte vorhanden ist; eben so gewiß scheint auch die menschliche Seele gleich in den ersten Tagen den Körper des Kindes zu beleben, und ich weis nicht, warum sie warten sollte, bis die Leibesfrucht ihre fertigen Gliedmaßen freywillig zu bewegen brauchte; indem ich derselben überhaupt, die ganze Schwangerschaft hindurch, nicht viel Ueberlegung bey ihren Bewegungen zutraue, und auch ein Mensch, der gar keine Glieder mehr frey bewegen kann, wenn dessen Blut noch circulirt, für beseelt gehalten wird.

Hrn. D. Müller Physiologie, (Mainz, 1790, gr. 8.) S. 114, fgg.

Man hat die Gründlichkeit jener von den neuern Aerzten verworfenen Distinction unter belebte und nicht belebte Leibesfrucht, auf verschiedene Weise darzuthun gesucht. Erstlich hat man den Ulpian und Papinian zu Hülfe genommen. Jener, L. 1, §. 1. D. de inspiciend. ventr. sagt: die Leibesfrucht sey, ehe sie zur Welt geboren wird, als ein Theil oder Eingeweide der Mutter zu betrachten; und L. 10 D. de V. et P. Subst. wird behauptet,

wenn die Leibesfrucht dies auch wirklich nicht sey, so könne man sich dieselbe in den Rechten doch also vorstellen. Papinian, L. 9. D. ad Legem Falcid. sagt: eine Leibesfrucht, die noch nicht zur Welt gebracht sey, könne auch das Recht noch nicht haben, ein Mensch zu heißen. Zweytens hat man die Stelle, 2 Mos. 21, 22. fgg. „Wenn sich Männer hadern, und verletzen ein schwanger „Weib, daß ihr die Frucht abgehet, und ihr kein Schade „wiederfährt, so soll man ihn um Geld strafen, wie viel des „Weibes Mann ihm auflegen, und solls geben nach der Theidings-Leute Erkennen; kommt ihr aber ein Schade daraus, „so soll er lassen Seele um Seele, Auge um Auge, Zahn um „Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, „Wunde um Wunde, Beule um Beule," hierher gezogen, obschon die Bestimmung weder des alten noch des neuen Testamentes ist, uns physiologische Lehren beyzubringen, oder zu beweisen. Auch führt Kreß, in seinem Commentar über die peinl. Halsger. Ordn. S. 274, an: diese Distinction werde deswegen von den Rechtsgelehrten angenommen und gebraucht, damit der Richter im Dictiren der Strafe sich dadurch vor Irrthum verwahren könne; denn man könne der Leibesfrucht in juridischem Forum nur alsdann erst Leben zugestehen, wenn es so handgreiflich sey, daß die Mutter beschwören könne, Zeichen dieses Lebens empfunden zu haben; so lange aber dasselbe sich durch dergleichen sinnliche Kennzeichen nicht offenbare, könne man es für kein Leben gelten lassen.

Langguth, in Diss. de fetu ab ipsa conceptione animato, (Vitemb. 1747.) entkräftet diese Gründe auf folgende Weise: Vtrum partus, sagt er, §. 6. antequam edatur, mulieris portio sit, vel viscerum, an separatum ab ipsa animal? certius scire Leges, nec ipsis sibi contradicere, deberent. Si ita enim est, cur matre vendita non videtur partus venditus? (*Gloss. ad l.* 1. *D. de inspic. ventr. et l. XLII. D. de eviction.*) Cur mulier, non minus fetu, ac alia corporis parte, se privare potest? Cur Vlpianus embryonem pro nato habet, quoties de eius commodo agitur, et mulierem in exilium exigendam docet, quae visceribus suis vim intulit, quae partum abigeret? Ueber den zweyten drückt er sich also aus: Qui hoc sub clypeo se tutos praestare cogitant, de eo omnino non ambigendum putant, voculam (versionis germanicae *Lutheri*) Ihr ad mulierem gravidam unice referendam esse; ideoque, cum de fetus sive vita, sive morte oppor-

opportuniſſimo quamvis hoc loco, altum ſit ſilentium, illum haud ſemper in utero animatum eſſe debere, conficiunt: novum ſuae ſententiae robur ex eo adiicientes, quod et ſeptuaginta interpretes, et Vulgatus, in ſuis Bibliorum verſionibus, non ſolum eandem in opinionem conſentiant, ſed et inter fetum effigiatum et non effigiatum, *τὸ παιδίον ἐξικονισμένον καὶ μὴ ἐξικονισμένον*, apette ſolliciteque diſtinguant. Zu dieſen Worten ſeines 4ten §. thut er aber im 7ten folgende Widerlegung hinzu: Verba ſanctiſſimi textus generaliter concepta ſunt, ita, ut aequo iure de morte, ſiue matris, ſiue infantis intelligi debeant. Et hic fidelitatis, quam ſummam in transferendo *Caſtellio* adhibuit, exemplum eſt: „*Si qui*“ ita eius verſio habet: „*dimicando mulierem gravidam* „*vulneraverint, et abortum intulerint*, ſi pernicies non fuerit, „*ad aeſtimationem mariti mulieris, mulcta eſto, et ad eam ar-* „*bitri ſunto.* Sin autem pernicies fuerit, *vitam pro vita* „*perdito.*“

Zum dritten Grund thut er, §. 9, zur Widerlegung hinzu: non contemnendi momenti difficultates hanc palpabilem viuentis fetus probationem adhuc premunt, et ampliſſime de illa conceptam ſpem magnopere nonnunquam imminuunt. Haud paucae enim gravidae mulieres motum ſui fetus, circa medium geſtationis tempus, vel nullum plane, vel tam obtuſum & irregularem, ſentiunt, vt illum ab aliis viſcerum et inteſtinorum motibus, aegrius, minimum non ea, quae requiritur, certitudine, diſtinguere valeant. Aliae, furtiui amoris praemium vel metuentes, vel ſentientes, feminae, teſtes, quod vident tactuque intelligant, credentes, iungere ſibi non gaudent, ſed propriam ſuam turpitudinem aſſute velant; tantum abeſt vt illae, quae vel necandi fetus piaculum aggrediuntur, rogatae etiam, fetus motum ſuamque culpam, libere candideque profiteri ſoleant. Et, quam ſtupendus non eſt earum numerus, quae, plus quam virginali verecundia, ſuam in his rebus ignorantiam, aut, ſi mavis, ſtupiditatem, praetexunt, et, quid illud ſit, quod rogas, ſi Diis placet, plane non intelligunt? Quam ſic incerta, quam lubrica, quantis expoſita artibus, haec eſt, haec evadit, fetus viventis probatio! Non habes confitentem ream: quid nunc non deſideres?

Schon Brunnemann, im Proceſſ. inquiſit. c. 9, n. 69, und Leyſer, in Medit. ad Pandect. Vol. 9. Spec. 597, §. 24, p. 388, haben dieſe Diſtinction verworfen. Man kann alſo den alten Rechts-Autoritäten dieſe neueren und

großen füglich entgegen setzen. Auch Böhmer hat, in diss. de caede infantum in vtero, (Hal. 1740) §. 34, ihr Werth und Gründlichkeit abgesprochen. Folglich fällt die Chikane, welche die Rechts-Gelehrten den Aerzten hierüber machen könnten, wenn sie von der alten Meinung abgehen, weg, und Leztere können gegen Erstere ihr eigenes Gewehr gebrauchen. Die physiologischen Gründe, warum diese Distinction nicht anzunehmen ist, hat am ausführlichsten Kaltschmid, in diss. de distinctione inter foetum animatum & non animatum ex medicina forensi eliminanda (Jen. 1747.) in einem zusammenhangenden Raisonnement vorgetragen.

Noch verdienen hier des Hrn. v. Haller Gedanken über diese Materie, (in seinen Vorlesungen über die gerichtl. Arzneywiss., S. 97, f. nach der Weberischen Uebersetz.) eine Stelle; „Als Arzt von der Sache zu ur„theilen, darf man annehmen, die Rechts-Gelehrten hät„ten die Eintheilung, wovon die Rede ist, erfunden, um „dem Verbrechen des Kinder-Mordes, so lange als mög„lich, vor Gericht damit durchzuhelfen. Ist das, was „ein Weib durch einen erzwungenen Abortus von sich „treibt, seiner Bildung nach, kein Mensch, so kann man ih„nen vollkommen beypflichten; im andern Falle aber scheint „es unrecht, das Weib der Strafe des Kinder-Mordes „zu entziehen, und die Gesetze dadurch in Widerspruch „mit sich selbst zu bringen. Denn ein Mensch ist ein „Mensch, er sey groß oder klein, erwachsen oder uner„wachsen; und wäre dieser Grundsatz falsch, so müßte „der Knabe und Jüngling nicht eben sowohl Anspruch „auf den Nahmen eines Menschen haben, als der Mann „und der Greis. Den Ursprung mehrgedachter Eintheil„ung finde ich in den Hippokratischen Schriften, und „bekannter Maßen hat sich die römische Rechts-Gelehr„samkeit in vielen Stücken mit den Kenntnissen und Irr„thümern der Griechen bereichert. Hippokrates sagt, „in seinen Schriften, die seine Zeugungs-Theorie ent„halten: ein Knabe sey vor dem 40sten, und ein Mäd„chen vor dem 80sten Tage nach der Empfängniß nicht „ausgebildet. Die Entdeckungen der Zergliederer lehren „uns aber, daß schon am 14ten Tage sich die kenntlichsten „Spuren der Menschheit an einem Fötus zeigen, ja schon „im Ey die zwey Häute, die den Fötus einschließen,

„(Cho-

„(Chorion & Amnion) und die Nabelschnur zu unterschei-
„den seyn. — Mir scheint ein Weib, das ein noch nicht
„gliedmäßiges Kind abtreibt, grausamer und strafbarer,
„als die, welche ein gliedmäßiges durch abtreibende Mit-
„tel tödtet; denn leztere scheint bey sich selbst Anstand ge-
„nommen, und sich mit minder Entschlossenheit an die
„Vollführung ihres Verbrechens gewagt zu haben, als
„die erstere. Noch kann man beyfügen, daß man bey ei-
„nem Fötus vom ersten Augenblicke der Erzeugung an,
„sein eigenes Herz und alles findet, was zum Begriff der
„Lebens-Möglichkeit erfordert wird.“

Die Römer hielten, erwähnter Maßen, einen Embryo nicht für einen lebenden Menschen, weil sie nach den Grundsätzen der Stoiker dafür hielten, daß der Mensch erst mit seinem Ausgange aus Mutterleibe seine Seele empfienge, und eben daher wurde das Abtreiben einer Frucht anfangs gar nicht unter die Verbrechen, und in der Folge nur unter die ausserordentlichen Verbrechen gerechnet, welches hingegen heut zu Tage immer für ein Verbrechen angesehen, und unter gewissen Umständen sogar einem Morde gleich geachtet wird. Sonst aber hatten schon die Römer den Grund-Satz, daß ein Embryo die Rechte eines lebenden Menschen hätte, so oft von dessen Vortheilen die Rede war, daher mußte auch ein Embryo vom Vater zum Erben eingesetzt werden, und wenn er mit Stillschweigen übergangen wurde, rumpirte er das väterliche Testament; und eben so, wenn er von andern ausser dem Vater, welche ihm einen Pflicht-Theil schuldig sind, enterbt oder übergangen wird, kann er das Testament als inofficiosum anfechten. Der Embryo ist Jatestat Erbe, und sollen ihm sogar, weil drey Kinder (Drillinge) geboren werden können, drey Erb-Theile aufbehalten werden. Wenn nach des Ehe-Mannes Tode die Witwe sich schwanger befindet, so wird sie im Nahmen ihres Embryo zum Besitz der Erbschaft gelassen, und es wird demselben ein Pfleger

(Tutor) bestellt. Der Vater kann dem Embryo im Testamente einen Vormund bestellen; und derjenige, welchen er überhaupt allen seinen Kindern verordnet, wird auch Vormund des Embryo. Alle diese Rechte aber kommen dem Embryo nur unter der Voraussetzung, daß er nachher lebendig, und nicht monströs, zur Welt gekommen ist, zu. Ist hingegen nur von den Vortheilen eines Dritten die Rede, so wird der Embryo nicht für einen Menschen geachtet, und z. B. nicht unter die Anzahl der Kinder, welche von der Vormundschaft dispensiren, gerechnet. Zum Besten des Embryo stehen auch den schwangern Frauen besondere Vorrechte zu, daß z. B. sie mit der Folter verschont werden, und keine Leibes- oder Lebens-Strafe an ihnen vollstreckt werden kann.

Dem gerichtlichen Arzte wird öfters nöthig, die Frage zu erläutern: ob es wirklich unter den Producten der drey Natur-Reiche, abtreibende Mittel, d. i. solche giebt, bey deren innerlichen Gebrauche und Wirkung das Abtreiben in allen und jeden Fällen die unausbleibliche Folge ist, oder ob es nicht vielmehr ein zufälliger Erfolg müsse genannt werden, wenn eine Leibesfrucht auf ein genommenes Mittel abgeht? Man hat von allen Mitteln, die als abtreibende am meisten verschrien sind, dargethan, wie wenig, wenn auch nach dem Einnehmen derselben eine solche Wirkung erfolgen sollte, sie denselben mit Recht zu zuschreiben ist. Allein, deswegen ist die Strafbarkeit des Gebrauches solcher Mittel, wenn dabey die Absicht, eine Leibes-Frucht zu tödten, erweislich ist, im geringsten nicht zu läugnen, sondern man muß sich nur vor dem gefährlichen Trug-Schlusse hüten, daß in allen und jeden Fällen, wo solche Arzeneyen gegeben oder genommen werden, keine andere Absicht, als das Abtreiben, Statt finden könne. Siehe auch im XXXVII Th., S. 719, fgg.

Leibes-Gaben, Gaben, d. i. Fähigkeiten des Leibes; zum Unterschiede von den Gemüths- oder Geistes-Gaben.

Leibes-Gebrechen, Leibes-Fehler, Leibes-Mängel, L. Vitium corporis, Fr. Defaut de corps, wird an dem menschlichen Leibe ein jeder Fehler oder Abgang an den ordentlichen Gliedmaßen desselben genannt, welcher ihn verunziert, oder ganz ungestaltet macht, da dann ein damit behafteter Mensch, sowohl nach dem Unterschiede der Gliedmaßen, woran sich dergleichen befindet, als auch eines solchen Gebrechens oder Fehlers selbst, lahm, blind, schielend, taub, stumm, ausgewachsen oder buckelig, u. s. w., oder wenn ein solcher Fehler allzugroß ist, oder sich vornehmlich an einem Haupt-Theile seines Körpers äussert, auch wohl gar eine Mißgeburt genennt wird.

Zuweilen versteht man unter Leibes-Gebrechen auch nur einen sonst insbesondre sogenannten Bruch der weichen Theile (Hernia).

Leibes-Gefahr, ein vorzüglich in dem zusammengesetzten Leib- und Lebens-Gefahr (L. Periculum mortis, Fr. Peril oder Danger de mort,) üblicher Ausdruck, eine Gefahr zu bezeichnen, von welcher sowohl der unverletzte Zustand des Leibes, als auch das Leben selbst, bedrohet wird. In Leib- und Lebens-Gefahr gerathen.

Leibes-Gestalt, die Gestalt des Leibes oder Körpers; Corporis forma. Siehe das Folgende.

Leibes-Größe, Höhe oder Länge, Breite, Maß, Proportion, Statur. Alles, was aus einer gewissen Art der Theilchen zusammengesetzt ist, einen Raum einnimmt, eine bestimmte Größe hat, in die Länge und Breite ausgedehnt ist, seine zugemessenen Flächen hat, eine seiner Materie gemäße Schwere besitzt, kurz, was ein Körper heißt, das muß auch ein gewisses Maß haben, folglich einer Ausmessung fähig seyn. Da nun der menschl. Körper alle erwähnte Eigenschaften an sich hat,

hat, so muß es nicht nur wahr, sondern auch möglich seyn, daß er ausgemessen werden könne. Die Absicht, warum man den menschl. Körper mißt, hat wohl nichts anders zum Grunde, als eine Begierde, erforschen zu mögen, ob derselbe proportionirt sey, d. h. sich zu seinen Theilen, aus denen er zusammengesetzt ist, gemäß verhalte. Man wird also unter einem proportionirten Körper nur einen solchen verstehen müssen, dessen Theile die natürliche Bildung, die richtige Stellung und das regelmäßige Verhältniß oder die symmetrische Proportion unter einander haben. Diesemnach wird derjenige Körper in Ansehung der Bildung ungestaltet, folglich nicht proportionirt seyn, dessen Kopf ungeheuer groß ist, oder dessen Nase einen Habicht-Schnabel vorstellt, oder dessen Augen Eulen-Augen gleich sind, oder dessen Mund einem Hasen-Maule ähnlich ist, oder dessen Ohren sehr lang sind, und wie Esels-Ohren aussehen. So kann auch derjenige Mensch nicht wohlgebildet heißen, dessen Leib sehr klein ist; die Hände und Füße aber überaus lang sind; solche Leute sind aus der Familie der Meer-Spinnen; oder dessen Hände, statt der Finger, Vogel-Krallen haben; oder dessen Füße Pferde-Füßen oder Reh-Läufen nicht unähnlich sind; oder, wenn die Schienbeine krumm, die Fußblätter aber entweder gar zu einwärts oder auswärts gezogen sind. In Ansehung der Stellung der Glieder aber wird ein Körper von den Regeln der Proportion abweichen; wenn der Kopf nicht in der Mitte steht, sondern mehr auf dieser oder jener Seite zu hängt; wenn die Arme entweder gar zu weit hinten, oder gar zu weit vorn an der Brust, stehen; wenn die Hüften gar zu weit von einander entfernt sind; oder wenn die Daumen nicht neben dem Zeige-Finger, sondern neben dem kleinen Finger sitzen. Und so wird auch ein Körper ohne alle Proportion seyn, wenn die Stirn grösser ist, als die Gegend, in welcher die Nase sitzt; oder,

wenn

wenn der Raum, welcher sich zwischen beyden Augenbraunen befindet, entweder breiter oder schmähler ist, und keine Gleichheit mit den Höhlen der Augen hat; oder, wenn die Nase kleiner ist, als die Ohren sind; oder, wenn ein Arm kürzer ist als der andere, oder ein Fuß länger als der andere, ist; oder, wenn der Ober-Leib einen engern Umfang hat, als die Hüften haben; wenn der Leib, die Hände und die Füße, kleiner sind, der Hals aber lang ist, so daß es das Ansehen hat, als ob der Kopf auf einer Stange stäcke. Die Natur ist eine vollkommene Bau-Meisterinn; sie hat unsern Leib nach den Regeln der Symmetrie ganz vortrefflich einzurichten gewußt, und ihn folglich schön gemacht, und so hat sie alle diejenigen Theile, die wir einfach haben, allemahl in der Mitte, diejenigen hingegen, die wir doppelt haben, an beyden Seiten, und diejenigen, die wir in mehrerer Anzahl besitzen, an das Aeusserste gesetzt. Solchemnach hat der Kopf zwischen den Schultern in der Mitte, der Leib zwischen den Händen und Füßen, die Nase und der Mund im Gesichte in der Mitte stehen müssen. Im Gesichte steht auf jeder Seite ein Auge und ein Backen. Am Kopfe sitzt auf jeder Seite ein Ohr; der Ober-Leib hat ebenfalls auf jeder Seite nur eine Brust. Wir haben nur eine rechte, und eine linke Seite. An den Seiten befinden sich, ordentlicher Weise, die Hände und Füße. An jeder Hand befinden sich vier Finger und der Daumen, und jedes Fußblatt hat fünf Zehen. Ja, die Weisheit des Schöpfers hat auch gewollt, daß diejenigen Theile, die wir doppelt oder in mehrerer Anzahl besitzen, einander haben ähnlich seyn sollen. Ein Auge hat mit dem andern, und ein Backen mit dem andern, völlige Aehnlichkeit. Ein Arm ist wie der andere gebildet, und ein Fuß hat wie der andere aussehen müssen. Die Brüste sind, in Ansehung der Größe und Gestalt, einander gleich. Die Finger haben

ben eine Aehnlichkeit unter einander, eben so wie die Zehen in Ansehung der Aehnlichkeit sehr genau übereinstimmen.

Der von Elsholz (*) angegebene Menschen-Maß-Stab (Anthropometrum, Anthropometer,) Fig. 4173, besteht aus drey Theilen, nähmlich: aus einem langen und gleichen Stabe, a, einem Quer-Holze, b, und dem Fußtritte, c. Er schreibt: Man soll sich nach der Länge desjenigen Menschen, welchen man zu messen gesonnen ist, ein gleiches und langes viereckiges Holz, dessen Seiten überall gleich breit sind, und ungefähr die Breite eines Daumens haben, machen lassen; ganz oben soll man ein gleiches Holz, welches aber 6 Mahl kleiner, als das erste, seyn muß, querüber befestigen, so, daß ein gerader Winkel davon entstehe; endlich soll das lange Holz in das an dem Fuß-Tritte, welcher aber recht glatt und eben gehobelt seyn soll, eingebohrte Loch gestellt werden, so, daß der Maß-Stab darin sowohl aufrecht stehen, als auch herum gedrehet, und nach Belieben wieder herausgezogen werden könne; doch muß das obere Quer-Holz gerade und genau auf den Wirbel desjenigen, welcher unter das Maß treten soll, auftreffen. Dieses Menschen-Maß sieht

(*) *Jo. Sigism. Elsholz* Anthropometria. Patav. 1654, 4. Frk. 1663, 8.

Deutsch: Meßkunst des menschlichen Körpers. Nürnberg 1695, 8.

Ein Auszug daraus, von Chr. Tob. Ephr. Reinhard, u. d. T. Von der Ausmässung des menschlichen Körpers und der Theile desselben, von der regelmäßigen Verhältniß des Körpers zu den Gliedern, der ordentlichen Uebereinstimmung der Theile unter einander, und von der Symmetrie dieser, in Absicht auf den Körper selbst. Mit Kupferstichen, zum Gebrauch der Aerzte, Mahler und Bildhauer.

Quid iuvat excelsi metiri sidera coeli,
Si nescis modulum corporis, Alde, tui.

Berl. und Glog. 1759, 8. 1767.

sieht etwas fürchterlich aus, weil es einem Schneil- oder Wipp-Galgen ähnlich ist; überdies ist dasselbe sehr unbequem, und erfordert gar zu viele Umstände, ehe man einen Menschen ausmessen kann, denn es muß auf diese Weise allemahl ein Maßstab für einen Jeden, der gemessen werden soll, besonders verfertiget werden. Ohne Zweifel würde derselbe bequemer eingerichtet worden seyn, wenn eben das Quer-Holz nicht befestiget, sondern so angefüget worden wäre, daß es sich leicht hinunter und hinauf schieben ließe; denn alsdann würde man nicht einmahl ein anderes nöthig haben, wenn man Menschen messen wollte, sondern man würde es bey verschiedenen vorkommenden Größen mit besserm Nutzen gebrauchen können, und dürfte also nur das Quer-Holz bey Großen in die Höhe, bey Kleinern hingegen herunter geschoben werden. Das Längen-Holz soll man nun, nach Elsholzens Angabe, in 6 gleiche Theile, welche man Fuße oder Schuhe nennen kann, abtheilen, und jeder Fuß soll wieder in 12 gleiche Grad getheilet, und deren Striche, vermittelst eines bey den Tischlern gebräuchlichen Lineales, Fig. 4174, sehr genau querüber gezogen werden. Das oberste Quer-Holz muß ebenfalls 12 abgetheilte Grad haben. Dieses Menschen-Maß hat also, die Zolle des obersten Quer-Holzes nicht mitgerechnet, 72 Zoll, den Zoll zu 2 Querfinger desjenigen Menschen gerechnet, welcher die Länge dieses Maßstabes hat.

Wenn man nun einen Menschen messen will, sagt Elsholz, und zu wissen verlangt, ob der Körper in Ansehung der ganzen Ausmessung, die natürliche Stellung der Glieder sowohl, als das richtige Verhältniß derselben gegen einander, d. h. die symmetrische Proportion habe, so soll man den Menschen unter das, nach seiner Länge verfertigte Maß aufrecht treten lassen, so, daß der hintere Theil des linken Fu-

ßes

ßes gerade an das Ende des in dem Loche des Fuß-Trittes steckenden Maßstabes zu stehen, das Quer-Holz aber recht auf den Wirbel zu liegen komme. Sodann halte man das Lineal gerade an den Strich des ersten Schuhes, oder des 12ten Zolles dieses Maßes, und gebe genau Achtung, ob das Lineal den Kopf nebst dem Halse gerade berühre. Solcher Gestalt wird man das gehörige Maß der Länge des Kopfes entdecken. Hält man das Lineal an den 20sten Zoll, so muß solches gerade an die Herzgrube treffen. Der Nabel muß mit dem 28sten Zolle zusammen treffen, und die Scham mit dem 36sten Zolle gleich stehen. Ferner muß man untersuchen, ob der 4te Schuh an diejenige Gegend des linken Dickbeines, wo es dünner zu werden anfängt, anstoße. Der 6te Schuh aber wird allemahl richtig mit der Ferse gleich zu stehen kommen. Alsdann kann man das Maß aus dem Loche des Fuß-Trittes nehmen, beyde Arme gleich ausstrecken, und das Maß von einer Spitze des Mittel-Fingers bis zu der andern anlegen lassen, und sehen, ob dieses Maß ebenfalls der Länge gemäß sey. Wenn man den Entfernungs-Raum zwischen den großen Zehen zu wissen verlangt, muß man den Menschen auf den Rücken legen, und die Beine sowohl, als auch die Zehen, so weit als es nur immer geschehen kann, von einander sperren lassen, und zusehen, ob dieser Zwischenraum ebenfalls mit der Länge des Menschen überein treffe.

Da nicht zu läugnen ist, daß der Elsholzische Menschen-Maßstab gar zu viele Umstände erfordert, so ist folgende Art des Maßstabes unstreitig bequemer. Man läßt einen Riemen von Pergament schneiden, nimmt damit an dem Menschen das Maß, und theilt es hernach mit einem Zirkel in 8 gleiche Theile oder Schuh, an deren jedem man wieder 9 kleine und gleiche Abtheilungen abzeichnet, Fig. 4175, damit ebenfalls 72 Zoll, wie an Elsholzens Maßstabe, heraus kom-

kommen. Nach diesem Maßstabe wird der erste Schuh, oder die ersten neun Abtheilungen 1, den Kopf vom Wirbel an, bis an das Ende des Kinnes, ausmachen. Die zweyte Abtheilung, 2, nimmt ihren Anfang von dem Kinne, und geht bis an die Herz-Grube, so daß sie den 18ten Grad erreichen muß. Der dritte Schuh, 3, wird einen Raum von der Herzgrube an, bis zum Nabel, in sich fassen, und folglich die 27ste Abtheilung erreichen. Der vierte Theil des Maßes, 4, begreift die Gegend von dem Nabel an, bis an die Scham, in sich, d. h. es wird der 36ste Zoll gerade berührt. Der fünfte Schuh, 5, erstreckt sich von der Scham, bis zur Mitte des Dickbeines, und trifft mit der 45sten Abtheilung des Maßes überein. Der sechste Fuß, 6, geht von der Mitte des Dickbeines bis an das Knie, also bis an den 54sten Grad. Der siebente Theil, 7, geht von dem Knie, bis zur Mitte des Schienbeines, und trifft an den 63sten Zoll. Der achte Schuh, 8, steigt von der Mitte des Schienbeines bis an die Ferse herab, und vollendet das ganze Maß von 72 Grad. Derjenige Mensch, dessen Theile des Körpers nicht genau mit den abgezeichneten Graden überein treffen, ist also nicht proportionirt zu nennen.

Wenn es ausgemacht ist, daß derjenige Umfang, welchen ein menschlicher Körper einnimmt, wenn man ihn mit einem Faden umzieht, die Dicke des Körpers ausmacht, und daß diejenige Fläche, welche von einer Seite bis zur andern, z. B. von einer Schulter bis zur andern, oder von einer Hüfte bis zur andern genommen wird, die Breite des Körpers bestimmt, so muß es auch seine Richtigkeit haben, daß diejenige ausgedehnte Fläche eines Körpers, welche von dem Wirbel bis nach den Fußsohlen gezogen worden ist, die Länge oder Höhe des Körpers seyn müsse. Dieser Länge nun ist diejenige Fläche gleich, welche sich

von einer Spitze des Mittelfingers bis zur andern erstreckt, und eben diese pflegt auch derjenigen Entfernung gemäß zu seyn, welche sich zwischen den beyden großen Zehen befindet, wenn man die Füße so weit, als es nur immer möglich ist, ausspannet. Der Umfang des Oberleibes, zwey Mahl genommen, kommt mit dieser Länge genau überein; auch trifft derjenige Umfang, welcher um die Hüften ist, und doppelt genommen wird, mit der Länge des Körpers ein. Wenn man die Länge der beyden Füße, von der Ferse bis an die Scham, mißt, so macht diese ebenfalls die Länge des ganzen Körpers, vom Wirbel bis an die Fußsohlen genommen, aus. Die Scham ist die Mitte der ganzen Körper-Länge. Acht Längen der Fußsohlen von der großen Zehe bis an die Ferse, bestimmen die Länge des ganzen Menschen, und diese machen auch 24 Handbreiten aus. Da nun die Länge des Zeige-Fingers der Breite der Hand gemäß ist, so muß man nach der Länge dieses Fingers die Größe des Körpers ausrechnen können; doch setze ich voraus, daß der Körper proportionirt sey.

Die ganze Länge, welche ein Kind vom ersten bis ins dritte Jahr hat, beträgt fünf Kopf-Größen; Fig. 4176. Der Leib beträgt deren zwey, und die Dickbeine von der Scham an bis auf die Knie deren eine; die Schienbeine, von dem Knie an bis an die Fersen, machen wieder eine Kopf-Größe aus. Die Naturkundigen haben die Bemerkung gemacht, daß ein Kind von 3 Jahren die Hälfte seiner künftigen Länge zeigt, und also im 21sten Jahre noch einmahl so groß seyn müsse, als es im dritten Jahre war. Bey Kindern von 4 Jahren gehören zur Höhe des ganzen Körpers $6\frac{1}{3}$ Gesichts-Länge, (d. i. diejenige Fläche, welche von der Stirn, wo die Haare stehen, den Anfang nimmt, und sich bis an das Ende des Kinnes erstreckt,) nähmlich: von der Scheitel an, bis an den

untersten Theil des Bauches, $3\frac{1}{3}$, und von da bis an die Füße, 3. Bey Kindern von 5 bis 6 Jahren, beträgt die ganze Höhe $6\frac{1}{2}$ Gesichts-Länge. Bey Jünglingen von 12 bis 23 Jahren, beträgt die ganze Höhe 9 Gesichts-Längen. Ein Erwachsener und vollkommen proportionirter Mensch hält, nach Elsholzens Anthropometer, Fig. 4173, 6 Fuß, so daß der Kopf mit dem Halse 1 Fuß ausmacht, und sich zu der Länge des übrigen Körpers wie 1 zu 5 verhält. Nach dem Maßstabe Fig. 4175 aber besteht ein proportionirter Mensch aus 8 Kopf-Größen, und folglich verhält sich der Kopf zur übrigen Körper-Länge, wie 1 zu 7.

Die Bildhauer, Mahler und Zeichner verstehen unter Gesichts-Länge eine nach den vorzüglichsten Antiken geschehene Ausmessung des menschl. Körpers, um darnach die richtigen Verhältnisse, welche seine Gliedmaßen gegen einander haben müssen, festsetzen zu können. Die pariser Akademie bestimmt diese Verhältnisse vermittelst der Gesichts-Länge (Face); Andere aber, mit den Alten, vermittelst der Kopf-Länge (Tête). In beyden Fällen theilt man das angenommene Maß wieder in kleinere Theile, z. B. in 8 Köpfe oder Kopf-Längen, oder in 10 Gesichts-Längen, von der Scheitel bis zur Fußsohle zu rechnen. Alle dergleichen angenommene Verhältnisse aber leiden im Zustande der Bewegung mancherley Abänderung.

Die 10 gleiche Theile, in welche die Länge oder Höhe eines vollkommen erwachsenen Körpers gemeiniglich eingetheilt wird, hat man deswegen Gesichts-Längen genannt, weil das Gesicht des Menschen das erste Maß gewesen ist, dessen man sich in Ausmeßung desselben bedient hat. Eine jede Gesichts-Länge, oder ein jeder zehnter Theil der Höhe des Körpers, wird wieder in drey gleiche Theile eingetheilt. Diese zweyte Eintheilung ist daher entstanden, daß man das

Gesicht selbst in drey gleiche Theile eingetheilt hat. Die erste fängt über der Stirn bey dem Ursprunge der Haare an, und endigt sich beym Anfange der Nase. Die Nase macht den zweyten Theil der Gesichts-Länge aus; und der dritte fängt unter der Nase an, und geht bis unterhalb des Kinnes.

Die erste Gesichts-Länge begreift also das ganze Gesicht des Menschen, welches über der Stirn bey dem Ursprunge der Haare seinen Anfang nimmt. Von diesem Puncte bis oben auf die Mitte des Kopfes ist noch ein Drittel der Gesichts-Länge, oder, welches einerley ist, eine Höhe, die der Nase gleich ist. Solchemnach ist in der ganzen Höhe des Kopfes, von der Mitte des Vorhauptes bis unten an das Kinn zu rechnen, $1\frac{1}{3}$ einer Gesichts-Länge. Von dem Kinne bis zu dem Grübchen des Schlüsselbeines, welches über der Brust ist, sind $\frac{2}{3}$ einer Gesichts-Länge, so daß von der Brust bis auf die Mitte des Kopfes die Länge des Gesichtes zwey Mahl enthalten ist, welches den 5ten Theil der ganzen Höhe des Körpers ausmacht. Von dem Grübchen des Schlüsselbeines bis unter die Brüste, rechnet man 1 Gesichts-Länge. Die vierte fängt unter den Brüsten an, und endigt sich bey dem Nabel. Die fünfte geht bis an den Ort, wo der Stamm des Körpers sich in zwey Theile theilt. Dieses alles macht zusammen die Hälfte der Höhe. In der Länge der Schenkel bis zu dem Knie, rechnet man 2 Gesichts-Längen. Das Knie macht eine halbe Gesichts-Länge. Von dem Knie bis zu dem Obertheile des Fußes, betragen die Beine 2 Gesichts-Längen. Dieses macht zusammen $9\frac{1}{2}$ Gesichts-Länge. Von dem Obertheile des Fußes bis an die Fußsohle ist wieder eine halbe Gesichts-Länge, welche die 10 Gesichts-Längen, in welche die ganze Höhe des Körpers eingetheilet zu werden pflegt, voll macht.

Diese Eintheilung findet bey dem größten Theile der Menschen Statt. Aber bey denen, die sehr hoch gewachsen sind, befindet sich noch eine halbe Gesichts-Länge mehr in demjenigen Theile des Körpers, der zwischen den Brüsten und den Backen ist. Von diesem Theile also, den einer oder der andere mehr hat, hängt die ansehnliche Größe eines Menschen ab. In diesem Falle fällt der Ort, wo der Stamm des Körpers sich in zwey Theile theilt, nicht in die Mitte der Höhe des Körpers, sondern ein wenig unter dieselbe.

Wenn man die Arme so ausstreckt, daß beyde in einer geraden und horizontalen Linie sich befinden, so ist die Weite zwischen den äussersten Spitzen des Mittelfingers an beyden Händen der ganzen Höhe des Körgers gleich. Von dem Grübchen zwischen den Schlüsselbeinen an, bis zu dem Gelenke des Achselbeines und des Oberarmbeines ist eine Gesichts-Länge. Wenn der Arm an dem Leibe vorwärts hängt, so rechnet man 4 Gesichts-Längen an demselben, nähmlich 2 zwischen dem Gelenke der Achsel und des Elbogens, und 2 von dem Elbogen bis zu dem Anfange des kleinen Fingers. Dieses macht also 5 Gesichts-Längen für den einen Arm, und 5 für den andern, zusammen 10 Gesichts-Längen, oder eine Länge, welche der Höhe des ganzen Körpers gleich ist. Es bleibt zwar an dem Ende einer jeden Hand noch die Länge des Fingers übrig; allein, diese halbe Gesichts-Länge verliert sich in den Gelenken des Elbogens und der Achsel, wenn die Arme ausgestreckt sind. Die Hand ist 1 Gesichts-Länge lang. Der Daumen hat $\frac{1}{3}$ einer Gesichts-Länge, oder eine Nasen-Länge, eben so wie die große Zehe. Die Länge unter dem Fuße ist einem Sechstel der ganzen Höhe des Körpers gleich.

Unterschied des Verhältnisses bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte. Der Mensch

wird immer mißfallen, so vortrefflich auch die Bildung seines Leibes ist, wenn er nicht die gehörige Größe hat. Ein Mensch von großer Statur, zumahl wenn die Länge und Dicke des Körpers im wahren Verhältnisse stehen, hat in seinem Wesen etwas Hohes, Ansehnliches und Majestätvolles, wodurch in jedem andern eine Hochachtung gegen ihn erweckt wird. Vornehmlich gilt dieses von uns Männern. Das schöne Geschlecht scheint in diesem Stücke eine Ausnahme zu machen. Die Schönheit eines Frauenzimmers wird ungemein erhoben, und gewinnt vieles dadurch, daß die Länge des Körpers nicht verhältnißmäßig gegen die Dicke desselben ist, sondern das Uebergewicht vor derselben hat; alsdann nennt man sie geschmeidig oder schlank. Aus dieser Ursache haben Ovidius, Propertius, und andere Dichter, in Beschreibung reizender Frauenzimmer, die Vergleichung mit aufgeschossenen schlanken Bäumen öfters angebracht. Es sind aber nicht nur die Frauenzimmer, im Ganzen genommen, kleiner, als die Mannspersonen, sondern sie haben auch den Kopf kleiner, den Hals länger, die Schultern und die Brust mehr gedrängt, die Brüste und den Unterleib etwas niedriger, so, daß jene um eine halbe Nasen-Länge weniger von dem Nabel entfernt sind, als bey Manns-Personen, die Hüften breiter, die Arme und Beine stärker, die Hände schmähler, die Dickbeine kürzer, den Bauch größer, die Füße schmähler. Ihre Muskeln sind weniger sichtbar, ihr Umriß ist daher gleicher und in einander fließender, und ihre Bewegungen sind sanfter.

Wenn man diesen Unterschied etwas genauer angeben will, so theilen die Mahler den Kopf in 4 Theile, deren jeder wieder in 12 Theile getheilt ist, welche man Minuten nennt. So wie man sie heut zu Tage annimmt, sind es folgende: Der Kopf einer Manns-

Per-

Person in der größten Breite, von dem Knochen des Backens bis an den Ohren, hat 2 Theile und 3 Minuten; der Kopf einer Frauensperson hat 2 Theile und 2 Minuten. — Die Breite des Körpers, die Schultern mit eingeschlossen, 8 Theile, 8 Minuten; bey Frauenspersonen, 7 Theile. — Die Breite unter den Brüsten bey einer Mannsperson, 5 Th. 5 Min.; bey Frauenspersonen, 4 Th. 10 Min. — Die Breite der Hüften bey Mannspersonen, 5 Th. 3 Min; bey Frauenspersonen 6 Th. 2 Min. — Die größte Dicke des Dickbeines bey Mannspersonen, 2 Th. 10 Min.; bey Frauenspersonen, 3 Theile. — Die Breite des Knies bey Mannspersonen, 1 Th. 9 Min.; bey Frauenspersonen, 2 Theile. — Der breiteste Ort an der Wade bey Mannspersonen, 2 Theile; bey Frauens-Personen, 2 Th. 1 Min. — Die Breite des Knöchels bey Mannspersonen, 1 Th. 3 Min.; bey Frauenspersonen, eben so. — Die größte Breite des Fußes, vom Gelenke der großen Zehe bis zur kleinen, bey Mannspersonen 1 Th. 7 Min.; bey Frauenspersonen, 1 Th. 6 Min. — Der Arm in seiner größten Breite hat, bey Mannspersonen, 1 Th. 7 Min., und bey Frauenspersonen 1 Minute weniger. Das Gelenk, wo die Hand sich am Arme bewegt, hat bey Mannspersonen 1 Th. 1 Min., und bey Frauenspersonen 1 Theil. — Die Hand einer Mannsperson, 1 Th. 8 Min.; einer Frauensperson, 1 Th. 6 Minuten.

Die größte Höhe eines Kindes, welches zur rechten Zeit zur Welt kommt, ist 1 Fuß und 11 Zoll rheinisch; und die kleinste, 1 Fuß und 6 Zoll.

Die Höhe der Erwachsenen ist sehr verschieden. Der ansehnlichste Wuchs bey Mannspersonen, ist zwischen 5 Fuß, 4 bis 5 Zoll, und zwischen 5 Fuß und 8 bis 9 Zoll. Die mittlere Größe ist von 5 Fuß, oder 5 F. 1 Z., bis 5 F. 4 Z.; und die geringste ist unter 5 Fuß.

Anleitung, aus gewissen Theilen des menschlichen Körpers auf die Größe des Ganzen zu schließen, zu näherer Erläuterung dessen, was Hr. Propst Tiburtius von abgemessenen Knochen mitgetheilt hat, eingegeben von Roland Martin, st. im 28 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1766, (Lpz. 1768, gr. 8.) S. 280 — 286.

Es ist eine so wunderbare als allgemeine Natur-Erscheinung bey dem menschlichen Körper, daß er kürzer ist, wenn er steht, als wenn er liegt; und kürzer, wenn man des Abends zu Bette geht, als wenn man des Morgens aufsteht. Diese Beobachtung ist zuerst in England gemacht, und in den Philosophical Transactions öffentlich mitgetheilt (*), und darauf sowohl in Paris, von Morand (**), als auch dem Abt Fontana, bestätigt worden. Lezterer hat aus einer jährigen Erfahrung gefunden, daß er des Nachts gemeiniglich 5 bis 6 Lin. an Länge gewonnen, und des Tages wieder eben so viel verloren hatte. Der Unterschied, den man, bey den in England an Personen von verschiedener Lebens-Art gemachten Beobachtungen, zwischen Leuten, die viel sitzen, und denen, die den Tag hindurch gearbeitet haben, wahrgenommen hat, bestand bloß darin, daß die ersten mehr Zeit brauchen, um etwas von der Höhe oder Länge, die sie des Morgens gehabt haben, zu verlieren, und überhaupt im Ganzen weniger verlieren, als die lezten.

Man

(*) Part of a letter from Mr. *Wasse*, to Dr. Mead, dated Aynho in Northamptonshire, May 16, 1724, concerning the difference in the height of a human body, between Morning and Night, st. im XXXIII B. der *Philos. Transact.* No. 383, for May et June 1724, S. 87, f.

Some remarks upon the observation mentioned in the letter from Mr. *Wasse*, concerning the difference in the height of a human body, between Morning and Night, by Mr. *Will. Beckett*, st. eb. das. S. 89 — 92.

(**) Histoire de l'Acad. d. Sc. 1725, S. 16.

Man konnte niemahls wahrnehmen, daß man den Tag hindurch dasjenige, was man einmahl an der Länge verloren hatte, weder durch die Ruhe, noch den Gebrauch kalter Bäder, hätte wieder herstellen können. Der Grund dieser Veränderung der Größe liegt in dem verschiedenen Zustande der knorpeligen Ringe zwischen den Gliedern oder Wirbeln des Rückgrathes. Diese Glieder werden durch einen Knorpel, welcher eine Federkraft besitzt, abgesondert und zusammengehalten. Dieser Knorpel giebt an allen Seiten dem Gewichte des Kopfes und der obern Theile des Leibes in kleinen und unmerklichen Graden, nach, so daß der Rückgrath sich zu beugen nicht genöthiget wird, vornehmlich, wenn die obern Theile des Körpers von einer äussern Last gedrückt werden. Wird diese wieder weggenommen, so stellen sich die knorpeligen Ringe wieder von selbst her; daher der Mensch länger ist, wenn er eine Weile gelegen, als wenn er gewandelt, oder eine Last getragen hat. Wenn der Mensch des Tages sitzt oder steht, so pressen die obern Theile, durch ihren Druck auf die untern, die Knorpel-Ringe zusammen; jene aber sinken auf diese hernieder; die Wirbel des Rückgrathes kommen einander näher, und solchemnach wird die ganze Statur kürzer. Daher kam es, daß ein Kerl in England, welcher sich anwerben lassen wollte, da man ihn des Abends maß, als einer der unter dem Maße war, zurück gewiesen, nach wiederhohltem Messen am folgenden Morgen aber, groß genug befunden und angenommen wurde. Wenn hingegen der Körper des Nachts ungefähr wagerecht im Bette liegt, so haben die obern Theile des Leibes keinen, oder einen nur sehr geringen Druck auf die untern; die Federn der Knorpel-Ringe haben ihre Freyheit, und treiben die Glieder des Rückgrathes von einander, der Körper wird verlängert, und daher findet man sich des Morgens um einen halben Zoll, oder etwas mehr,

größer, als wie man zu Bette gieng. Dies ist die natürlichste und einfachste Ursache, welche sich von der veränderlichen Länge des menschlichen Körpers angeben läßt.

D. Young, in England, hat, in seiner Schrift vom Opium, diese Beobachtung von neuem behauptet, und sagt davon Folgendes:

„Man steht des Morgens stets um etwas länger wieder auf, als man war, da man sich abends vorher zur Ruhe legte, und dieser Unterschied beträgt bey manchen Personen beynahe einen Zoll. Je mehr man aber am Tage arbeitet, desto mehr verliert man von der gewonnenen Größe wieder. Nach einer guten Mahlzeit wird man etwas größer, hernach aber nimmt man wieder ab. Dieses verändert sich auch, nach dem man viel liegt, oder viel steht. Die Nahrungsmittel füllen die Knorpel der Wirbelbeine mit neuem Safte an, und eben dieses thut auch der Schlaf, indem er das Serum zusammenhäuft, und alle Gefäße auftreibt. Wenn man einschläft, empfindet man in allen Gliedern des Leibes einige Schwere; und wenn man erwacht, so ist es, als ob man eine Menge kleiner Gewichte von sich abschüttelte. Im Schlafe vermehrt sich die Wärme, das Gesicht schwillt, die Wangen werden röther, und beym Erwachen ist man so zu Muthe, als ob man ein wenig vollblütiger geworden wäre. Die Augenlieder sind etwas geschwollen, die Augen sind voll Wasser, und der Speichel ist dick. Vermuthlich treiben die kleinsten Gefäße, welche das Serum führen, ihre Säfte nicht alle gleich leicht fort, daß dieselben sich anhäufen und verdicken. Die Blutflüsse sind im Schlafe am meisten zu fürchten; und Personen, denen ein Glied abgenommen worden ist, befürchten den Schlaf, damit der Verband nicht losgehe, und die Gefäße aufspringen.

Alle diese Umstände zeigen, daß die verschiedenen Theile des Körpers sich stärker ausdehnen, und also der Leib nach allen Dimensionen an Größe zunimmt, wenn man schläft, wenn man gegessen hat, wenn man einen Tag ruhiger zubringt, und weniger arbeitet, als den andern, u. s. w. Die Sache ist ganz unstreitig. Eine Binde, die man um den Hals oder über die Knie umlegt, und die sich vorher gut passete, ohne beschwerlich zu fallen,

wird

wird uns im Schlafe zu enge, und schneidet tief in die Haut ein. Ein Kleid, das uns vormittags völlig geräumig ist, ist nach der Mahlzeit enger und beschwerlich. Schuhe und Stiefel, welche leicht an den Fuß gehen, wenn man sie vormittags anzieht, lassen sich nicht so leicht nach Tische anziehen, u. s. w. Ueberdies ist auch jedermann bekannt, daß die Wärme alle Körper nach allen Seiten ausdehnt, die Kälte hingegen sie zusammen zieht. Da sich nun die Wärme unsers Körpers täglich vielfältig verändert, so ist dieses ein neuer Beweis, daß wir alle Tage eine Abwechselung der Größe nach allen Dimensionen, folglich auch nothwendig in der Länge, leiden. Die Sache beruhet auf genauen Abmessungen, welche man alle Tage nachmachen kann, und sie ist um desto weniger befremdend, da man weis, daß der Mangel der Säfte in den Knorpeln der Wirbelbeine alte Leute sehr merklich kleiner macht, als sie in ihren mittlern Jahren gewesen sind."

Ueber die Verschiedenheit der körperlichen Größe verschiedener Völker (*). „Man hat es von je her anerkannt, daß nicht alle Erd-Theile, und in denselben Erd-Theilen nicht alle Länder Menschen von gleicher Größe hervorbringen, und daß die Größe oder Kleinheit von Völkern sich, wie andere körperliche oder unkörperliche Merkmahle, von Zeugung zu Zeugung fortpflanzen. Eben so früh und allgemein hat man bemerkt, daß, wenn Nationen von verschiedener Abkunft und Größe, auch Jahrhunderte lang, in denselben Gegenden und unter denselben Gesetzen leben, sie deswegen einander in Ansehung der Größe eben so wenig, als in Ansehung anderer Eigenschaften, gleich wurden; daß hingegen dieselben Völker in denselben Gegenden, bey sehr veränderten Beschäftigungen, Verfassungen und Sitten, beträchtliche Veränderungen in Ansehung

(*) Im Neuen götting. histor. Magazin, von C. Meiners und L. T. Spittler. 1 B. 4 St. (Hannov. 1792, gr. 8.) S. 697, flg.

ung der Höhe und Stärke der Körper litten. Aus diesen richtigen und allgemeinen Wahrnehmungen zog man die nicht minder richtigen Folgerungen: daß es sich mit den Menschen, wie mit den Thieren und mit den Gewächsen der Erde verhalte, indem in den Keimen der einen so wenig, als in den Keimen der andern, eine gleiche Trieb-Kraft oder gleiche Tugenden verborgen seyn; daß dieselben äussern Ursachen auf Menschen verschiedenen Ursprunges eben so verschieden, als auf Thiere von verschiedenen Racen wirken; daß aber alle angeborne Eigenschaften des Menschen durch äussere Ursachen bald mächtig begünstiget, und bald unterdrückt werden können.

„Unter allen mir bekannten Schriftstellern, welche die Ursachen der verschiedenen Größe von Völkern untersucht haben, finde ich keinen, der nicht aus einzelnen Beobachtungen zu viel geschlossen, und einzelnen Ursachen zu viel zugeschrieben hätte. Weil die Griechen und Römer z. B. wahrnahmen, daß die von ihnen sogenannten celtischen und germanischen Völker immer größer wurden, je näher sie gegen die Nord-See und Ost-See wohnten, so glaubten sie den Grund dieser immer zunehmenden Größe der tapfern Barbaren in der steigenden Kälte des Klima suchen zu müssen; und aus denselben Datis leiteten neuere Gelehrte den Satz ab: daß der menschl. Körper einen nicht geringen Grad von Kälte verlange, um vollständig entwickelt zu werden. Wenn man wissen will, wie Hitze, Kälte und andere Eigenschaften der Luft, oder wie die verschiedenen Nahrungs-Mittel auf die Ausbildung des menschl. Körpers wirken, so ist es nicht genug, einige Völker der gemäßigten oder kalten Zone mit einigen Völkern der heißen zusammenzuhalten, sondern man muß die Bewohner aller Erd-Theile mit einander vergleichen, und Achtung geben, wie Nationen desselben, oder verschiedenen Ursprunges sich unter allen

Hin-

Himmelsstrichen, wie sie sich auf Gebirgen oder in Thälern, auf Inseln oder dem festen Lande, gegen einander verhalten. Will man aber erfahren, welchen Einfluß, Beschäftigungen und Lebens-Arten, Erziehung und Verfassung, Aufklärung oder Barbarey, auf die Größe des menschlichen Körpers haben, so ist es am besten, dieselben Nationen in verschiedenen Zeiten und Umständen zu untersuchen, und, so viel als möglich, den Wirkungen nachzuspüren, welche eine jede wichtige moralische Ursache veranlaßt hat.

„So sehr auch die verschiedenen Völker der Erde in Ansehung der Höhe des Wuchses von einander abweichen, so haben sie doch alle einerley Methode, die Größe oder Kleinheit des Körpers zu bestimmen. Der gemeine Maßstab der Größe oder Kleinheit ist die gewöhnliche Höhe der Körper unter einem jeden Volke. Was über oder unter der gewöhnlichen Höhe ist, wird allenthalben groß oder klein genannt. Was die gewöhnliche Höhe um seltene oder ausserordentliche Grade übersteigt, oder um eben so viele Grade darunter zurück bleibt, erhält den Nahmen des Riesenmäßigen, oder Zwergartigen. Die Extreme endlich von ungewöhnlicher Größe oder Kleinheit, oder die seltensten Grade der einen und der andern werden mit den Nahmen von Zwergen oder Riesen bezeichnet. Unter uns ist die gewöhnliche Größe von Männern zwischen 5 Fuß und 3 Zoll, und 5 Fuß 6 Zoll pariser Maß (*).

Die

(*) Zimmermanns Betracht. über den Menschen, I. 60. Bey den preussischen Infanterie-Regimentern nimmt man nur Männer an, die 5 Fuß 6 Zoll hoch sind; bey den Bataillons hingegen, die vor wenigen Jahren errichtet wurden, und den Nahmen der grünen haben, läßt man Männer von 5 Fuß 3 Zoll zu. Bey unserer schweren Cavallerie müssen die Recruten 6 F., aber auch nicht mehr als 6 F. 3 Z.; bey der leichten müssen sie 5 F. 11 Z., und nicht über 6 F. 2 Z. haben.

Die Gränzen des Wuchses, der schlechthin groß oder klein genannt wird, sind eben so wenig genau bestimmt, als das Maß der gewöhnlichen Höhe. Riesenmäßig werden aber doch solche Menschen genannt, die sich beträchtlich über 6, oder $6\frac{1}{2}$ Fuß erheben; und kleinlich oder zwergartig solche, die kaum oder nicht einmahl 4 Fuß groß sind. Personen von mehr als 7 Fuß, erhalten den Nahmen von Riesen; so wie diejenigen von Zwergen, die zwischen 3 und $3\frac{1}{2}$ F. stehen bleiben, oder nicht einmahl 3 F. hoch sind.

„1. Ueber die Größe der europäischen Völker. Europa hatte, von den ältesten Zeiten her, den Vorzug vor allen übrigen Erd-Theilen, daß es die meisten Völker von dem größten und schönsten Wuchse hervorbrachte. Die größten unter den europäischen Völkern der alten Welt, waren die von den Griechen und Römern sogenannten celtischen Nationen; und unter diesen celtischen Nationen zeichnen sich wieder die Deutschen, besonders die nördlichen Deutschen am meisten durch ihre ausserordentliche Größe aus (*). Die deutschen Krieger waren, im Durchschnitt, über 1 Fuß höher als die römischen; denn das gewöhnliche Maß der erstern wird auf 7 römische Schuh, oder, nach Zimmermann's Schätzung (**), auf 6 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll paris. Maß, angegeben. Wenn die alten Schriftsteller nicht die Größe der edeln und erlauchten deutschen Krieger, die sich von den Gemeinen durch die Erhabenheit des Wuchses, wie durch Stärke, Schönheit und Muth unterschieden, für das gewöhnliche Maß ganzer Völker genommen haben, so müssen wir glauben, daß unsere rohen Vorfahren ihre gebildeteren Nachkommen im Ganzen um einen halben, oder dreyviertel Fuß übertrafen. Den übereinstimmenden Nachrichten der Geschichtschreiber des Mit-

(*) *Pelloutier* I, 199. 200. (**) I, 58.

Mittel-Alters zu Folge, waren die Edlen und Fürsten dieser Jahrhunderte den Deutschen in den Zeiten des Cäsar und Tacitus, in Ansehung der Größe und Stärke des Körpers, wenigstens gleich, und den Knechten oder Gemeinen durch diese Vorzüge eben so sehr, als durch die Vorrechte ihres Standes, überlegen. Die Ritter des 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundertes setzten die Griechen und Morgenländer in ein nicht geringeres Schrecken und Erstaunen, als die Cimbern, Teutonen und Sueven in den Griechen und Römern erweckt hatten. Ungeachtet Germanien nicht mehr so viele große Menschen ernährt, als vor anderthalb Jahrtausenden, so sind doch die heutigen Deutschen, mit Einschluß der Bewohner des alten Scandinaviens, die größten unter den europäischen Nationen; und die Vergleichung der Krieger des nördlichen und südlichen Deutschlandes beweiset, daß das erstere im Durchschnitt noch izt, wie in alten Zeiten, größere und stärkere Männer erzeuge, als das letztere. Im obern Deutschlande, zu welchem der Erd-Beschreiber und Menschen-Forscher Helvetien mitrechnen muß, übertreffen die Hirten-Völker oder die Bewohner der fruchtbaren Gebirge der Landleute in den Thälern, und die Städter, an Größe merklich; wiewohl es auch unter den helvetischen und deutschen Berg-Bewohnern manche giebt, die weder groß, noch schön, und wahrscheinlich nicht von deutschem Blute sind.

„Die Haupt-Ursache der charakteristischen Größe der celtischen Völker lag in dem Stamme oder dem Blute dieser Nationen. Die Lappen und Finnen bewohnen das nördliche Europa noch länger, als die Normänner und Schweden; und doch sind sie eben so klein geblieben, als ihre Brüder im nördlichen Asien. Die Wenden oder Slaven haben sich schon seit mehr als tausend Jahren in Deutschland niedergelassen, ohne den Deutschen in Ansehung des hohen und schlanken

ken Wuchses gleich geworden zu seyn. Dasselbe gilt von den Juden, Zigeunern, und andern nicht-europäischen Fremdlingen. Selbst in dem Klima also und auf dem Boden von Deutschland wären unsere Vorfahren nicht so groß geworden, als sie waren, wenn sie nicht aus ächtem deutschen Blute erzeugt gewesen wären. Das deutsche Blut war die Ursache, daß die germanischen, und so auch die übrigen celtischen Völker in andern Erd-Theilen, größer blieben, als die ursprünglichen Bewohner derselben.

„Allerdings aber trugen Boden und Klima dazu bey, daß die germanischen und andere celtische Nationen hoch und stark, wie ihre Eichbäume, empor wuchsen. Der vaterländische Himmel, die vaterländische Erde und deren Producte, konnten allein Ursache seyn, daß die alten Britannier größer als die Gallier, die Deutschen größer als die Britannier, und die nördlichen Deutschen größer als die südlichen, wurden, da Lebens-Art, Beschäftigungen und Verfassung unter allen diesen Völkern ursprünglich dieselben waren.

„Daß die alten Deutschen größer waren, als die heutigen, davon muß man den Grund hauptsächlich in der veränderten Lebens-Art und Verfassung suchen. Das deutsche Klima ist freylich izt milder, und der Boden besser angebauet, als in den Zeiten des Cäsar und Tacitus; hingegen war Deutschland im 14ten und 15ten Jahrh. wenigstens so stark bevölkert und cultivirt, als izt, und doch waren die deutschen Ritter des 14ten und 15ten Jahrh. eben so groß und stark, als ihre entferntesten Vorfahren, weil sie ungefähr auf dieselbe Art erzogen wurden und lebten, als diese. Schon Cäsar gab die Ursachen der Größe der alten Germanier, in sofern sie in der Lebens-Art und Verfassung unserer Vorfahren lagen, richtig und voll-

ständ-

ständig an (*). Weil die alten Deutschen mehr Hirten, als Ackerleute, waren, und ihre Felder entweder von Knechten bestellen ließen, oder selbst abwechselnd bestellten, so wurde ihr Körper nicht durch zu frühe oder übermäßige Arbeiten gebrochen, oder verkrüppelt. Noch weniger ließen sie ihre Kräfte und Gliedmaßen in träger Unthätigkeit erschlaffen; vielmehr bildeten sie ihren Leib durch alle Arten von Uebungen, die Stärke, Gewandtheit und Geschwindigkeit geben konnten. Diese Uebungen setzten sie ihr ganzes Leben fort, und auffer diesen Uebungen waren Jagd und Krieg ihre einzigen Beschäftigungen.

„Neben diesen unaufhörlichen Ergetzungen und Beschäftigungen, die ganz allein auf die Entwickelung des Körpers abzielten, wirkten die Nahrungs-Mittel zu der ausserordentlichen Größe der alten Deutschen mit. Sie aßen wenig Brod, wenig oder gar kein Gemüse und Früchte, sondern meistens Fleisch sowohl von zahmen Thieren, als von Wildpret; und ihre Getränke bestanden vorzüglich in Milch und Bier. Fremde Gewürze und künstliche Brühen waren ihnen ganz unbekannt. Wein wurde in manchen Gauen gar nicht gedul-

(*) de bello Gallico IV. 1. Neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore viuunt: multumque sunt in venationibus. Quae res et cibi genere, et quotidiana exercitatione, et libertate vitae, quod a pueris nullo officio aut disciplina assuefacti nihil omnino contra consuetudinem faciunt, et vires alit, et immani corporum magnitudine homines efficit; und VI. 21. Vita omnis in venationibus atque studiis rei militaris consistit. A paruulis labori ac duritiae student. Qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem. Hoc ali staturam, ali vires neruosque putant. Intra annum vero vigesimum foeminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus. Von den Sueven, a. ang. O.: Vinum ad se omnino importari non sinunt, quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effoeminari arbitrantur.

duldet; und wo er nicht verbothen war, da mußte er doch zu selten und theuer seyn, als daß er ein gemeines und tägliches Getränk hätte werden können. Wenn die deutschen Krieger sich auch an ihren Gast-Mahlen in starken Bieren berauschten, so konnten solche Körper, als die ihrigen, dadurch nicht merklich erschüttert werden.

Ausser den beständigen Uebungen und Beschäftigungen in freyer Luft, und den einfachen und kraftvollen Speisen, wurde die Entwickelung des Körpers unter den alten Germaniern, und andern mit ihnen verwandten Völkern, nicht wenig durch die Einfalt und Unschuld der Sitten befördert. Da weder hitzige Speisen und Getränke, noch schlüpfrige Bücher oder Schau-Spiele, noch andere schädliche Reize verdorbener Nationen, die Trieb-Kraft des Körpers unnatürlich beschleunigten oder übereilten, so reifte der Körper von Jungfrauen und Jünglingen langsam und spät, und eben so langsam und spät erwachten die Begierden der Jugend, die um desto gemäßigter waren und blieben, je mächtiger der jugendliche Körper war. Ein Jüngling, der vor dem 20sten Jahre, oder der vollendeten Ausbildung seines Körpers, ein Weib erkannt hatte, wurde für einen entnervten Wollüstling gehalten, und büßte seine kriegerische Ehre ein. Ehebruch und Verführungen von Jungfrauen waren eben so unerhört oder selten, als die Lockungen von feilen Dirnen; und die keuschen und späten Ehen theilten den Kindern die ungeschwächte Kraft der Aeltern mit. Wetteifer, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, entflammten Jünglinge und Männer zu großen Thaten, oder Vorübungen zu großen Thaten. Niedrige Gewinnsucht hingegen, quälende Nahrungs-Sorgen, und die heimlichen Künste der Verstellung und schleichenden Bosheit, die der Gesundheit des Leibes sowohl als der Gesundheit der Seele schaden, waren von den offenen und arglo-

sen Gemüthern der alten Deutschen viel mehr, als von den Gemüthern ihrer Nachkommen, entfernt.

„Als den lezten Haupt-Grund der ausserordentlichen Größe unserer Vorfahren muß man mit dem Cäsar die Ungebundenheit ihres Lebens und die Ungebildetheit ihres Geistes anführen. Die Väter maßten sich eben so wenig eine willkürliche Gewalt über ihre Kinder, als die Obrigkeit über die freyen Männer, an. Knaben und Jünglinge wuchsen frey und zwanglos, wie die Bäume des Waldes, auf, und beyde wurden durch ihre Natur und durch die herrschenden Sitten zu allen dem angetrieben, was sie zu thun hatten, um starke und tapfere Krieger zu werden. Die Lehrer der Väter, und Weisen des Volkes, die Rechte und Satzungen der Vorfahren, die Thaten und Abenteuer von Kriegern, die Lobgesänge auf Helden und Götter, und die Berathschlagungen über ihre wenigen häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, machten die einzigen Uebungen und Anstrengungen ihres Geistes aus; und alle Kräfte, welche der wenig beschäftigte Geist nicht brauchte, wuchsen dem stets geübten Körper zu.

„Die bisher angeführten Umstände, wodurch die Ausbildung der Körper so sehr befördert wurde, haben sich mit der Lage der Deutschen und der übrigen europäischen Nationen ganz, oder meistens, umgeändert. Unter uns werden manche Menschen durch zu frühe oder zu anhaltende Arbeiten des Leibes und Geistes zerknickt, oder durch den frühzeitigen oder übermäßigen Genuß der Vergnügungen der Tafel, oder der Liebe, entkräftet. Die Stelle der mannigfaltigen Uebungen des Leibes haben eben so mannigfaltige Uebungen und Arbeiten des Geistes eingenommen, und die Ergetzungen oder Beschäftigungen der Jagd und des Krieges, welche unsere Vorfahren allein kannten, sind durch unzählige sitzende Amüsements und Ar-

beiten abgelöset worden. Mit den Bedürfnissen haben sich auch die selbstsüchtigen Leidenschaften vermehrt, und diese selbstsüchtigen Leidenschaften sind der Bildung und Gesundheit des Leibes lange nicht so günstig, als Freyheits- und Vaterlands-Liebe, oder brennende Begierde nach kriegerischem Ruhm und Helden-Thaten.

„Die meisten Schriftsteller ließen sich durch die Bewunderung der ausserordentlichen Größe unserer Vorfahren zu ungerechten Anklagen gegen sich selbst und gegen ihre Zeitgenossen verleiten. Man kann über die Helden-Größe der alten Deutschen erstaunen; man kann zugeben, daß diese Größe und andere damit verbundene Vorzüge des Körpers, der Lage, worin sich die alten Germanier fanden, angemessen und also sehr lobenswürdig waren; und dennoch kann man glauben, daß wir nicht in einem Zustande von stets zunehmender Ausartung oder Verkleinerung seyn, und daß selbst die riesenmäßige Größe der alten Germanier izt unnatürlich seyn würde. Ein Jeder wird mir zugeben, daß unsere Vorfahren nicht so groß geworden wären, als sie wurden, wenn sie nicht ihre ganze Sorgfalt auf die fast ausschließende oder einseitige Bildung des Körpers gewandt, und ihr ganzes Leben in stärkenden Leibes-Uebungen, oder auf der Jagd, oder im Kriege, zugebracht hätten. Mit solchen unaufhörlichen Uebungen, solchem beständigen Jagen und Kriegen, sind unser Ackerbau, und Handwerker, unsere Fabriken, Künste und Wissenschaften, und fast alle unsere übrigen häuslichen und öffentlichen Geschäfte unvereinbar. Wenn wir also diese Künste und Arbeiten des Friedens nicht wieder aufgeben, und unsern Körper nicht auf Unkosten unsres Geistes bilden wollen, so müssen wir auf die ausserordentliche Größe unserer Vorfahren Verzicht thun; und dieser Verlust ist lange so groß nicht, als die ängstlichen Beurtheiler

unsers

unsers Zeit-Alters zu wähnen pflegen. Der Mensch braucht, um seine ganze Bestimmung zu erfüllen, nicht ausserordentlich groß, sondern nur gesund, thätig und gebildet von Geist und Herzen zu seyn; und eben so haben ganze Staten, um mächtig und glücklich zu werden, nicht sowohl körperlich große, als betriebsame, muthige, aufgeklärte und gut gesittete Bürger von nöthen. Bildung des Geistes und Herzens, welche die Gesundheit und Thätigkeit des Körpers nicht zerstört, ist der Bildung des Körpers, welche die sorgfältige Entwickelung unserer edelsten Kräfte und Anlagen ausschließt, weit vorzuziehen; und mäßige Größe und Stärke, von Kunst und Wissenschaft geleitet, richtet unendlich mehr aus, als Riesen-Größe und Riesen-Stärke, die die Hülfe der Kunst entbehren. So wie Marius und Cäsar die alten Germanier schlugen, so zweifle ich gar nicht, daß die Heere des Arioviſt und Arminius, oder die Scharen von Rittern, welche die deutschen Kaiser in das gelobte Land führten, wenn sie durch einen Zauber-Schlag wieder erweckt werden könnten, von einer gleichen Anzahl unserer heutigen Krieger wurden überwunden werden. Derjenige Theil der jezigen europäischen Nationen, dessen Bestimmung eine vorzügliche Größe, Stärke, Gewandtheit und Dauerhaftigkeit erfordert, unsere Krieger nähmlich erhalten diese körperlichen Vollkommenheiten durch die militarischen Uebungen, die niemahls zweckmäßiger und vortrefflicher, als izt, waren. Die neuere Kriegs-Kunst wird auch dadurch eine Wohlthäterinn des menschl. Geschlechtes, daß sie die körperliche Bildung von vielen Tausenden aus allen Ständen übernimmt, und die körperlichen Vorzüge tapferer Nationen in sofern erhält und entwickelt, als sie sich mit der Bildung des Geistes, oder der Brauchbarkeit von Bürgern, vereinigen lassen. Die kriegerischen Uebungen der neueren Zeiten sind den gymnastischen Uebungen der Grie-

chen, und den Turnier-Uebungen der alten Ritter eben so sehr vorzuziehen, als die heutigen Heere und Kriegs-Kunst den Heeren und der Kriegs-Kunst der Griechen oder des Mittel-Alters. Sie bilden den Menschen nicht sowohl für glänzende Schauspiele, als für den ernstlichen Kampfplatz. Sie zwingen die edleren Krieger, ihren Geist noch viel mehr, als ihren Körper, zu üben, und hindern den gemeinen Krieger nicht, den größten Theil des Jahres durch, den Arbeiten des Feldes oder andern nützlichen Hanthierungen nachzugehen. Wenn die übrigen Classen von Bürgern ihren Körper so weit üben, als nöthig ist, ihren Geist heiter, und den Leib gesund und zu den Berufs-Geschäften tüchtig zu erhalten, so thun sie, was sie zu thun schuldig sind. Nichts wäre zweckwidriger, als wenn alle Landleute und Handwerker jährlich so viele Zeit auf körperliche Uebungen verwenden wollten, als die eigentlichen Krieger, weil dieses nicht ohne den Verlust einer großen Summe von nützlichen Arbeiten geschehen könnte. Je mehr der Wohlstand und die Aufklärung der europäischen Völker zunehmen werden, desto mehr werden die Erziehung und Sitten in allen Ständen, und die Nahrung, Wohnung und Kleidung der niedrigeren Volks-Classen verbessert werden. Mit der verbesserten Erziehung, den verbesserten Sitten und dem steigenden Wohlstande der höheren und niederen Stände, wird sich unfehlbar der Körper, wie der Geist und das Herz, veredeln, der bisher in den obern Ständen sehr oft durch schlechte Erziehung und Laster, und in den unteren durch Mangel und Elend verdorben wurde. Wir haben also gar keine Ursache, unsere Vorfahren um ihre ausserordentliche Größe zu beneiden, indem uns das, was uns von dieser Seite in Vergleichung mit ihnen abgeht, auf andern Seiten tausendfältig ersetzt worden ist; und Deutschland ist izt nicht nur reicher und aufgeklärter, sondern auch

mächt-

mächtiger und unüberwindlicher, als es in allen vorhergehenden Jahrhunderten war. Wenn wir unsere Städte, unsere Künste und Wissenschaften verlassen, und uns nach dem Muster unserer Vorfahren ganz allein mit der Jagd, dem Kriege und kriegerischen Uebungen beschäftigen wollten, so bin ich fest überzeugt, daß unsere Nachkommen in wenigen Menschen-Altern den alten Germaniern an Größe, Stärke und Gewandtheit gleich kommen würden.

„Unter den slavischen Nationen unsers Erd-Theiles trifft man manche große Männer an; im Durchschnitt genommen aber sind sie weniger hoch und schlank von Wuchse, oder zusammengedrückter und grobgliederiger, als die Deutschen, und andere mit diesen verwandte Völker. Procop schildert die alten Slaven als ein Volk von großem Körper-Bau. Allein weder er, noch andere Geschichtschreiber schildern auch nur eine einzige slavische Nation mit solchen Ausdrücken der äussersten Bewunderung, als womit alle griechische und römische Schriftsteller die deutschen Völker beschrieben haben. Die Vornehmen oder Edlen der slavischen Völker sind im Ganzen größer, als die Gemeinen; wahrscheinlich nicht bloß deswegen, weil sie sich besser nähren, als diese, sondern weil sie zum Theil auch von besserm Blute sind. Die Ungaren und Illyrier sind größer, als die Walachen, und doch war unter den Beschwerden, welche die ungarischen Stände dem Kaiser Leopold überreichten, auch diese, daß die Unterthanen sehr durch die Strenge litten, womit die kaiserlichen Werbe-Officiere auf das vorgeschriebene Maß der Recruten hielten, indem oft unter einigen Hunderten von jungen Leuten, die ihnen vorgestellt würden, nur wenige seyn, welche die verlangte Höhe hätten. Die Slaven in Böhmen und andern Ländern, die sonst von deutschen Völkern bewohnt wurden, waren nicht so groß, als diese wur-

den; auch zeichnen sich allenthalben, wo Deutsche und Slaven zusammen wohnen, wie in Böhmen, Schlesien ꝛc. die erstern von den leztern durch ihren Wuchs, wie durch ihre Farbe und andere Eigenschaften, aus.

„2. Ueber die Größe der Bewohner des festen Landes von Asien, der ostindischen und Südsee-Inseln, und der Süd-Länder. Selbst unter den weißen oder bräunlichen Völkern des westlichen Asiens zeigen sich, in Ansehung der körperlichen Größe, viel beträchtlichere Unterschiede, als unter den Bewohnern unsers Erd-Theiles. Die Georgianer, Circassier, Mingrelier und schönen Dagesthaner, die westlichen sowohl als die östlichen Turkomannen, die Kaschemirier, die neuern Perser, die höheren Casten von Hindostan, und zum Theil auch die Mohren in diesem Reiche, sind eben so groß, als die größten und schönsten europäischen Völker. Peter I. schickte dem damahligen Könige von Preussen, Friedrich Wilhelm I. dreyßig Recruten, die alle zwischen 6 Fuß 6 Zoll und 6 F. 9 Z. hoch waren; unter diesen fanden sich 4 Türken, 3 Tataren, 2 Perser, und 1 Hindu. Die Mohren und Hindus in den bengalischen Regimentern haben gewöhnlich 6 Fuß, und die Grenadiere 6 Fuß 5 Zoll. Die Armenier hingegen, die Gebern, die Syrer, die Araber, die Bucharen, und die übrigen tatarischen und vermischten Völker an der Ost-See des caspischen Meeres, und in Sibirien, sind im Durchschnitt kleiner, als die slavischen Nationen in Europa; und es ist äusserst selten, unter den zulezt genannten Bewohnern des Morgenlandes Männer von hohem Wuchse zu sehen. Diese erblichen Verschiedenheiten der westlich asiatischen Völker müssen ihre physischen Ursachen haben, die aber sehr schwer zu errathen sind. Die Größe dieser Nationen nimmt weder mit der Hitze, noch mit der Milde des Klima,

ver-

verhältnißmäßig ab, oder zu. Wenn die kaukasischen Völker und die Bewohner des unserm Europa so ähnlichen Reiches Kaschemir, allein groß und schön wären, so könnte man vermuthen, daß die stärkende, weder zu hrisse noch zu kalte Luft, und die vortrefflichen und mannigfaltigen Nahrungs-Mittel dieser Länder, die charakteristischen körperlichen Vorzüge der Kaukasier und Kaschemirier hervorbrächten; dies läßt sich aber izt nicht behaupten, da die Bewohner des heißen Persiens, und des noch heißern Hindostans, eben so groß, als die kaukasischen Völker, und viel größer, als die Armenier, Bucharen und sibirischen Tataren sind. In den Nahrungs-Mitteln kann man, allem Anscheine nach, auch nicht den Grund der verschiedenen Größe der westlichen Asiaten suchen, denn diese sind allenthalben dieselben, oder wenig von einander abweichend, ausgenommen daß die kaukasischen Nationen mehr Fleisch essen und Wein trinken, als die übrigen Morgenländer. Daß die neuern Perser frischer von Farbe, und höher und schöner von Wuchs sind, als die Gebern, leitet Chardin daher ab, daß die erstern fast alle aus Georgien oder Circassien abstammen, da hingegen die Gebern aus der sogenannten großen Tatarey entsprungen sind. Diesen Grund könnte man allenfalls auch bey den Bucharen und Armeniern brauchen, aber nicht bey den Syrern, Arabern, und andern Nationen des westlichen Asiens, die der Gefahr der Vermischung mit Weibern und Stämmen kalmyckischen Ursprunges weit weniger ausgesetzt waren, als die kaukasischen Nationen, oder als die Kaschemirier, Turkomannen und höheren Casten in Hindostan. Die Völker des westlichen Asiens sind unstreitig eines gemeinschaftlichen Ursprunges, man mag sie vom Kaukasus, oder anderswo her, ableiten. Es bleibt also weiter nichts übrig, als zu sagen, daß die Vorfahren der verschiedenen Völker des westlichen

Asiens schon von ungleicher Größe waren, oder daß die kleineren Völker ihre ursprünglichen kühleren Wohnsitze früher verlassen haben, als die größeren, und eben deswegen durch die trockne Hitze in Syrien, Arabien ꝛc. länger ausgedörret und mehr verkleinert worden sind, als diese.

„Wenn man die gelben, gelbbraunen, rothen und schwarzen Nationen des südlichen, östlichen und nördlichen Asiens allein, ohne die Bewohner der ostindischen und Südsee-Inseln, oder der Süd-Länder, mit einander vergleicht, so findet man, daß diese dunkelfarbigen und häßlichen Völker einander in Rücksicht auf Größe viel mehr ähnlich sind, als die westlichen Asiaten. Schon Chardin bemerkte, daß alle Völker, die ostwärts und nordwärts vom caspischen Meere, oder richtiger von der Bucharey, wohnen, wenigstens um 4 Zoll kleiner, als die Europäer, seyn. Die Beobachtung ist im Ganzen richtig, wenn man sie auf folgende Art einschränkt. Die Calmycken, Mongolen und Thibetaner, zu welchen auch die Usbecks, die Nogaier und Budschiaken gehören, sind in Vergleichung mit den Europäern eher klein, als von mittlerer Statur, zu nennen, und scheinen im Durchschnitt zwischen $4\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß stehen zu bleiben. Die Vorfahren der Calmycken und Mongolen, die Hunnen werden daher auch von allen alten Schriftstellern als klein beschrieben (*). Wenn man die Tschuktschen, oder die Bewohner des nordöstlichen Vorgebirges von Asien ausnimmt, die größer als die Koräken und Kamtschadalen, sind, so werden die sibirischen Völker mongolischen Ursprunges, die Tungusen und Buräten, die Ostiaken, Samo-

(*) *Jornandes* in Grotii Hist. Goth. p. 661. 664. Hunni exigui quidem forma. — Attila forma brevis. — Eben so werden die Ungaren von Otto von Freisingen, de reb. Frid. I. L. 1, c. 31, geschildert: Sunt Vngari facie taetri, profundis oculis, statura humiles etc.

mojeden und Lappen, um desto kleiner, je rauher und kälter ihre Wohnsitze sind. Diese Nationen sind zwischen 4 und $4\frac{1}{2}$ Fuß groß, und bleiben öfter unter 4 Fuß stehen, als sie über 5 hinausragen. Von gleicher Abkunft und Größe mit den Bewohnern des nördlichen Asiens sind die Lappen und Finnen in Europa, die in den ältesten Zeiten viel mehr über die nördlichen Länder unsers Erd-Theiles verbreitet waren, als izt, und von gothischen und sarmatischen Völkern in ihre gegenwärtigen Wildnisse hinein gejaget wurden. Aus den Kriegen der deutschen Eroberer mit den finnischen Völkerschaften, entstanden die Sagen von Pygmäen oder Zwergen, mit welchen man vormahls gekämpft habe. Die Japaner, die Sinesen, die Malayen, und alle übrige Völker des südlichen Asiens, selbst die gelben oder grünlichen und häßlichen Stämme in Hindostan, werden klein genannt, und sind entweder um gar nichts, oder sehr wenig größer, als die Bewohner der Mongoley, von welchen sie entsprungen sind. Die schwarzen und häßlichen Malabaren und Tamulen sind zwar nicht so groß, als die helleren und schönen Menschen der höheren Casten, sie werden aber doch von vielen Schriftstellern als groß beschrieben, und müssen daher merklich höher, als die übrigen südlichen Asiaten, seyn. Groß sind auch die Negern in Neu-Holland und den meisten übrigen Süd-Ländern (*), die Mallicolesen ausgenommen, die kleiner, aber noch immer von mittlerer Statur sind.

„Unter den Insulanern des ostindischen Archipelagus und der Süd-See, sind die hellfarbigen und schönen wenigstens so groß, als die Hindus der höheren Ca-

(*) Sonnerat II. S. 98. Forster's Beobacht. S. 251. Im Durchschnitt sind die Neu-Holländer 5 Fuß 5 Zoll groß; der größte hatte 5 F. 9 Z. Hist. of New-Engl. p. 188.

Casten, von welchen sie abstammen. In Vergleichung mit diesen sind die ältern Bewohner der ostindischen und Südsee-Inseln von malayischer Abkunft klein, und, so viel man aus den allgemeinen Nachrichten der Reisenden schliessen kann, nicht größer, als die Malayen auf dem festen Lande in Asien. Wenigstens so groß, oder noch größer, als die Europäer, sind die Bewohner der ladronischen Inseln, die Formosaner, die Macassaren, und wahrscheinlich noch die Bewohner von einigen andern Inseln. Es ist unmöglich zu entscheiden, ob diese Insulaner ihre vorzügliche Größe einer starken Vermischung mit den Vorfahren der schönen Menschen auf den Südsee-Inseln, oder gewissen eigenthümlichen Vorzügen ihrer Inseln zu verdanken haben.

„Die izt mitgetheilten Nachrichten über den Körper-Bau der Völker im südlichen, östlichen und nördlichen Asien und ihrer Abkömmlinge, berechtigen zu den Schlüssen: daß die Verpflanzung von dem festen Lande auf die Inseln die Bewohner des südlichen Asiens eher vergrößert, als verkleinert habe; daß die aus dem östlichen Asien abstammenden Völker fast ohne Ausnahme um desto kleiner geworden sind, je mehr sie gegen Norden fortrückten, und daß sie hingegen nirgends eine größere Höhe erreichten, als an den heißen Küsten der indischen Halb-Insel, und in den heißesten Süd-Ländern. Diese Wirkung der äussersten Hitze und Kälte auf die häßlichen und dunkelfarbigen Völker ist um desto merkwürdiger, da die eine und die andere sich an dem Körper der weißen, besonders der europäischen Nationen auf ganz verschiedene Art äussern.

„3. Ueber die Größe der Völker in Afrika, Afrika hat weder so große, noch so kleine Völker, als die übrigen Erd-Theile. Die größten Menschen in Afrika finden sich nicht unter den weißen, sondern unter

ter den schwarzen Völkern, und zwar in den heißesten Gegenden der Küste von Guinea. Im nordwestlichen Afrika sind die Mauren in den Städten größer und besser gebildet, als die arabischen Landleute und Hirten; doch scheinen die arabischen Bauern in Aegypten sich von denen in der Barbarey merklich durch ihre Größe zu unterscheiden, wenn es wahr ist, was Volney berichtet, daß sie zwischen 5 Fuß 4 Zoll und 5 F. 7 Z. hoch seyn. Die östliche Küste von Afrika ist wenigstens von Völkern von dreyfach verschiedener Abkunft bewohnt, nähmlich von arabischen, malayischen und malabarischen Colonien. Die weißen, bräunlichen, schwärzlichen und schwarzen Völker von schöner Bildung und arabischem Stamm, sind im Durchschnitt größer, als die Negern und Malayen. Die Negern an der östlichen Seite von Afrika, sind höchstens von mittlerer Statur, und scheinen nicht so viele große Menschen unter sich zu haben, als die Malabaren in Hindostan. Wenn man von den Hottentotten, die mehr malayisches, als Neger-Blut haben, auf die ächten Malayen in Afrika schließen darf, so sind sie den Negern in Ansehung der Größe gleich. Die Hottentotten haben meistens eine Höhe von 5, und die Hottentottinnen, von $4\frac{1}{2}$ Fuß. Viele Hottentotten bleiben unter 5 Fuß zurück; und Menzel sahe nie einen, der über $5\frac{1}{2}$ F. groß war. Der Abbé *de la Caille* maß einen Hottentotten, der 6 Fuß 7 Zoll und 10 Lin. hielt, und der also gewiß ein seltenes Wunder von Riesen-Größe unter seinem Volke war, wenn nicht der französische Reisende einen Mestizen, d. h. den Sohn eines europäischen Vaters und einer hottentottischen Mutter, mit einem ächten Hottentotten verwechselte. An der westlichen Küste von Afrika sind im Durchschnitt die schönen schwarzen Völker von arabischer oder maurischer Abkunft größer, als die häßlichen Negern; und eben daher enthält der nördliche

liche Theil der West-Küste, deren Bewohner meistens eine größere oder geringere Mischung von maurischem Blute haben, im Ganzen Nationen von höherem Wuchse, als die südliche Hälfte. Männer von vorzüglicher Größe trifft man am häufigsten unter den Krepeern und den Way-Negern an. Isert sahe einen der Leztern, der $6\frac{1}{2}$ Fuß rheinl. Maß hielt, und eben so große, oder noch größere soll es viele unter diesen Negern geben. Daß aber selbst unter den meisten Guinea-Negern die Männer nur zwischen $4\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß, und die Weiber zwischen 4 und $4\frac{1}{2}$ F. groß seyn, erhellet aus dem Maßstabe, den die Sclaven-Händler angenommen haben. Mädchen werden nicht eher für voll bezahlt, als bis sie 4 Fuß, und Jünglinge nicht eher als vollkommene Männer, als bis sie 4 F. 4 Z. hoch sind. Wenn ein neuerer französischer Reisender nicht erdichtet oder sehr übertrieben hat, so müssen unter den Negern viel mehr zwergartige Menschen, als in Europa, geboren werden. Der König von Dahome soll nähmlich zu seiner Unterhaltung eine Wache von 40 affenartigen Menschen (*) haben, die zwischen 3 und $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit Affen-Fellen bedeckt sind, und sich wie Affen geberden und springen müssen.

„4. Ueber die körperliche Größe der amerikanischen Völker. Wenn man die Bewohner der neuen Welt in Rücksicht auf Größe unter einander, und mit Nationen von gleicher Abkunft und in ähnlichen Klimaten, zusammenhält, so entdeckt man bald, daß sie fast durchgehends Ausnahmen von den Gemeinsäzen sind, die man mit der größten Vorsicht von andern verwandten Völkern abgezogen hat. Die Colonien, die aus dem nördlichen Asien nach Amerika übergiengen, haben durch diese Verpflanzung in jeder andern Rück-

(*) Hommes-singes. Descript. de la Nigritie, p. 171.

Rücksicht verloren, indem die Amerikaner um viele Grade träger, gefühlloser, feiger, dümmer und übelartiger, als die Stammvölker in Asien, sind. In Ansehung der körperlichen Größe hingegen haben die Amerikaner, einige wenige Völkerschaften ausgenommen, beträchtlich gewonnen; und dieser Zuwachs an körperlicher Größe bey einer Abnahme aller übrigen menschlichen Vorzüge ist ein sicherer Beweis, daß körperliche Größe nicht einmahl eine Vollkommenheit sey, wenn sie nicht mit Stärke, Thätigkeit und andern Tugenden des Geistes und Herzens verbunden ist. — Die übrigen aus dem östlichen Asien entsprungenen Völker wurden um desto kleiner, je kälter und rauher ihre Wohnsitze waren, und erlangten hingegen im heißen Erdgürtel die größte Höhe. Das erste von diesen Natur-Gesetzen hat sich auch in der neuen Welt bestätigt; allein von dem andern findet in Amerika gerade das Gegentheil Statt. Auch in Amerika wohnen die kleinsten Völker in den kältesten und unwirthbarsten Gegenden. Die Grönländer sind meistens nicht einmahl 5 Fuß hoch, und sehr selten wachsen sie über dieses Maß hinaus. Eben so klein, oder noch kleiner sind die Eskimos, die Bewohner von New-Foundland, und andere Wilde, die jenseit des 60sten Grades der Breite wohnen; und Ellis beobachtete, daß nicht nur die Thiere und Gewächse der Erde, sondern auch die Menschen, immer kleiner wurden, je kälter das Land war, welches sie hervorbrachte. Gewisse Gegenden des Feuerlandes sind noch rauher und unfreundlicher, als das Vaterland der Eskimos; und doch scheinen die elenden Feuerländer nicht so klein, als die Bewohner des nördlichsten Amerika, zu seyn. Forster nennt sie zwar kurz; nach eines andern Reisenden Bericht aber müßten sie insgesammt höher, als 5 Fuß, seyn, indem es heißt, daß keiner über 5 F. 10 Z. groß gewesen sey.

„Wenn

„Wenn man die genannten Völker an den äussersten Enden von Amerika ausnimmt, so sind die Nationen der neuen Welt, die ausser den Wende-Kreisen wohnen, größer, als diejenigen, welche die heiße Zone einschließt. ‚Die Amerikaner, sagt Ulloa, die jenseit des 36sten Grades südlicher, und des 30sten Grades nördl. Breite leben, sind insgesammt von höherem Wuchse, als die Bewohner der heißesten und fruchtbarsten Gegenden, welche entweder klein oder von mittlerer Statur sind. Das südliche Paraguay allein macht eine Ausnahme von der Regel, welche Ulloa in Ansehung der körperlichen Größe der Amerikaner festsetzte. Nach den Beschreibungen von Dobrizhofer, sind die Abiponer wenigstens so groß, als die größten deutschen Grenadiere (*). Charlevoix erzählt, daß die sogenannten Straußfüße in Paraguay eine Höhe von 7 Fuß und einigen Zollen hätten. Von diesen stammen höchst wahrscheinlich die Haufen von großen Menschen ab, welche einige Reisende in Patagonien gesehen haben. So gewiß es ist, daß es in Patagonien keine so ungeheure Riesen giebt, als einige ältere Reisende angetroffen haben wollten: so gewiß ist es, daß die verschiedenen Stämme in Patagonien von sehr verschiedener Größe, und auch unter den größten nicht alle Männer von einem ungewöhnlich hohen Wuchse sind. Vidaure bezeugt, daß die an Chili gränzenden Patagonier nicht größer, als andere benachbarte Völker, seyn. Bougainville fand unter denen, welche er sahe, keinen unter 5 F. 6 Z., und keinen über 5 F. 11 Z. Commerson traf nur unter den

(*) II, p. 23. Abipones fere omnes ea sunt proceritate, vt si corporis altitudini animorum excelsitas responderet, Austriacos inter pyrobolarios possent militare. In quatuor Abiponum coloniis versatus septennium tres noui duntaxat, qui praeter nationis morem exigui fuere corporis etc.

den gröſsten einige, die 6 F. 4 Z. hielten. Wallis maß mehrere genau, und fand, daß die meisten eine Höhe von 6 F. hatten. Byron schätzte diejenigen, auf welche er stieß, auf 7 Schuh, und diese Schätzung kann richtig gewesen seyn, da auch Falkner, der 40 Jahr im Lande der Patagonen lebte, versicherte, daß er Menschen von 7 Fuß und einigen Zollen gesehen habe. Das Klima von Patagonien, und das rohe Fleisch von Guanaken, und Vikunnen, wovon die Patagonier leben, sind gewiß nicht die wahren Ursachen der Gröſse einiger patagonischen Stämme; wenn dieses wäre, so müßte die Gröſse der Patagonier eben so gleichförmig, als das Klima und die Nahrungs-Mittel, seyn.

„Aus den angeführten Datis kann man folgende allgemeine Resultate ziehen: daß sich unter den verschiedenen Razen von weißen Menschen viel mehr groſse Völker fanden, und noch finden, als unter den dunkelfarbigen; daß wiederum unter den weißen Menschen im Durchschnitt die nicht-slavischen Nationen Europens gröſser sind, als die slavischen und als die morgenländischen Völker; daß die alten Germanier und deren Brüder gröſser waren, als ihre späteren Nachkommen, und daß die germanischen Völker um desto gröſser waren, je weiter sie gegen Norden wohnten; daß also ein Zustand von Barbarey der körperlichen Entwickelung der weißen Nationen vortheilhafter ist, als ein Zustand von Cultur, und Kälte vortheilhafter, als Wärme oder Hitze. Wenn die Einwohner der nördlicheren Provinzen von Schweden kleiner sind, als die der südlicheren, so liegt der Grund davon nicht so wohl im Klima, als in ihrer Vermischung mit den Töchtern der ursprünglichen Bewohner des Nordens. Die Bewohner der Hebriden gewinnen, wie die alten Deutschen, an körperlichen Vorzügen um desto mehr, je nördlicher die Inseln liegen. Die Einwohner von

St. Kilda und andern Hebriden, sind der sicherste Beweis, daß man von der Verkleinerung der Thiere und der Gewächse der Erde nicht auf eine gleiche Verkleinerung der Menschen, wenigstens nicht der weißen Menschen, schließen könne. In Sibirien wohnen noch Russen unter dem 68sten Grad der Breite, und die Reisenden melden nichts davon, daß diese Russen merklich kleiner geworden seyn.

Es giebt freylich kleine und große Völker; aber Nationen von Zwergen giebt es eben so wenig, als ganze Riesen-Völker. Die Quimos in Madagascar sind erdichtet, und das Pygmäen-Geschlecht auf den Gebirgen der indischen Halb-Insel existirt nur in unzuverlässigen Sagen. Ich habe irgendwo die Regel gefunden, daß die kleinsten Zwerge nie unter das halbe Maß von gewöhnlichen Menschen herab sänken, und die größten Riesen nie über eben dieses Maß, anderthalb Mahl genommen, hinaus stiegen. Diese Regel würde doch mehr eine Ausnahme leiden, wenn es wahr ist, daß es Riesen von 8 F. 8 Z., ja von 11 und 12 F., gegeben hat. Daß Riesen eben so wohl Monstra sind, als Zwerge, kann man auch daraus abnehmen, daß sie fast immer vor der Zeit sterben. Höchst selten sind solche Beyspiele, dergleichen der ältere Gmelin eins anführt; dieser Gelehrte sahe in Jeniseisk einen funfzigjährigen Zwerg, der nur 1 Arschin hoch war, und fünf Kinder hatte."

Sehr große Menschen, und sehr kleine, deren Nahmen insgemein Riese und Zwerg ist, in sofern diese als individuelle und seltene Erscheinungen vorkommen, sind immer von Belange, und der Aufmerksamkeit, deren man sie würdiget, allerdings werth. Eigentlich gehören Menschen von 8 Fuß und darüber, und 2 Fuß und darunter, sobald sie sich von dieser Seltenheit wahrnehmen lassen, immer unter die

wider-

widernatürlichsten Erscheinungen, deren das Menschen-Geschlecht fähig ist, und vermehren so noch geradezu die krankhaften Individuen desselben. Wenigstens ist es von beyden bekannt, daß ihre Gesundheit selten die dauerhafteste war, daß ihr Leben eben so selten an das gewöhnliche Ziel menschlicher Tage gelangte, daß ihre Geistes Kräfte, zumahl wenn die Natur genöthiget war, ihre Länge auch in die Breite auszudehnen, noch weniger die Stufe sonst gewöhnlicher erreichten. Ich nenne die bekannten einzig als seltene Menschen.

1. Goliath, der sehr bekannte Riese unter den Philistern; 1 Sam. 17, 4. f. Er forderte die Israeliten zu einem Zweykampfe heraus. Er heißt ein Riese, V. 4. vir medietatum, stans inter duas acies, vermuthlich weil die Zweykämpfer gemeiniglich sich zwischen beyden Armeen zu stellen pflegten (*). Daß die hier beschriebene Größe des Goliath's nicht unglaublich sey, wenn sie gleich den Feinden der Bibel anstößig gewesen ist, hat mit mehrern Lilienthal (**) bewiesen. Gewiß ist es, daß die hebräische Elle, von Mosis Zeiten an, bis auf die babylonische Gefangenschaft viel kürzer, als nachher, gewesen, und vermuthlich hatte sie schon in der damahligen Zeit, Periode eine Veränderung erlitten. Die chaldäischen Uebersetzer, die 70 Dollmetscher (nach der römischen Ausgabe), und *Josephus* verwandeln die im Grund-Texte genannten 6 Ellen, in 4 Ellen. *Clericus*, und der Ritter Michaelis (***) glauben, daß dieses geschehen sey, um die Größe des Goliath's nicht verdächtig zu machen. Ist die ordentliche Länge eines

(*) *Euripid.* Heraclid. v. 803, f.

(**) In seiner guten Sache der göttl. Offenbar. Th. 5, S. 200. Th. 14, S. 591.

(***) Oriental. Biblioth. Th. 5, S. 250.

Menschen, nach dem ordentlichen von Wiedeburg (*) angegebenen Maße, 3 Ellen oder 18 Hand-Breiten, so wäre Goliath nur 2 Mahl so lang als ein ordentlicher Mensch gewesen, und so wäre die Beschaffenheit und Schwere seiner Waffen seiner übrigen Leibes-Beschaffenheit völlig gemäß gewesen (**). David erlegte ihn in einem Zweykampfe; 1 Sam. 17, 51. Man zeigt noch heutiges Tages den Ort, wo Goliath das Volk Gottes herausgefordert hat, und wo er von David getödtet worden ist (***).

Da Goliath's Höhe, 1 Sam. 17, 4. ausdrücklich 6 Ellen und einer Handbreite beschrieben wird, so sind, nach Schmidt's Meinung (****), ohne Zweifel keine andere, als gemeine Ellen, deren eine 6 palmos oder Hand-Breiten hatt, zu verstehen, so, daß die ganze Höhe 37 palmos oder Quer-Hände ausmachte, welche sich vergleichen lassen mit 10 paris. Schuh, 2 Zoll, $6\frac{1}{10}$ Lin, wenn nähmlich eine hebräische Elle, nach obigem Grundsatz, $\frac{2344}{1440}$ par. Theile angenommen wird, oder nach rheinländ. Maß, 9 Sch.. 11 Z., 2 Lin., welches jedoch die ordentliche Statur oder Länge eines Mannes, (die nur 6 Fuß oder 3 gemeine Ellen gehalten wird, deren jede 6 palmos oder Handbreiten hat,) um die Hälfte übertroffen hat.

Obgleich nun, izt erwähnter Maßen, die Natur das Ziel der ordentlichen Menschen-Länge öfters überschreitet, so pflegt sie doch, nach ihrer weisen Vorsicht, in allen ihren Operationen und Wirkungen die Regeln der Symmetrie in Acht zu nehmen, daß alles seine richtige Proportion, Verhältniß und Eben-Maß haben muß. Daher ist kein Zweifel, es werden auch hier bey dem Leibe Goliath's dessen übrige Theile, wie auch alle und jede Gliedmaßen, mit seiner Länge eine proportionirliche Uebereinstimmung gehabt haben. Demnach, da die Fuß-Sohle

or-

(*) Mathes. bibl. S. 49. 51.

(**) S. Windheims Anmerk. zu Delany Leben Davids, S. 68.

(***) S. Reidschütz Weltbeschauung, S. 330-342.

(****) In seinem Biblischen Mathematicus, (Züllichau. 1736, gr. 8.) S. 167, f.

ordentlich der 6te Theil der Höhe ist, gleichwie das Gesicht der rote, der Elbogen der 4te Theil, und die Nase der 3te Theil des Gesichtes: so folgt, daß die Fuß-Sohle des Goliath über 6 palmos oder Handbreiten lang, das Gesicht beynahe 4, der Elbogen $9\frac{1}{2}$, und die Nase eine ganze Handbreite lang gewesen ist. Desgleichen hat die Breite der Schultern, nahe bey dem dreyeckigen Arm-Muskel (Musculus deltoides), welche ordentlich $2\frac{1}{2}$ Gesichts-Längen hat, 8 palmos oder Handbreiten übertroffen. Auf gleiche Weise kann die Dicke des Leibes und der Glieder bestimmet werden; denn da der 36ste Theil der Länge ordentlich die Dicke des Daumens giebt, gleichwie der 48ste Theil der Länge die Dicke des kleinen Fingers, des Daumens Dicke 3 Mahl genommen, die Dicke der Hand, und die Dicke der Hand 6 Mahl genommen, die Dicke des ganzen Leibes, so daß die Dicke des Daumens der 18te Theil der Leibes-Dicke ist, so ist des Goliath's Daumen dicker gewesen als die Breite einer Quer-Hand, und die Dicke seiner Hand ist beynahe 4 palmos oder Handbreiten, der ganze Leib aber 24 palmos, d. i. 4 Ellen dick gewesen. Und also ist kein Wunder, wenn die Kinder Israel gegen die Enakim, aus deren Stamme Goliath war, sich nur wie Heuschrecken geachtet haben; 4 Mos. 13, 33. 34.

Was die Rüstung und Waffen des Goliath's, nach 1 Sam. 17, 5 — 7. betrifft, so hatte er einen ehernen Helm auf seinem Haupte, und einen schuppichten Panzer an, welcher in Form der Fisch-Schuppen ausgearbeitet, oder aus lauter ehernen Schuppen zusammengesetzt oder über einander gelegt war, damit er sich desto bequemer in demselben wenden und bewegen könnte, dessen Gewicht stieg auf 5000 Seckel Erzes; und das Eisen an dem Spieße, oder die aus dem Schafte des Spießes hervorgehende Spitze hatte 600 Seckel. Da nun, nach Schmidt's Angabe (*), ein hebräischer Seckel beynahe 1 Loth, oder, noch genauer, der 36ste Theil eines gemeinen Pfundes, d. i. $3\frac{5}{9}$ Quent, oder im Medicinal-Gewicht, 3 Quent, 2 Scrupel, $8\frac{80}{100}$ Gran, ist: so machen 5000 Seckel 17777 Quent, d. i. beynahe 139 gemeine Pfund, oder un-

(*) Am angef. O., S. 183.

Medicinal-Gewicht, 198 Pfund, 8 Unzen, 3 Quent, $3\frac{1}{100}$ Gran; und die 600 Seckel Eisen an dem Spieße betragen 2130 Quent, d. i. beynahe 17 gemeine Pfund, oder im Medicinal-Gewicht, 23 Pfund, 10 Unzen, 2 Scrupel, $17\frac{7}{105}$ Gran. -- Hieraus läßt sich ungefähr schätzen, wie groß die Beweg-Kraft der Muskeln, vermittelst deren die Ausstreckung des Armes geschieht, bey dem Goliath hat seyn müssen, diesen Spieß nur allein im horizontalen Stande oder wagerecht zu halten. Durch fleißiges Forschen hat man gefunden, daß die Länge des Elbogens und der Hand mehr als 20 Mahl größer ist, als der halbe Diameter des runden Kopfes an dem Achsel-Beine, woran die Sehne des anziehenden Muskels befestigt, und welcher der Weite der Beweg-Kraft von dem Ruhepuncte gleich ist. Nun setze man, daß die Länge des Spießes, welcher wie ein Weberbaum war, in Ansehung der Dicke, nach Proportion der Statur dieses Riesen, etwa 4 Mahl größer gewesen ist, als sein Arm, und also das Eisen des Spießes 17 Pfund schwer, 100 Mahl weiter von dem Ruhepuncte weg gewesen ist, als die Beweg-Kraft, so folgt daraus, daß allein dieses zu halten, eine Kraft des Muskels von 1700 Pfund nöthig gewesen wäre. Es mußte aber nicht nur das Eisen des Spießes, sondern auch der ganze Spieß, wie auch der Arm selbst, gehalten werden. Wenn wir daher annehmen, daß der Arm 4 Pfund, der Spieß aber nur 12 Pfund schwer gewesen ist, und weil beyder Schwere nicht in dem äussersten Ende des Spießes, sondern in einem Zwischenraume und mittlern Orte war, wo nähmlich das Centrum der Schwere einfällt, wir zu dem Gewichte des Eisens, das halbe Gewicht des Armes und Spießes, nähmlich 8 Pfund, noch hinzu thun, so haben wir eine geradelinige Stange oder einen Hebel, der keine Eintheilung noch Schwere hat, an dessen äussersten Ende das Gewicht des Eisens, des Spießes und Armes, welches 25 Pf. seyn wird, angehänget werden; und weil dieselben 100 Mahl weiter abstehen von dem Ruhepuncte, als die Beweg-Kraft, müssen sie, wegen des anwachsenden Gewichtes auch 100 Mahl vermehret werden, und also auf 2500 Pf. steigen, welche die Kraft der Muskeln nothwendig überwinden müssen. Doch ist dieses nicht die ganze oder alle Kraft, sondern nur ein Theil dessen Muskels gewesen, als welcher noch weit mehr

ver-

vermocht hat, indem derselbe nicht allein den Spieß hat halten, sondern ihn auch bequem und ohne Schwierigkeit geschwinde hin und wieder schwenken und aufheben können. Gleichwie demnach die ordentlichen Kräfte eines Menschen zulänglich sind, einen Centner zu heben, wenn aber der schwere Körper hernach länger beweget werden soll, derselbe kaum 10 oder 20, höchstens nicht über 30 Pf. seyn muß, so hat auch der Spieß, wenn er gemächlich hat bewegt werden sollen, nur ungefähr den 6ten Theil dessen Gewichtes haben dürfen, welches zu bewegen die Kraft der Muskeln hinreichend gewesen wäre. Demnach wäre eben diese Kraft der Muskeln des Goliath's 15000 Pf. zu halten zulänglich gewesen.

Jo. Chr. Wichmannshausen diss. de armatura Goliathi.
Nic. Schwerdtfegers, Paul Dolchers und Chr. Ebeners Briefwechsel über Goliaths Schwerdt, st. im Hamb. Journal, v. M. Jan. 1765. (Hamb. 8.) S 45 — 65.

2. Keysler fand auf dem kaiserlichen Schlosse Ambras, unweit Inspruck in Tyrol, das Gemählde von einem gewissen Hans Brav, der im J. 1550, nach dem Leben, da er in das 48ste Jahr gieng, gezeichnet war. Er soll über 12 rheinl. Fuß, also eine wirkliche Goliaths-Länge gehabt haben.

3. In Hannover befand sich am Hofe des Herzoges Johann Friedrich, ein Trabant aus dem Amte Münden, der, nach der noch zu lesenden Grabschrift, eine Höhe von 8 F. 6 Z. hatte.

4. Im Anfange des 14ten Jahrh. ist in dem holländischen Dorfe Spaarwoude ein Mann, Nahmens Klaas van Kyten begraben worden, der $8\frac{1}{2}$ rheinl. Fuß gemessen hatte. Sein Maß ist izt noch an der dasigen Kirch-Mauer zu sehen.

5. Im J. 1749, starb in Haarlem der berühmte Kaiauws, dessen Höhe 8 F. 9 Z. amsterd. Maß, oder fast 8 rheinl. Fuß, betrug. Er würde noch länger gewesen seyn, wenn er nicht verwachsene Knie gehabt hätte.

6. Im J. 1757, ließ sich der sogenannte engländische Riese in verschiedenen Städten von Franken für Geld sehen, von welchem Hr. g. R. Delius folgende Nachricht ertheilt (*).

Er nannte sich Cornelius Magrath, und wurde bald für einen Engländer, bald für einen Irrländer, ausgegeben. Er sollte im J. 1737 geboren, und damahls im 19ten Jahr seines Alters gewesen seyn. Im 11ten Jahr seines Alters soll er nicht größer, als andere Knaben seines Alters, gewesen, von der Zeit an aber, binnen 16 Monathen 8½ Zoll gewachsen seyn. Sein Gewicht ist auf 357 Pfund angegeben. Um die Brust sollte er 4½ F., sein Arm aber an der Hand 10½ Z. dick seyn. Ein Mann von 6½ Schuh lang, sollte ihm, mit dem Hute auf dem Kopfe, unter dem Arme weggehen können. Seine Begleiter hat man für Juden gehalten, welche ihm, wie man sagte, jährlich 1000 Rthlr. gaben, und ihn auch sonst frey hielten, dahingegen das mit ihm verdiente Schau-Geld ihnen verblieb. Er war insgemein mit einem langen rothen Talar, einer reichen Weste, und sonst guten Aufzuge bekleidet. Wenn man ihn das erste Mahl auf dem Stuhle sitzen und alsdann aufstehen sahe, sollte man ihn für eine Maschine aus der Oper, die sich unvermuthet erhebt, angesehen haben, und man mußte freylich etwas stutzig werden. Er ließ sich sodann frey ansehen und angreifen. Männer von 6 Fuß ließ er ganz frey unter seinen nicht gar hoch erhobenen Arm weggehen, und diese mußten ihre Hand hoch erheben, wenn sie mit ihren Fingern seine Scheitel berühren wollten. Wenn eine Menge Leute im Zimmer war, so gieng er mit aufgehabenen beyden Armen durch die Menge hindurch, ohne jemandes Kopf zu berühren. Eben wegen der Menge Leute, die ihn allemahl sehen wollten, ließ sich das Maß von ihm nicht genau nehmen; doch ist nach dem Maße, da ein großer Mann ihm mit aufgehabenen Fingern und ausgestrecktem Arm an die Stirn reichte, zu vermuthen, daß er wenigstens 8 Fuß, und verschiedene Zolle darüber, lang seyn mußte. Ich nahm

(*) Im 11 St. der Fränk. Sammlungen ꝛc. (Nürnb. 1757, 8.) S. 306, fgg.

nahm mir nur mit einem Bindfaden die Maße von dem mittelsten Finger seiner Hand, welche von der Spitze bis auf die Articulation mit den Beinen der Hand (ossibus metacarpi), 5 Z. 6 Lin., paris. Maß, betrug."

7. Bernh. Gilli, der sich im J. 1764 in Deutschland sehen ließ, Fig. 4176*). Dieser war 10 Fuß lang, und versicherte, daß er noch im 9ten Jahre seines Alters die gewöhnliche Höhe anderer Knaben gehabt, von dieser Zeit aber angefangen habe, zu dieser ausserordentlichen Höhe aufzuschießen. Diese fast unglaubliche Höhe wird durch die wahrscheinlichere Schreberische Angabe (*) von 8 Schuh 2 Zoll schwedisches Maß herabgestimmt (**). Das Vaterland dieses Riesen soll, nach Einigen, das tridentinische Gebieth, und nach Einigen Tyrol seyn.

Daß die Natur schon in den ältesten Zeiten Menschen hervorgebracht hat, welche das gewöhnliche Maß der menschlichen Größe nicht erreichten, und deswegen den Nahmen der Zwerge erhielten, ist aus der Geschichte klar. Ja, man gieng gar so weit, daß man ganze Nationen von Zwergen erdichtete. Schon Homer vergleicht die Schlachten der Trojaner und Griechen mit dem Streite der Pygmäen und Kra-

(*) Schrebers Säugthiere, Th. 1, S. 30.

(**) Höher als 8½ Fuß, und niedriger als 1½ Fuß hat man bisher noch keinen Menschen gefunden. Dieser Unterschied aber ist doch immer äusserst merkwürdig, zumahl da man zugleich den körperlichen Inhalt solcher, in ihrer Höhe so sehr verschiedener, Menschen mit in Betrachtung ziehen muß. Denn da der kleinste Zwerg über 5 Mahl niedriger ist, als der größte Riese, so würde man, wenn man sie wiegen wollte, wohl über 100 von den erstern auf die eine Wage-Schale stellen müssen, wenn sie mit einem einzigen der letztern das Gleichgewicht halten sollten. Welcher erstaunliche Abfall der körperlichen Masse der Menschen, die doch vielleicht sogar öfters ziemlich nahe mit einander verwandt sind!

niche (*). Und Homer ist der erste, welcher von Pygmäen- oder Zwerg-Nationen geredet hat, welches nichts anders, als eine anmuthige Erdichtung aus dem mythischen Zirkel der Orientalen oder Griechen war, wofür es auch Eustathius, der Scholiast des Homer's, erklärt. Andere aber nahmen es als Wahrheit an, und einer schrieb dem andern nach, und behaupteten dreist weg, daß es ganze Nationen von Zwergen gäbe.

Ktesias hat in den Fragmenten seines Werkes von Indien beym Photius eine höchst lächerliche Beschreibung von einer solchen Zwergen-Nation in Indien gemacht. Er sagt: „Mitten in Indien giebt es schwarze Leute, welche Pygmäen genannt werden, und die indianische Sprache reden. Sie sind größten Theils nur ½ Elle groß, die größten aber nicht über 2 Ellen. Das Haar hängt ihnen bis auf die Knie, und noch weiter; ihre Bärte sind auch länger, als bey andern Menschen. Die Haupt-Haare hangen ihnen auf dem Rücken bis über die Knie hinunter, und der Bart von vorn bis auf die Füße; daher dienen ihnen die Haare statt der Kleider. Ihre männlichen Glieder sind ungewöhnlich dick, und so lang, daß sie ihnen bis an die Knöchel der Füße reichen. Uebrigens sind sie häßlich und ungestaltet. Ihre Schafe sind so groß, wie unsre Lämmer; ihre Ochsen und Esel wie unsre Widder; eben so groß sind auch ihre Pferde und Maulesel. Der König von Indien hat 3000 solche Pygmäen in seinem Gefolge, denn sie sind im Pfeilschießen sehr geschickt. Uebrigens sind sie Freunde der Gerechtigkeit, und haben mit den andern Indianern einerley Gesetze. Die Hasen und Füchse jagen sie nicht mit Hunden, sondern mit Raben, Geyern, Wachteln und Adlern“ (**).

Aristoteles, der nicht viel jünger ist, als Ktesias, sagt: „die Kraniche kommen aus Skythien bis zu den „Sümp-

(*) *Homer.* Iliad. III.

(**) *Photius* Cod. 72. 73. (edit. Hoeschelii, Aug. Vind. 1601, fol.) p. 58, sqq.

„Sümpfen, die oberhalb Aegypten liegen, woraus der „Nil entspringt; und an diesen Orten wohnen die Pyg„mäen. Dieses ist keine Fabel, sondern wirkliche „Wahrheit. Sie und ihre Pferde sollen sehr klein „seyn; sie leben als Troglodyten“ (d. i. in Höhlen) (*). Philostratus, ein großer Freund von Fabeln und abenteuerlichen Dingen, behauptet auch, es lebten die Pygmäen am Ganges in Höhlen (**). Plinius kannte diese Zwerg-Nation noch besser, denn er schreibt: „An den äussersten Gränzen von Indien, wo der Ganges entspringt, wohnen die Pygmäen, welche nur 3 Spannen lang sind, und welche, wie Homer berichtet, von den Kranichen bekrieget werden. Man sagt, daß sie auf Widdern und Ziegen reiten, und zur Zeit des Frühlinges, mit Pfeilen bewaffnet, scharenweise an das Meer ziehen, und die Eyer und Jungen der Kraniche aufreiben; mit diesem Feldzuge bringen sie 3 Monath zu, weil sie sonst den Heeren der Kraniche nicht Widerstand thun könnten. Sie bauen sich Häuser von Lehm, Federn und Eyer-Schalen“ (***). Die Poeten haben sich dieser Fabel treulich bedient, wie sie denn dazu das erste Recht haben, ihren Gedichten dadurch Anmuth zu verschaffen, als: Juvenalis (†), Oppianus (††), Baptista Mantuanus

(*) *Aristoteles* de histor. animal. L. 8, c. 12.

(**) *Philostratus* de vita Apoll. L. 3.

(***) *Plin.* Hist. nat. L. 7, c. 2.

(†) *Juvenal.* Sat. XIII. 167.

Ad subitas Thracum volucres, nubemque sonoram
Pygmaeus paruis currit bellator in armis:
Mox impar hosti, raptusque per aëra curuis
Vnguibus, a saeua fertur grue: si videas hoc
Gentibus in nostris, risu quatiere, sed illic
Quanquam eadem assidue spectentur praelia, ridet
Nemo, vbi tota cohors pede non est altior vno.

(††) *Oppianus* de Piscibus, L. I.

Et velut Aethiopum veniunt Nilique fluenta
Turmatim Palamedis aues, celsaeque per altum
Aëra labantes fugiunt Atlanta niuosum,
Pygmaeos imbelle genus paruumque fatigant,

Non

tuanus (*), und Andere. Wie die Fabeln manchmahl einen Grund in der Geschichte haben, so glaubt auch Ludolf, daß der Krieg der Pygmäen mit den Kranichen etwan also zu erklären seyn möchte. Es befindet sich in Afrika ein großer Vogel, Nahmens Condor, welcher einen jungen Elephanten in der Luft wegführen kann; und er meint, es wäre nicht unglaublich, daß die Pygmäen mit solchen Vögeln stritten, wenn sie ihr Vieh wegführen wollten. Weil aber derjenige, der es den Griechen zuerst erzählte, den Nahmen nicht wußte, hätten sie Kraniche dafür gesetzt, gleichwie ein Elephant bey den Römern bos Lucas sey genannt worden (**).

Hermann von der Hardt, welcher die Gabe seltsamer Auslegungen in reichem Maße besaß, verstand unter den Kriegen der Pygmaen mit den Kranichen und Rephünern, den Krieg zweyer grieschischen Städte Geranda und Pogarum (***).

Daß alle diese vorgeblichen Nationen von Zwergen nichts anders als Affen gewesen seyn, ist nun eine Wahrheit, daran niemand zweifeln kann; theils, weil von den neuern Reisenden, welche die Welt weiter

Non perturbatae procedunt ordine densae
Instructis volucres obscurant aëra turmis.

(*) *Baptista Mantuanus*:

Pygmaei breue vulgus, iners plebecula, quando
Conuenere grues longis in praelia rostris,
Sublato clamore fremunt, dumque agmine magno
Hostibus occurrit, tellus tremit Indica, clamant
Littora, arenarum nimbis absconditur aër,
Omnis et inuoluit puluis solemque polumque,
Et genus hoc hominum natura imbelle, quietum,
Mitc, facit Mauors pugnax, immane, cruentum.

(**) *Jobi Ludolfi* Commentarius ad historiam aethiopicam, L. 1, c. 1.

(***) *Herm. von der Hardt* detecta Mythologia Graecorum in decantato Pygmaeorum, gruum et perdicum bello. 1716, 8.

ter und mit mehrern Kenntnissen durchwandert haben, nirgends eine Zwerg-Nation angetroffen worden ist; theils, weil die Beschreibungen der Alten von den Pygmäen offenbar Affen bezeichnen, z. B. der behaarte Körper derselben beym Ktesias, und auch die mancherley Untersuchungen, die sie anstellten, ob diese Pygmäen Menschen wären, oder nicht. Der einzige Strabo unter den Alten hielt die Erzählungen von den Pygmäen für fabelhaft. Die Zwerg-Nationen, welche neuere Reisende angetroffen haben wollen, gehören eben sowohl unter die Fabeln, als die Patagonischen Riesen.

Die gewöhnliche Höhe des menschlichen Körpers fällt, oben gemeldeter Maßen, zwischen 5 und 6 Fuß in gerader Stellung; ein Fuß mehr oder weniger macht schon eine große Seltenheit aus. Kleiner als 5 Fuß, sind einige Völker, die am Eis-Meere wohnen, und die Einwohner der Eis-Gebirge in den nordischen Ländern, als: die Grönländer, die Eskimos, die Lappländer, Ostiaken, Wogulen, ein Theil der Tunguser, und noch mehrere Nationen des nördlichen Sibirien. Das kleinste unter allen Völkern, was nur in diesem (18ten) Jahrh. bekannt geworden ist, wohnt auf den höchsten Gebirgen des Innern von Madagaskar. Es hat eine Größe, die kaum 4 Fuß betragen soll. Diese kleinen Madagaskarer, die von den andern Einwohnern der Insel Kimos genannt werden, sind Schwarze, aber von hellerer Farbe, als alle Negern, von denen wir einige Kenntniß haben. Ihre Haare sind kurz und wollicht. Ihre Gesichtsbildung kommt der europäischen näher, als derjenigen, die an den übrigen Insulanern bemerkt wird. Ihre Arme reichen ihnen bis an die Knie, und scheinen daher verhältnißmäßig länger, als bey andern Menschen, zu seyn; vermuthlich, weil sie, wie alle Nationen von kleiner Statur, kürzere Beine haben, welches die Arme

me verlängert. Ein ähnliches Volk soll auf dem festen Lande von Afrika, dem Capo negro, gegen Nord-Osten wohnen, welches von Statur dick, aber nicht größer als ein zwölfjähriger Knabe, seyn soll.

Die einzelnen Zwerge entstehen entweder durch die sogen. englische Krankheit (Rhachitis), und sind zugleich unförmlich an Gliedern und Proportion, welches, wie ich im XI Th. S. 19, fgg. gezeigt habe, eine Folge dieser Krankheit ist; oder aus andern physischen Ursachen, welche einen wohlgebildeten Körper und proportionirte Gliedmaßen haben; oder auch durch Kunst, welches bey den Römern gebräuchlich war, wie aus der Folge erhellen wird. Hirngespinnste waren, wie man ohne mein Zeugniß glauben wird, die fabelhaften Menschen der griechischen Dichter; z. B. Menestratus ritt auf einer Ameise, die ihn abwarf, und ihn mit ihrem Fuße zertrat. Hermon war so künstlich, daß er durch ein Nadel-Oehr springen konnte. Demas war so leicht, daß er auf einem Spinnen-Gewebe tanzen konnte; und Marculus hat mit seinem Kopfe ein Loch durch ein Sonnen-Stäubchen gebohrt.

Zu den Zeiten des Kaisers Theodosius sahe man in Aegypten einen Zwerg, der nicht viel größer als ein Rephuhn war, einen guten Verstand hatte, und schön singen konnte (*), welches wohl übertrieben ist.

Johannes Cassianus sahe als ein Knabe zu Lyon zwey Zwerge, die nicht über 1 Elle hoch waren, wovon der eine einen sehr langen röthlichen Bart hatte; die man wie Kinder auf den Armen trug (**). Und Cardanus erzählt, daß man zu seiner Zeit einen Zwerg in einem Papagey-Käfich herumgetragen hat, der nicht höher als 1 Elle war (***).

Ein

(*) *Nicephori* Hiſtor. eccleſ. L. 12, c. 37.
(**) *Caſſianus* de gigantibus, p. 76.
(***) *Cardanus* de Subtilitate, L. 11, p. 458.

Ein Zwerg zu Briſtol, der 1751 in ſeinem 15ten Jahre eine Länge von 31 Zoll hatte, war ſchon mit allen Zufällen des hohen Alters behaftet, und von 19 Pfund, die er im 7ten Jahre gewogen hatte, auf 13 herunter gekommen.

Ein frieslandiſcher Bauer, Nahmens Wiehe Lolkes, der ſich in dem bekannten Hauſe Blau Jan zu Amſterdam ſehen ließ, war am 2 May 1751, in einem Alter von 26 Jahren, nicht länger als 29 amſterdamer Zoll.

Ein Zwerg aus Norfolk, den man zu London in eben dieſem Jahre zeigte, als er 22 Jahr alt war, hatte einen wohlgebildeten Körper von 38 engl. Zoll, und nur 27½ Pfund am Gewichte.

Im Jahr 1760, ließ ſich zu Paris ein pohlniſcher Edelmann ſehen, der in einem Alter von 22 Jahren nur 28 par. Zoll in der Länge, dabey aber einen wohlgebildeten Körper, einen ſehr fähigen Kopf und viele Kenntniß in unterſchiedenen Sprachen beſaß. Er hatte aber noch einen ältern Bruder von 34, und eine ſechsjährige Schweſter von 21 Zoll, welches ungefähr die Größe von einem ungebornen Kinde ausmacht.

Im Jahr 1783, war an verſchiedenen Orten in Deutſchland ein kleiner Huſar von 42 Jahr, Nahmens Jac. Hermans, zu ſehen. Er ſtammte von ſo kleinem Geſchlechte her; denn ſein Vater iſt nur 1 Zoll kleiner, und ſeine Mutter nur 3 Zoll größer geweſen. Er hatte 2 F. 8 Z. in der Höhe, war gut proportionirt von Händen und Füßen, doch nicht größer als ein Kind von 2 oder 3 Jahr, ſehr geſchickt im Tanzen nach dem Tact, gut von Geſpräch, der Geſellſchaft Vergnügen zu machen.

Geſchichte einer Zwerg-Familie, von Hrn. D. Kühn.

„Ein Mäurer, ein robuſter muſculöſer Mann, beynahe 6 Fuß hoch, und 50 Jahr alt, hatte das Unglück, daß ihm

ihm im Steinbruche ein unvermuthet herunter stürzendes Felsenstück seinen Fuß völlig zerquetschte. Die Hülfe, die ich ihm dabey leisten mußte, war die Gelegenheit, daß ich seine Frau, seine Kinder und sein ganzes Hauswesen genau kennen lernte, und ernsthafte physiologische Betrachtungen darüber anstellen konnte. Mein erster dabey aufsteigender Gedanke mußte allemahl dieser seyn: daß diese Familie in ihrer kleinen Hütte, auch ohne dieses grausame Verhältniß, doch schon für höchst unglücklich wäre zu schätzen gewesen; denn bey dem ersten Versuche, nachdem der Band vollendet war, und meine Blicke nun auch auf die andern Gegenstände in der Stube fielen, glaubte ich mich beynahe unter Pygmäen und einfältigen lachenden Stammlern versetzt zu sehen. Sein zweyter Sohn, der zu gleicher Zeit mit ihm in dem Steinbruche gearbeitet hatte, weil er der einzige war, den man unter dem Haufen Kinder keiner Zwerg-Gestalt und Schwäche der Glieder beschuldigen konnte, war auch von dem Felsenstücke am Kopf und Rücken beschädigt worden. Da ich ihn, um seine Contusionen recht zu untersuchen, ganz mußte entblößen lassen, so erstaunte ich gleich über die widernatürlich kleinen und ganz unproportionirten Geburts-Theile, welche man an ihm sahe, und ich setzte mir nun gleich vor, nähere Erkundigung über alle sonderbare Umstände dieser armen Familie einzuziehen. Der ganze Erfolg meiner Untersuchungen war dieser:

1. Dieses Ehepar hatte zusammen 7 Kinder gezeuget, alle 3 Jahr eins, wovon noch 5 am Leben waren.
2. Das älteste war ein Sohn von 24 Jahren. Dieser hatte nach Art solcher Leute, einen ziemlich offenen Kopf, und konnte sich im Reden gut aushelfen, daher ihn auch sein Vater unter allen seinen Kindern zum Verschicken in die Stadt, und zum Schreiben und Rechnen brauchen konnte. Seine Höhe hielt genau 3 Fuß 2 Zoll. Er hatte weder einen dicken Leib, noch dicken Kopf. Seine Glieder waren alle gerade und sehr proportionirt; seine Haut ohne Ausschlag; seine Zähne vollkommen und weiß; sein Kopf-Haar dunkelbraun und lang. Er hatte weder am Kinne, noch an andern geheimen Theilen, die ohnedem mehr als zu proportionirt für seine Zwerg-Gestalt waren, die geringsten Spuren der Mannbarkeit, und hatte

noch nie Kennzeichen von sich gegeben, daß er fleischlicher Begierden fähig sey, so sehr ihm auch dazu war Gelegenheit gegeben worden. Ausser den gewöhnlichen Kinder-Krankheiten, die er alle leicht überstanden, hatte er bis in sein 14tes Jahr einen starken Hängbauch gehabt, ohne aber dabey andere Zeichen der englischen Krankheit oder verborgener Würmer an sich zu haben. Nach dem 14ten Jahre hat er ohne Gebrauch bewährter Arzney, oder der bey solchen Leuten gewöhnlichen Quacksalbereyen, seinen dicken Bauch gänzlich verloren. Er hat von Jugend auf nicht stark gegessen, aber desto mehr Wasser und Kofent getrunken, welches er auch jezt noch fortsetzt. Sobald nun sein dicker Bauch eingefallen und wieder natürlich worden war, so hat er zwey wichtige Beschwerden an sich bekommen; theils kommt ihm manchmahl plötzlich ein starker Krampf ins rechte dicke Bein, so daß er umsinkt; bald bekommt er an dessen statt die Starrsucht, Katalepsie, woraus ihn der Vater, wenn er eben zugegen gewesen, durch Reiben und Erwärmen in wenigen Minuten zu sich selbst bringt. Man hat zu manchen Zeiten gesucht, ihn mit Jalappe zu reinigen, er hat aber jederzeit darauf den Paroxysmum seiner Erstarrung bekommen, und, sobald er wieder zu sich gekommen, öftere vomitus, aber keinen sedem gehabt. Seine ganze Stärke besteht im Kreuz und Rücken; denn ich habe ihn jetzo als einen 24jährigen Menschen mit solchen schweren und großen Wellen aus dem Holze kommen sehen, woran ein natürlich erwachsener Mensch zu tragen gehabt hätte.

3. Das zweyte Kind war der Sohn, von welchem ich schon erzählt habe, daß er zu gleicher Zeit mit seinem Vater im Steinbruch beschädigt worden. Er ist jezt 21 Jahr alt, so groß und stark, als sein Vater; aber mit einer sehr einfältigen Physionomie verbindet sich bey ihm ein trotziges, halsstarriges, boshaftes Gemüth, und ein großer Mangel an Verstandskräften. Seine Geschlechts-Theile hätten sich eher für einen zweyjährigen Knaben, als für einen solchen robusten erwachsenen Menschen geschickt, und um dieselben war er so glatt als um sein Kinn. Ich überzeugte

mich von dem wirklichen Daseyn der Testikeln im Scroto, die ohngefähr die Größe hatten wie bey jungen Hühnern. Seine Stimme war nicht zart und weibisch, sondern ziemlich männlich. So sehr ich auch seinen Handlungen habe nachforschen lassen, so wenig habe ich Spuren wollüstiger Reden, Geberden, Unternehmungen oder Excretionen entdecken können. Er ist dabey ein starker Esser und Trinker, und zeigt in schweren Arbeiten eine große Stärke.

4. Das dritte Kind ist ein Mädchen von 16 Jahren; sie ist sehr blödsinnig, und hat eine fast thierische Gesichtsform, die durch Blattern noch dazu sehr übel zugerichtet worden. Sie ist nicht größer als ihr ältester Bruder. Sie hat zwar bis jezt weder ihre Reinigung, noch andere Kennzeichen einer Mannbarkeit, noch das Vermögen alles deutlich zu reden, dabey aber doch das gehörige Ebenmaß der Glieder.

5. Nun sind noch zwey kleinere Kinder da, welche bey den härtesten Menschen Mitleid erregen müssen; ein Mädchen von 10, und ein Junge von 7 Jahren. Jedes derselben ist 2 Schuh hoch. Ungeachtet ihre Gesichtszüge viel leidlicher, als bey den ältern Geschwistern, sind, und sie auch übrigens einen verunstalteten Körper haben, so haben doch die Aeltern das Unglück, an ihnen einfältige Stammler zu erziehen. So oft als man sie ansieht, oder sie etwas fragt, so lachen sie mit Ungestüm, und ziehen dabey den Mund fast von einem Ohr zum andern. So sehr sich auch die Aeltern seit verschiedenen Jahren Mühe gegeben, ihnen leichte Worte vorzusagen, so sind sie doch bis jezt nicht im Stande, Worte auszusprechen, die sich mit einem Consonante anfangen. Kaum daß sie in meinem Beyseyn die Worte Allen und Amen herstammeln konnten. Sie sind fast unter die Stummen zu rechnen. Der Vater hatte ihnen vor einiger Zeit das frenulum linguae (Keckel-Riemen) nachmahlen mit dem Messer lösen lassen, aber ohne Wirkung. Die Zungen waren unförmlich dick und groß, sie konnten sie nicht zum Munde heraus stecken, oder dünn und spitzig machen. Hinter der Zunge konnte man darin die übrigen Sprach-

Werk-

Werkzeuge nicht recht betrachten, weil sie sich so ungeberdig stelleten.

6. Die Mutter ist 5 F. hoch, stark, gesund, gut gebildet, verständig und beredt. Sie hat in ihrem 25sten Jahre diesen Mann geheurathet. Nach genauen Erkundigungen hat sie niemahls, weder vor, noch in ihrem Ehestande ein liederliches Leben geführt, noch eine venerische oder andere wichtige Krankheit gehabt. Alle Schwangerschaften und Kindbetten hat sie gut, ohne schwere, gewaltsame oder widernatürliche Geburten gehalten, ohne besonders dabey krank zu seyn, oder sich an etwas versehen zu haben. Sie hatte keinen Fehler an den Brüsten, und hat alle Kinder bis ins 2te Jahr selbst gestillet. Nach den ersten zwey Jungen war es ihr durch einen unglücklichen Fall mit einer sechsmonathlichen männlichen Frucht unrichtig gegangen, und nach dem ersten Mädchen hatte sie einige Jahre darauf wieder ein Mädchen geboren, welches aber in der frühesten Kindheit an den Blattern gestorben ist.
7. Der Vater hat immer, nach jedermanns Zeugniß, auch vor seinem Ehestande, einen unbescholtenen Wandel geführt, und hat jederzeit viel Einsicht und Verstand gezeigt. Er hat auch, so wie seine Frau, natürliche, gesunde und wohlproportionirte Genitalia, und beyde haben zur gewöhnlichen Zeit die Zeichen ihrer Mannbarkeit bekommen.
8. Sie haben niemahls eine ungewöhnliche oder elende Kost, weder bey ihren Kindern, noch unter sich einzuführen Ursache gehabt, wie sie sich denn auch nicht erinnern können, daß durch Schläge, Fallen, oder zu frühe Anstrengung zur Arbeit, die Kinder wären verwahrloset worden.
9. Keines von diesen Eheleuten wollte davon was wissen, daß sie sich in Trunkenheit, oder auf eine besondere unnatürliche Art, oder in den lezten Monathen der Schwangerschaft, begattet hätten.
10. Keines von ihren Vorfahren, deren sie sich auch per traditionem nur erinnern konnten, hatte einen ungewöhnlichen Körperbau, oder Mangel des Verstandes gehabt.“

Im J. 1785, sahe man zu Batavia einen Balier (*), Kitip genannt, der so klein und dabey so symmetrisch mißgestaltet ist, daß er mit Recht als eine der seltsamsten Erscheinungen in der thierische.: Haushaltung der Natur angemerkt zu werden verdient. Seine ganze Länge beträgt nur 2 F. 11 Z. engl. Maß, oder ungefähr $33\frac{1}{4}$ rheinl. Zoll; und die Mißgestalt seines Körpers ist auf beyden Seiten so regelmäßig gleich, daß, nach dem Urtheile des Bar. v. Wurmb, Secret. der batav. Gesellsch. d. Künste und Wiss., als Verfassers gegenwärtiger Beschreibung des sehr sonderbar gebildeten Zwerges, die Meinung des Grafen v. Büffon von der nach beyden Seiten gleichwirkenden Kraft der einfachen Theile, aus welchen die doppelten Theile bey der Entwickelung des thierischen Körpers entstehen, vollkommen dadurch bestätigt wird (**). Der Kopf, wiewohl er für den Körper dieses Zwerges viel zu groß ist, und selbst zu einem 6 Fuß hohen Körper passen würde, hat übrigens nichts besonderes. Sein Gesicht ist für seine Landes-Art nicht häßlich, indem darin ein ernsthaftes und nicht unangenehmes Wesen ausgedruckt ist. Sein Haar ist lang und schwarz, hier und da schon ein wenig grau, weil er bereits 40 Jahr ist. Er hat, so wie die mehresten seiner Landsleute keinen Bart, und eine bräunlich gefärbte Haut. Die Schultern sind breit, und

(*) Bali, oder Balei, eine der kleinen Inseln an der Ost Küste von Java, deren Einwohner den Sclaven-Handel mit Batavia treiben, und dafür ihre Bedürfnisse von da her hohlen; diese Insel wird auch Klein-Java genannt.

(**) Es scheint doch nicht, daß dieses einzige Beyspiel, der an sich ziemlich unverständlichen Meinung des Grafen v. Büffon einiges Gewicht geben könne. So wenig als ein einhändiges oder einäugiges Kind eines einhändigen oder einäugigen Vaters, die noch seltsamere Hypothese Maupertuis von der Bildung der thierischen Körper sogleich zur Wahrheit erheben würde. K.

und die Brust ist stark. Der Leib hat die gewöhnliche Form, nur daß er unten zu sehr abfällt. Die Arme sind, in Verhältniß des Körpers, viel zu lang, und dabey etwas auswärts gewunden, oder gedrehet. Die Elbogen sind nur halb so lang, als die obern Arme, und die Hände kurz, breit und nach vorn rund. Die Finger bestehen aus runden Stümpfchen, die ganz lose, oder ohne feste Verbindung mit den Beinen der Hinterhand, vorn auf den Händen stehen, und in welchen keine Bewegung ist. Sie sind mit Nägeln versehen, und machen gleichsam die dritte und einzige Reihe der Finger-Gelenke aus; die erste und zweyte Reihe fehlt gänzlich. An jeder Hand stehen sechs dieser unförmlichen Finger, zwey dicht beysammen auf dem Platze des kleinen Fingers, und die übrigen vier an der Stelle des Daumens, des Zeige- Mittel- und Gold-Fingers. Die Knochen der Vor-Hand sind etwas auswärts gebogen, wodurch sich die Faust rund, und ihr Rücken einiger Maßen hohl zeigt. Diese kleine Aushöhlung kommt Kitip bey seinen kurzen und unbeweglichen Fingern sehr zu Statten, besonders beym Essen, da er sich des Rückens der Hand, als einer Schaufel bedient, um den Reiß und andere Nahrungs-Mittel damit an den Mund zu bringen. Seine Beine sind ausserordentlich kurz. Die Füße scheinen daran fest gewachsen zu seyn; denn, wiewohl aus der Bewegung der Füße sich auf das Daseyn der Schien- und Hüft-Beine schließen läßt, so ist doch äusserlich nichts davon zu sehen. Die Knie fehlen ganz. Die Füße sind kurz und breit; jeder Fuß hat 6 Zehen, die an Gestalt den Fingern seiner Hände gleich, auch auf gleiche Weise angewachsen sind, nur mit dem Unterschiede, daß sie mit einem kleinern Theile ihrer runden Oberfläche mit dem Fuße verbunden sind, und daß die beyden, die auf der Stelle der kleinen Zehe stehen, etwas an einander gewachsen sind.

Dieser Zwerg wurde im J. 1740, zu Squoti, auf der Insel Bali, von wohlgestalteten Aeltern gezeuget; er hat noch viele Geschwister, von denen er der einzige Mißgestaltete ist. Mit Frauensperſonen hat er nie Gemeinschaft, auch zeigt er nicht die geringste Neigung dazu; indessen scheint er nichts weniger, als von der Natur in diesem Stücke verwahrloset zu seyn, und seine Enthaltsamkeit scheint sich vielmehr auf die Meinung zu gründen, die er hat, daß, wenn er nähmlich in diesem Leben sich den Genuß der Geschlechts-Freuden versagte, er im zukünftigen Leben einen vollkommenern Körper erhalten werde, ausserdem aber auch jenseit des Grabes ein ungestalteter Zwerg bleiben würde. So sehr er übrigens überzeugt ist, daß ihn die Natur bey seiner Bildung verwahrloset hat, so glaubt er doch, daß sie sich die Mühe gegeben habe, ihn durch ein Wunder zu erhalten, welches sich kurz nach seiner Geburt eräugnete. Er erzählt, daß seine Mutter, die sich schämte ein so ungestaltetes Kind zur Welt gebracht zu haben, beschlossen hatte, ihn sogleich wieder zu tödten; zu ihrem Erstaunen aber fand sie, als sie diese barbarische That begehen wollte, daß ihr Kind völlig unverletzbar war. Dieses Wunder erfüllte sie mit Schrecken, und führte sie zu ihren Mutter-Pflichten zurück.

Maß.

	Fuß.	Zoll.
Die ganze Länge	2	11
Von der Fußsohle bis zum Anfange der Hüften	—	$9\frac{1}{2}$
Länge des Fußes	—	3
Höhe des Fußes	—	$2\frac{1}{2}$
Breite des Fußes von vorn	—	$3\frac{1}{2}$
Länge des Armes	—	$10\frac{1}{2}$
Länge vom Elbogen bis zum Gelenke der Hand	—	5
Vom Gelenke der Hand bis zur Spitze des Mittelfingers	—	$2\frac{1}{4}$

	Fuß.	Zoll.
Länge und Breite der Finger - - -	—	¾
Länge und Breite des Daumens - -	1	—
Von der Spitze des Daumens bis zur Spitze des sechsten Fingers - - - -	—	3⅜
Breite über die Schultern - - -	1	—
Höhe des Kopfes - - - -	—	9
Umfang des Oberarmes - - -	—	9
Umfang des Gelenkes der Hand - -	—	5
Umfang des Halses - - -	1	½
Umfang des Leibes über den Brustwarzen	2	6
Umfang des Leibes über dem Nabel -	2	2
Umfang der Dickbeine, oben -	1	7
Umfang des Beines über dem Gelenke des Fußes - - - - -	—	9

Im J. 1787, im May, ließ sich in Berlin, vor dem hallischen Thore, in dem sogenannten Neu-Amerika, ein kleiner dreyßigjähriger Mann, 2 Fuß und einige Zoll hoch, für Geld sehen.

Nachricht von einer Zwergin, die sich im J. 1790, zu Bordesholm, in der Nähe von Kiel aufhielt, von Hrn. A. F. Erhardi (*). „Auf meiner vorjährigen Schul-Visitation, im März 1789, fand ich in Grevenkrog, einem zum Amte Bordesholm gehörigen Dorfe, mitten unter den andern Kindern in der Schule ein kleines Mädchen, welches ungefähr 2 Jahr alt zu seyn schien, und mich während meiner Rede und der von mir angestellten Prüfung der Kinder immer scharf ins Auge faßte. Die ununterbrochene Aufmerksamkeit, und der feste unerschrockene Blick dieses Kindes erregte eine vorzügliche Sensation in mir, nach der ich sogleich eine Neigung gegen dasselbe faßte, und in ihm, ohne auf etwas anders zu fallen, frühe Entwickelung des Verstandes nach seinen Jahren vermuthete. Ich gab den Umstehenden mein Wohlgefallen an der kleinen Kreatur zu erkennen, und lobte die Aeltern, die ein so junges Kind, welches vielleicht kaum sprechen konnte, schon in die Reihe der Schülerinnen hinstellten, und es so erzogen hatten, daß es an einem ihm so

(*) Im 3 Heft der Schleswig-holstein. Provinzialberichte, 1790, S. 328, fgg.

fremden Orte, und bey einer für die Schulkinder so feyerlichen Gelegenheit, nicht die mindeste Verlegenheit zeigte. Wie erstaunte ich aber, als ich vernahm, das Kind sey schon über 8 Jahr alt, und als nach Aufforderung des Kindes dasselbe zu mir hintrat, und aus seiner Fibel, die es vor etwan 9 Wochen zum ersten Mahl in seinem Leben in die Hand bekommen hatte, mir mit vielem Anstande etwas vorbuchstabirte!

Nach geendigtem Schul-Examen, als die übrigen Kinder, wie gewöhnlich, zu Hause gingen, ließ ich diese Kleine mit ihrer Mutter in der Schul-Stube bleiben. Ich lockte sie durch eine kleine Gabe an mich, setzte sie vor mir auf einen Tisch, maß sie, untersuchte sie, und — siehe da! es war die schönste wohlgebauteste Zwerginn, die sich vielleicht je dem Auge des Naturforschers gezeigt hat.

Ihr Nahme ist Magdalena Christina Schramm. Sie ist d. 21 Febr. 1781 geboren. Ihr Vater, ein Tage-Löhner, der in der Mitte des Jahres 1785 im 48sten Jahre starb, war ein wohlgebaueter Mann von mittlerer Größe. Ihre Mutter, jezt etwa 51 Jahr alt, ist ebenfalls wohlgebauet, und von mittlerer Größe. Sie wurde also in dem 44sten Lebens-Jahre ihres Vaters, und in dem 41sten ihrer Mutter, von Aeltern, die nichts Auszeichnendes in ihrem Körperbau hatten, geboren. Unter sieben Kindern, die alle nach ihren Jahren die gewöhnliche Menschen-Größe haben, ist sie das fünfte. Sie mißt in der Länge 2 Fuß 9 Zoll.

Bis zur Vollendung ihres zweyten Jahres soll sie, wie andere Kinder, fortgewachsen, vom zweyten Jahre an aber mit ihrem Wachsthume ganz still gestanden seyn. Ihre ganze äusserliche Figur, und selbst die Stimme, sowohl des Lachens als des Sprechens, ist die eines Kindes von 2 Jahren. Nur ist sie ausserordentlich fett, und das Antlitz verräth so sehr ihr ihren Wachsthum übersteigendes Alter, daß sie, wenn man sie im Gesichte scharf beobachtet, älter zu seyn scheint, als sie wirklich ist. Sie ist wohlgebildet, durch und durch gesund, hat feurige Augen, einen guten natürlichen ihrem Alter ganz angemessenen Verstand, der der besten Bildung fähig ist, und von der Natur ein weiches Herz empfangen.

Als ich sie im verwichenen Jahre zuerst entdeckte, war ihre Lage, wie man leicht denken kann, eben nicht die beste. Die Mutter lebte mit ihren Kindern in der preßhaften Verfassung, die immer das Los der Witwe eines armen Tagelöhners ist. Sie selbst hatte einen Mutterbruder, der in der Nähe eines andern Dorfes mit seiner guten Gattinn im Felde einsam wohnte, zu sich genommen, und diese fromme Familie hatte sich ein Verdienst daraus gemacht, sie an sich zu halten, und, so viel in ihrem Vermögen stand, gut zu erziehen. Weil aber das Haus, worin die Pflege-Aeltern wohnten, in einer ziemlichen Entfernung von einer Schule lag, und ein so kleines Kind im Winter sich den tiefen Wegen, die dahin führten, nicht gut anvertrauen konnte, war sie für den lezten Theil des vorigen Winters zu ihrer Mutter nach Grevenkrog gethan, damit sie von dem dortigen Schulmeister den ersten Unterricht empfangen möchte. Mich jammerte es gleich, daß ein sich so auszeichnendes Kind der Gefahr, in der Jugend versäumet und im Alter der bittersten Armuth ausgesetzt zu werden, sollte überlassen bleiben. Ich faßte den Entschluß, sie aus ihrer dermahligen Lage heraus zu heben, und in irgend eine wohlhabende Familie, in der sie Unterricht und Bildung erwarten könnte, durch meine Fürsprache einzuführen. Und als mir dies, bey ihrer ärmlichen, sie mehr entstellenden als empfehlenden Bauern-Kleidung, worin sie vorgezeigt wurde, nicht gelingen wollte, nahm ich sie, ob mir gleich ohnehin schon eine ziemliche Anzahl von Kindern von Gott beschéret ist, im September vorigen Jahres in meine eigene auf.

Seit der Zeit habe ich sie genau beobachtet, sie unter meinen Kindern gehalten, und sie sorgfältig erziehen lassen. Nur in der Sprache kann man bey ihr noch einige Spuren der Schule finden, worin sie dieselbe gelernt hat; sonst verräth sie jezt nichts mehr von ihrer ersten Erziehung. Da ich bey der großen Anzahl und den verschiedenen Lectionen meiner Kinder den Mann, der den Unterricht derselben in meinem Hause besorgt, mit ihrem Unterrichte noch nicht habe bemühen mögen, so habe ich sie für den verflossenen Winter in die hiesige Kirchspiel-Schule geschickt, wo sie im Lesen zugenommen und sich untadelhaft betragen hat. Von meinen ältesten Kindern hat sie in kurzer Zeit das Nähen und Stricken gelernt. Sie

läßt sich zu allen häuslichen Frauenzimmer-Arbeiten gebrauchen, verrichtet das ihr Aufgetragene mit vieler Ueberlegung, ist folgsam, munter und verständig, und verbindet mit unverdorbenen Sitten ein noch ganz unverdorbenes Herz.

Ich habe einmahl Vater-Pflichten für sie übernommen, und so lange Gott mich leben läßt, werde ich auch, wenn die Vorsehung keine andere Wege für sie eröffnet, mit Freuden, die Sorge für ihre Erziehung und für ihren Unterhalt beybehalten. Eine Sorge, die sie mir bisher durch so viele Merkmahle ihrer sichtbaren Zunahme in allem Guten reichlich belohnt hat. Da es aber nicht in meinen Kräften steht, ihr die ganze Bildung geben zu lassen, deren sie wohl fähig wäre; da eine solche Person, bey der alles, was sie empfehlen kann, auf die seltenste Art zusammen trifft, mit der Zeit selbst an den Höfen der Großen ihr Glück finden könnte, und da es in Absicht auf sie mein einziger Wunsch ist, sie gut, gebildet und glücklich zu wissen, so würde ich, wenn irgendwo in einer Stadt unter denen, die Gott mit Ansehen und Gütern gesegnet oder in einen höhern Stand gesetzt hat, ein Edler wäre, der sie bey den in den Städten sich dazu darbiethenden Gelegenheiten für die Welt sorgfältig erziehen zu lassen, sich entschließen wollte, sie mit eben der Bereitwilligkeit seinen Händen übergeben, mit der ich sie in die meinigen aufgenommen habe — u. s. w. Bordesholm, d. 20 Apr. 1790."

Im vorigen (1795) Jahre ließ sich Katharina Helena Stöberinn, aus Nürnberg, 36 Jahr alt, in Berlin sehen. Sie war beynahe 3 Fuß hoch, und gehörte daher noch nicht zu den Kleinsten, war aber doch wegen des schönen Verhältnisses ihrer Glieder und wohlproportionirten Gestalt, welche man sonst bey dergleichen Menschen selten hübsch findet, vorzüglich merkwürdig. Fig. 4176**).

Die Zwerge sind seit uralten Zeiten, wie die Hof-Narren, ein Gegenstand des fürstlichen Aufwandes, des Stolzes und der Prahlerey gewesen. In manchen Zeiten machten sie einen Theil des Hof-States aus,

aus, und große Herren belustigten sich an ihrer komischen Gestalt, oder an ihrer Blödsinnigkeit, oder weil sie etwas Seltenes waren. Die alten Peruaner mußten ihren Königen alles liefern, was das Land Seltenes und Seltsames hervorbrachte; daher erschienen sie oft vor denselben mit menschlichen oder thierischen Ungeheuern; sie brachten ausserordentlich große Kröten, Spinnen, Schlangen, und andere Abweichungen der Natur, als einen Zoll ihrer Treue und Unterthänigkeit. Wie sehr die Römer an verwachsenen und übel gestalteten Menschen (Morionnes) sich belustigten, werde ich im Art. Leibes-Schönheit zeigen. Vermuthlich trug der Contrast, den man an den Zwergen fand, nähmlich die ältliche Gestalt in einem kindischen Körper, der männliche Witz in dem Munde eines Knaben, und die Dicke der Glieder in einem verkürzten Körper, die dadurch ein unförmliches, verhältnißwidriges Ansehen erhalten, das meiste dazu bey, daß man die Zwerge lächerlich fand, und, wie die Morionen, zu einem Gegenstande fürstlicher Belustigung erwählte.

Zu den Zeiten des Ritterwesens bestand das Geschäft der Zwerge darin, daß sie von den Thürmen der fürstlichen und adelichen Schlösser mit Blasung des Hornes ein Zeichen geben mußten, wenn vornehme Ritter und Damen ankamen. Daher sahe Don Quixote oft einen Kuh-Hirten, wenn er auf seinem Horne blies, für einen Zwerg an, der seine Ankunft meldete. Die Zwerge dienten auch zu diesen Zeiten statt der Pagen, und wurden zu ausserordentlichen Bothschaften gebraucht. In dem Helden-Buche kommt nebst andern Zwergen der kleine Elberich vor, wie er mit Kaiser Ottnitten, einem Könige seine Tochter abgewann; auch der kleine König Laurin, ein Gezwerg, wie er seinen Rosengarten mit so großer Mannheit und Zauber-List bewahrte, bis er zulezt von einem Helden bezwungen wurde, und ihr Gaukel-

Mann

Mann seyn mußte. Die Romanciers der damahligen Zeit machten überhaupt viel Gebrauch von den Zwergen, weil sie wirklich Mode waren. Hermann von Sachsenheym läßt in der Mörin auch ein Zwerglein auftreten, welches in seinen Händen ein Band von blauer Seide und Palmand hielt, womit dem Hermann Hände und Füße gebunden wurden; und das Zwerglein war so bös, daß es ihn gern gehangen hätte. Dieser Zwerg war in Zauber-Künsten erfahren, und führte ihn durch Hülfe derselben in den Venus-Berg.

Das Zwerglin — — —
— nam ein Fläschlin klein mit Oel,
Das must ich (Hermann trinken übermacht,
Gar bald do ward mir finster Nacht,
Daß ich ein Stücklin nit gesah,
Ich weiß nit wohl, wie mir geschah,
Dann daß ich bald davon entschlief,
Das Zwerglin, das nahm her ein Brief,
Daran mit Blut geschrieben was,
Viel Caracter, die es do laß,
Damit es das Gezelt beschwur,
Daß es hoch in die Lüfte fuhr,
Durch alle Wolken, Firmament,
Und führt uns hin gen Orient
— — — — — —
In ein das allerschönste Land,
Darumb das wallend Meer mit Sand,
Begriffen war in Inseln weiß,
Ich meint, es wär das Paradeis.

Römer. Der Geschmack, welchen die Römer zu den Zeiten des ersten Kaisers an Morionen und Zwergen hatten, machte einen Gegenstand des Handels mit denselben aus, und der Vortheil, den man von ihnen zog, verursachte eine Art von Grausamkeit. Denn da die Kaufleute sich eine größere Anzahl von Zwergen

gen zu verschaffen suchten, so schlossen sie die Kinder in künstliche Binden ein. Daher wurden sie nach dieser Marter nicht wohlgebildete Zwerge, sondern elende und mißgestaltete Menschen (*). Dieser grausamen Marter und unnatürlichen Kunst, Zwerge, wie kleine Schoß-Hunde zu machen, gedenkt auch Cardanus (**). Diese Kunst gehörte schon längst unter die Geheimnisse der Bettler, die oft ihre wohlgestalteten Kinder mit Fleiß verstümmelten, oder ungestalteter machten, um durch das damit erregte Mitleiden mehr Geld zu verdienen. Die Bettel-Weiber in London leihen von Andern ihres Gleichen Kinder, um damit Mitleiden zu erregen. Hr. v. Archenholz hörte einst ein Par Bettel-Weibern zu, die von ihrem Handwerke sprachen. Die Eine erzählte, sie gäbe für ein Kind täglich 2 Schillinge. „Was?" sagte die Andere: „seyd ihr thöricht? Zwey Schillinge für ein so wohl„gestaltetes Kind! dafür kann ich ja den besten Krüp„pel bekommen" (***). Siehe auch im LIV Th., S. 149.

Die Lüsternheit nach seltsamen Dingen stieg bey den Römern so weit, daß sie auch bey ihren Fechter-Spielen Zwerge auf den Schauplatz führten, die mit einander fechten mußten. Domitianus stellte oft bey Nachtzeit Fechter-Spiele an, wo Weiber und Zwerge mit fechten mußten (†); und Statius gedenkt auch dieser Zwerg-

(*) Gigaud de la Fond Wunder der Natur, 2 B. (Lpz. 1783, gr. 8.) S. 495.

(**) *Cardanus* de subtilit. L. 11, p. 460 Nascuntur ex paruo patre ac matre, fasciis arcte colligantur, non affatim nutriuntur, sed tenuiter,

(***) v. Archenholz England und Italien, Abschn. 3.

(†) *Xiphilinus* in Domitiano: πολλάκις δὲ τὰς ἀγῶνας νύκτωρ ἐποιει, καὶ ἦν ὅτε καὶ γύναικες, καὶ γυναῖκας συνέβαλλε.

Zwerg-Fechter unter dem Domitianus, in folgenden Worten:

His audax subit ordo pumilorum,
Quos natura breui statu peracto
Nodosum semel in globum ligauit.
Edunt vulnera, conseruntque dextras,
Et mortem sibi qua manu minantur
Ridet Mars pater et cruenta virtus
Casuraeque vagis graues rapinis (*).

Marcus Antonius besaß einen Zwerg, welcher noch nicht 2 Fuß hoch war, und den er zum Spott Sisyphus nannte; er hatte sonst einen guten Verstand (**).

Der Kaiser Augustus war ein besonderer Liebhaber von kleinen artigen Knäbchen, die er aus allen Gegenden der Welt, besonders aus Mauritanien und Syrien zusammen suchen ließ; sie mußten aber dabey vollkommen wohlgebildet, schön und lebhaft seyn. Er ergetzte sich an ihrem Geplauder, und spielte Würfeln mit ihnen, oder um Nusse, und vergaß so, indem er das Kind mit ihnen machte, seine natürliche Traurigkeit und die Sorgen für die Welt (***). Suetonius

(*) *Statius* Silv. I. 6. v. 57.

(**) *Plutarch.* in M. Antonio.

(***) *Sueton.* in August. c. 83. Um dieses Nuß-Spiel sind die Ausleger verlegen. Einige lesen Osticula, und halten es für das Knöchel-Spiel (Ludus talorum, s. Würfel); Andere lesen nucibus ocellatis, und glauben, es wären Nüsse gewesen, worein Löcher gebohrt waren, die wie Augen ausgesehen hätten, und berufen sich auf ein Beyspiel aus dem Varro beym Nonius, bey dem Worte Margarita:

Altera exorat patrem libram ocellatarum,
Altera virum, semodium Margaritarum;

d. i. die eine Tochter, als ein Kind, bittet ihren Vater, um solche Augen-Nüsse; die andere, schon erwachsen und verheurathet, bittet ihren Mann, um ein halbes Maß Perlen.

nius setzt bey dieser Belustigung des Kaisers mit dergleichen schönen Knäbchen hinzu, er hätte die Zwerge und übel gewachsene Leute, als Natur-Spiele von böser Bedeutung, durchaus nicht leiden können (*); und doch sagt er an einem andern Orte, er hätte bey einem Schauspiele den jungen Lucius auftreten lassen, weil er noch nicht 2 Fuß hoch war, nur 17 Pfund wog, und eine sehr starke Stimme hatte (**). Von diesem Zwerge Lucius versichert Sigaud de la Fond, a. ang. O., der Kaiser hätte ihm eine Bildsäule errichten lassen, wobey der Aufwand so wenig gespart worden sey, daß die Augäpfel desselben von Edelsteinen gewesen wären. Diese Statüe befinde sich izt im Ca-

len. Andere verstehen unter ocellata, elfenbeinerne, steinerne oder gläserne Kügelchen, in Gestalt eines Auges gebildet, womit damahls die Mädchen spielten. *Ovid.* Metam. X.

— — Modo grata puellis
Munera fert illis conchas teretesque lapillos.

Andere verstehen darunter Ostilla, oder kleine runde Menschen-Köpfe, aus Elfenbein oder Stein formirt. Noch Andere lesen castellatae nuces, welches Spiel auch beym *Ovidius* de Nuce vorkommt:

Quatuor in nucibus, non amplius, alea tota est
Cum sibi suppositis additur vna tribus.

— d. i. man legte drey Nüsse zusammen, und setzte die vierte als ein Castell darauf, nach welcher man mit einer andern Nuß warf; wer sie nun traf und herunterwarf, bekam alle vier Nüsse. *Senftleben* de alea veterum, p. 215. 225. Die ganze Stelle beym *Suetonius* lautet also: Animi laxandi causa modo piscabatur hamo: modo talis aut ocellatis, nucibusque ludebat cum pueris minutis, quos facie et garrulitate amabiles vndique conquirebat, praecipue Mauros et Syros.

(*) *Sueton.* l. c. Nam pumilos atque distortos, et omnis generis eiusdem, vt ludibria naturae malique ominis, abhorrebat.

(**) *Sueton.* in Aug. c. 143. Postea nihil sane, praeterquam adolescentulum Lucium honeste natum, exhibuit: tantum vt ostenderet, quod erat bipedali minor, librarum septemdecim, ac vocis immensae.

Cabinet des Königes von Frankreich, und zeige, daß Augustus nicht delicat gewesen sey; denn sie stellt einen rhachitischen ausserordentlich übel gebildeten Menschen vor, welcher nicht das jugendliche Ansehen hat, das Zwerge meistentheils empfiehlt; und man legt ihm ein Alter von ungefähr 30 Jahren bey. Hier steckt ein Widerspruch, welcher schwer aufzulösen ist.

Tiberius nahm einen Zwerg an seine Tafel, und verstattete ihm die dreistesten Fragen, und dieser Zwerg hatte so viel Gewalt über ihn, daß er einst die Hinrichtung eines Stats-Verbrechers, Nahmens Paconius, beschleunigte (*).

Domitianus hatte eine ganze Menge von Zwergen zusammengebracht, um eine Truppe von Fechtern aus ihnen zu errichten, wie schon oben ist gedacht worden.

Der Kaiser Commodus, ein Tyrann und Narr von Hause aus, erschien oft auf dem Schauplatze in Amazonen-Kleidung und anderem possierlichen Anzuge. Besonders konnte er die erste gut leiden, weil er in dieser seine beliebteste Beyschläferinn Marcia zuerst gesehen, als er sich in sie verliebt hatte. Er schämte sich izt nicht mehr unter den Fechtern auf den Kampf-Platz zu treten, und nackend auf dem Schauplatze zu spielen und zu tanzen. Mit diesen Thorheiten nicht zufrieden, beschloß er am ersten Tage des J. 946, (nach Christi Geburt 193) als Consul und zugleich als Fechter zu erscheinen. Zu dem Ende ließ er die beyden

(*) *Sueton.* in Tiber. c. 61. Annalibus suis vir consularis inseruit, frequenti quondam conuiuio, cui et ipse affuerit, interrogatum eum subito et clare a quodam nano adstante mensae inter copreas, cur *Paconius*, maiestatis reus, tam diu viueret: statim quidem petulantiam linguae obiurgasse, caeterum post paucos dies scripsisse senatui, vt de poena *Paconii* quamprimum statueret. Diese *Copreae* waren Scurren, Leute von der niedrigsten Classe, die wie Koth (κοπρος) geachtet wurden.

den erwählten Consuls ermorden. Er vertrauete dieses Vorhaben der Marcia den Tag zuvor, ehe es sollte ausgeführt werden. Sie, Lätus, der Befehlshaber der Leib-Wache, und Eclectus, sein oberster Kammer-Herr, thaten zwar alles mögliche, um es ihm auszureden, aber vergebens; denn an statt ihren Bitten nachzugeben, gerieth er in heftigen Zorn, und drohete, es sollte sie gereuen, daß sie sich unterfangen hätten, seinem Willen entgegen zu seyn. Er begab sich also in sein Schlafzimmer, um Mittags-Ruhe zu halten, und schrieb in ein kleines Buch die Nahmen derjenigen, die er in der folgenden Nacht wollte ermorden lassen. Oben an befand sich der Nahme der Marcia, hernach Lätus, Eclectus, und eine Menge der Vornehmsten im Senat, die er nicht leiden konnte, weil er wußte, daß sie seine schändlichen Handlungen mißbilligten, und deren Vermögen er alsdann unter die Soldaten und Fechter austheilen wollte. Dieses Buch legte er auf sein Ruhe-Bett, da er glaubte, es würde niemand in das Zimmer kommen. Commodus hatte einen jungen anmuthigen Zwerg, welcher ganz nacket gieng, und bloß mit Gold und Edelsteinen behangen war; den er so lieb hatte, daß er oft bey ihm schlafen mußte, und den er, um seine Liebe gegen ihn zu zeigen, Philocommodus (den Liebhaber des Commodus) nannte. Als der Kaiser sich in das Bad und zum Schmause begab, gieng der Zwerg, nach seiner Gewohnheit, in das Schlaf-Zimmer, sahe das Buch auf dem Bette liegen, nahm es weg, und spielte damit. Von ungefähr begegnete ihm Marcia, welche, als sie das Buch in seiner Hand sah, ihn zuerst umarmte und küßte, und hernach das Buch wegnahm, damit er nicht etwa eine nützliche Schrift verschleppte. Da sie nun des Commodus Hand erkannte, und ihren Nahmen nebst des Lätus und Eclectus auf der Liste der zum Tode be-

stimmten oben an erblickte, sagte sie seufzend in der Stille: „ist dieses der Lohn für meine Liebe und Dien„ste, o Commodus! nachdem ich deine Besoffen„heit und Beschimpfungen so viele Jahre erduldet ha„be? Du Trunkenbold! sollst diesen Anschlag nicht „ungestraft gegen ein nüchternes Weib gefaßt haben!“ Nachdem Marcia dem Lätus und Eclectus diese tröstliche Nachricht mitgetheilt hatte, wurden sie eins, daß Commodus noch den Tag sterben müsse. Marcia gab ihm also, da er aus dem Bade kam, in einem wohlriechenden Weine das stärkste Gift. Kurz darauf wurde er von einer starken Schläfrigkeit befallen, und begab sich hinweg, um sich durch den Schlaf zu erhohlen. Eclectus bediente sich dieser Gelegenheit, und befahl allen Anwesenden abzutreten, in Hoffnung, dadurch die Art und Ursache seines Todes zu verbergen. Commodus aber erwachte bald wieder, wurde von heftigem Erbrechen befallen; und da er argwohnte, daß er Gift bekommen hätte, fieng er an, allen die um ihn waren, mit dem augenblicklichen Tode zu drohen. Die Verschwornen befürchteten, er möchte das Gift wegbrechen und davon kommen; sie ließen demnach eiligst seinen großen Günstling Narcissus, den berühmten Ringer, hohlen; diesen brachten sie durch große Versprechungen dahin, daß er sich auf den Kaiser warf, ihn bey der Kehle faßte, und erdrosselte (*).

Nicht allein die Kaiser unterhielten Zwerge, sondern auch Prinzessinnen und andere vornehme Damen. Leztere hielten sich schöne Knäbchen, die ausdrücklich dazu abgerichtet waren, und welche die römischen Damen, der Augen-Lust wegen, in ihrem Zimmer nacket herum laufen ließen (**). Der Zwerg der

Julia,

(*) *Herodian.* I. 16. 17. *Lamprid.* 17.

(**) *Dio* Hist. Rom.. L. 48.

Julia, der Tochter des Kaisers Augustus, hieß Canopas, und war 2 F. 9 Z. hoch (*).

Dieser Geschmack der römischen Kaiser dauerte bis zur Regierung des Kaisers Alexander Severus; dieser jagte die Zwerge und Zwerginnen von seinem Hofe, und so hörte die Mode auf (**).

Orientalen. Am türkischen Hofe befinden sich auch Zwerge, welche sie Giuge nennen; diese müssen sich so lange bey den Edelknaben aufhalten, bis sie die Art und Weise, wie man mit dem Sultan umgehen muß, erlernt haben. Wenn einer unter ihnen ist, der von Natur taub und stumm, und überdies noch verschnitten ist, so hält man viel mehr auf ihn, als wenn Natur und Kunst sich vereinigt hätten, das vollkommenste Geschöpf aus ihm zu machen. Dergleichen schenkte einst ein Bassa dem Sultan, der ihm sehr angenehm war. Er ließ ihn alsbald in Gold kleiden, und erlaubte ihm in allen Gemächern des kaiserlichen Pallastes frey und ungehindert herum zu gehen (***). Fast eben dieses sagt Tournefort: „Die „Zwerge sind die wahren Affen, welche tausend Grimas„sen unter einander machen, oder mit den Stummen, „um den Sultan lachen zu machen; und dieser Fürst „beehrt sie zuweilen mit einigen Fuß-Stößen. Wenn „ein Zwerg zugleich taub und stumm ist, so wird er „für den Phönix des Pallastes angesehen; man bewun-

(*) *Plin.* Hist. nat. L. 7, c. 16. Eodem (Augusto) praeside minimus homo duos pedes et palmum, *Canopas* nomine, in deliciis Juliae neptis eius fuit. Et mulier *Andromeda*, liberta Juliae Augustae.

(**) *Lamprid.* 34. Nanos et Nanas, et mariones et vocales exoletos, et omnia acroamata et pantomimos populo donauit: qui autem vsui non erant, singulis ciuitatibus deputauit alendos singulos, ne grauarentur specie mendicorum.

(***) Ricaut Beschreibung des Ottomannischen Reichs, B. 1, C. 8.

„dert ihn mehr, als den schönsten Menschen von „der Welt, besonders wenn er verschnitten ist (*). Durch einen solchen Zwerg ließ der Kaiser Solimann einen deutschen Soldaten, aus Nürnberg, von ansehnlicher Länge, dem der Zwerg kaum bis an die Knie reichte, umbringen, indem er ihm einen kleinen Säbel geben ließ, womit ihn der Zwerg nach und nach mit Mühe, zum großen Vergnügen der Türken, durchbohrte (**).

Bayern. In dem münchener Hof-Kalender von 1785, stehen noch drey Hof-Zwerge.

Brandenburg. Die erste Gemahlinn Joachim Friedrich's, Kurfürsten von Brandenburg, ließ zwey Zwerge von beyderley Geschlecht aufsuchen, um sie mit einander zu verheurathen; in der Absicht, eine Zwerg-Familie dadurch zu erhalten. Allein ihre Erwartung wurde getäuscht, und sie bekamen keine Kinder. Katharina von Medicis soll ein gleiches Vorhaben gehabt haben; aber auch ohne glücklichen Erfolg.

Als Friedrich Wilhelm I., König in Preussen, sich einst zu Mackenow befand, und eben in der Abend-Gesellschaft war, wurde ein Zwerg bey ihm gemeldet, der bey Friedrich I. in Diensten gewesen war, und von einem Gnaden-Gelde in Berlin lebte. Nachdem er eingetreten war, legte ihm der König ganz liebreich die Hand auf den Kopf, und sagte: „Ich weis, „daß du ehrlich bist; doch sage frey heraus, ob du nicht „auch manchmahl Wachs-Lichter gestohlen hast, wie „du bey meinem Vater warest?“ — „Nein,“ antwortete der Zwerg: „das habe ich nicht gethan, sondern ich begnügte mich mit dem Meinigen, welches „ohnedies reichlich genug war; aber mein Camerad „that

(*) *Tournefort*, To. 2, p. 27.

(**) *Jovius* Hist. L. 11.

„that es wohl.“ — Hierauf sagte der König: „nun „du bist ein ehrlicher Kerl, sage, was ist dein Verlan„gen?“ — Der Zwerg bat hierauf um eine Zulage zu seinem Gnaden-Gelde, und erhielt sie auch. Man sagt, daß die Bedienten am Hofe Friedrich's I. täglich an Wachs-Lichtern mehr als 18 bis 20 Thaler untergeschlagen haben; besonders ein Zwerg aus Kurland, der bey Friedrich I. in großen Gnaden stand, und den er fast beständig in Gold- und Silber-Stoff kleiden ließ; folglich muß damahls am Hofe jährlich mehr als für 6000 Thaler an Wachs-Lichtern gestohlen worden seyn (*).

Dänemark. In dem alten Norden mußten die Bedienten, Knechte und Mägde, ihren verstorbenen Herren und Frauen im Tode Gesellschaft leisten, sich entweder selbst tödten, in das Leichen-Feuer stürzen, oder sich lebendig mit begraben lassen. So ist bey der Leichen-Bestattung des Königes Balders in Dänemark, sein Zwerg, Nahmens Litur, in das Todten-Feuer geworfen und lebendig verbrannt worden (**).

Frankreich. Unter Franz I. und Heinrich II. waren die Zwerge am französischen Hofe Mode. Der kleinste unter ihnen, der hernach Protonotarius ward, wurde der große Hans (grand Jean) genannt. So gedenkt Juvenal eines Zwerges, den man scherzweise den Riesen Atlas nannte (***). Ein Mailänder ließ sich, zur Zeit der vorgedachten Könige, wie ein Papagey in einem Käfich herum tragen; und eine Zwerginn aus der Normandie, die sich bey der königl. Frau Mutter befand, war, in dem Alter von

(*) Faßmann's Leben Friedrich Wilhelms I. Th. 1, S. 198.

(**) Edda P. 1. Fab. 43. Arnkiel Alterthümer der Cimbrischen Völker, Th. 3, S. 126.

(***) *Juvenal.* Sat. VIII, 32.

— — Nanum cuiusdam Atlanta vocamus.

18 Jahren, nur 18 Zoll hoch (*). Die Königinn, Mutter Ludwig's XIII. führte die Mode, Zwerge zu halten, wieder am Hofe ein.

Unter die Zwerge gehört auch der französische Bischof Anton Godeau, ein schöner Geist, guter Prediger und ein Polygraph. Er wurde 1605 zu Dreux in der Dioeces von Chartres geboren, legte sich sehr zeitig auf die Dicht-Kunst, und war ein Anverwandter des Conrart, bey dem er wohnte, wenn er nach Paris kam. Als er hier seine Gedichte, die er von Dreux mitgebracht hatte, vorlas, versammelte Conrart das erste Mahl, zu Anhörung derselben, eine Gesellschaft von Gelehrten, woraus hernach die französische Akademie entstanden ist (**). Was Boisrobert, der Hof-Narr des Cardinals Richelieu, dazu beygetragen hat, werde ich bey der Geschichte der Hof-Narren, im Art. Narr, anzeigen. Also kann man sagen, daß man den Ursprung der französischen Akademie einem Narren und einem Zwerge zu verdanken hat.

Er wollte in seiner Vaterstadt heurathen; weil er aber sehr klein und häßlich war, bekam er allenthalben den Korb, und zog also voll Widerwillens nach Paris. Er hielt sich daselbst zu dem Dichter Chapelain, der ihn bey Mademoiselle *de Rambouillet* (*Julie d'Angennes*), nachmahligen Herzoginn von Montausier, wo sich alle schöne Geister in Paris versammelten, bekannt machte. Diese schrieb in einem Briefe an Voiture von ihm: „Es ist hier ein Mensch, der um eine halbe Elle kleiner „ist, als Sie; aber ich schwöre Ihnen, er ist tausendmahl „galanter, als Sie.“ Seine kleine Figur und die Gewogenheit dieses Frauenzimmers verursachten, daß man ihn nur den Zwerg der Julie nannte. Voiture machte ein Rondeau auf ihn, welches sich mit den Worten: Vous parlez, anfängt, und worin er ihn ein kleines Kind im Mutterleibe (petit Embryon) nennt. Er machte sich selbst ein Vergnügen daraus, daß er sich schon lange hernach, da

(*) *Blaise de Vigenere*, in den Anmerkungen zu seinen Images et Tableaux de plaite peinture de Philostrate Lemnien, trad. en françois.

(**) *Pelisson* Histoire de l'Acad. françoise, To. I. p. 321.

da er Bischof geworden war, noch immer den Zwerg der Julie nannte, welches aus einem Briefe zu ersehen ist, den er an den Menage schrieb, und den ich in der Anmerkung beyfüge (*). Nach einiger Zeit trat Godeau in den geistlichen Stand, und übte seine Poesie nur in geistlichen Dingen. Im J. 1636 machte er eine Paraphrase über den Gesang des Daniel's: Benedicite omnia opera Domini Domino, welche gut versificirt, und in einem edeln Stil geschrieben war. Sie gefiel dem Cardinal Richelieu, dem er sie überreichte, so wohl, daß, nachdem er sie in Gegenwart des Verfassers gelesen hatte, er zu ihm sagte: „Sie geben mir das Benedicite. und ich gebe „Ihnen Grasse dafür." Ein Wortspiel aus der Aehnlichkeit des Klanges zwischen Grace, Dank, und Grasse, das Bisthum, welches der Cardinal dem Godeau schenkte (**). Damahls war die Zeit der Wortspiele, und man glaubt, der Cardinal würde ihm ein einträglicheres Bisthum gegeben haben, wenn er nicht eben das Wortspiel hätte anbringen wollen, das ihm sehr behagte. Aus den gedruckten Briefen des Godeau sieht man, daß er die Pflichten eines Bischofes nicht allein wohl kannte, sondern auch mit großem Eifer ausübte. Nachher ward er zu Vence in Provence Bischof. Zulezt verlor er das Gesicht, und

(*) *Monsieur.*

Vous avez toute la mine de ne vous souvenir gueres de vos amis absens: et je pense qu'etant de ce nombre, il est fort à propos que je vous remette en memoire une petite personne. Car je ne veux point que vous me mettiez au nombre de vos pechez oubliez; je serois embarrassé dans une trop grande confusion, ou pour mieux parler, je serois trop oublié. Songez donc quelquefois qu'à deux cens lieues de Paris, il y a un Chartreux mitré, qui vous estime et qui vous aime, et à qui vous avez promis de l'amitié. Plaignez-le un peu d'etre dans un pais, ou, come disoit Synesius du Sien, il ne peut entendre une parole de litterature, si l'echo ne repete ce qu'il marmote quelquefois tout seul. Faites lui part de vos meditations serieuses, ingenieuses, galantes, plaisantes. Envoiez lui vos Bouts-rimez, qui valent mieux que ce qui coule de la veine des autres. Enfin ne vous souvenez ni de la croix, ni de la mitre, mais seulement du Nain de Julie, *qui sera un geant, quand il faudra vous servir etc.* Menagiana, To. I. p. 411.

(**) *Pelisson*, a. ang. O.

starb 1672. Man hat einige funfzig gedruckte Schriften von ihm, wovon einige aus mehreren Bänden bestehen.

Italien. In Italien wurde das Vergnügen an Zwergen ehemahls bis zur Ausschweifung getrieben. „Da ich, im J. 1566 zu Rom war," sagt *Vigenere*, a. ang. O.: „wurde ich von dem Cardinal Vitelli zu „einem Festin eingeladen, wo wir von 34 Zwergen „zum wenigsten bedienet wurden, die fast alle häßlich „und übel gewachsen waren.

Lothringen. Nicolaus Ferry, (dieses war der eigentliche Nahme des Zwerges,) wurde zu Plaisnes, in dem Fürstenthume Salins, d. 11 Nov. 1741, geboren, und stammte von zwey gesunden wohlgestalteten Bauersleuten her. Er war bey seiner Geburt nur 8 oder 9 Zoll lang, und wog 24 Loth. Er war sehr schwächlich, und man trug ihn auf einer mit Hanf belegten Schüssel in die Kirche zur Taufe. Weil er nie an der Brust seiner Mutter saugen konnte, indem sein Mund so klein war, daß er die Warze nicht fassen konnte, so gab man ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt sehr treulich verwaltete, und allemahl von selbst auf das Schreyen des Kindes herbey lief. Ein hölzerner Schuh (Sabot) diente ihm lange Zeit zur Wiege. Im 6ten Monathe seines Lebens bekam er die Pocken, in welcher Krankheit die Ziegen-Milch seine einzige Nahrung und Arzeney war. In einem Alter von 18 Monathen fieng er an zu lallen. Als er zwey Jahr alt war, stand er auf den Beinen, und konnte fast ohne Hülfe gehen. Seine ersten Schuhe waren 18 Lin. lang. Die grobe Nahrung der dasigen Einwohner, die aus Hülsenfrüchten, Speck, Kartoffeln ꝛc. bestand, ernährte ihn bis in sein 6tes Jahr, während welcher Zeit er verschiedene heftige Krankheiten glücklich überstand. Er war damahls ungefähr 15 Zoll hoch, und hatte nicht mehr als 13 Pfund am Gewichte. Er war von einer guten Gestalt, und alle

Theile

Theile seines Leibes hatten ein richtiges Verhältniß. Er genoß eine gute Gesundheit, sein Verstand aber gieng nicht über die Gränzen des Natur-Triebes. Der lothringische König von Pohlen, Stanislaus hörte von diesem ausserordentlichen Kinde, und verlangte es zu sehen. Man ließ es nach Lüneville kommen, und behielt es hernach auf dem dasigen Schlosse. Dieses Kind hielt sich sehr an den König, ungeachtet es sonst wenig Empfindung verrieth. Es erhielt von dem Könige den Nahmen Bebe. Bis in das Alter von 15 oder 16 Jahren blieb Bebe, seiner veränderten Lebens-Art ungeachtet, bey guter Gesundheit. Die Unterweisung seiner Lehrmeister war ihm ganz unnütz, um Vernunft und gesunde Urtheils-Kraft zu erwecken; daher hat er nie andere, als nur schwache und unvollkommene Merkmahle von Verstand gegeben. Er konnte auf keine Religions-Begriffe gebracht werden, und keinen zusammenhangenden Schluß machen. Seine Fähigkeit überstieg nie die Fähigkeiten eines gut abgerichteten Hundes. Er hatte von dem höchsten Wesen und von der Unsterblichkeit der Seele gar keinen Begriff, welches sich sehr deutlich bey der langen Krankheit, die ihn der Zeitlichkeit entriß, offenbarte. Er schien an der Musik Geschmack zu finden, und schlug den Tact zuweilen ganz richtig. Man hatte es auch dahin gebracht, ihn tanzen zu lehren; wenn er aber tanzte, so hatte er die Augen stets auf den Meister gerichtet, der durch seine Zeichen alle dessen Schritte und Bewegungen regierte, so wie man an allen abgerichteten Thieren wahrnimmt. Er war gewisser Leidenschaften, von der Art, wie sie Thieren gemein sind, als: des Zornes, des Neides, der Eifersucht, und einer heftigen Begierde, fähig. Doch hatte er alle sinnliche Werkzeuge frey, und alles, was sonst zum Bau des menschlichen Körpers gehört, schien in der gewöhnlichen natürlichen Ordnung zu seyn.

Er spazierte auf der Tafel des Königs Stanislaus herum, und hatte seinen Sitz auf den Armen seines Lehn-Stuhles. Er befand sich bey seinem Aufenthalte auf dem Lande einst auf einer Wiese, wo das Gras höher war, als er selbst; er glaubte daher sich in einem Walde verirrt zu haben, und schrie um Hülfe. Wenn er von Leidenschaften überrascht wurde, so war seine Rede abgebrochen und unordentlich. Die Prinzessinn Edmond versuchte es, ihm einigen Unterricht zu geben, allein ihrer Klugheit ungeachtet, konnte sie doch aus diesem Zwerge nichts machen. Es entstand nichts weiter daraus, als was nothwendig daraus entstehen mußte: eine stärkere Zuneigung zu dieser Prinzessinn, welche so heftig ward, daß sie in Eifersucht ausartete. Einen Beweis hiervon liefert folgende Geschichte. Die Prinzessinn streichelte einst in seiner Gegenwart einen kleinen Hund; er riß ihr denselben wütend aus ihren Händen, und warf ihn mit diesen Worten zum Fenster hinaus: „Warum lieben „Sie ihn denn mehr, als mich?“ — Im 15ten oder 16ten Jahre war Bebe 22 Zoll hoch, und bis zu dieser Zeit war im Wachsthum der unterschiedenen Theile seines Leibes keine Unordnung vorgegangen; alle Organe hatten ihre natürliche Thätigkeit, und seine kleine Gestalt war sehr gut und angenehm. Aber nun fieng die Mannbarkeit an, sich zu entwickeln, und an den Zeugungs-Gliedern auf ein Mahl eine gar zu große Wirkung hervorzubringen; und diese Regungen der Natur waren ihm nachtheilig. Seine Safte waren bisher durch die ganze Maschine gleichförmig verbreitet worden, aber nun trieben sie an einem Orte mehr, als an dem andern; seinem Blute wurden die nahrhaften Theile entzogen, und seine Nerven geschwächt. Man schreibt es gewissen Ausschweifungen des Bebe zu, daß er vor der Zeit alt ward. Das Nasenbein wurde besonders groß gegen andere Beine des Gesichtes;

der

der Rückgrath krümmte sich an fünf Orten, und die Rippen auf der einen Seite wurden größer, als die auf der andern, wie solches bey der Zergliederung gefunden worden ist; der Kopf hieng vorwärts, die Füße wurden schwach, und das eine Schulterblatt senkte sich. Bebe verlor nun alle Munterkeit, und ward kränklich, doch aber in den vier folgenden Jahren fast noch vier Zoll größer. Der Graf Tressan, welcher den Gang der Natur bey dem Bebe beobachtet hatte, hatte voraus gesehen, daß er vor dem 30sten Jahre, und doch gleichwohl als ein alter Greis sterben würde. Er gerieth wirklich, von seinem 21sten Jahre an, in eine Art von Hinfälligkeit; und diejenigen, welche Sorge für ihn trugen, bemerkten an ihm Züge einer Kindheit, welche mit der von seinen ersten Jahren keine Aehnlichkeit hatte, sondern vielmehr dem Zustande eines hohen Alters ähnlich war. In seinen lezten Lebens-Jahren fiel es ihm schwer, sich aufrecht zu erhalten; er schien von der Last der Jahre gedrückt zu werden, und konnte die äussere Luft nicht vertragen, ausser bey warmem Wetter. Man führte ihn an die Sonne, welche ihm neue Kräfte zu geben schien; doch konnte er kaum 100 Schritt nach einander gehen. Im May 1764 war er etwas unpäßlich; eine Unverdaulichkeit, worauf ein Husten mit einem geringen Fieber folgte, versetzte ihn in eine Art der Schlaf-Sucht, wovon er zuweilen einige Augenblicke erwachte, aber ohne reden zu können. Der ganze obere Theil der Luftröhre schien gelähmt zu seyn. In den vier lezten Tagen seines Lebens bekam er ein deutlicheres Bewußtseyn wieder; die schönsten und zusammenhangendsten Gedanken welche er ausdrückte, setzten alle diejenigen, welche um ihn waren, in Erstaunen. Er starb d. 9 Jun. 1764, in einem Alter von beynahe 23 Jahren. Seine Größe betrug damahls 33 Zoll. Fig. 4176***).

Der

Der Graf Treſſan erhielt von dem Könige Stanislaus die Erlaubniß, den Körper zergliedern zu laſſen. Das Skelett wurde durch Peret, den erſten Chirurgus des Königes, ſorgfältig zubereitet, um in der öffentlichen Bibliothek zu Nancy aufgeſtellt zu werden, und hernach ſollte es in das Cabinet des Königes gebracht werden. Auf dem erſten Anblick ſcheint es ein Gerippe von einem drey- oder vierjährigen Kinde zu ſeyn; und bey näherer Betrachtung findet man, daß es von einem ausgewachſenen Menſchen iſt.

Der König Stanislaus ließ dem Zwerge ein Grabmahl errichten, auf welchem ſich folgende Grabſchrift, welche der Graf Treſſan verfertigt hat, befindet:

Hic jacet
Nicolaus Ferry, *Lotharingus,*
Naturae Ludus,
Structurae tenuitate mirandus,
Ab Antonino *novo dilectus;*
In juventute aetate ſenex:
Quinque luſtra fuerunt ipſi
Saeculum.
Obiit nona Junii
Anno M. DCC. LXIV.

Der Graf Treſſan hatte in Lüneville noch einen andern Zwerg geſehen, der ein pohlniſcher Edelmann, Nahmens Borwslavſky, und nachher nach Paris gekommen war. Die Aeltern dieſes Leztern waren beyde mehr als mittelmäßig groß, und hatten 6 Kinder gehabt, wovon das älteſte nur 34 Zoll groß, und wohlgebildet war. Das andere, deſſen Geſchichte Treſſan erzählt, war nur 28 Zoll lang, ungeachtet er damahls ſchon 22 Jahr alt war. Die drey jüngern Brüder, wovon jeder ein Jahr jünger, als der andere war, waren 5 F. 6 Z. Das ſechste Kind war ein Mädchen von 20 bis 21 Zoll, welches aber übrigens wohl-

wohlgebaut, sehr artig war, und viel Geist verrieth. Die Aehnlichkeit zwischen Bebe und Borwslavsky bestand glücklicher Weise nur in dem Körperbau; denn dieser Leztere war gesund, gerade, flüchtig und vertrug Strapazen; er hatte einen ausgebildeten Geist, sein Gedächtniß war sehr treu, und seine Beurtheilungs-Kraft richtig. Er las und schrieb sehr gut, verstand die Rechenkunst, die deutsche und französische Sprache, die er beyde mit großer Fertigkeit sprach. Er war bey allem, was er unternahm, sinnreich, lebhaft in seiner Antwort, und richtig in seinen Urtheilen. Kurz, Borwslavsky kann, nach dem Ausdrucke des Grafen Tressan, als ein vollkommen ausgebildeter, obgleich sehr kleiner, Bebe hingegen als ein unreifer Mensch, angesehen werden; und hierbey ist auch in der That nichts wunderbares; denn die Mutter von Bebe kam mit ihm im 7ten Monathe und nach einer ausserordentlichen Schwangerschaft, die sie kaum gewahr wurde, nieder, da hingegen Bowslavsky vollkommen ausgetragen wurde; die Theile des Gehirnes konnten sich also bey dem Erstern nicht gehörig entwickeln. Diese Erklärung ist zwar nichts weiter, als eine Vermuthung; doch hat man öfters weit unwahrscheinlichere als Wahrheiten vertheidigt.

Merseburg. Als der Land-Rath v. Nüßler, im J. 1725, in Merseburg war, gieng die herzogliche Herrschaft nach aufgehobener Tafel allemahl zum Billard, wobey ein dicker Zwerg, der auf einem Kinder-Stuhle saß, den Marqueur abgab (*).

Oestreich. Ferdinand, Erz-Herzog von Oestreich, hatte einen Zwerg, 3 Spannen lang; und als 1568 Herzog Wilhelm von Bayern mit der Prinzessinn

(*) Büschings Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürd. Personen, Th. 1, S. 286.

zessinn Renata von Lothringen zu München Beylager hielt, wurde dieser Zwerg in einer Pastete mit auf die Tafel gesetzt; ehe sichs nun jemand versah, stieg der Zwerg aus der Pastete heraus, war mit einem vergoldeten Küraß angethan, hatte eine Fahne in der Hand, gieng auf der Tafel herum, und machte zierliche Complimente (*).

Rußland. Als im J. 1710 das fürstl. kurländische Beylager in Petersburg gefeyert wurde, und der Fürst Menzicoff in seinem Pallaste das Braut-Par bewirthete, trug man unter andern auf die beyden vornehmsten Tafeln als Schau-Gerichte zwey große Pasteten auf, eine jede etwa $\frac{5}{4}$ Ellen lang, welche, nachdem sie eine Zeitlang gestanden hatten, bey Abhebung der Speisen von dem Czaar eröffnet wurden, da denn aus einer jeden eine wohlgekleidete Zwerginn herauskam. Der Kaiser trug die eine Zwerginn von des Fürsten Menzicoff Tafel bis zur Braut-Tafel, wo beyde Zwerginnen eine Menuet tanzten (**).

In St. Petersburg kam, im J. 1719, eine Zwerginn nieder, und brachte ein Kind ihrer Art zur Welt; und weil man diese kleinen Geschöpfe in Rußland mit einander verheurathet, so kommt es daher, daß man so viele Zwerge in Rußland findet; wie denn fast kein großer Herr ist, der nicht einen Zwerg oder eine Zwerginn für die Frau des Hauses halten sollte; daher es nicht schwer fiel, bey der 1710 gehaltenen Zwerge-Hochzeit 72 Zwerge zusammen zu bringen (***). Dieses ist wider Hrn. v. Büffon zu merken, der ausdrücklich behauptet, daß die Zwerge zur Zeugung ganz untüchtig seyn (****).

Müller

(*) *Zeilleri* Centur. 3, ep. 90.

(**) Webers verändertes Rußland, Th. 1, S. 392.

(***) Weber, a. ang. O., S. 385.

(****) v. Büffon allgem. Naturgesch. Th. 6, S. 233.

Müller sah auf seiner sibirischen Reise in der Stadt Jeniseisk einen Zwerg, der dem dasigen Woiwoden gehörte, 1 russ. Elle groß war, über 50 Jahr zählte, die zweyte Frau und fünf lebendige Kinder hatte (*).

Die Zwerge-Hochzeit in St. Petersburg, deren so eben gedacht worden ist, wurde 1710, d 24 (13) Nov. folgender Maßen gefeyert. Tages vorher fuhren zwey wohlgebildete Zwerge, gut bekleidet, in einem kleinen Wagen mit drey Rädern, wovor ein gutes Pferd, mit bunten Bändern behangen, gespannt war, herum, die hohen Hochzeit-Gäste einzuladen; vor welchem Wagen zwey Officianten, nach russischem Gebrauche, ritten. Am Hochzeit-Tage wurden Braut und Bräutigam vormittags in der russischen Festungs-Kirche getrauet. Voraus zieng ein kleiner Zwerg, wohlbekleidet, als Marschall mit seinem Marschalls-Stabe, woran ein langer Quast von bunten Bändern gebunden war. Hinter dem Zwerg-Marschall folgten Braut und Bräutigam, auch zierlich geputzt. Hierauf der Czaar, begleitet von einigen einheimischen Ministern, Kneesen, Bojaren, Officieren, und andern mehr; dann die anwesenden Zwerge, an der Zahl 72, welche theils bey dem Czaar, der verwittweten Czaarin, dem Fürsten und der Fürstinn Menzicoff und andern Herren mehr, sich aufhielten; die meisten aber waren ausdrücklich aus Rußland dazu anher gebracht, ja einige von mehr als 200 Meilen deshalb gehohlt. Endlich folgte eine große Menge Zuschauer. In der Kirche nahmen die Zwerge den mittelsten Platz ein, und als der Priester den Zwerg-Bräutigam fragte: ob er seine Braut zur Ehe haben wollte, antwortete derselbe: „Dich und „keine andre.“ Die Braut aber, als sie gefragt wurde, ob sie ihren Bräutigam zum Manne haben wollte, und ob sie sich nicht mit jemand anders versprochen hätte, antwortete: „Das wäre ja wohl artig.“ Doch ihr Ja-Wort konnte man kaum vernehmen, worüber die Anwesenden herzlich lachten. Der Czaar hielt selbst den Kranz,

nach

(*) Büschings Beyträge ꝛc. Th. 3, in Müllers Leben, S. 29.

nach russischem Gebrauch, über sie. Nach verrichteter Trauung fuhren sie alle zusammen nach des Fürsten Menzicoff's Pallast zu Wasser hinunter, und setzten sich zur Tafel. Hierzu nun war eben der große Sahl genommen, worin der Czaar am Beylager des Herzoges von Kurland die Gäste bewirthen ließ. Braut und Bräutigam, nebst der ganzen Zwerge-Gesellschaft, welche alle nett und reich auf deutsch gekleidet waren, wurden an verschiedene kleine Tafeln, mitten im Zimmer gesetzt.

Ueber den Tafeln des Bräutigams und der Braut, weil jede absonderlich an einem Tische saßen, waren zwey kleine Himmel von Seide, und wo die Braut saß, drey kleine Lorbeer-Kronen, als: eine über die Braut, die andre gegen über die Braut-Jungfern, und über dem Bräutigam ein geflochtner Lorbeer-Kranz. Zur Bewirthung sahe man, wie am Beylager des Herzoges von Kurland, einen Marschall mit acht Unter-Marschällen, alle Zwerge, (welche auch, zum Zeichen ihrer Wirthschaft, eine Cocarde von Spitzen und bunten Bändern an ihrem rechten Arme trugen,) sehr geschäftig herum gehen, und sie bewirtheten ihre Gäste dergestalt wohl, waren auch so lustig, und machten so viel Lärm, als wenn das Zimmer ihnen allein gehörte. Der kleine Vorschneider, welcher zwischen den beyden Braut-Jungfern saß, wurde auch von diesen mit einer Cocarde beehrt, welcher dann, zur Erkenntlichkeit und Danksagung, einer jeden einen Kuß gab. An den vier Seiten des Zimmers sahe man gleichsam nur eine einzige schmahle Tafel, woran der Kaiser, nebst dem Herzoge von Kurland, den aus- und einländischen Ministern, Generalen, der Herzoginn von Kurland, ihren Prinzessinnen Schwestern, und den vornehmsten russischen Damen, und endlich den übrigen Kneesen, Bojaren, und andern russischen und deutschen Officieren, saßen, welche sich dergestalt gestellt hatten, daß sie ringsherum nur mit dem Rücken an der Wand saßen, damit sie alle das Gesicht frey haben, und das Getümmel und Wesen der Zwerge desto besser beobachten könnten. Die Gesundheit zu trinken fieng der kleine Marschall an, welcher mit seinem Stabe und den acht Unter-Marschällen vor des Kaisers Tafel traten, sich bis auf die Erde neigten, und sodann, wie die großen Leute, ihre Gläser rein aus-

tranken, wobey die vor dem Zimmer sich befindenden Musikanten sich wacker mußten hören lassen.

Hinter dem Hause standen zwar auch einige kleine Kanonen, es wurden aber dieselben nicht abgefeuert, weil des Fürsten Menzicoff junger Prinz todtkrank lag, auch noch an demselben Tage starb. Nach aufgehobener Tafel tanzten die Zwerge allein, doch in der Ordnung, nach rußischem Gebrauch, und es währte solches bis 11 Uhr in die Nacht, da sie sich auf ihre Art recht lustig machten. Was nun für seltsame Capriolen, Grimassen und Posituren, sowohl bey Tische, als auch beym Tanzen, zu sehen gewesen seyn, solches kann man sich leicht einbilden, wie sie denn allen hohen und vornehmen Hochzeit-Gästen, insonderheit dem Kaiser, viele Kurzweile machten, und sie zum Lachen bewogen; indem unter diesen 72 Zwergen so vielerley Arten und seltsame Posituren waren, daß man sie ohne Lachen nicht wohl ansehen konnte. Einige hatten einen großen Buckel und kleine Beine, andre einen dicken Bauch, andre krumme Beine wie die Dachshündchen, andre einen großen dicken Kopf, theils ein schiefes Maul und große Ohren, theils kleine Augen und dicke Bausbacken, und viele lächerliche Gestalten mehr. Des Abends wurden Braut und Bräutigam in des Kaisers Pallast, wo ihr Bett in dessen Schlaf-Zimmer zubereitet war, die andern Zwerge aber jeder an seinen Ort gebracht. Also wurde nun diese Hochzeit en Mignature, als ein seltenes Beyspiel, und da 72 Zwerge beysammen gewesen, zu großem Vergnügen der Hochzeit-Gäste und der Zuschauer geendiget. Diese Lustbarkeit wurde dem Herzoge von Kurland und seiner Gemahlinn, der Prinzessinn Anna, zu Gefallen angestellt (*).

Im J. 1713, veranstaltete die Prinzessinn Natalia, einzige Schwester des Czaares von derselben Mutter, eine eigene Hochzeit-Feyer für zwey ihrer Zwerge, die sich einander heurathen wollten.

Zu diesem Endzweck wurden verschiedene kleine Kutschen verfertigt, und kleine schottländische Pferde herbey ge-

(*) Weber, a. ang. O., Th. 1, S. 385.

geschafft, dieselben zu ziehen, und alle Zwerge des ganzen Reiches, 93 an der Zahl, wurden eingeladen. Sie zogen hierauf, in einer großen Procession durch alle Straßen von Moskau. Voran fuhr ein großer Wagen mit Pauken, Trompeten, Waldhörnern und Hautbois; hierauf folgte der Marschall mit seinem Nachtrab zwey und zwey zu Pferde; alsdann Braut und Bräutigam nebst ihren Begleitern, in einer Kutsche mit sechsen. Diesen folgten 15 kleine, jede mit 6 schottländischen Pferdchen bespannte Kutschen, und in jeder derselben 4 Zwerge. Es war ein erstaunlicher Anblick, so viele kleine Geschöpfe, alle mit verhältnißmäßiger Equipage beysammen zu sehen. Zwey Escadrons Dragoner begleiteten den Zug, um das Gedränge abzuhalten, und viele Standespersonen folgten in ihren Kutschen nach der Kirche, wo das kleine Par zusammengegeben wurde. Von da aus, gieng der Zug in voriger Ordnung zurück nach der Prinzessinn Pallast, wo ein herrliches Mahl für die Gesellschaft bereitet war. Zwey lange Tafeln waren zu beyden Seiten eines großen Sahles gedeckt, woran die Zwerge speiseten. Die Prinzessinn nebst ihren beyden Nichten, den Prinzessinnen Anna und Elisabeth selbst giengen nicht eher an die Tafel, bis sie sähen, daß die Gesellschaft ihre Sitze ordentlich eingenommen hatte, und mit der Aufwartung alles in Richtigkeit war. Des Abends führten die Prinzessinnen selbst mit großer Feyerlichkeit die Braut zu Bette. Nach dieser Ceremonie wurde der Zwerge-Gesellschaft ein großes Zimmer eingeräumt, sich unter sich selbst lustig zu machen. Das Ganze wurde endlich mit einem Ball geschlossen, der bis an den hellen Morgen dauerte. Die Gesellschaft, welche die Prinzessinnen hierbey begleitete, war so zahlreich, daß sie mehrere Zimmer füllte.

Im J. 1715, d. 8 Jan., starb ein Zwerg, der in des Czaaren Diensten und von ihm sehr geliebt war, deswegen er ihm ein artiges Begräbniß machen ließ. Vier russische Priester giengen in ihrem prächtigen Kirchen-Ornat voran; hierauf kam ein Chor von 30 Sängern, denen zwey Marschälle folgten, und vor der Leiche hergiengen. Der Sarg war mit schwarzem Sammet bedeckt, und auf einem Wurst-Schlitten

ten von 6 sehr kleinen Rappen gezogen. Hinten auf dem Schlitten saß ein Zwerg von 50 Jahr, ein Bruder des Verstorbenen, der den Sarg mit seinen Armen umgefaßt hielt. Gleich hinter der Leiche traten 12 Par Zwerge her, die sich parweise an der Hand hielten, und in schwarzen Röcken, langen nachschleppenden Mänteln und Flören giengen. Noch artiger war die Procession der Zwerginnen anzusehen; sie giengen hinter den Zwergen in gleicher Ordnung her, und waren nach ihrer Größe, wie die Orgel-Pfeifen, gestellt. Endlich beschloß der Kaiser, nebst allen Generalen, Ministern und Bedienten, den ganzen Aufzug (*).

Spanien. Als die Gräfinn d'Aunoy durch Spanien reisete, waren die Zwerge und Zwerginnen daselbst sehr im Schwange, die den großen Herren und Damen bey Tische aufwarteten. Als sie der verwitweten Königinn von Spanien zu Toledo einen Besuch machte, kam eine Zwerginn in das Zimmer, welche so dick als ein Faß, aber dabey so kurz als eine Schleif-Kanne, und ganz in goldenen und silbernen Brocat gekleidet war; ihre Haare waren so lang, daß sie ihr fast bis auf die Füße hiengen. Diese fiel vor der Königinn auf die Knie nieder, und fragte: ob Ihre Majestät wollten zur Tafel kommen (**).

Die Gräfinn sahe in Spanien am königlichen Hofe auch einen Zwerg, Nahmens Louisillo, von dem sie folgende Beschreibung macht: „Ich habe fast niemahls etwas so artiges, als den Zwerg, gesehen, der „den Nahmen Louisillo führt. Er ist aus Flandern „gebürtig, und dem Könige verehrt worden. Ueber „seine so gar kleine Statur und überaus anmuthige „Bildung muß sich jedermann wundern. Er hat einen

(*) Weber, a. ang. O., Th. 1, S. 59.

(**) Gräfinn d'Aunoy Reise durch Spanien, S. 455.

„wohlgestalteten Kopf, ein schönes Gesicht, und da-
„bey einen solchen Verstand, der recht ungemein ist,
„wie er denn in vielen Wissenschaften wenig seines
„Gleichen hat. Wenn er spazieren geht, so begleitet
„ihn allezeit ein Stall-Knecht, welcher auf einem
„Pferde sitzt, und ein über die Maßen kleines Zwerg-
„Pferdchen vor sich trägt, welches wohl gewachsen ist;
„dieses wird dem Louisillo so lange nachgetragen, bis
„er sich aufzusetzen Lust hat; denn es würde dieses
„Pferdchen sonst, wenn es immer laufen sollte, allzu
„müde werden. Da sieht man nun seine Lust, wie
„dasselbe seine Schule versteht, und wie geschickt es
„Louisillo zu reiten weis; und kann ich versichern, daß
„Pferd und Mann zusammen nicht über anderthalb
„Ellen hoch sind“ (*).

Als einst der Connetable von Castilien den König und die beyden Königinnen mit Erfrischungen bewirthete, so tanzte dieser Zwerg, den der Connetable aus seinem Gouvernement in Flandern, wo er dem Dom Juan gefolgt war, mitgebracht hatte, eine Passa Cailla, welches ein spanischer Tanz ist, mit einem kleinen Mädchen, welche der Königinn als eine Sclavinn war geschenkt worden. Sie waren beyde auf Indianisch, mit allerhand bunten Federn, gekleidet, und ein jedes hatte eine kleine Trommel in den Händen, auf welchen sie sehr artig spielten (**).

Fig. 4176 (***), stellt einen Riesen, mit einem auf seiner Hand stehenden bejahrten Zwerge, und Zuschauer von gewöhnlicher Größe, dar.

Ueber das Maß der körperlichen Größe in der bildenden Kunst (***). „Der Mensch hat sein eige-

(*) Eb. das. S. 506. (**) Eb. das. S. 453.

(***) In Hrn. Hofr. Meusel Neuen Miscellaneen artistischen Inhalts, 1 St. (Lpz. 1795, gr. 8.) S. 1, flg.

eigenes bestimmtes Maß von Größe (sagt Engel, in seinem Philosophen für die Welt, S. 58). Riese und Zwerg gehören zu den seltenen Anomalien in der Natur; und doch ist ein Riese weder so ausnehmend viel größer, noch ein Zwerg so ausnehmend viel kleiner, als der gewöhnliche Mensch.

„Das bestimmte Maß von Menschen-Größe ist das beste. Denn der Mensch in der höchsten Größe, (z. B. in der Größe eines Elephanten gedacht, wie der Verf. meint) — und in der niedrigsten Kleinheit (z. B. in der Kleinheit einer Milbe angenommen) — verliert unendlich viel gegen seine jezige Größe, die gerade das Mittel hält. Die Wahrheit dieser Behauptung ist ausser Zweifel; sie springt so sichtbar in die Augen, daß sie in demselben Augenblicke Ueberzeugung wird.

„So wie es in der Natur ist, so ist es auch überhaupt in der Kunst, der Nachbilderinn der Natur. Ueberhaupt, sage ich, denn es giebt Ausnahmen; und deren in der Kunst noch mehr als in der Natur. Denn, ist ein Riese, nach der angeführten Stelle im Philosophen für die Welt, — nicht ausnehmend viel größer, als der gewöhnliche Mensch, — so ist er es doch in der Kunst.

„Riesen-Größe geht da, je nach diesen oder jenen besondern Bedürfnissen, in Kolossal-Größe über, die, wie ich zeigen werde, weit unbestimmter ist, als die Größe des Riesen, und also über diese hinaus geht.

„Aber, was ist denn das eigentliche Maß der gewöhnlichen Menschen-Größe? und nach welchem Maßstab wird denn die eigentliche Riesen-Größe ausgemessen? Ist diese Größe ganz unbestimmt, oder ist sie es nicht?

„So sehr auch," sagt Meiners (*): „die verschie-
„denen Völker der Erde in Ansehung der Höhe des Wuch-
„ses von einander abweichen, so haben sie doch alle einer-
„ley Methode, die Größe oder Kleinheit des Körpers zu
„bestimmen. Der gemeine Maßstab der Größe oder Klein-
„heit, ist die gewöhnliche Höhe der Körper unter einem
„jeden Volke. Was über oder unter der gewöhnlichen
„Höhe ist, wird allenthalben groß oder klein genannt.
„Was die gewöhnliche Höhe um seltene oder ausserordent-
„liche Grade übersteigt, oder um eben so viel Grade dar-
„unter zurück bleibt, erhält den Nahmen des Riesenmäß-
„igen, oder Zwergartigen. Die Extreme endlich von un-
„gewöhnlicher Größe oder Kleinheit, oder, die seltensten
„Grade der einen und andern, werden mit den Nahmen
„von Zwergen oder Riesen belegt. Unter uns ist die ge-
„wöhnliche Größe von Männern, zwischen 5 Fuß und
„3 Zoll, und 5 F. 6 Z. pariser Maß. Die Gränzen des
„Wuchses, der schlechthin groß oder klein genannt wird,
„sind eben so wenig genau bestimmt, als das Maß der
„gewöhnlichen Höhe. Riesenmäßig werden aber doch sol-
„che Menschen genannt, die sich beträchtlich über 6 oder
„6½ Fuß erheben; und kleinlich oder zwergartig solche,
„die kaum oder nicht einmahl 4 Fuß groß sind. Personen
„von mehr als 7 Fuß, erhalten den Nahmen von Riesen;
„so wie diejenigen Zwerge heißen, die zwischen 3 und 3½ F.
„stehen bleiben, oder nicht einmahl 3 F. hoch sind. — —
„Nationen von Zwergen giebt es eben so wenig, als ganze
„Riesen-Völker. Die Quimos in Madagascar sind er-
„dichtet; so wie das Pygmäen-Geschlecht auf den Gebir-
„gen der indischen Halb-Insel. Die kleinsten Zwerge
„sinken vielleicht nie unter das halbe Maß vom gewöhn-
„lichen Menschen herab; und die größten Riesen steigen
„nie über dieses Maß, anderthalb Mahl genommen, hin-
„aus. Doch giebt es auch Riesen von 8 F. 8 Z., ja von
„11 und 12 Fuß."

„Es giebt Ausnahmen, sage ich. Und diese Aus-
nahmen sind es, von denen ich hier hauptsächlich re-
den will.

„Vor-

(*) Siehe oben, S. 93. K.

„Vorerst springt mir ein vierfaches Vehiculum dieser Größe in die Augen. Sie ist, als Hülle 1. an den erhabenen Stand, an den Stand der Götter gebunden; 2. an Stärke, Vermöglichkeit, Kraft, große Wirkungen — (Helden, Himmelsstürmer); 3. an sittliche Größe, oder Größe der Seele. Sie entspricht großen erhabenen Sentiments. Dazu kommt 4. noch localer Stand, locales Bedürfniß; z. B. alle Statuen in der Peters-Kirche zu Rom würden Zwerge seyn, ohne die Größe, die sie jezt haben. Jede Bildsäule, die vom Auge weit weg steht, (z. B. auf den Balüstraden der Palläste und Tempel) erfordert, wenn sie nicht gleichfalls in Zwerg-Gestalt sinken soll, je nach dieser größern Entfernung, — Kolossal-Größe. Der Farnesische Herkules auf dem Weißenstein bey Cassel, z. B. würde eine sehr unbedeutende, armselige Figur seyn, wenn in der Keule, worauf er sich lehnt, nicht 5 Personen sitzen könnten. Und so auch richtet sich, wie schon gesagt, in dem Innern der Gebäude, die körperliche Größe der vorgestellten Götter, oder Helden, nach dem Raume, den dieses Gebäude ausfüllt; um so mehr, je entsprechender die Höhe diesem Raume (Ausdehnung in der Breite) ist. Doch von diesen, bloß mechanischen Bedürfnissen, hier kein Wort mehr.

„Ueberhaupt führt die Aesthetik das Bedürfniß der Größe auf das Gefühl des Erhabenen zurück. Denn ehrwürdig ist körperliche Größe nach Hogarth; erhaben ist sie, nach Kant. Das Erhabene muß groß seyn, sagt er: eine große Statur erwirbt sich Ansehen und Achtung; so wie eine kleine, Vertraulichkeit.

„In der Naturlehre und Geometrie ist der Ausdruck Größe (nach Marmontel) oft absolut, und setzt nicht die geringste Vergleichung voraus. Er bedeutet daselbst eben so viel, als Quantität — Umfang. In der Sittenlehre aber ist er relativ, und führt den

Begriff der Ueberlegenheit mit sich; da drückt er also einen hohen Grad von Erhabenheit über andere aus. Daher pflegten die Griechen und Römer, insonderheit ihre sogenannten höheren Götter, in einer übermenschlichen Größe vorzustellen; wozu vielleicht Homer die erste Veranlassung gegeben hat, der seinen Mars in der Iliade in einer ungemein großen Statur erscheinen läßt. Als Künstler war Phidias einer der ersten, der in seinem Gott die gewöhnliche körperliche Höhe überschritt. Strabo beschuldigte ihn, daß er das Bild seines sitzenden Jupiters so groß vorgestellt habe, daß, wenn derselbe von seinem Sitze sich aufrichten sollte, er das Gewölbe, unter welchem er säße, zerreissen müßte (*). Auch Zeuxis machte die körperliche Größe zum Vehicul des Erhabenen. Denn er verlängerte und vergrößerte, nach Quinctilian und Plinius, die Gliedmaßen seiner Körper deswegen, um dadurch Größe (nähmlich moralische Größe) und Erhabenheit hervor zu bringen.

„Gerade um die entgegengesetzten Empfindungen zu erregen, und an das platte, gemeine Menschliche zu erinnern, verkürzt die Antike oft an ihren niedern, unedeln Subjecten dieses Maß; z. B. an Silenen und Faunen.

„Es

(*) Uebereinstimmung mit dem Raume — das Verhältniß der Theile zum Ganzen ist freylich hier vergessen, aber die Beschuldigung ist gesucht; denn eben deswegen war Jupiter sitzend gebildet. Dieser Jupiter war nach Sandrart so groß, daß er hat müssen sitzend gebildet werden, sonst hätte man das Dach des ohnedem hohen Tempels abbrechen müssen. Die Höhe des Tempels, in welchem dieser Jupiter stand, belief sich, — das Dach nicht mitgerechnet, — auf 68, die Breite auf 95, und die Länge auf 230 Schuh. Die Bildsäule war aus Gold und Elfenbein. Ihre Größe erstreckte sich wenigstens auf 60 Schuh. *Hygin.* fab. 225. *Plin.* und *Pausan.* Nach diesem Jupiter wurde auch nachher Augustus kolossal gebildet.

„Es war bey den Heiden etwas gewöhnliches, sagt Munker: ungeheuer große Götzen-Bilder zu machen. Da sie ihre Götter in menschlicher Gestalt abbildeten, so glaubten sie dem erhabenen Begriffe von einer Gottheit desto näher zu kommen, je mehr sie dieselbe in kolossalischer Größe darstellten (*). So machte Phidias, ausser seinem olympischen Jupiter, noch eine Minerva, 26 Elbogen hoch, aus Elfenbein und Gold. Sie stand zu Athen. *Martialis* (L. 10, ep. 89) gedenkt einer kolossalischen Juno zu Argos von Polyklet. So stand auch zu Antiochia ein kolossalischer Jupiter. (*Ammian. Marcell.* L. 22, c. 13.) — Eine Göttinn Roma, nach der Juno zu Argos zu Cäsarea (*Joseph.* de bello jud. L. 1, c. 16.)

„Solcher (Kolossalen) Statuen nur etliche zu melden, sagt Sandrart, so ist ja bekannt, der im Capitolio zu Rom ehemahls gesehene Apoll, welcher 30 Werkschuh hoch gewesen, und von Luculio übers Meer mit großer Mühe gebracht worden. Ferner, der gleichhohe Pompejanische Jupiter, welcher in Campo Martio vom Kaiser Claudio aufgerichtet wurde (**). Zu Tarent war gleichfalls eine Statue von 30 Schuh zu sehen, welche Lysippus selbst soll gemacht haben. Eben so bekannt ist der Kolossus zu Rhodus. (Obgleich seine Größe hauptsächlich nur aus seiner localen Bestimmung, also bloß aus dem mechanischen Bedürfnisse zu fließen scheint.) Von diesem Koloß, und noch einer beträchtlichen Menge anderer kolossalischen Bildsäulen, die Sandrart nur allein in der Stadt bis auf 100 schätzt, erhielten die Rhodier den Nahmen der Kolosser. Aber, wohl gemerkt, setzt

(*) Von vielen kolossalischen Bildern der Götter redet *Herodot.* L. 2. *Diodor. Sic.* L. 1. *Plin.* H. N. Lib. 34, c. 7.

(**) Mich nimmt Wunder, daß er der schönen kolossalischen Muse nicht gedenkt — die noch zu Rom ist?

Munker sehr naiv hinzu, — nicht jene, an welche Paulus seine Epistel schrieb.

So fand Walker (s. Bemerkungen auf einer Reise durch Flandern, Deutschland, Italien und Frankreich,) — noch in einem Hofe des Pallastes Rezzonico, auf dem Capitol, einen Fuß, „dessen gro„ße Zehe dicker ist," sagt er: „als ich im Leibe bin (*); „und eine Hand, von eben dem Verhältniß, die man als „Fragmente eines Apollo von Marmor gefunden hat, der „wenigstens 60 Fuß hoch gewesen seyn muß." Auch in den Ruinen von Persepolis — (und wie viel sagend sind diese Denkmahle der ältesten Kunst!) — fand J. J Strauß, noch Bildnisse von Kolossal-Größe; (S. 189 seiner denkwürdigen Reisen). Insbesondere gedenkt er des Helden Rustan. Und zu Delos fand er eine Diana und einen Apollo in Kolossal-Größe — freylich nur in Trümmern.

„Diesem Begriff und dieser Sitte, das moralische Große überhaupt an das Zeichen der physischen Größe zu binden, blieben cultivirte und rohe Völker von den ältesten Zeiten bis izt getreu. Bey beyden gehörte das körperliche Große zur würdigen Bezeichnung der Gottheit. Clemens von Alexandrien berichtet: „Die ersten Heiden, welche sich einen Gott machen woll„ten, wählten eine Gattung von Holz, das von einer „merkwürdigen Größe war." So ehrte auch Buchenland zu den Zeiten des h. Bonifacius einen ungeheuer großen Eichbaum. Freylich ist hier die Rede nur von Symbolen der Gestalt selbst, oder vielmehr nur von ihrer Höhe; aber diese Symbole wurden mit der Zeit Form und Menschen-Gestalt. Und diese Form, diese ungeheure Menschen-Gestalt, ist bis jezt noch bey den Heiden, — sinnliche Darstellung ihrer Gottheit, — Götzen-Bild. Ein gewisser siamischer Götze

(*) Eben dasselbe versichert wahrscheinlich von derselben Figur Sandrart, S. 39.

Göze z. B. ist über 60 Schuh hoch. Tavernier, Th. 2, S. 186. Das Bild der chinesischen Göttinn Quonin ist 73 Ellen hoch. S. Dapper Beschreib. von Sina, S. 69.

„Ueberaus groß fand Walter Schulz die Götzen-Bilder in den indischen Pagoden. Besonders ist der bengalische Obergott Jrora ungeheuer groß. S. Ostindische Reisebeschreibung, S. 191.

„Aber, nicht nur allein Beruf und Stand und personelle Würde der Gottheit spiegelt sich in körperlicher Größe (*), sondern auch insbesondere die Seelen-Größe, die Größe der Sentiments, die Würde der Empfindung.

„Die morgenländischen Völker, sagt Chardin, haben allezeit ungemein viel auf Leibes-Größe gehalten, und sie als ein sichtbares Zeichen der Seelen-Größe, der Herzhaftigkeit, Standhaftigkeit und Tugend gehalten (**).

„Ho-

(*) Die körperliche Größe und die Hoheit und die Größe des Standes (der Helden, Könige, Götter) ist dem Erhabenen zuträglich, (sagt der Verf. des Versuchs über das sichtbar Erhabene in der bildenden Kunst) — weil beydes die Aufmerksamkeit schneller erregt, und stärker auf sich zieht. In der That das Kleinste aller Motiven. Die Größe der Seele macht, nach Marmontel, den schönsten Theil der persönlichen Größe aus. Aber auch nur zu oft floß bey den Alten die Kolossal-Größe ihrer Bildwerke, als Bedürfniß, — aus dem localen Stande derselben, theils in Absicht der Höhe, auf welcher — theils in Absicht des Raumes, in welchem sie standen.

(**) Selbst in der Schrift finden sich Belege zu dieser Wahrheit. 1 Sam. 10, 23. 16, 7. Hohel. Sal. 7, 7. Wahrscheinlich führt auch die Eigenheit des jetzigen Königs Victor von Sardinien: „daß er den großen Leuten mehr Verstand „zutrauet, als den magern und kleinen," — hierauf zurück. Einst wollte er mit einem seiner Secretäre gar nicht conferiren, weil er von kleiner Statur sey. Ich selbst kenne einen Fürsten, bey dem körperliche Größe die erste Empfehlung und Bürgschaft der Brauchbarkeit ist!

„Hominibus barbaris, in corporum maiestate, veneratio est, magnorumque operum non alios capaces putant, quam quos eximia specie donare natura dignata est. *Curt.* VI, 5.

„Daß der erhabene Geist nur durch einen wohlgestalten, starken, großen Körper vollen Eindruck mache, scheint mir vergleichungsweise in den ähnlichen Eigenschaften gegründet zu seyn. Oder ist es etwa unnatürlich, daß das Vollkommene sich durch das Vollkommene äussere? Wenn das Vollkommene durch Dinge, die in ihrer Art vollkommen sind, vergleichbar ist, so kann auch das Starke und Große des Geistes durch ähnliche körperliche Eigenschaften bezeichnet werden. Das große, starke, vollkommene Körper-Gebäude kann mittelbar den großen Geist bezeichnen. Der große Geist läßt nur in einem solchen sich in seiner ganzen Stärke und Hoheit fühlen. Ein solcher Körper trägt also nicht nur zum Erhabenen bey, sondern er ist dazu wesentlich nothwendig. Aber der große, starke Körper flößt nur Ehrfurcht ein, wenn er von einem großen Geiste beseelt und regiert wird (*).

„Hieraus läßt sich die Frage über die Wahl des körperlichen Maßes, für solche Subjecte, die sich durch große Sentiments oder große Thaten auszeichneten, (in Absicht der bildenden Kunst) — leicht beantworten. Dies wars, was den guten Adel auf den Gedanken brachte, für Friedrich den Einzigen ein Monument in Kolossal-Größe vorzuschlagen. „Friedrich der Einzige," sagt er, (im 2ten Heft der Ansbachischen Monathsschr.): „war ein Koloß „unter seinen Zeitgenossen; sein Denkmahl müsse also eben „das seyn. In diesem Betracht möchte die in neuern Zei„ten so ungewöhnliche (**) Kolossal-Größe als ein vorzüg„liches

(*) Versuch über das sichtbar Erhabene in der bildenden Kunst. Auch seinem Gott giebt der Verf., S. 83, eine Größe, die vorzüglich größer ist, als diejenige der Engel.

(**) Ungewöhnlich? — warum? vielleicht weil unsre Zeiten, unsre

„liches Mittel betrachtet werden. Denn macht Koloſſal-„Größe ſchon an und für ſich Eindruck auf Auge und „Herz; erweckt ſie ſchon an ſich die Empfindung des „Staunens (wie uns die Pyramiden lehren) — wie viel „mehr muß nicht ein großes, viel ſagendes, viel bedeuten-„des Bild eines großen Königs in Koloſſal-Größe wir-„ken! Plan und Zeichnung zum Denkmahl ſelbſt ſind „folgende. Friedrich — in ſeiner gewöhnlichen „Kleidung ſitzt auf einer Felſen-Maſſe, groß wie der „Fels unter ihm, mit entblößtem (?) Haupt, ins Uni-„verſum ſchauend. Der Felſenberg iſt ſein Piedeſtal. „Ewig feſt und dauernd ruht da das Ganze auf ſtarker „Baſis, entgegengeſetzt dem Begriff einer furchtbaren „ſchwankenden Höhe. — Er, und der Fels ſind eins — „ruhend ſitzt er da von aller Arbeit und ins Univerſum „ſchauend, mit gen Himmel erhabenem Blick. Er hat „das Reich, das ſeine Urväter ſtifteten, das ſein Vater „verherrlichte, und dem Er Feſtigkeit und Dauer gab, „um ſich her betrachtet; nun blickt Er auf gen Himmel; „Er bittet den Gott, den Er erkannte, um Segen für „ſein Volk.“

„In dem zuſammengenommenen und allgemeinen Begriff eines großen Mannes ſollte man, wie es ſcheint, die ſchönſten Verhältniſſe des Körpers mit begreifen (*). Das Volk verfehlt ſolche niemahls; d. h. im Allgemeinen iſt man ſtets gewohnt, einen moraliſch großen Mann auch körperlich groß zu denken. Man lieſet mit Verwunderung, daß Alexander klein war; und man hält den Achill für weit größer, wenn man in der Iliade lieſet, daß keiner von ſeinen Gefährten ſeine Lanze habe bewegen können (**). Woher kommt aber dieſe allgemeine Neigung in dem Begriff der Größe, das

ſre Sitten, unſre Seelen und unſre Künſte (mit dem Geſchmack) täglich zwergartiger werden?

(*) Marmontel's moraliſche Fragmente.

(**) Auch das, was Friedrich der Einzige in der Welt that, ſteht eigentlich in keinem Verhältniſſe mit ſeiner körperlichen Größe; denn ſie war — mittelmäßig.

das Physische mit in das Moralische zu mengen? Hierauf antwortet Marmontel: 1) von der Einbildungs-Kraft, welche ein sinnliches Maß verlangt; 2) aus der gewöhnlichen Probe, welche wir in Ansehung der Vereinigung des Leibes und der Seele, ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, ihrer Wirkungen und Folgen, welche aus der Verbindung ihrer Fähigkeiten entspringen, — anzustellen pflegen. Die Vernunft ist eine Sclavinn der Einbildungs-Kraft, und dieses ist wieder den Sinnen unterworfen. Sie mißt die moralischen Ursachen nach der physischen Größe der Wirkungen ab, welche sie hervorgebracht hat, und schätzt sie nach der Ruthe.

„Kaum brauche ich noch zu sagen, daß das Maß körperlicher Länge oder Höhe, mit der angenommenen Dicke und dem Umfange eben dieses Körpers wachsen und zunehmen müsse, wenn er anders nicht ungestaltet werden soll. Auch bey den Subjecten, die durch körperliche Uebungen ihre Kräfte excolirt haben, gilt dieses; wenn anders ihre Bildung und Darstellung der ästhetischen Wahrheit entsprechen soll. Ich rechne hierher vorzüglich einen Simson, Herkules und Milo. Die ungewöhnliche Stärke, welche die Geschichte dem Letztern zuschreibt, setzt (nach Guibal, der dieses Sujet einst zur Aufgabe seiner Zöglinge machte,) — natürlich eine Leibes-Länge voraus, die ihn zu jenen staunenswürdigen Thaten fähig machte, die er in den olympischen Spielen verrichtete. Die Anwendung davon, besonders auf einen Herkules, ergiebt sich von selbst.

„Manchmahl (denn ich rede hier nur vom Mißbrauch) — geht diese Kolossal-Größe ins Ungeheure (*) über, und wird dann sinnlich unermeßlich.

Ihre

(*) Die Progression der Größe wäre also diese: gewöhnliche — Riesen- — Kolossal- — ungeheure (sinnlich unermeßliche) Größe.

Ihre Wirkung ist alsdann widrig, Geschmack empörend, und schaudervollen Schwindel erregend.

„Moses Mendelssohn hat sehr richtig die Gränzen des Großen und die Wirkungen des Uebergroßen, des Ungeheuern (in seinen philosophischen Schriften) aus einander gesetzt. „Das eigentliche Schöne," sagt er: „hat seine bestimmten Gränzen, die es nicht überschreiten „darf. Wenn der Umfang des Gegenstandes nicht auf „einmahl in die Sinne fallen kann, so hört er auf, sinn„lich schön zu seyn, und wird ungeheuer oder übermäßig „groß in der Ausdehnung."

„Die Empfindung, die alsdann erregt wird, ist zwar von vermischter Natur, sie hat aber für wohlerzogene Gemüther, die an Ordnung und Symmetrie gewohnt sind, etwas Widriges, indem die Sinne endlich die Gränzen wahrnehmen, aber nicht ohne Beschwerlichkeit umfassen, und in eine Idee verbinden können. Wenn die Gränzen dieser Ausdehnung immer weiter hinaus gedehnt werden, so können sie endlich für die Sinne ganz verschwinden; und alsdann entsteht das sinnlich Unermeßliche. Die Sinne, die etwas Zusammenhängendes wahrnehmen, schweifen umher, die Gränzen desselben zu umfassen, und verlieren sich ins Unermeßliche. Daraus entsteht anfangs ein Schauern, das uns überläuft, und sodann etwas dem Schwindel ähnliches, das uns oft nöthigt, die Augen von dem Gegenstande abzuwenden; z. B. das Welt-Meer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, eine unabsehliche Höhe oder Tiefe, das nach Jesaias entworfene Bild der Gottheit.

„So sinnlich unermeßlich war einer der Himmels-Stürmer Typhon. Er war, nach der mythischen Sage, so groß, daß er über alle Berg-Spitzen hinaus zu ragen schien, und daß er oft mit dem Kopfe an die Sterne stieß. Mit der einen Hand reichte er bis an den Abend, mit der andern bis an den Morgen. *Apollod.*

Apollod. Lib. 1, c 6. Holl's Mythol. S. 48. So sinnlich unermeßlich ist der bengalische Obergott Isora; sein Haupt kann man vor dem Himmel, und seine Füße vor der Erde nicht sehen.

„Unter allen sinnlich ungeheuern Vorstellungen, die ich kenne, sind die rabbinischen Vorstellungen von der Unermeßlichkeit Gottes (?) die größten. Hier ist eine derselben (*).

„Von dem Orte des Sitzes seiner Herrlichkeit auf„wärts, sind 113 Mahl zehntausend Meilen; und von „dem Orte des Sitzes seiner Herrlichkeit abwärts, 118 „Mahl zehntausend Meilen. Von seinem rechten Arm „zu seinem linken, sind 77 Mahl zehntausend Meilen. „Seine Höhe ist 236 Mahl zehntausend Meilen. Von „dem rechten Augapfel zum linken, sind 30 Mahl zehntau„send Meilen. Die Hirnschale in seinem Haupte ist „3 Mahl zehntausend Meilen in die Länge und Breite, „(— o! Menschen-Verstand!) Die Kronen auf sei„nem Haupte sind 60 Mahl zehntausend Meilen lang, „in Ansehung der 60 Mahl zehntausend israelitischen See„len des Gottes Israel. Deswegen wird Er genennet „der große Gewaltige und Erschreckliche.“ (Raziel, fol. 1. — ein kabbalistisches Buch, das Adam vom Engel Raziel selbst soll erhalten haben. Vergl. Wolf's Bibl. hebr. 4.)

Noch genauer ist folgende Ausmessung. „Seine Fuß„Sohlen sind alle Welt. Jes. 62, 1. Die Höhe seiner „Fußsohlen ist 30 tausend Meilen. Von seiner Fußsohle „bis an seine Ferse sind 1000 Mahl zehntausend und „fünfhundert Meilen. Von seinen Fersen bis zu seiner „Kniescheibe sind 19 Mahl zehntausend, tausend und vier „Meilen in die Höhe. Von seinen Hüften bis zu seinem „Hals sind 24 tausend Mahl zehntausend Meilen. Die „Höhe seines Halses ist 13 tausend Mahl zehntausend und „800 Meilen. Sein Bart ist 11 tausend und 500 Meilen „lang. Das Schwarze in seinem rechten Auge ist 11 tau„send und 500 Meilen, so wie auch das im linken Auge. „Seine rechte Hand ist 22 Mahl zehntausend und 2 Mei„len

(*) Geschmack, vergieb es mir, daß ich sie hierher setze!

„len lang, so auch die linke. Von seiner rechten Schul„ter bis zur linken, sind 16 Mahl zehntausend Meilen. „Von seinem rechten Arm bis zum linken, sind 120 tau„send Mahl tausend Meilen. Die Finger seiner Hand „sind zusammen 12000 zehntausend Meilen lang."

Rabbi Akiva, in dem Büchlein Othioth, f. 16. (verglichen mit Schene luchos habberis, f. 26a), läßt sich also vernehmen; „Der Leib der göttlichen Majestät sey lang „2000000336000 Meilen. Von seinen Lenden aufwärts, „1000000018000 Meilen. Von seinen Lenden abwärts, „eben so viel. Diese Meilen aber seyn nicht wie unsre „Meilen, sondern wie Gottes Meilen. Gottes Meile sey „100000 Ellen lang, seine Elle aber halte 4 Spannen „und eine Handbreit, und seine Spanne gehe von einem „Ende der Welt bis zum andern (*)."

Siehe auch Leibes-Schönheit und Häßlichkeit. Leibes-Weite.

Leibes-Häßlichkeit, s. Leibes-Schönheit.

Leibes-Höhe, oder Länge, s. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Kräfte, s. Leibes-Stärke.

Leibes-Lage, s. Leibes-Stellung.

Leibes-Länge, s. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibesleben, ein nur in den gemeinen Sprech-Arten mit dem Vorworte bey übliches Wort. Die sogenannten Großen werden oft noch bey Leibesleben wieder kleiner, wie der Körper alter Leute, d. i. in ihrem gegenwärtigen Leben.

Leibes-Mängel, s. Leibes-Gebrechen.

Leibes-Maß, s. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Oeffnung, der Zustand, da man offenen Leibes ist, d. i. wenn die Ausleerungen gehörig erfolgen.

Diejenigen Theile der Speisen, die für die Ernährung des Körpers nicht brauchbar sind, sollen durch einen

(*) Dieses Bild vernichtet sich wenigstens durch sich selbst. Denn drey Spannen wären offenbar zu viel. — — — o! des Unsinnes!

nen von der Natur angelegten und angewiesenen Weg ausgeführt werden. Solche Theile sind alle diejenigen überhaupt, die von so feinen Gefäßen, als die Milch-Saft-Röhren sind, nicht eingesogen werden können. Der eigentliche Ballast der Speisen aber gelangt, nachdem er des größten Theiles seiner ernährenden Gallerte beraubt worden ist, d. i. aus den sogenannten drey dünnen Därmen, zu den drey dicken. Allein, auch diese sind nicht ohne Milch-Gefäße, wenigstens befinden sie sich an dem Anfange des Theiles vom Darm-Canal, der den Nahmen dicke Gedärme führt. Diese Röhren saugen daher, so lange Vorrath da ist, aus dem sie einsaugen können; und da also derjenige Speise-Brey (Chymus), der den größten Theil der Verdauung überstanden hat, bey einem allzulangen Aufenthalte in dem von so vielen Blut-Gefäßen, und durch seine eigene Wirksamkeit erwärmten, und verschlossenen Canal, nothwendig verändert wird, und nun solche Eigenschaften annimmt, die er vorher nicht hatte, wozu er aber seiner Natur nach geneigt ist, und da die durch dieses lange Verweilen entwickelte Schärfe mehrentheils faulichter Art ist, und als solche in das Blut gelangt, so sieht man ein, daß die Masse der Säfte in ihren Bestand-Theilen, und durch diese, vermöge des mehrern Reizes auf die Häute der Gefäße, auch in ihrer Bewegung leiden müssen. Ausserdem entwickelt sich die Luft, die bisher in den kleinsten Zwischenräumchen der Speisen zusammengedrängt gesteckt hatte, reizt die Gedärme und dehnt sie aus; und dieses verursacht nicht nur wegen der nervigen, folglich empfindlichen, Structur derselben, für sich, sondern auch wegen der Nachbarschaft so vieler empfindlicher Theile, als des Zwerchfelles, Schmerzen; ja die Brusthöhle nimmt Theil an den im Unterleibe vorgehenden Auftritten, es entstehen Herzens-Angst, Beklemmung, Krämpfe und Schmerzen, die insgesammt

wei-

weichen, wenn der Leib natürlich erleichtert worden ist.

Die Därme haben eine beständige wurmförmige, oder sich windende Bewegung, die im natürlichen Zustande vom Magen an niederwärts steigt, und alles Feste, was in ihnen steckt, allmählich vor sich her unterwärts drückt. Durch die Kraft dieser Bewegung war der mit dem Milch-Safte vermischte dünnere Brey bis zum lezten der dünnen Därme (dem krummen Darm, Intestinum ileum) gebracht worden, und eben dieselbe treibt ihn nun, wiewohl viel trockner und fester, in die drey dicken Därme (den Blinddarm, Intestinum coecum, den Grimmdarm, Intestinum colon, und den Mast- oder After-Darm, Intestinum rectum). Diese drey leztern Därme sind dicker von Häuten, als die drey dünnen, und man sieht nur sehr wenige Milch-Adern an ihnen hangen, welche noch etwas Flüssiges aus der gröbern Masse heraus sammeln. Wenn solcher Gestalt die fast trocken gewordenen gröbern Ueberreste der Speisen bis an den Ausgang des lezten Darmes gekommen sind, so würden sie daselbst einen sehr langsamen und stätigen Ausgang finden, der allen Menschen und Thieren höchstbeschwerlich wäre, wenn nicht die Natur diese lezte Oeffnung der Därme mit einem Muskel, der sich verschließt (Schließ-Muskel, Sphincter ani), umgeben hätte. Daher sammeln sich die Ueberreste einer jeden Verdauung, nach und nach im lezten Darme, und verweilen daselbst so lange, bis ihr Druck und die davon herrührende Ausdehnung eine unangenehme Empfindung verursachet, welche uns nöthigt, die Gewalt des Muskels, der die Därme verschließt, durch Gegengewalt zu überwinden. Dieses geschieht, indem wir die Lunge voll Luft ziehen, und sie zurückbehalten, damit das Zwerchfell von oben auf die Därme drücke, und indem wir zugleich die Muskeln des Unterleibes zusammenziehen, um auch

die Därme in ihrem Umfange zusammen zu pressen. Dieser Druck entscheidet die Sache; und wir entledigen uns dessen, was von den Speisen nicht für unsere Natur war, auf dem Wege, den wir alle gehen müssen.

Bey Personen, die der Ordnung der Natur gemäß leben, bemerkt man, daß nach jeder Verdauung die Natur sich ihres Ueberflusses entledigt; daher es bey denen, die täglich zwey Mahl speisen, auch zwey Mahl zu geschehen pflegt. Bey eben diesen Personen ist diese Ausfuhrung jederzeit der Menge der genossenen Speisen, ihrer Unverdaulichkeit, und der Schwäche der Verdauungs-Kräfte, proportionirt; denn sie ist desto stärker, je mehr feste Speisen man genossen hat, und je unverdaulicher sie sind, weil das, was nicht verdauet und in Blut verwandelt werden kann, in den Därmen zurückbleibt, und je schwächer die Därme sind, Nahrungs-Saft aus den Speisen zu bereiten. Wer stark verdauet, der arbeitet seine Speisen so aus, daß nur wenig Trocknes davon übrig bleibt, dahingegen ein schwacher Leib eine Menge guter Säfte in den gröbern Speisen zurück läßt, die ihre Menge und Flüssigkeit vermehren. Auf diese Proportion der täglichen Ausführung mit den genossenen Speisen und den Verdauungs-Kräften hat man hauptsächlich zu sehen, wenn man mit dieser höchstnöthigen Ausführung (Excretion) in Ordnung kommen will. Es ist wahr, daß es Leute giebt, die sechs und acht Tage vorbey lassen können, ohne den Weg der Natur zu gehen. Allein, es ist nicht gut, daß man in solchen Ausgaben, die zur Gesundheit dienen, sparsam ist. Man muß billig alles anwenden, um täglich der Natur einen Zoll von den Speisen wieder zu geben, den sie, so verächtlich es uns scheint, doch sehr wohl zu gebrauchen weis. Man darf sich nur erst einige Mühe geben, um in Ordnung zu kommen, so gewöhnt sich der

Leib

Leib bald selbst, wie es seyn soll. Des Morgens ist die beste Zeit dazu vorhanden, diese Ausführung abzuwarten. Man genieße gleich nüchtern ein fettes Butterbrod, oder trinke ein wenig warme Pflaumen-Suppe, und esse ein Par Katharinen-Pflaumen dazu; alsdann trinke man einige Tassen Thee oder Kaffe, und rauche eine Pfeife Tobak dazu. Man bewege sich im Zimmer durch auf und niedergehen; und wenn solcher Gestalt eine halbe oder ganze Stunde verflossen ist, so gehe man an den Ort, wo alle Menschen hin müssen, und bemühe sich, zu seinem Zwecke zu gelangen. In der Zeit, da man die Natur zur Ordnung zu gewöhnen sucht, genieße man solche Arten von Speisen, die die Därme reizen, oder auf andere Weise diese Ausführung befördern, z. B. Spinat, gekochtes Obst, Pflaumen-Suppen, süße Speisen, salzige Speisen, die keine Blähungen verursachen, und nehme beym Schlafengehen ein wenig Mittel-Salz und Salpeter ein, um die Verdauung zu befördern. Durch solche Kleinigkeiten kann man in kurzer Zeit zu seinem Zwecke gelangen, besonders wenn man täglich alle diese Anstalten zu einerley Zeit und Stunde unausgesetzt wiederhohlt. Allenfalls kann man diese erste Arbeit einem Arzte überlassen, welcher einer jeden Person, nach den verschiedenen Umständen, die ihre Verstopfung veranlassen, das Nöthige verordnen wird, damit diese Ausführung nur erst in die gehörige Ordnung komme. Nachher ist weiter nichts nöthig, als daß man nur die Zeit, welche die Natur selbst anfordert, nicht versäume. Es ist eine üble Gewohnheit derer, die mit Hartleibigkeit beschwert sind, daß sie immer zu Purganzen und Klystieren ihre Zuflucht nehmen; denn diese können zwar ein Mahl aus der Noth helfen, allein sie bringen die Natur nie in Ordnung. Man muß stets, wie der Hr. v. Pourceaugnac im Moliere, mit Klystier-Sprißen umgeben seyn, und

die erweichenden Klyſtiere machen endlich die untern Därme und den Schließ-Muskel ſo ſchwach, daß ſie nicht einmahl die Blähungen mehr zurückhalten können. Hieraus entſtand jener Jungfer der Verdruß, daß ſie beſtändig ein Zäpfchen bey ſich tragen mußte, damit ſie keinen Ton von ſich gäbe, wenn ſie ſich neigte. Dieſes traurige Beyſpiel kann denen zur Warnung dienen, die allzu große Liebhaber von den kleinen erweichenden Klyſtierchen ſind, und die nicht leben können, wenn ſie nicht täglich von unten und oben eingeweichet werden. Dieſe üble Gewohnheit gehört mit unter die Unreinlichkeiten der vornehmen Leute. Ein Mehreres hiervon wird im Art. **Leibes-Verſtopfung** vorkommen.

Was in Anſehung der Leibes-Oeffnung bey Kranken zu beobachten iſt, ſ. im XLVII Th., S. 108, fgg.

Leibes-Pflege, die Pflege oder Wartung des Leibes.

Leibes-Poſitur, ſ. Leibes-Stellung.

Leibes-Proportion, ſiehe Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Schönheit und Häßlichkeit. Jene iſt der Zuſtand, die Eigenſchaft des menſchlichen Körpers, da derſelbe durch ſeine äuſſere Geſtalt Bewunderung und Vergnügen erweckt; dieſe hingegen der Zuſtand deſſelben, da er durch ſeine äuſſere Geſtalt Ekel, Schrecken und Abſcheu erweckt.

Die geiſtigen Eigenſchaften ſind nicht die einzigen, wodurch der Menſch ſich von allen andern thieriſchen Geſchöpfen unterſcheidet, und ſich zu den edelſten und vorzüglichſten erhebt. Auch der Bau ſeines Körpers, ſo nahe er auch durch Aehnlichkeiten, beſonders in Anſehung der Geſtalt und Anzahl ſeiner äuſſern Theile ihnen gebracht wird, hat weſentliche Eigenheiten und Vorzüge, die ihm allein zukommen, und ihn eben dadurch von jeder andern Thier-Gattung wieder entfer-

fernen. Denn nicht nur seine Gestalt ist allen seinen Bedürfnissen völlig angemessen, sondern es herrscht auch in allen seinen Theilen eine so vollkommene Harmonie, und ein Verhältniß der einzelnen Theile unter einander, in einem so hohen Grade, daß der Mensch mit vollem Rechte für das Meisterstück der Schöpfung gehalten werden kann, und deswegen nur von ihm die Regeln wahrer körperlicher Schönheit entlehnet werden können. Der Rumpf liegt in der Mitte, die gelindesten Bewegungen gehen daher in ihm vor; von allen Gegenden, als ein theils knöchernes, theils fleischiges Gewölbe geschlossen, dient er zum schicklichsten Behältniß der Eingeweide, und zum gemeinschaftlichen Vereinigungs-Punct aller Theile. Da der Rumpf in der Mitte aller übrigen Theile liegt, so ist auch der Weg für das Blut, welches aus dem in ihm liegenden Herzen hervorströhmt, nach keinem Theile zu weit. Auf dem Halse, der sich von dem obern Theile des Rumpfes verschmählert erhebt, ruhet der Kopf, wie die Krone eines Baumes auf dem Stamme. Dieser Kopf, der mit den vornehmsten Sinn-Werkzeugen versehen ist, nimmt den erhabensten Theil des Körpers ein, so weit als sich nur irgend der Bezirk der Wahrnehmung bey Menschen erstrecken kann. Der majestätische Blick des menschlichen Auges verkündigt den Herrn der übrigen Kreaturen. Das feste Knochen-Gewölbe des Kopfes sichert das edelste unter allen Eingeweiden, welches mit unserer vernünftigen Seele so genau verbunden ist, das Gehirn nähmlich, vor den mehresten Gefahren. Die beyden untern Gliedmaßen unterstützen den Körper an den schicklichsten Orten; starke mit hinreichender Festigkeit begabte Säulen. Die beweglichern obern Gliedmaßen hingegen, welche frey an der Seite des Rumpfes herab hangen, können einen jeden Ort des Körpers erreichen; sie sind für die Abwendung jeder äus-

sern Gefahr wachsam, verschaffen die Nahrung; und alles, was irgend ein äusseres Bedürfniß des Körpers genannt zu werden verdient, kann der Mensch durch sie erlangen. Ein schönes Verhältniß herrscht unter allen diesen Theilen, wenn sie in ihrem Ebenmaße geordnet sind. Es war gewiß die Absicht des Schöpfers, daß diese Schönheit jeden menschlichen Körper zieren sollte; nur besondere Zufalle und die Zügellosigkeit der Menschen in den mehresten Leidenschaften, verunedeln sehr oft ihre eigene Bildung und die Bildung ihrer Nachkommenschaft.

Von der Schönheit überhaupt, und den Mitteln zur Erhaltung derselben. Daß es keine eitle Sache sey, die Schönheit zu untersuchen, und zur Erhaltung derselben Mittel anzugeben, beweiset selbst die Natur in allen Verrichtungen. Bey jedem, auch kleinsten Dinge sucht sie Ordnung, Uebereinstimmung und Symmetrie aller Theile; sie zielt immer zur Schönheit der Dinge ab. Findet man einen Fall, wo die harmonische, zweckmäßige Zusammensetzung der Theile unterbrochen ist, so ist es kein Werk der Natur, sondern man nennt es Mißgeburt. Unsere Empfindungen äussern Mißvergnügen, wenn sie dergleichen Gegenstände wahrnehmen, so wie sie ihre Lust bezeigen, wenn sich Gegenstände darstellen, in welchen von Natur oder durch Kunst eine gehörige Ordnung und Gleichförmigkeit angebracht ist. Schöne Dinge müssen wir lieben, wir mögen wollen oder nicht; es steht nicht bey uns, sie häßlich zu nennen. Welches Vergnügen gewähren uns nicht die Augen, wenn sie z. B. ein nach den Regeln der Bau-Kunst symmetrisch errichtetes Gebäude erblicken; wenn sie eine nach der Richtschnur gebauete Stadt, einen wohl eingerichteten Garten übersehen! Dem Menschen gefällt das Schöne, das Regelmäßige, wo es nur immer angebracht ist; warum sollte es ihm nicht auch an sich selbst,

oder

oder seines gleichen, gefallen? Welch sanftes Entzücken fährt in unsere Seele, wenn wir einen Menschen vor uns sehen, in dessen Körper Harmonie aller Theile herrscht, oder deutlicher, dessen Körper Schönheit aufzuweisen im Stande ist! Im Gegentheile entsteht ein unangenehmes Gefühl in uns, wenn wir Dinge empfinden, deren Theile unregelmäßig zusammengefüget sind, es entsteht ein Widerwille gegen dieselben in uns, wir verabscheuen sie. Das Auge empfindet größere oder geringere Unlust, je nach dem die Gegenstände mehr oder weniger häßlich sind; gleichwie das Ohr angenehm gerührt wird, wenn harmonisch klingende Töne in demselben erschallen, aber schmerzende oder wenigstens unangenehme Erschütterungen verspüret, wenn unharmonische Töne dasselbe befallen. Man wird den Werth einer harmonischen Bildung des Körpers noch besser erkennen, wenn man erweget, wie viel Einfluß eine vortheilhafte äussere Gestalt in das Urtheil, welches man über Andere fällt, hat. Man lasse nur einmahl die Sinne jemanden das Wort reden; die Vernunft wird gewiß wenig einzuwenden haben. Man lasse nur einen Theil gefallen; das Ganze wird bald eben so aufgenommen werden. Zu einem Wohlgefallen geselle sich leicht ein anderes, gleichwie sich am Mißfallen leicht ein anderes anschließt. Nichts ist leichter, als der Uebergang von dem Aeussern zu dem Innern, und der Schluß von einem schönen Körper auf eine schöne Seele. Es kann zwar auch unter einem Silenus-Gesichte die Seele eines Sokrates verborgen seyn, und mit einer noch so ehrlichen und süßen Gesichts-Bildung kann ein treuloses und giftiges Herz geparet seyn; allein man ist zu viel an Harmonie gewöhnt, daß man nicht von einem auf das andere schließen sollte. Dieses äussert seine Wirkung sonderbar bey dem schönen Geschlechte. Manches Mädchen ohne Reichthum und vornehme

Geburt hat es bloß dieser einzigen Gabe, der Schönheit, zu verdanken, daß es von einem liebenswürdigen Manne zur Gattinn gewählt worden ist. Welch edles Glück ist es also, schön zu seyn!

Man sieht hieraus schon, daß hier nicht von jener Schönheit, wovon der Dichter die witzige Beobachtung gemacht hat, daß sie nicht in der Gestalt der Schönen, sondern in dem Auge des Liebhabers sey, die Rede ist. Diese Art Schönheit besteht öfters in einer unmerklichen Kleinigkeit, die nur das Auge des Liebhabers auf sich zieht. Dieser hat seine eigene Brille, wodurch er seinen Lieblings-Gegenstand betrachtet; durch diese entdeckt er an seiner Geliebten Reize, die doch niemand vor ihm bemerkt hat; die Brille stellt sie in einer erstaunlichen Größe dar, sie schildert dieselben in einem ausserordentlichen Glanze, wodurch die Achtung und Liebe aufs zärtlichste gereizt wird. Ein sonst unbedeutendes Wärzchen am Gesichte, eine sonderbar gewachsene Nase, besondere Bewegungen und Verdrehungen des Mundes, eine gewisse Farbe des Gesichtes oder der Haare, das sanfte, muntere oder langsame Wesen der Sprache, etwas Flüchtiges, Keckes und Feuriges in den Augen, etwas sich Auszeichnendes in der Miene, manchmahl zarte Finger, rothe glänzende Nägel, ein ander Mahl ein zierliches Füßchen, verursachen bey dem Liebhaber den ersten Reiz, und machen den größten Werth aus, ohne welchen die Geliebte oftmahls häßlich seyn würde. Daher kommt es, daß jede Person, sie mag so häßlich seyn als sie wolle, eine andere findet, in deren Augen sie liebenswürdig erscheint. Eine wirkliche Schönheit, die durch einen zweckmäßigen Bau des Körpers, durch die Symmetrie aller Theile unter einander, und durch die gehörige Beschaffenheit eines jeden einzelnen Theiles entsteht, hat ihren Grund nicht nur in der Vorstellungs-Kraft und in dem Geschmacke der liebenden

Per-

Person, sondern befindet sich im Gegenstande wirklich. Eine solche reelle Schönheit ist am menschlichen Körper: wenn alle Theile desselben mit einander proportionirt sind; wenn Kopf, Arme, Hände und Füße gehörige Größe und Stärke haben. Besonders wird eine glückliche Bildung des Gesichtes erfordert; eine freye glatte Stirn; lebhafte Augen; schmahle und kurze Augenbraunen; eine proportionirte Nase; rothe Lippen; ein kleiner sich wohl schließender Mund, in demselben eine Reihe elfenbeinerner Zähne; Wangen, auf welchen die Röthe und Weiße sich unvermerkt in einander verlieren; kastanienbraune oder schwarze Haare; zarte Finger mit großen glänzenden und durchsichtigen Nägeln; eine gute Taille; zierliche Füße, und dann am ganzen Körper eine zarte Haut, die weder zu weiß, noch zu roth, aussieht, unter welcher kleine blaue Adern hervorscheinen. Auf solche Art hätte man das Bild eines wohlgebaueten und schönen Körpers geschildert. Welch ein göttliches Wesen müßte das seyn, worin alle diese Vollkommenheiten harmonisch vereinigt sind! Und wenn es erst eine Schöne wäre, was für ein himmlisches Vergnügen müßte bey dem Anblicke derselben in uns angefachet werden! Jener muntere Franzose verlangte zur Schönheit, insonderheit eines Frauenzimmers, folgende drey Stücke: ein Gesicht aus England, einen Leib aus Deutschland, und den Theil, worauf man sitzt, aus Paris — das ist ein französischer Geschmack.

Die Schönheit läßt sich füglich in drey Arten abtheilen: in die vollkommene, mittlere und gemeine Schönheit. Die leztere Classe macht die Alltags-Gesichter aus, deren Anzahl die beträchtlichste ist; diese sind zwar nicht anmuthig und reizend, doch sind sie auch nicht häßlich. Die ganz vollkommene Schönheit, woben nicht das geringste Disharmonische oder Unförmliche ist, wird äusserst selten, oder vielmehr

gar

gar nicht, unter den Sterblichen angetroffen; sonst hätte der berühmte Apelles, als er eine schöne Venus mahlen wollte, nicht nöthig gehabt, 30 schöne Frauenzimmer vor sich zu nehmen, und was eine jede Schönes an sich hatte, seinem Venus-Bilde einzuverleiben. Eben so hat Albrecht Dürer zu Nürnberg, die Proportion der menschlichen Glieder von vielen schönen Frauenzimmern abgezeichnet. So was Seltenes ist die vollkommene Schönheit; und dessen ungeachtet weis jedes Mädchen sich leicht zu bereden, sie sey die Schönste, die vollkommen Schönste unter dem Monde! je nun, das kann man ja den guten Mädchen wohl gönnen; es ist immer ein glücklicher Betrug, wenn man sich von so etwas fest überzeugt glaubt.

Das Bestreben, seine körperliche Oberfläche zu verschönern, ist, nach dem Urtheile des Hrn. Prof. Hufeland (*), nichts weniger als verwerflich, und hat für diese Welt wenigstens eben so viel Interesse und eben so wohlthätige Einflüsse, als das Bestreben manches Philosophen, seinem Geiste einen gewissen systematischen Anstrich zu geben, den er eben so gut diesseit des Grabes zurücklassen wird, als seine irdische Hülle; ja, das Verlangen nach Schönheit kann die Quelle einer Menge Tugenden und Glückseligkeiten, ja selbst der Gesundheit, werden. Allein, man sucht diese Tochter des Himmels mehrentheils auf ganz falschem Wege auf, und eben weil man sie nicht recht kennt, bringt man ihr so manches theure Opfer, selbst Gesundheit und Leben dar, ohne sie zu erhalten. Die Beyspiele sind sehr häufig, wo man durch Entziehung der freyen Luft, durch eine weichliche schwächende Diät, durch langes Schlafen und Bettwärmen, u. s. w. sich zu bleichen und zu verschönern hoffte, und leider! Gesund-

(*) Im 1 B. seiner gemeinnützigen Aufsätze zur Beförder. der Gesundheit ꝛc. (Lpz. 1794, gr. 8.) S. 83, fgg.

sundheit und Teint zugleich verlor. Eine Person aß, ein halbes Jahr lang, alle Morgen acht Kügelchen von weißem Seiden-Papier, und trug beständig Campher unter den Achseln — um blaß zu werden; und sie bekam wirklich auf immer die bleiche Schönheit einer Leiche, und den kränklichsten Zustand dazu. Wie viele waren nicht, und sind noch, die durch Kreide essen, Essig trinken und ähnliche verderbliche Mittel dieselbe Absicht zu erreichen suchten! Ja, was noch trauriger ist, man scheut sich nicht, die gefährlichsten giftigsten Substanzen zu gebrauchen, um einige Jahre die Augen der Bewunderer auf sich zu ziehen, und dann ein sieches elendes Leben langsam zu verschmachten. Um mich hier nicht auf die anerkannte Schädlichkeit der eigentlichen Schminken, wovon an seinem Orte gehandelt werden wird, einzulassen, will ich hier nur gewisser Wasch-Wasser erwähnen, die unter diesem unschuldigen Nahmen von gewissenlosen Charlatanen angepriesen, ja hier und da als Familien-Geheimnisse gehrt und häufig gebraucht werden, aber oft die unerkannte Ursache unzähliger Beschwerden und unheilbarer Gebrechen werden, die zuweilen nur deswegen manchen Familien eigen seyn können. Sie enthalten alle entweder Queckſilber oder Bley, in feinerer oder gröberer Gestalt, mithin die zwey schrecklichsten Gifte; und es ist ganz einerley, ob man Gifte dieser Art von aussen, oder von innen, beybringt. Unsere Haut ist eben so gut voll einsaugender Gefäße, als unsere Gedärme; ja, es wird wirklich ein solcher Feind durch die Haut noch weit schneller und mit größerer Kraft in das Blut selbst gebracht, als bey dem Verschlucken, wo die Wirkungen der Gedärme und die vielen zu durchwandernden Gefäße ihm sehr viel von seiner Kraft benehmen. Das Blattern-Gift, welches man nur auf die Haut streichen darf, um durch und durch inficirt zu werden, mag statt tausend anderer Beweise dienen.

Würde

Würde jedes Frauenzimmer nicht zurück schaudern, wenn ihnen jemand, zur Erhöhung ihrer Schönheit, vorschlüge, täglich eine Portion Gift einzunehmen? und doch thun sie wirklich nichts anders, wenn sie sich täglich mit einem solchen Bley- oder Queckſilber-Waſſer waschen. Wer sich die Mühe nehmen will, auf solche Personen Acht zu haben, wird sich bald von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen können. Unzählige Krämpfe, Ohnmachten, Nerven-Schwäche, sogenannte Flüsse, wechseln ewig mit einander ab, und endigen sich, nach längerer oder kürzerer Zeit, in unheilbare Lähmungen, Vertrocknung einzelner Glieder oder auch des ganzen Körpers, innere Geschwüre und Auszehrung. Eine gewisse Person starb, nach einem qualvollen Leben, zwar mit gut conservirtem Teint, aber bösartigen Geschwüren im Innern; die Ursache war bloß ein gewisses Merkurial-Wasser, welches sie von Jugend auf gebraucht hatte, und das dem ungeachtet noch seine stillen Verehrer behält. — So theuer erkauft man die Schönheit im Sarge! Und warum? Weil man nicht zu wissen scheint, was wahre Schönheit der Haut ist, und wie wenig sie sich durch äusserliches Anstreichen erhalten läßt.

Schönheit der Haut, denn von dieser allein ist izt die Rede, ist nichts mehr und nichts weniger als Gesundheit der Haut, eine reine Abspiegelung der innern Harmonie des Körpers in seiner Oberfläche, — wenn ich so sagen darf, die sichtbare Gesundheit. Dieses Verhältniß des Innern zum Aeussern ist so genau, daß sich fast jeder Fehler im Innern zu allererst in der Oberfläche, besonders im Gesichte, zeigt. Wie oft erschrickt man nicht über das Ansehen einer Person, die sich noch völlig gesund glaubt, und in wenigen Tagen beweiset sich durch ihr Krankwerden, daß sie schon damahls den ganzen Stoff dazu im Körper hatte. Wie lange pfuschert man nicht oft vergebens an Flecken,

ecken, Schwinden (Flechten), und ähnlichen Zufällen der Haut, bis man endlich mit Erstaunen bemerkt, daß ein verborgener Fehler in der Leber die Ursache, und dies das erste Signal gewesen sey, wodurch die Natur uns aufmerksam machen wollte. Gewiß, eine sehr weise Einrichtung, uns den Verräther innerer Unordnungen auf die Stirn zu prägen; aber wie wenig nutzen wir sie! Entweder wir übertünchen mit Fleiß diesen wohlthätigen Spiegel, oder wir hören nicht auf ihn zu putzen, ohne zu bedenken, daß er in einer feuchten Luft hängt, welche ihn, alles unsers Putzens ungeachtet, immer wieder anlaufen machen muß. Wir glauben Schönheit der Haut erreichen zu können ohne Schönheit der Säfte, die ihr das Daseyn geben, und würden doch gewiß lachen, wenn jemand durch beständiges Abreiben seine verschleimte Zunge reinigen wollte, deren Ursache ein verschleimter Magen ist. Einen Mohren weiß zu waschen, ist eben so möglich, als eine durch innere Ursachen trockne rauhe oder kupferige Haut durch ewiges Waschen, Reiben, Schaben ꝛc. bessern zu wollen. Ueberdies ist uns ja die Haut nicht bloß zur schönen Larve gegeben, die wir nach Belieben verzieren und lackieren können, sondern sie ist das wichtigste Organ unsers Körpers zur Absonderung einer Menge schädlicher Unreinigkeiten, die unsichtbar, aber in unglaublicher Menge, stets dadurch ausdampfen, und deren freyer Durchgang zu Erhaltung der Reinigkeit des Blutes und der Schönheit selbst unentbehrlich ist. Daher kommt es dann auch, daß, wenn wir durch anhaltenden Gebrauch dieser Schönheits-Mittel diese ganze Wirkung der Haut unterdrückt haben, sie endlich trocken wird, und als ein unnützes Werkzeug absterbt, die dadurch zurückgehaltenen Schärfen aber entweder in der Haut stockend bleiben, und die häßlichsten Ausschläge machen, oder zurücktreten und auf edlere Theile fallen.

So

So gewiß also Schönheit der Haut ohne gute Säfte und Harmonie des Innern undenkbar ist, so gewiß existiren auch keine eigentlichen, bloß durch die Haut wirkenden Schönheits-Mittel, und man kann ohne Bedenken, jedes neue Schönheits-Mittel, es möge es, wer da will, empfehlen, fur Charlatanerie und Beutelschneiderey ansehen. Statt aller dieser unsichern und am Ende doch nur täuschenden Mittel, werde ich einige anzeigen, die auf wahre Gesundheit und Reinigkeit der Haut wirken, und eine Schönheit verschaffen, die gewiß weit reizender ist, indem sie Wahrheit, Eigenthum und das Bild der Gesundheit selbst ist, und ihre Dauer in sich hat.

Wenn nicht auch schon die Mode der Haut gewisse bestimmte Colorationen und Beschaffenheiten vorgeschrieben hat, so glaube ich, den natürlichen Begriff von Schönheit derselben in Reinheit, Weichheit oder Zartheit, und einer gewissen lebendigen Farbe, festsetzen zu können; alles Eigenschaften, die nur eine lebendige Haut haben kann; aber jede durch schädliche Wasch-Wasser und Schminken getödtete verlieren muß; denn hier stockt die unmerkliche Ausdunstung, und diese ist doch das einzige Mittel, welches die Natur zur Erhaltung dieser Vorzüge in die Haut gelegt hat. Durch sie reinigt sich die Haut unaufhorlich von allem, was scharf und unnütz ist; durch sie erhält sie ihre Oberfläche in einer beständigen Atmosphäre von erweichendem Hauch, eine Art von feinem Dampf-Bad, dem wirksamsten Mittel zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit; eine solche Haut führt endlich auch die Farbe des Lebens, weil sie inneres Leben hat. — Das zweyte Haupt-Mittel zur Erhaltung der Schönheit, ist Reinigkeit der Säfte, und diese hängt wieder von freyer Ausdunstung, und dann vom gesunden Zustande der Verdauung ab. Das dritte endlich ist eine gleichförmige Vertheilung derselben,

ein freyer ungehinderter Umlauf des Blutes; denn auch die reinsten Säfte müssen, wenn sie zu überhäuft nach dem Gesichte hingetrieben werden, unnatürliche Röthe, Erhitzungen, Flecken, und alles was die Haupt-Fehler sind, über die wir sitzende Frauenzimmer so oft klagen hören, hervorbringen. — Auf diese drey Puncte lassen sich alle Fehler und Verunzierungen der Haut sowohl, als alle Mittel zur Schönheit, reduciren. Folgende Regeln empfehle ich demnach als wahre Schönheits-Mittel, bey deren Beobachtung man zugleich den Neben-Vortheil haben wird, gesund zu bleiben.

Man unterlasse das übermäßige und heftige Tanzen, als den größten Feind der Schönheit. Sowohl die heftige Erhitzung, als die damit verbundene Erkältung, beydes bewirkt den gewissesten Ruin der Haut; und man würde gewiß bey vielen Damen den Verfall ihrer Schönheit sehr richtig nach den Carnevals berechnen können, die sie durchlebt haben.

Man vermeide hitzige Getränke, Liqueurs, Punsch, starke Weine! Ich kenne nichts verderblicheres für den Teint, als dieses flüssige Feuer, welches das Blut mit brennbaren Theilen anfüllt und ganz vorzüglich nach dem Gesichte treibt, die Haut austrocknet, fleckig macht, und den Grund zu jener unheilbaren Haut-Krankheit, die man Kupfer nennt, (s. Th. LV, S. 458) legt. Kein Zucker, kein anderer Zusatz, sollte er auch noch so sehr der Zunge das Gefühl der Schärfe nehmen, hindert die schädliche Wirkung dieser giftigen Substanzen auf Gesundheit und Haut, und der lieblichste Liqueur ist gewiß der gefährlichste. Billig sollten daher diese Schönheits-Feinde von den Tafeln des schönen Geschlechtes ganz verbannt seyn.

Man vermeide ferner das Uebermaß in warmen Getränken, Kaffe, Chocolate, Thee; doch leztern

vorzüglich, weil man darin viel leichter zu weit geht, als in jenen. Kaum wage ich es diesen beliebten Freund vertraulicher Abend-Stunden verdächtig zu machen, aber, mit allem Respect gegen seine Gesellschafts-Tugenden, nöthigt mich doch mein Gewissen, ihn als der Schönheit und Reinheit der Haut äusserst nachtheilig anzugeben, und zwar auf zweyerley Art, indem er theils die Verdauungs-Organe schwächt, theils Wallungen und Congestionen nach dem Gesichte und austrocknende Schweiße veranlasset. Man denke sich einen Magen, der gerade in der Zeit der Verdauung mit einer Fluth warmen Wassers überschwemmt wird; seine Verdauungs-Kraft wird eben zu der Zeit, wo er sie am meisten braucht, ersäuft; statt eines reinen balsamischen Nahrungs-Saftes werden verschleimte, rohe, scharfe Säfte zubereitet, die über lang oder kurz in der Haut sichtbar werden müssen. Ich kann hier die Wahrheit nicht genug einschärfen, daß nur ein gesunder Magen gesunde und reine Säfte bereiten kann, und daß gewiß zwey Drittel von allem, was man Schärfe nennt, von schwachem Magen und unordentlicher Verdauung herrühren. Ist nun der Thee zu schwach, so wirkt er bloß als warmes Wasser, und erschlafft unbeschreiblich; ist er hingegen zu stark, so hitzt er und ist ein gewaltsames Nerven-Mittel, veranlasset Herzens-Angst, Krämpfe, und ausser einer Menge Uebel, die sich nicht nennen lassen, fliegende Hitze, rothe Flecken, zulezt eine welke unreine Haut. Daß diese Wirkungen nicht gleich in den ersten Monathen, oder auch wohl Jahren, erfolgen, beweiset nichts dagegen, sie bleiben gewiß nicht aus, denn sie sind in der Natur der Sache gegründet. — Ueberdies ist gar sehr zu bedenken, daß der Thee häufig verfälscht, und, nachdem er schon einmahl infundirt worden ist, durch Zusaz der Farbe und einiger Parfüms wieder aufgefrischt wird, welches ihm ganz neue schädliche

liche Eigenschaften mittheilt. Doch läßt sich dieses durch folgende Mittel entdecken. Man gießt kochendes Wasser auf, und läßt es kalt werden; zeigt sich nun auf der Oberfläche eine fettige, in Regenbogen = Farben spielende Haut, so ist der Thee ganz gewiß nicht rein.

Noch muß ich für haut gout, Backwerk, Zuckerwerk, Hefen = und Fett = Kuchen warnen; alles Dinge, die den Magen verschleimen, Gekröse = und Haut = Drüsen verstopfen, und ganz vorzüglich auf Haut = Schärfe wirken. Der Schade des Gänse = und Schwein = Fleisches ist zu bekannt, als daß ich ihn erwähnen dürfte.

Bey Anordnung der Diät ist aber folgende Bemerkung höchst wichtig. Es ist durchaus nöthig, sich selbst zu beobachten, indem die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit gewisser Dinge äusserst relativ ist, und einem etwas nachtheilig seyn kann, was hundert andere ohne Schaden genießen. Um eins nur zu berühren, so ißt vielleicht die ganze Christenheit Krebse, ohne Haut = Ausschläge davon zu bekommen; und doch existirt eine Familie, wo nach jedem Genusse derselben unausbleiblich eine Art von Nessel = Friesel entsteht. Andere erfahren dieses von Muscheln; und so können noch eine Menge Dinge seyn, die im Einzelnen manchen unerkannten Schaden anrichten.

Doch kann man alle diese Diät = Vorschriften und noch mehrere beobachten, ohne des Vorzuges einer schönen Haut theilhaftig zu werden, wenn man nicht einer gewissen Tugend in ihrem ganzen Umfange huldigt, die ihre Verehrer gewiß nie unbelohnt läßt, — der edeln Reinlichkeit. Sie, diese beglückende Huld = Göttinn, zu der uns alle ein geheimer Instinct zieht, die so nahe mit Wahrheit und Reinheit des Charakters verbunden ist, und ihren Verehrern das unverkennbare Gepräge der Anmuth und Liebenswürdigkeit

aufdrückt — sie ist es, die ich hier auch als ein vorzügliches Beförderungs-Mittel körperlicher Schönheit empfehle. Vielleicht wird sie dadurch vielen reizender, als sie es bis jezt schien. — Es ist nichts gewisser, als daß die reinlichsten Völker immer die schönsten waren. Was gab den Griechen, was giebt noch jezt den Südländern, Türken und andern Völkern des Orientes, so auffallende Vorzüge der Gesundheit, Stärke und besonders der Schönheit, als eben diese Tugend, die sie aufs äusserste treiben, und zum wesentlichen Stücke der Religion erhoben haben. Und nun einen Blick auf die Bewohner des traurigen Nordens, Grönländer, Esquimaux, Tschuktschen, und a. m.; welcher erstaunliche Unterschied! Verhunzte Seelen und Körper, in solchem Grade deteriorirt, daß man sie kaum für eben dasselbe Menschen-Geschlecht halten sollte! und doch ist diese ganz schreckliche Verwandlung nichts als die natürliche Folge der Unreinlichkeit, die diesen Elenden zur andern Natur wird. Ein halbes Jahr lang in einer Grube voll dicken Thran-Dampf leben, und von seinen eigenen Ausdunstungen zehren, sich nie waschen, ewig in unreinem Pelzwerke stecken, kurz, der Vortheile frischer Luft und frischen Wassers beraubt seyn, dies ist im Stande, den Menschen zum Halb-Thier zu machen; und es ist traurig, daß die Nothwendigkeit, sich gegen die stiefmütterliche Natur im Norden zu schützen, die Menschen zu so unnatürlicher Lebens-Art zwingt, alle Gefühle für Reinlichkeit in ihnen erstickt, und sie endlich im Schmuß Erwärmung und Glückseligkeit finden läßt. Im geringern Grade ist dieses Uebel auch schon Gegenden, die sich der kalten Zone nähern, eigen. — Wir bewundern die Schönheit der engländischen Damen, und glauben am Ende wohl gar ihren Grund im Genusse des Thees zu finden; aber nur die äusserste Reinlichkeit ist es, die ihre Haut gegen den nachtheiligen Einfluß

fluß des Steinkohlen-Dampfes, der See-Luft ꝛc. sichert; eine Tugend, die wahrhaftig nachahmungswürdiger ist, als das Theetrinken!

Die Reinlichkeit, als Schönheits-Mittel, beruht vorzüglich auf Folgendem. Man fliehe alle eingeschlossene verdorbene oder feuchte Luft; man bringe also sein Leben nicht in Zimmern zu, wo vielleicht aller frischen Luft der Zugang versperrt ist, wo überdies noch sich etwa Gesellschaften versammeln, die durch zusammengedrängte Ausdunstungen die Luft vergiften. Entsetzlich ist die Verderbniß, die eine solche Luft annehmen kann; und Rousseau hat Recht, wenn er sagt: L'homme est de tous les animaux celui, qui peut le moins vivre en troupeaux. L'haleine d'homme est mortelle à ses semblables, cela n'est pas moins vrai au propre qu'au figuré. Der Schade für die Gesundheit im Ganzen ist unübersehlich, vornehmlich aber leidet die Haut durch die beständige Wiedereinsaugung der ausgedunsteten Unreinigkeiten, und es sind sehr gewöhnliche Fälle, daß man bloß von eingeschlossener oder feuchter Luft des Wohn-Zimmers sehr langwierige Haut-Ausschläge bekommt. Ganz vorzüglich gilt dieses aber vom Schlaf-Zimmer, dem Orte, wo man gewiß den größten Theil seines Lebens, und zwar ohne die Atmosphäre zu ändern, zubringt, der also der gesundeste, reinste, trockenste im ganzen Hause seyn sollte, aber es gemeiniglich nicht ist. — Ein zweytes wichtiges Stück der Reinlichkeit, ist öfteres Wechseln der Wäsche, Kleider, Bett-Ueberzüge; denn in allen diesen Dingen häuft sich eine Menge Unreinigkeiten an, die wir uns durch ihren zu langen Gebrauch immer wieder einimpfen. — Drittens, man fürchte sich nicht, Gesicht und Hände oft mit Wasser zu waschen. Es ist wahres Vorurtheil, wenn man glaubt, das Wasser verderbe die Haut, und man thue besser, sie bloß trocken abzureiben. Ich kenne mehrere Personen, die dies einige

Zeit beobachteten, aber die Haut ward rauh, die Haut-Pori verstopften sich mit feinem Schmutz, und das Aufspringen und Ausfahren hatte kein Ende, bis man wieder anfieng zu waschen. Doch gebe ich gern zu, daß bey hartem Wasser und sehr zarter Haut es besser ist, das Wasser mit Weizen- oder Mandel-Kleyen zu vermischen, und sich nicht früh kurz vor dem Ausgehen in die Luft, sondern abends bey Schlafengehen, zu waschen. — Eben so nöthig für die Schönheit des Gesichtes ist das Kämmen der Haare. Man kann versichert seyn, daß, indem durch Vernachlässigung dieser Reinigung die behaarte Hälfte des Kopfes sich verstopft und die freye Ausdunstung verliert, alle dadurch zurückgehaltene Schärfe sich nach dem Gesichte hinzieht, und da zum großen Schaden der Schönheit durchschwitzt; dies ist so gewiß, daß man oft die langwierigsten Augen-Fehler durch nichts, als durch öfteres Kämmen und Abschneiden der Haare, heilen kann. — Doch ich eile nun, auf das wichtigste, allgemeinste Reinigungs-Mittel des Körpers, das Baden, zu kommen. Hier vereinigen sich alle Vorzüge die der Schönheit Vortheil bringen können. Es öffnet, reinigt, belebt die Haut, es bringt eine gleichförmige Circulation des Blutes und eine freye Ausdunstung hervor, verhütet alle Stockungen und Anhäufungen desselben, verdünnt und versüßt die Säfte durch das dabey eingesogene Wasser, welches sich zuweilen auf einige Pfunde belaufen kann; kurz, es thut alles, was wir oben als Erfordernisse eines wahren Schönheits-Mittels angesehen haben, und gerade dieses versäumt man. Ich bin überzeugt, daß die Unterlassung der gewöhnlichen Haus-Bäder die vornehmste Ursache ist, warum Gicht, Krämpfe, Nerven-Zufälle, kurz, gewisse kränkliche Constitutionen, die der Haut höchst nachtheilig sind, jezt so häufig werden, und daß es ohne Bäder unmöglich ist, die Haut

rein

rein und schön zu erhalten, und sie vor Trockenheit, Hitze, Flecken und Ausschlägen zu verwahren. Es giebt einen gewissen Zustand der Haut, in welchem sich fast alle Personen befinden, die ein sitzendes Leben führen; ein Zustand von Lähmung und Stockung der Haut = Gefäße, der Grund einer unvollkommenen Transspiration. Durch den Mangel von Bewegung (denn eine langsame Promenade im Wagen, oder auch zu Fuße, verdient diesen Nahmen nicht,) entsteht eine träge Circulation der Säfte, die sich endlich kaum bis zur Oberfläche erstreckt; die Haut = Gefäße, die durch nichts geöffnet oder ermuntert werden, verlieren endlich alle Kraft auszudunsten, und der Schärfe, die für sie bestimmt ist, freyen Durchgang zu verstatten. Kommt nun noch ein schwacher Magen und unser elendes Zwitter = Klima hinzu, welches einen Tag die Haut öffnet, und am folgenden sie wieder verschließt, so ist nichts natürlicher, als daß alle diese Schärfe in der Haut eingesperret wird, und daß dieselbe, an statt ein Reinigungs = Mittel des Blutes zu seyn, ein Sammelplatz unnützer scharfer und schleimiger Säfte werden muß, die ihre Gesundheit und Schönheit gänzlich verderben. In dieser Haut = Lähmung liegt also der einzige Grund nicht nur vieler innerlicher Kränklichkeiten, sondern vornehmlich der Haut = Fehler; und es entstehen daher wirklich Ausschläge, die durch nichts heilbar sind, als durch Oeffnung und Belebung der Haut, und Herstellung der freyen Ausdunstung. — Die alte Welt half sich durch Bäder; unsere Vorfahren thaten dasselbe und waren gesund; man findet fast noch in allen Städten vor Alters dazu eingerichtete Bade = Häuser, denn wir haben schon längst ihre Bestimmung vergessen, und sind so ganz von diesem vernünftigen und wohlthätigen Gebrauche abgekommen, daß es uns selbst in Krankheiten, wo Bäder vom Tode retten können, schwer ankommt, uns dazu

zu entschließen. Wie schön und nachahmungswürdig ist die Mode der türkischen Damen, die ihre Toilette im Bade machen! Zuerst wird der ganze Körper mit einem Stücke feinen Camelot trocken abgerieben, wozu man gemeiniglich Seife, oder eine feine fette Thon-Erde nimmt; hierauf erfolgt das Baden, oder vielmehr ein beständiges Begießen mit lauwarmem Wasser, während welchem das Kämmen und andere Reinigungen des Körpers geschehen. Dies dauert im Sommer eine Viertel-Stunde, im Winter eine halbe Stunde; und nun legt man sich, in reine gewärmte Leinwand gewickelt, eine Stunde lang auf den Sopha, und trinkt Kaffe. — Das Gefühl von Stärkung und Erfrischung nach dem Bade, welches mit nichts zu vergleichen ist, belohnt alle kleine Unbequemlichkeiten des Bades reichlich; und ich kann es mir wahrlich nicht erklären, wie ein Zeit-Alter, welches so erfinderisch in allen Stücken des Wohllebens ist, eine so wesentliche Berechnung des Luxus hat übersehen können; doch weis ich gewiß, daß über lang oder kurz die Nothwendigkeit uns zwingen wird, unsre geschwächten und vertrockneten Körper durch diese von der Natur so deutlich angewiesene Erfrischung wieder zu beleben; und ich rathe allen, denen Gesundheit und wahre Schönheit werth ist, diesen modischen Gebrauch nicht abzuwarten, sondern wenigstens die Woche zwey Mahl, nach vorhergegangenem Reiben des Körpers, ein laues Bad, mit Weizen-Kleyen, stärkenden Kräutern, auch etwas Seife gekocht, zu nehmen, und den gewissen Vortheil einer reinen schönen Haut zu erwarten.

Schon aus Obigem erhellet, daß Bewegung eine unumgängliche Bedingung zur Erhaltung der Schönheit sey. Jedes stillstehende Wasser bekommt eine trübe und schmutzige Oberfläche, jede unbewegte Luft wird faul, und unser Körper, dieses so zusammen-

mengesetzte Kunstwerk, verlangt ganz vorzüglich diese Beyhülfe, um die Harmonie seiner Bewegungen, und das Resultat derselben, Schönheit, zu erhalten. Sollte ja die Witterung und andere Umstände die Bewegung im Freyen hindern, so kann ich, als einen Ersatz derselben, und als ein großes Beförderungs-Mittel der Circulation, und der Reinigung der Haut, das Reiben des ganzen Körpers mit Flanell oder mit einem trocknen Bade = Schwamme, welches sehr füglich mit dem Bade verbunden werden kann, empfehlen.

Noch eine kleine Warnung muß ich hier beyfügen. Selbst Personen, die vernünftig genug sind, das Nachtheilige der bloß äusserlichen Mittel, bey Haut-Schärfe einzusehen, glauben denn doch alles zu thun, wenn sie nur eine Menge sogenannter blutreinigender Ptisanen und andre Mittel hinein trinken, wodurch sie ihren Körper gleichsam auszuwaschen meinen. Allein sie irren sich gewaltig, wenn sie nicht das Baden, fleißige Bewegung und eine gute Diät damit verbinden. Da die Ptisanen größten Theils schweißtreibend sind, so muß nothwendig die dadurch nach der Haut hin gewiesene Schärfe, ohne Beyhülfe der Mittel, welche dieselbe zugleich gangbar machen, daselbst noch mehr angehäuft, und oft erst recht sichtbar werden. Ueberdies schwächt man sich den Magen, und öffnet dadurch der Schärfe eine neue Quelle.

Und nun zum Schluß noch eine Regel, die eben so einfach, als wichtig für die Reinheit der Gesichts-Haut ist! Man halte den Kopf kühl, und die Füße desto wärmer; denn gewiß sind die beständig kalten Füße unsrer schönen Welt eine Haupt-Ursache der häufigen Erhitzungen und der Congestionen des Blutes nach dem Gesichte. Die zwey Pole des Körpers stehen nähmlich in dem genauesten Zusammenhange. Je mehr wir den einen durch Kälte, Nässe ꝛc. ver-

schließen, desto mehr zieht der andere an, und gemeiniglich sind es die Füße, die in der beständigsten Erkältung sich befinden, und also alles, was in ihnen circuliren und durch sie transspiriren sollte, dem Kopfe zuschicken. Man kann durch Tragen warmer, besonders wollener Strümpfe diese unnatürliche Circulation sehr leicht ändern, und dadurch die Füße in ihre alten Rechte wieder einsetzen, Ableiter aller aufwärts steigenden Wallungen und Schärfe zu seyn.

Der Gegensatz von Leibes-Schönheit ist dessen Häßlichkeit, worunter alle Mißgeburten, Leibes-Gebrechen, und andere Abweichungen von der gewöhnlichen Gestalt des Leibes, gehören. Ich gedenke hier der Morionen, an welchen sich die Römer besonders belustigten. Man hält gemeiniglich dafür, das Wort Morio bedeute einen Hof-Narren überhaupt; und in diesem Verstande ist es auch unzählige Mahl von vielen Schriftstellern gebraucht worden; allein der Morio war eine ganz bestimmte Art eines besondern Hof-Narren, den man heut zu Tage kaum mit diesem Titel beehren würde. Morio hieß bey den alten Römern eine Art übel gewachsener Menschen, die durch große Buckel, oder krumme Beine, große unförmliche Köpfe, herabhangende Nasen, abenteuerliche Gesichter, und dergleichen Abweichungen von der gewöhnlichen Menschen-Gestalt, sich auszeichneten, und dabey blödsinnig oder Dummköpfe waren, und mit denen es den Beherrschern der Erde gefiel, den Narren zu spielen, und an ihren seltsamen Posituren sich zu ergetzen. Das Lächerliche dieser Art der Narren entstand wahrscheinlich aus dem Contrast ihres männlichen Alters mit den kindischen und läppischen Einfällen.

Martialis gedenkt eines solchen Morio mit spitzigem Kopfe und langen Ohren, die er wie Esels-Ohren be-

bewegen konnte (*); und *Clemens Alexandrinus* (**) sagt, daß Damen, welche sonst sehr delicat und ekel wären, doch mit dergleichen Morionen mit spitzigen Köpfen an Einem Tische speiseten, mit ihnen spielten, und an dergleichen Ungeheuern das größte Vergnügen fänden. Ja, es war zu Rom ein ordentlicher Narren-Markt (Forum Morionum), wo die Narren-Händler, welche diese Ungeheuer aus der ganzen Welt zusammen schleppten, sie feil hatten, und sehr theuer verkauften (***). Ein solcher Morio, wenn er nur recht ungestaltet war, wurde nach unserm Gelde mit tausend Gulden bezahlt (****). Niemand fand wohl mehr Vergnügen an solchen Ungeheuern, als der Kaiser Heliogabalus, dessen Seele selbst ein Monstrum war; daher waren alle seine Handlungen monströs. Er hat einst 8 Schielende, 8 Kahlköpfe, 8 Podagrische, 8 Taube, 8 Schwarze, und 8 Dick-Bäuche zusammen (†). Wenn er ausfuhr, war der ganze Gang zwischen seinen Zimmern, und dem Orte, wo der Wagen auf ihn wartete, mit Gold-Staub bestreuet. Alle seine Tische, Stühle, Kasten und anderes Geräth, waren von lauter Gold. Seine Fisch-Teiche füllte er mit Rosen-Wasser an, und die Naumachia, worin See-Treffen vorgestellt wurden, mit Weine. Seine Gastmahle waren ausschweifend bis zum Unglaublichen. Seine liebsten Gerichte waren Zungen von Pfauen und Nachtigallen, und das Ge-

(*) *Martial.* L. VI. Ep. 39.

Hunc vero acuto capite et auribus longis,
Quae sic mouentur, vt solent asellorum,
Quis Morionis filium neget Gyrthae?

(**) Paedagog. III. 4.

(***) *Plutarchus* de Curiositate.

(****) *Martialis* VIII. 13.

Morio dictus erat: viginti millibus emi.

(†) *Lampridius* in Heliogab. c. 29.

Gehirn von Papageyen und Fasanen. Seine Hunde fütterte er mit Gänse-Lebern, seine Pferde mit Rosinen, und seine wilden Thiere mit Rephühnern und Fasanen. Bey der Tafel setzte er bisweilen ein Frauenzimmer, darnach einen Löwen, sodann einen Cavalier, und neben ihm einen Tiger; und obgleich diesen Thieren die Zähne ausgebrochen und die Klauen abgestutzt waren, so wurden doch die Menschen dadurch in die äusserste Furcht gesetzt. Seine Bedienten beschenkte er oft mit großen Fässern; und wenn sie dieselben öffneten, so waren Schlangen und Scorpionen darin (*). Ein so monströses Genie war auch in neuern Zeiten der Prinz von Pallagonia in Palermo (**).

Daß die Moriones blödsinnige und dumme Köpfe seyn mußten, sagt Plinius ausdrücklich, und unterscheidet dadurch ihre Reden von den muthwilligen Spott-Reden des Scurra, und den zotigen Einfällen des Cinaedus (***), und damit stimmt auch *Martialis* überein (****). Bloß die Eitel-

(*) *Herodian.* V. 6. *Lamprid.* 6. 8. 19 — 33.

(**) Dieser hat bey Bagaria, einem kleinen Dorfe, 12 Meilen von Palermo, einen Pallast, welchen auch Brydone schon beschrieben hat. In dem Kopfe des Prinzen sind übertriebene Frömmigkeit und romantischer Eigendünkel verbunden. In diesem Pallaste ist z. B. neben einem Relief, welches das Leiden Christi vorstellt, ein Tanz von Gauklern zu sehen; und neben der Büste eines römischen Kaisers von buntem Marmor, die eine doppelte Nase hat, und mit einer Lorbeer-artigen Dornen-Krone bedeckt ist, steht ein Neger mit einem Pferde-Fuße gegenüber. Der Geschmack des Prinzen an Ungeheuern ist so groß, daß er in die lebhafteste Freude würde versetzt werden, wenn ihm seine Gemahlinn einmahl eines gebären würde. Er verschwendet sein ganzes Vermögen an Ungeheuer, und seine Erben werden kaum so viel übrig behalten, daß sie dieselben werden ins Meer werfen lassen können. Briefe über Sicilien und Maltha, von dem Grafen v. Borch. (1783.) Th. 2, S. 81, f.

(***) *Plinius*, L. 9, ep. 17.

(****) *Martialis* XIV. 210.

Non

Eitelkeit scheint die Liebe zu diesen Morionen erzeugt zu haben, damit ein dummer Reicher in seinem Hause einen dümmern, als er selbst war, hätte, um unter dieser Larve klug zu scheinen. Ja es stellten sich manchmahl kluge Leute dumm, um unter dem Deckmantel der Dummheit an den Tafeln der Reichen als ein Morio zugelassen zu werden.

Unter die Morionen gehörten auch zum Theil die Zwerge, an welchen die Römer sich ebenfalls belustigten, wie ich oben, S. 141, fgg. gemeldet habe.

Betrachtungen über die wohlgebildetsten Völker, und über den Harz aller häßlichen Völker, sich noch häßlicher zu machen. Die wohlgebildetsten Menschen bewohnen durchgehends auch die schönsten Gegenden der Erde, die, wie die Schönheit selbst, zwischen zwey Extremen das Mittel halten, da, wo eine sanfte Luft-Temperatur gleichweit von zusammenziehender Kälte und austrocknender Hitze entfernt ist. So Formen-reich, durch Kunst und Cultur so vielfach verändert, Europa ist, so stellt es doch vollkommene Schönheiten dar; nur läßt sich dieses wegen der so häufigen Vermischungen nicht allgemein behaupten; dem ungeachtet gehören die Europäer unter die wohlgebildetsten Nationen der Erde.

Non mendax ſtupor eſt, nec fingitur arte doloſa,
Quisquis plus iuſto non ſapit, ille ſapit.

und VIII. 13.

Morio dictus erat: viginti millibus emi,
Redde mihi nummos, Gargiliane, ſapit.

und XII. 95.

Qua moechum ratione baſiaret
Coram coniuge repperit Fabulla,
Paruum baſiat vsque Morionem;
Hunc multis rapit oſculis madentem
Moechus protinus, et ſuis repletum
Ridenti dominae ſtatim remittit,
Quanti Morio maior eſt maritus!

Erde. Sie haben ein längliches Hinterhaupt, eine angenehme Wölbung des Hirnschedels und der Stirn, ein erhabenes Gesicht mit weit geöffneten Augen von gehöriger Größe und mancherley Farben, eine hervorstehende Nase, dünne Lippen, die weder aufgeworfen noch zurückgezogen sind. Ihnen ist vor andern Nationen, nach Camper's Urtheil (*), jener Schönheits-Winkel von 80 Grad vorzüglich eigen, der deswegen schöner ist, weil die höchste Schönheit an den Antiken in einem Winkel von 100 Grad besteht. Ihr langes, etwas lockiges und dichtes Haupt- und Bart-Haar hat mannigfaltige Farben, anstatt daß es fast bey allen andern Nationen durchgehends schwarz ist. Ihre Statur geht meistens etwas über das Mittlere. Die Bildung ihres Leibes hat eine gefällige Proportion; und diese ist es, welche den meisten europäischen Nationen eigen ist. Aber sie sind nicht in dem ausschließenden Besitze derselben. Es giebt ausser Europa Nationen, deren Bildung in der Haupt-Sache sich nicht nur etwa der europäischen bloß nähert, sondern sie an Schönheit sogar übertrifft. So hat, nach Bernier's (kühnen) Ausspruch (**), kein Land in der Welt in einem so kleinen Umfange so viel Schönheiten, als das Königreich Kachemir. Die Einwohner wären meistens eben so wohlgestaltet, wie die Europäer, und das Frauenzimmer sey besonders wegen seiner Schönheit sehr berühmt. Die Kachemirer werden ausserdem noch für die geistreichsten und witzigsten Indianer gehalten; sie haben zur Dichtkunst und zu den Wissenschaften eben so viele Neigung, als die Persianer, womit sie noch mehr Fleiß und Arbeitsamkeit verbinden. Auf ähnliche Art beschreibt Making-

toß

(*) Kleine Schriften, B. 1, S. 17.

(**) Allg. Hist. der Reisen, XI B. S. 117, f.

toß (*) die Hindus, oder die alten Einwohner von Guzarat. Ihre Gestalt ist, nach Demselben, gerade, schlank und schön; ihre Glieder fein proportionirt; ihre Finger lang und zart tastend; ihr Gesicht offen und gefällig; die Züge desselben sind bey dem weiblichen Geschlechte die zartesten Linien der Schönheit, bey dem männlichen einer männlich sanften Seele; ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grade anmuthig und reizend. Hierher gehört auch, was ein anderer Schriftsteller von den Banianen sagt (**): „Das meiste banianische Frauen„zimmer hat ein wohlgebildetes Gesicht, und viele An„nehmlichkeiten. Ihre schwarzen und glänzenden „Haare machen eine oder zwey Locken auf dem Nacken, „und sind mit einer Band-Schleife gebunden. Weil „der Betel ihnen die Zähne schwärzt, so sind sie dar„auf gekommen, schwarze Zähne für eine Schönheit „zu halten. Pfuy! sagten sie zu Mandelsloh: ihr „habt weiße Zähne, wie Hunde und Affen.“ Ferner gehören einige tatarische Stämme ursprünglich zu den wohlgebildeten Völkern der Erde, und beyde Seiten des caspischen Meeres zeigen diese schönere Bildung. Wie weit die Schönheit der Tschirkassen oder Kabardiner, der Georgier und krimischen Tatarn, über manche Schönheit nach europäischem Geschmacke geht, ist weit umher bekannt. Die Besitzer der großen Bucharey, die usbeckischen Tatarn, kommen unstreitig durch ihre schöne und angenehme Bildung, diesen am nächsten; sie werden meist von gewöhnlicher Größe, aber wohlgebildet und von sehr schöner Farbe, beschrieben. Sie haben große, schwarze und lebhafte Augen, Habicht-Nasen und wohlgebildetes Gesicht, schwarzes und sehr feines Haar. Ihre Weiber sind groß und wohlgebildet,

(*) Travels, Vol. I. p. 321.

(**) Allg. Hist. der Reisen, a. ang. O., S. 271.

det, haben eine sehr schöne Farbe und sehr angenehme Gesichts-Züge. Waren gleich die alten Perser, und selbst noch der Ueberrest derselben, die Gauren, nichts weniger als tüchtig, um für Muster einer schönen regelmäßigen Bildung aufgestellt zu werden, so hat sich doch nun durch die hier begunstigende Nachbarschaft und Vermischung schön gebildeter Völkerschaften eine glückliche Bildung erzeugt, die bey den edeln Persern Würde und Schönheit verbindet. Die Armenier entfernen sich von diesen zwar in Ansehung der Schönheit merklich, aber nicht so sehr in ihrer Bildung überhaupt. So auch die Araber, und ein Theil der Einwohner der westlichen und nördlichen Küste von Afrika. Die Chingalesen, ein Theil der Einwohner von Zeylon, kommen, nach Knoxe(*) Zeugniß, in ihrer Bildung den Europäern weit näher, als afrikanische Völkerschaften. „Je mehr sich," sagt Herder(**): „die Türken, ein ur„sprünglich häßliches Volk, dem Erdstriche schöner „Menschen-Bildung zudrängten, und auf ihm ver„weilten, desto mehr veredelten sie sich zu einer an„sehnlichen Gestalt, um so eher dies, da ihnen als „Ueberwindern weiter Gegenden, jene Nachbarschaft „schöner Geschlechter zu Dienste stand, und wozu un„streitig auch die Geborthe des Korans, der ihnen das „Waschen, die Reinigkeit, die Mäßigung anbefahl, „und dagegen wollüstige Ruhe und Liebe erlaubte, das „ihrige beygetragen." Eben so wenig darf hier das ehemahls in jeder Rücksicht vortreffliche Griechenland übergangen werden. Wie schön sich Herder (***) hierüber ausdrückt, will ich eben so wenig übergehen. „Endlich fand an den Küsten des mittelländischen Mee„res die menschliche Wohlgestalt eine Stelle, wo sie „sich mit dem Geiste vermählen, und in allen Reizen ird-

(*) A. H. d. R. VIII. B. S. 489.

(**) Ideen, Th. 2, S. 33. (***) eb. das. S. 35.

„irdischer und himmlischer Schönheit nicht nur dem „Auge, sondern auch der Seele sichtbar werden „konnte; es ist das dreyfache Griechenland in Asien „und auf den Inseln, in Grăcia selbst, und auf den „Küsten der weiten Abendländer. Laue Westwinde „fächelten das Gewächs, das von der Höhe Asiens „allmählich herverpflanzt war, und durchhauchten es „mit dem Leben. Zeiten und Schicksale kamen hinzu, „den Saft desselben höher zu treiben, und ihnen die „Krone zu geben, die noch jedermann in jenen Idealen „griechischer Kunst und Weisheit mit Freuden an„staunet. Hier wurden Gestalten gedacht und ge„schaffen, wie sie kein Liebhaber tschirkassischer Schö„nen, kein Künstler aus Indien oder Kaschemir ent„werfen können. Die menschliche Gestalt gieng in „den Olympus, und bekleidete sich mit göttlicher „Schönheit.“ —

Ungeachtet ihrer Schwärze, haben selbst mehrere Stämme unter den Negern sehr viel Uebereinkommendes mit schöner europäischer Bildung. Dahin gehören die Einwohner von Sierra Leona, die, nach Barbot's (*) Zeugniß, zwar keine so schöne und glänzende Farbe, als die vom grünen Vorgebirge, haben, dagegen aber auch nicht so plattnasig sind. Auch die Einwohner auf der Küste von Guinea, besonders das weibliche Geschlecht, haben so regelmäßige Gesichtszüge, daß sie für vollkommene Schönheiten gelten können (**). Desgleichen sind die am Senegal (***) und Gambia ohne Widerrede den wohlgebildetsten Menschen beyzuzählen. Auch gehören hierher die Einwohner von Kongo, Loango und Angola, deren Statur mittelmäßig ist, und die, ihre schwarze Farbe

(*) A. H. d. R. III B. S. 265. (**) eb. das. S. 662.
(***) Adanson Reise ꝛc. S. 27.

Farbe abgerechnet, den Portugiesen sehr ähnlich beschrieben werden. Eben diese Negern haben weit minder aufgeworfene Lippen, wie die Nubier und andere. Auch unter den Bewohnern der Inseln des Süd-Meeres trifft man Gestalten und Formen an, die der schönsten europäischen Bildung nichts nachzugeben scheinen. Die Taheiter und die Bewohner der anliegenden Societäts-Inseln, sind unter allen diesen die schönsten. Die Gesichtszüge der Vornehmern daselbst sind ziemlich regelmäßig schön; nur die Nase ist unterwärts zu breit. Der Bart ist stark, und von dunkler Farbe. Viel offenes Fröhliches verkündigt das runde Gesicht des Frauenzimmers, und ihr heiteres großes Strahlen-Auge. In der Vereinigung der Züge ist Symmetrie; und der Ausdruck des Ganzen gewinnt unendlich durch unbeschreiblich holdes Lächeln. Der Leib ist schön gebauet; die Linien des Umrisses fließen sanft in einander; die Proportionen sind weiblich schön. Man findet bey ihnen die schönsten Arme, Hände und Finger, wie das Modell der mediceischen Venus sie nicht schöner gehabt haben mag. Nur in den Füßen der Taheiten ist Disproportion vorhanden, indem sie fast durchgehends zu groß zu seyn scheinen. An einer andern Stelle (*) wird aber dieser von Forster den Taheiten eingeräumte Vorzug in so fern wieder zurückgenommen, indem nähmlich von Cook eine andere Südsee-Insel, Nihau, entdeckt wurde, worauf die unzählbare Volks-Menge, der unsägliche Reichthum und Ueberfluß an den vortrefflichsten Natur-Producten, die Vollkommenheit aller Kunst-Sachen und Hand-Arbeiten, hauptsächlich aber der edle Wuchs der Einwohner, und besonders die Weiße und Schönheit des Frauenzim-

(*) Götting. Magaz. der Wissensch. und Litt. 1 Jahrg. 6 St. S. 423.

zimmers, einen Wohlstand und einen Grad von Glückseligkeit verrieth, welcher Taheiti weit hinter sich zurück ließ. Eben dieses gelte auch von einer andern dabey liegenden Insel O-Waihi, wobey noch geäussert wird, daß die vorzügliche Weiße und Schönheit des Frauenzimmers nur noch von ihrer Gefälligkeit übertroffen worden sey. Auf den Inseln der schönen Nation (*) traf Ferdinand de Quiros Einwohner an, die viel schlimmer waren, als sie zu seyn schienen, denn sie dünkten ihm die weisesten, schönsten und wohlgestaltetsten, die auf dieser Fahrt zu sehen waren.

Im Gegentheil giebt es auch Völkerschaften, die in gleichem Grad, so wie die erstgenannten wohlgebildeten, sich schöner anziehender Form nähern, sich dergestalt wieder von derselben entfernen, daß man sie, wenigstens nach europäischem Geschmacke, eben darum für weit weniger schön, und nicht selten für häßlich, zu halten geneigt ist. Dahin gehören die meisten mongolischen Bildungen, die sich bey ihrer angearteten tatarischen Gestalt, durch eine mittlere Statur, durch große platschige Gesichter, wenige und dünne Bart-Haare, durch gegen die Nase schief ablaufende, flach ausgefüllte Augen-Winkel, durch schmahle, schwarze, wenig bogige Augenbraunen, durch eine kleine flache gegen die Stirn zu breite Nase, durch abstehende große Ohren, krumme Schenkel und Beine, durch ein weites und starkes Gebiß, und durch Haare, die so dick wie Pferde-Haare sind, auszeichnen, welches nebst der ganzen Gesichts-Bildung ein Raub-Thier unter den Menschen zu charakterisiren scheint. In diesem Bilde findet man fast alle diejenigen Völkerschaften, mehr oder weniger, welche das nördliche Asien bewohnen, und wohin, ausser den Si-

biriern,

(*) A. H. d. R. XVIII B., S. 517.

biriern, die Baschkiren, Jakuten, Kirgisen, auch die Cubaner und nogoischen Tatarn gehören. Aehnliche, doch etwas annehmlichere Gesichtszüge finden sich an den, diesen Nationen so nahe verwandten manschewischen Tatarn, oder östlichen Mongolen, die weit gesitteter und schöner sind, insonderheit was das weibliche Geschlecht betrifft, und worunter viele gefunden werden, die man in jedem andern Lande unter das schönste Frauenzimmer rechnen könnte. Doch kommen in der Haupt-Sache, auch die Kalmucken oder Oilöten, Uiraten oder schwarzen Kalmucken, überein, deren großer Kopf, platschiges Gesicht, weit entfernt von einander stehende und tief im Kopfe liegende Augen, oben breite eingedrückte Nase, und kleiner Mund, hinlängliche Kennzeichen ihrer Abstufung sind; doch sollen sie sich auch durch häufigeres Haar am Kinne und Haupte, welches ebenfalls Pferde-ähnlich steif genug ist, auszeichnen. Im übrigen beschreibt sie Pallas (*) als dem Anscheine nach erträglich gebildete Menschen. Die Tunguſen, eins der vornehmsten Völker, welches vom Jenisei bis an das östliche Welt-Meer wohnt, haben sehr viel Aehnliches mit dieser Nation, und dem mongolischen Völker-Stamme überhaupt, von dem sie doch in Sprache und Geschlecht verschieden sind; ihr Körper ist wohlgewachsen und geschlanker, ihr Auge auf mongolische Art klein, die Lippe dünn, das Haar weicher, das Gesicht behält aber doch seine platschige Form. Die den Tunguſen an der West-Seite nahe genug liegenden Samojeden haben mit den Ostiaken, mit welchen sie vermuthlich einerley Volk ausmachen, überaus viel Aehnliches. Man beschreibt sie als Menschen von einer Gestalt, die unter der mittelmäßigen ist (**). Der Ungenannte,

(*) Reisen, B. 1, S. 308.

(**) A. H. d. R. XVII B. S. 112, XIX B. S. 492.

genannte, der eben diese Beschreibung von ihnen liefert (*), sahe keinen, der nicht über 4 Fuß hatte, obgleich dieses die ansehnlichste Größe ist, die man ihnen überhaupt durch eine Folge von der mündlichen Sage von den Pygmäen zugesteht, deren Fabel man durch sie wirklich machen will. Es gab sogar einige, welche über der mittlern Gestalt und bis auf 6 Fuß hoch waren. Sie haben einen harten und nervigen Körper, von einem breiten und vierschrötigen Baue, kurze Beine mit auswärts stehenden Knien, und kleine Füße, einen sehr kurzen Hals, und nach Verhältniß ihres Leibes dicken Kopf, ein platschiges Gesicht, schwarze und mittelmäßig offene Augen, eine dergestalt eingedrückte Nase, daß der Zipfel derselben beynahe mit dem Knochen des obern Kinnbackens gleich steht, den sie sehr stark und erhaben, so wie einen großen Mund und kleine Lippen, haben. Ihre Haare, die so schwarz wie Achat, aber überaus hart und stark sind, hangen ihnen über die Schultern, und sind sehr glatt; ihre Gesichts-Farbe ist sehr gelbbraun; ihre Ohren sind groß und aufgestülpt. Die Kamtschadalen oder herumstreifenden Itelmen, deren mongolische Abkunft Steller (**) erweislich macht, sind klein, und schwarzbraun wie Mongolen selbst. Sie haben schwarze Haare, wenig Bart, ein breites und flaches Gesicht, tief eingedrückte Nasen und Augen, dünne Beine und einen hangenden Bauch. Dagegen sind die diesen Kamtschadalen gegen Süden wohnenden, weniger nomadischen Kurilen besser gebildet, von einem schönern Wuchse und einer vortheilhaftern Gestalt. Die mit ihnen so nahe verwandte Nation der Koriäken (***), die ihrem Ursprunge nach vielleicht ei-

(*) Memoires sur les Samojedes, à Königsb. 1762.

(**) A. H. d. R. XX B. S. 289.

(***) eb. das. XX B. S. 361.

nerley sind, verrathen bey ihrem eyrunden Angesicht, kleinen Augen und dicken Augenbraunen, stumpfer Nase und großem Munde, dennoch ihre tatarische Abkunft allzu sehr. Regnard's Beschreibung der Lappen (*) gehört, wenn von häßlichen Menschen die Rede ist, allerdings hierher. Er bestritt sogar ihre Aehnlichkeit mit andern Menschen, und glaubt, man könne nur nach dem Affen, den Lappländer als das Thier, dessen Gestalt der Gestalt des Menschen näher käme, annehmen; die allergrößten seyn nicht über 3 kurze Ellen; sie haben einen dicken Kopf, ein breites flaches Gesicht, eine eingedrückte Nase, kleine Augen, einen breiten Mund, einen dicken Bart, der ihnen bis auf die Brust hinunter hängt; ihre Gliedmaßen wären indessen doch ihrem kleinen Körper gemäß, die Beine dünn, und die Arme lang. Hagström (**) hingegen hat in einigen Lappmarken viele angetroffen, die eines vollkommenen Menschen Länge, von 3 Ellen und darüber, hatten. Er beschreibt sie bey weitem so häßlich nicht; er sagt sogar, daß ihre Frauenspersonen alle zu einer mittelmäßigen Schönheit gehörige Eigenschaften besäßen. Beyderley Geschlechtern scheint es aber eigenthümlich zu seyn, daß sie schwärzliche Haare, ein spitziges Kinn, eingefallene Backen und breite Gesichter haben. Hierher gehören auch die Karalen, oder die Nation der Grönländer und Eskimos, ungeachtet, nach Cranzens Meinung (***), sie in Ansehung ihrer Bildung mehr mit den Kalmucken, Tonguſen und Kamtschadalen, als Lappländern, Samojeden und Ostiaken übereinkommen. Fast durchgehends trifft man sie aber von einer, von der europäischen Bildung sehr abweichenden Form und Ge-

(*) eb. das. XVII B. S. 311.
(**) eb. das. XX B., S. 530, f.
(***) eb. das. S. 133.

Gestalt an. Sie sind von Statur sehr klein (*), und nur selten über 5 Schuh hoch, die meisten aber unter diesem Maße, wobey sie noch sehr schwach zu seyn scheinen; doch haben sie wohlgebildete und proportionirte Gliedmaßen. Ihr Gesicht ist gemeiniglich breit und platt, mit erhabenen wohl ausgestopften runden Backen. Die Augen sind klein und schwarz, aber ohne Feuer; die Nase klein und wenig erhaben, doch nicht eingedrückt. Der Mund ist gemeiniglich auch klein und rund, und die Unter-Lippe etwas dicker als die obere. Ihre Haare sind pechschwarz, starr, stark und lang, auf dem Kopfe; nur selten aber haben sie Haare am Barte, weil sie sich daselbst die Haare sorgfältig ausrupfen. Füße und Hände sind klein und zart; der Kopf und die andern Glieder ziemlich groß; die Brust hoch, die Schultern breit, vornehmlich bey den Frauenspersonen. Ihr ganzer Leib ist sehr fleischig, insgemein fett und blutreich. Die Chineser tragen, so weit es nähmlich die große Verschiedenheit ihrer Provinzen und ihrer Lebens-Art zuläßt, unstreitig noch Züge ihrer östlichen, mit der tatarischen verbrüderten Bildung an sich. Ihr platschiges, fast viereckiges Gesicht, ihre verzerrten Katzen-ähnlichen Augen, in weit auseinander stehenden großen Augenhöhlen, die mit dicken, wenig gespaltenen Augenliedern bedeckt sind, deren Oeffnungen, so wie die starken Augenbraunen, gegen die kleine, oben breite und wenig eingedrückte Nase ziemlich schief herunter läuft, ihr unansehnlicher Bart, und bey vielen die unförmliche Dicke des Leibes, gewährt hinlängliche Anzeigen ihrer tatarischen Abkunft. Von fast gleicher Gestalt sind die Japaner, ein Volk von sinesischer Cultur, wahrscheinlich aber auch mongolischer Abstammung. Die

(*) eb. das. S. 65, f.

Chineser und Japaner, sagt Charlevoix (*), haben, was die Schönheit betrifft, einander wenig vorzuwerfen. Die Japaner sind, nach seiner Beschreibung, so ziemlich häßliche Menschen, sie sehen bleyfarbig im Gesichte aus, und haben kleine Augen, wiewohl sie ihnen nicht so tief im Kopfe liegen, wie den Chinesern; hiernächst sind sie an den Beinen sehr plump; an Leibes-Gestalt kleiner als mittelmäßig; haben eine stumpfe, ziemlich platte und aufwärts gebogene Nase, dicke Augenbraunen, platte Wangen, grobe Bildung, und sehr dünnen Bart, den sie entweder abscheren oder ausreissen. Ueberaus ähnlich dieser Bildung sind die Einwohner von Assam (**), besonders die nordwärts wohnenden Einwohner dieses Königreiches, durch ihr plattnasiges Gesicht, und durch ihren kropfigen Hals. Eben so die Arakaner (***), die eine breite glatte Stirn, kleine Augen, weite und offene Nasenlöcher, und bis auf die Schultern hinunter gezogene Ohren zu lieben pflegen. Von ähnlicher Gestalt sind auch die Barmen in Ara und Peru, welche noch überdies auch den Bart bis auf sein kleinstes Haar hassen, so wie die Tibetaner und andere höhere Nationen. Von gleicher Figur sind die von Pegu, Kambodia, Kodschintschina und Tunking, welche leztere sich aber durch ovalere, weniger platschige Gesichter, auch große Ohren, einiger Maßen unterscheiden (****). Hiermit verbinde ich die Nachricht des Hrn. Forster (†) von einer besonders häßlichen Nation; diese sind die Einwohner der neu-hebridischen Insel Mallikolo, die als kleine, behende, hagere, schwarze, häßliche Geschöpfe

(*) eb. das. XI B., S. 595.

(**) eb. das. X B., S. 557. (***) eb. das. S. 667.

(****) Herder, a. ang. O., S. 24. A. H. d. R. X B., S. 97.

(†) Bemerk. S. 216.

schöpfe beschrieben werden, die unter allen Menschen, welche dieser gelehrte Reisende gesehen hat, die meiste Verwandtschaft mit den Affen zu haben scheinen. Ihre Hirnschedel sind auf eine besondere Art von der Nasenwurzel aufwärts, mehr platt oder hinterwärts zurück gedrückt, als bey allen andern Menschen. Die Weiber sind häßlich und übel gestaltet, und unter dem Drucke einer harten Dienstbarkeit. Das Haar der Mallikoleser ist wollicht und gekräuselt; ihre Farbe schwarz, wie Ofen-Ruß; die Gesichtszüge unsanft; die Backen-Knochen breit, und der Ausdruck des Ganzen unangenehm; die Gliedmaßen sind mißgestaltet oder dünn; der Bauch mit einem Stricke zusammengeschnürt. Manche sind auf dem ganzen Leibe, sogar auf dem Rücken, stark behaart, welches man auch in Tanna und Neu-Kaledonien wahrnahm.

Daß nicht nur Klima, sondern auch Gewohnheiten, die nicht selten von demselben abgeleitet werden, weil sie sich offenbar auf Versuche gründen, die zu starke Wirkung desselben zu schwächen, oft auch Erziehung, Lebens-Art, Nahrung und absichtlich angebrachte Künsteleyen, an der so mannigfaltigen Bildung der Nationen augenscheinlichen Antheil haben, ist nicht zu läugnen. So wird die schreckliche Kälte der Polar-Länder, bey den unter ihrem Einflusse lebenden Völkerschaften offenbare Veranlassung ihrer bereits angezeigten Bildung. Bey starkem Froste zieht der Mensch, natürlicher Weise, die Schultern aufwärts, um den Hals zu schützen, und die Wärme des Blutes am Kopfe zu erhalten. Wo nun ein ewiger Winter herrscht, da wird diese Stellung auch zur Gewohnheit; der Hals muß unverhältnißmäßig kurz aussehen, nicht allein, weil er mit den meisten Theilen des Körpers eine gleiche Zusammenziehung leidet, sondern auch, weil der Kopf und die Brust, die zu einer unschicklichen Größe ausgedehnet werden, seine Länge

von beyden Seiten schmählern. Was von dem Halse übrig bleibt, steckt tief zwischen den Schultern, und so scheint der Kopf auf ihnen, wie auf einer Stütze, zu ruhen. Grobe und unangenehme Gesichtszüge werden ebenfalls von dem Klima gebildet; eine Wahrheit, die selbst dem nachlässigsten Beobachter nicht entgangen seyn kann! Starke Kälte zieht die Oeffnungen der Augen zusammen, und die Augenbraunen herab, erhebt die Wangen, drückt den untern Kinnbacken gegen den obern, verringert dadurch die Länge des Gesichtes, und dehnt es auf beyden Seiten aus; kurz, sie verzerrt die Züge, und benimmt ihnen das gefällige Ebenmaß. Noch einige andere Kennzeichen dieser Polar-Menschen bestehen darin, daß die Nase klein und in der Mitte des Gesichtes eingedrückt ist, daß der Vorderkopf breit hervorsteht, und die Augen äusserst schwach sind. Die Mitte des Gesichtes wird fast immer der Kälte bloß gestellt, und leidet folglich am meisten von ihrer zusammenziehenden Kraft. Der Wind trifft sie zuerst, und sie ist am weitesten von dem Sitze der Wärme in dem Kopfe entfernt. Aber eben so wichtig scheint der Umstand zu seyn, daß die Bewohner kalter Länder öfter durch die Nase, als durch den Mund Athem hohlen, und dadurch auf dieselbe und die nächsten Theile die Luft stärker herbey ziehen. Ein solcher anhaltender Luft-Strohm vermehrt die Kälte, presset die Züge noch mehr zusammen, und hindert ihr Wachsthum. Man wird sich nun die breite und ausgedehnte Figur des Vorderkopfes leicht erklären können. Die größere Wärme und Lebens-Kraft in dem Gehirne, welche den obern Kopf anfüllt, muß ihm nothwendig einen größern Umfang geben, und ihn über die zusammengezogenen Theile verschieben. So werden auch die Augen in dieser ungemein kalten Zone sehr angegriffen; sie scheinen tief im Kopfe zu liegen, weil die Augenbraunen durch das stete Niederziehen

sich

sich ziemlich weit hervor drängen; die Kälte macht ihre Oeffnungen klein, und der scharfe Frost, wie auch der blendende Glanz der ewigen Schnee-Gefilde, spannt diese zarten Organe so sehr, daß sie beständig schwach sind, und oft bey Personen von mittlerm Alter schon blind werden. Auf ähnliche Art läßt sich dann auch die verzerrte Gesichtsbildung und das schielende blinzende Auge der unter sehr heißen Klimaten lebenden Schwarzen erklären. Auch hier ist das Gesicht den brennenden Sonnen-Strahlen am meisten bloß gestellt. Das Unerträgliche dieses Gefühles sucht der Afrikaner durch das Herabziehen des obern Augenliedes, und Hinaufziehen des untern, so gut wie möglich zu schwächen. Nothwendig werden hierbey mehrere Gesichts-Muskeln in Bewegung gesetzt. Immerdar in der Sonne, muß folglich dieses unäblassige Ziehen und Zerren der Gesichts-Muskeln zur Gewohnheit werden, und der Gesichtsbildung dieser Nationen eine Form geben, die sich endlich durch unzählige Generationen unabänderlich anarten lassen muß. Bey den südlichen Asiaten, welche chronischen Augen-Entzündungen unterworfen sind, und deren nächste Ursache die daselbst wehenden kaustischen Winde sind, hangen darum auch die Augenlieder weiter, als bey uns Europäern, herunter (*). Vielleicht könnte man diesen Umstand auch durch ein von Jugend auf gewohnteres, fortgesetztes und nun natürlich gewordenes Bestreben, sich durch Anstrengung der Augenlieder vor jenen Winden zu schützen, erklären. Dies wird wenigstens wahrscheinlich, wenn man sich an die Einwohner von Neu-Holland erinnert, welche von Jugend auf die Gewohnheit haben, die Augenlieder halb geschlossen

zu

(*) v. Paw philosoph. Untersuchungen über die Aegypter und Chineser, nach meiner Uebersetz. (Berl. 1774, 8.) Th. 1, S. 369.

zu halten, um die Augen vor den quälenden Mücken in Sicherheit zu seßen. Sie würden sogar, wegen der größten Theils geschlossenen Augen, von weitem gar nichts erkennen können, wenn sie den Kopf nicht immer so in die Höhe richteten, als ob sie etwas über sich zu sehen bemüht wären. Nur in gemäßigten Erdstrichen hingegen, und mehr unter, als über der mittlern Region der Temperatur verstattet die angenehme Wärme eine freye und leichte Ausdehnung, öffnet die Gesichtszüge, und vergrößert die Wölbung der Augen. Hier sieht man denn nicht selten ein großes volles Par Augen, so wie Homer es mahlte; eine Schönheit, welche den Bewohnern des kalten Nordens so wenig, als jenen des brennenden Südens, verständlich ist. Der ganze menschliche Körper entwickelt sich unter einem milden Himmel ungestört und ungezwungen; man erblickt daselbst die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit, so wie sie in dem Plane und in der Idee des Schöpfers ursprünglich lag.

Ferner ist auch der Grund der kalmuckischen, oder überhaupt der tatarischen mongolischen Bildung in ihrer gewohnten Lebens-Art anzutreffen. Ihre gebogenen Knie und krummen Beine entstehen sehr natürlich daher, weil sie von Kindheit an, auf ihren Beinen rutschen, oder über den Pferden hangen. Ihr ganzes Leben theilt sich in Sißen und Reiten; und die einzige Stellung, die dem menschlichen Fuße seine gerade schöne Gestalt giebt, der Gang, ist ihnen, bis auf wenige Schritte, sogar fremd. Sollte nun nicht auch mehreres von ihrer Lebens-Art in ihre Bildung übergegangen seyn? Das abstehende, thierische Ohr, das gleichsam immer lauscht und horcht; das kleine scharfe Auge, das in der weitesten Ferne den kleinsten Rauch oder Staub gewahr wird; der weiße hervor blökende, Knochen benagende Zahn; der dicke Hals und die zurückgebogene Stellung ihres Kopfes auf dem-

demselben; sind diese Züge nicht gleichsam zur Beständheit gediehene Geberden und Charaktere ihrer Lebens-Weise? Setzen wir nun noch hinzu, daß, wie Pallas sagt (*), ihre Kinder oft bis in das zehnte Jahr im Gesichte unförmlich, aufgedunsen und von einem kakochymischen Ansehen sind, bis sie durch das Auswachsen wohlgebildeter werden; bemerken wir, daß große Strecken ihrer Gegenden keinen Regen, wenig oder wenigstens kein reines Wasser haben, und daß ihnen von Kindheit auf, das Baden beynahe eine ganz fremde Sache werde; denken wir uns die Salz-Seen, den Salz-Boden, die Salz-Moräste, an denen sie wohnen, deren kalischen Geschmack sie auch in Speisen und sogar in dem Strohme von Thee-Wasser lieben, mit dem sie täglich ihre Verdauung schwächen; fügen wir auf der Erd-Höhe, die sie bewohnen, die feinere Luft, die trocknen Winde, die kalischen Ausdunstungen, den langen Winter im Anblick des Schnees und im Rauch ihrer Hütte, und noch eine Reihe kleinerer Umstände, hinzu; sollte es nicht wahrscheinlich seyn, daß vor Jahrtausenden schon, da vielleicht einige dieser Ursachen noch *weit stärker* wirkten, eben hieraus ihre Bildung entstanden und zur erblichen Natur übergegangen wäre?

Daß die Gewohnheit, die Brüste über die Schultern zu werfen, und Kinder in dieser Stellung daran saugen zu lassen, unstreitig großen Antheil an dem ungewöhnlich Langen und Gedehnten dieser Theile haben müsse, ist leicht zu begreifen. Man hat die Brüste der Samojedinnen und der Einwohnerinnen in den heißen Ländern, von einer sehr auffallenden Länge und Schlappheit beschrieben (**). Wahrscheinlich hat aber

(*) In den Samml. zur Gesch. der mongol. Völkerschaften. Th. 1, S. 304.

(**) A. H. d. R. XI B., S. 467.

aber auch der unmäßige Gebrauch warmer Bäder, deren die Einwohnerinnen der Inseln des Archipelagus, so wie des türkischen Reiches, sich bedienen (*), sehr vielen Antheil an dieser Verunstaltung. Doch läßt sich noch eine andere Veranlassung denken, worüber sich besonders Forster in folgender Bemerkung äussert: „Die Weibspersonen in O-Taheiti und den „Societäts-Inseln, einige vom gemeinen Volke ausgenommen, auch die Einwohnerinnen der Marquesas und freundschaftlichen Eylande haben keine so „schlaffe herabhangende Brüste, als die Negerinnen, „Neu-Seeländerinnen, und die Weiber auf den westlichen Inseln des Süd-Meeres. Man hat diese „große Ausdehnung der Brüste neuerlich der besondern „Art, die Kinder zu säugen, zugeschrieben; allein, „dieser Grund scheint mir nicht hinreichend, indem die „vornehmen Weiber in Taheiti, deren Brüste nicht „lang gezerrt sind, doch keine andere Art zu säugen „haben. Daher glaube ich vielmehr, daß diese Theile „bey den gemeinen Weibern deswegen erschlaffen müssen, weil sie der Sonne und Luft mehr ausgesetzt sind. „Die Negerinnen sowohl, als die Weiber in Mallikolo, Tanna und Neu-Kaledonien, sind ebenfalls „der Luft und Sonnen-Hitze bloßgestellt, und mehrentheils bis an den Unterleib unbekleidet. Die taheitischen vornehmen Frauenzimmer hingegen hüllen „sich in feine Zeuge, und vermittelst dieses gelinden „Druckes verliert ihr Busen seine Reize nicht leicht. „Alte, aber sehr fette Personen unter ihnen, haben „zwar starke ausgedehnte, aber nicht lange und gezerrte Brüste."

Oftmahls charakterisirt sich auch die Lebens-Art mancher Nationen sprechend genug in der Physiognomie derselben. Das Auge der amerikanischen Wil-

den

(*) *Blumenbach* de gen. hum. var. nat. §. 66.

den ist starr, und die Muskeln des Gesichtes sind schlaff, die Wangen breit, der Mund groß, die Lippen dick, und die Nase eingedrückt. Dieses ist sein Bild. Um es zu erklären, muß man seine Lebens-Weise betrachten. Die Einsamkeit, worin er lebt, giebt ihm einen Hang zum Trübsinn; er spricht und lacht wenig, und selten wird sein Auge heiter. Ist er nicht auf der Jagd, und weckt ihn kein wichtiger Zufall aus seinem Schlummer, so liegt er entweder nachlässig auf der Erde, oder schreitet unachtsam durch den Wald, oder sitzt stundenlang da, heftet sein Auge auf einen Punct, und verliert sich in einer finstern Träumerey. Die wilden Scenen der Natur, womit die ungebauete Gegend angefüllt ist, mahlen sich auf seinem Gesichte, und die Leidenschaften von Krieg und Wut, fast die einzigen, denen er nachhängt, vermischen noch damit gewisse Merkmahle von thierischer Grausamkeit. Ideen des verfeinerten Stats-Bürgers theilen den Muskeln des Gesichtes einen redenden Ausdruck mit, und ziehen sie mehr nach der Mitte hin, welche dadurch eine gefällige Erhabenheit bekommt. Die Seele des Wilden ist leer, daher bleiben die Muskeln ungespannt, dehnen sich seitwärts aus, und machen das Gesicht breit. Empfindungen des Kummers und der Einsamkeit, verursachen dicke aufgeworfene Lippen. Wenn diese Gemüths-Bewegungen natürliche Folgen des gesellschaftlichen Zustandes sind, wenn sie schon bey dem Kinde anfangen, und selten durch die frohen Aufwallungen des gesitteten Lebens unterbrochen werden, so muß ihre Wirkung mit der Zeit groß seyn. Die Nase und die übrigen Züge hangen so genau zusammen, daß die Vergrößerung des einen die Verringerung des andern nach sich zieht. Eine hervorstehende Nase ist gemeiniglich mit einem schmahlen Gesichte und mit dünnen Lippen verbunden, so wie man ein breites Gesicht, dicke Lippen

pen und ein rundes Kinn gemeiniglich bey einer flachen Nase findet. Rohe Menschen haben daher fast immer eine platte Nase. Ist dabey auch das Klima wirksam, wie in Lappland und Afrika, so verliert dieser Gesichts-Theil noch mehr, auch alsdann, wenn er nach einer albernen Idee von Schönheit eingedrückt wird.

Zu manchen unnatürlichen Bildungen, die wir an verschiedenen Völkerschaften bemerken, giebt selbst die Unzufriedenheit derselben mit ihrer sonst natürlichen, Anlaß und Gelegenheit. Man schämte sich seiner natürlichen Bildung, und wollte verändern, traf aber auf Theile, die, da sie der Veränderung nachgaben, sich als die häßlichste Schönheit zulezt anerbten. Ein großer Theil hiervon fällt auf die verschiedenen Begriffe von Schönheit zurück, die in der Folge so herrschend werden, daß nur die höchste Eigenliebe sich überreden kann, gerade diese für die angemessensten und zuträglichsten zu halten. Deswegen pflegen die Chineser die Füße einzupressen, um sie nicht wachsen zu lassen, und so klein wie möglich zu erhalten. In Indien legt man neugebornen Kindern bleyerne Platten auf die Stirn, um dem Kopfe seine gehörige Breite zu geben; und eben das thun auch in einem andern Welt-Theile die Omaguas in Amerika, vermittelst zweyer Breter, um demselben, wie sie sagen, die Gestalt des Vollmondes desto besser zu geben. Andere hingegen, wie die Siameser, binden die Köpfe der Kinder zusammen, daß sie rautenförmig werden; noch andere, wie die Chineser, ziehen beynahe viereckige Köpfe. Raynold führt von den schwarzen Caraiben, welche vermuthlich eine Race afrikanischer, und durch einen Sturm in die antillischen Inseln verschlagener Negern sind, ein ganz besonderes Beyspiel von der Umbildung des Kopfes an. Als nähmlich die Franzosen nach St. Vincent kamen, und ihre Neger-

Scla-

Sclaven mit dahin brachten, so machte dieses auf die schwarzen Caraiben den größten Eindruck. Gedemüthigt und erschreckt, Menschen zu gleichen, welche durch die Sclaverey abgewürdigt waren, befürchteten sie, man möchte einmahl einen Mißbrauch von ihrer Farbe machen, und ihren gemeinschaftlichen Ursprung daraus errathen, um sie eben demselben Joche zu unterwerfen, und zogen sich daher in die dicksten Wälder zurück. Hier, um sich auf immer ein unterscheidendes Kennzeichen, welches von ihrer Unabhängigkeit zeugen sollte, eigen zu machen, entschlossen sie sich, ihren Kindern, sobald sie auf die Welt kämen, die Stirn breit zu drücken. Die Erwachsenen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche diese Bildung ihrem Kopfe nicht mehr geben konnten, unterstanden sich daher auch, von da an, nicht mehr ohne dieses sichtbare und unauslöschliche Zeichen der Freyheit hervor zu treten. Bloß die nächste Generation, welche ein neues Volk zu seyn schien, fast alle von gleichem Alter, groß, wohlgebauet, tapfer und wild, zeigte sich wieder, und bauete Hütten an die Küste. In Arabien und Griechenland können nur große Augen auf Beyfall rechnen; daher giebt man sich daselbst unglaubliche Mühe, die Augenlieder in die Höhe zu ziehen, und die Oeffnungen zu erweitern. Die Kaffern, manche Afrikaner, auch die Lappländer, finden ein Vergnügen an Stumpf-Nasen, und drücken diesen Theil so lange, bis er seine gehörige, ihnen liebliche Stumpfheit hat. Die Völker jenseit des Indus, selbst auch einige tatarische Nationen, lieben einstimmig kleine Augen und große Ohren; sie bestreben sich daher, ihre Augen, so viel als möglich, zusammen zu drücken, und ihre Ohren vermittelst schwerer Gewichte niederzuziehen, den Rand durch Einschnitte auszudehnen, und sie so lange zu zerren, bis sie auf die Schultern hangen, wie solches bey den Malabaren besonders, ein Unterschei-

ungs-Zeichen für den Adel ist. Ueberhaupt ist es den morgenländischen Völkern eigen, lange Ohren vorzüglich zu schätzen. Einige suchen sie durch beständiges Herabziehen zu verlängern, um nur so viel, als wegen des Gebrauches der Ohr-Ringe nöthig ist, zu durchbohren. Andere machen allmählich so lange Löcher in die Ohrläppchen, daß man fast eine Faust bequem durchstecken könnte. Hierher gehört auch die sonderbare Gewohnheit, sich die Haare zu schneiden, oder gar auszuziehen, und sich dann für schöner zu halten; dieses ist nicht nur bey den oben gedachten Barmen in Ara und Peru, sondern auch bey andern Völkern jenseit des Indus, üblich; diese reissen zwar alles Haar aus ihrem Körper aus, lassen aber doch auf dem Gesichte hier und da einige Büschel stehen, welche sie noch zuweilen verschneiden. Es giebt auch Tatarn, die kein Haar an ihrem Kopfe leiden, ausser oben auf der Scheitel, wo sie es flechten, und nach ihrem Geschmacke zu verzieren suchen. Besonders eigen ist diese Sitte, das Haar sich von dem Leibe wegzurauffen, allen amerikanischen Völkerschaften. Oft geschieht dieses auch der Reinlichkeit wegen, welches besonders bey den Arabern Mode ist, die sich das Haar aus den Ohren und der Nase mit einer Schere, aus den Achsel-Gruben mit einem Scher-Messer, und von den Geburts-Gliedern mit einer gewissen dazu bereiteten Salbe wegnehmen, damit sich an keiner Stelle ihres Leibes Unreinigkeiten ansetzen können; s. im XX Th., S. 514. Diese an so verschiedenen Nationen bemerkte Haarlosigkeit hat manche Reisende bewogen, ihnen Haare am Bart und andern Stellen ihres Leibes durchgehends abzusprechen, und diesen Umstand für einen natürlichen Fehler oder Mangel anzugeben. Wie irrig diese Meinung war, ist längst entschieden. Die Indianer sowohl, als die übrigen Völkerschaften, haben allerdings Haare am Kinne

und

und am Leibe; nur jene schiefe Idee von Schönheit veranlasset sie, es mit größter Sorgfalt auszuziehen; Handelsleute, welche unter ihnen herumziehen, wissen recht gut, daß kleine Zangen (Pincetten) zu den einträglichsten Commerz-Artikeln gehören.

Von einer, bereits oben erwähnten und nicht leicht nachzuahmenden Künsteley, die bey den Bewohnern der neuhebridischen Insel Mallikolo üblich ist, ertheilt Hr. Forster (*) folgende Nachricht: „Es ist „eine seltsame, und meines Wissens ganz eigenthümliche Gewohnheit der Bewohner gedachter Insel, „sich den Unterleib mit einem Stricke so fest zu schnüren, daß derjenige, der nicht von Kindesbeinen an dazu gewöhnt ist, sich die äusserste Unbequemlichkeit zuziehen würde. Der Strick, den sie gebrauchen, ist „ungefähr fingersdick, und macht oberhalb dem Nabel einen sehr tiefen Einschnitt, dergestalt, daß der „Unterleib aus zwey unterschiedenen und gleichsam auf „einander gesetzten Stücken zu bestehen scheint. Der „obere Theil des Armes ist durch ein sehr enges Arm„Band in seiner Art eben so fest, und vermuthlich „auch aus eben der Absicht eingeschnürt, als der Un„terleib."

Ausserdem ist es bey verschiedenen Völkerschaften noch Sitte, mancherley Zierrathen, als: Schellen, Schnallen, Ringe, Blumen, Kräuter, Perlmutter-Schmuck, Muschelwerk, Steine, Zähne, Tuch, Federn, Knochen und dgl. an die Nase, Ohren, um den Hals, um die Hände, Arme und Füße zu heften, und zwar vermuthlich nur aus übertriebenem Hang zum Putze, der aber kaum der Absicht hierbey, nähmlich für schöner gehalten zu werden, entspricht. So durchbohren sich die Zemblaner die Nase und Ohren, um diese Theile mit blauen Steinen behangen zu

(*) Reise um die Welt, Th. 2, S. 181.

können. Die siamischen Weiber tragen so starkes und schweres Ohr-Geschmeide, daß man leicht einen Daumen durch die von diesem Gewichte vergrößerte Ohr-Löcher stecken könnte. Die Formosanerinnen, welche schon von Natur lange Ohren haben, verlängern dieselben durch Angehänge von großem Muschelwerk noch mehr. Die Neu-Seeländer, beyderley Geschlechtes, tragen Tuch, Federn, Knochen von großen Vögeln, und bisweilen sogar einen hölzernen Stecken, in den Ohren; eben so pflegten sie auch gemeiniglich die Nägel, die man ihnen gab, in diesem dem Putze geweiheten Orte zu verwahren, und überhaupt alles nur dahin zu stecken, was sich durch die Löcher hindurch stecken ließ. Die Weiber ziehen bisweilen die schneeweißen Flaumfedern der Albatrossen hindurch; und diese breiten sich dann vor und hinter dem Ohre in einem Busche, der fast so groß als eine Faust ist, aus. Dieses läßt zwar sonderbar, aber, so seltsam es auch scheinen mag, doch gar nicht häßlich. Ausser dem Schmucke, den sie unmittelbar durch die Ohr-Löcher stecken, ziehen sie noch Schnüre hindurch, an welchen noch mehr Zierrathen hangen, als: Meißel oder Pfriemen, die aus grünem Talkstein verfertigt sind, und bey ihnen sehr hoch gehalten werden, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, Hunds-Zähne, und überhaupt alles, was sie, ihrer Meinung nach, Seltenes und Kostbares bekommen können. Capit. Cook traf in Süd-Wallis Insulaner an, deren vornehmster Putz in einem Knochen bestand, den sie in den Knorpel, welcher beyde Nasenlöcher von einander scheidet, und den sie zu diesem Ende durchbohren, steckten. Dieser Knochen ist einen guten Finger dick, und 5 bis 6 Zoll lang; er reicht ihnen solcher Gestalt quer über das ganze Gesicht, und verstopft beyde Nasenlöcher dermaßen, daß sie den Mund weit aufgesperrt halten müssen,

müssen, um Athem zu schöpfen; und wenn sie reden wollen, so ist ihre Sprache aus demselben Grunde so undeutlich, daß sie kaum einander verstehen können. Auch auf einer neu-seeländischen Insel traf Cook einen Mann an, der sich den Nasen-Knorpel durchbohrt, und eine Feder durch das Loch gesteckt hatte, die auf beyden Seiten über die Backen herrvorragete. le Maire (*) traf auf seiner Fahrt Insulaner an, deren Weiber, zum Zeichen ihres hohen Standes, Kokos-Blätter am Halse hangend hatten; und andere, die beyde Ohren, beyde Nasenlöcher, sogar die Scheidewand der Nase, mit Ringen, die Arme über den Elbogen und an den Gelenken der Hände mit Perlen-Schmuck behangen hatten. Dampier (**) berichtet, daß die Einwohner einer Insel, die er Garre-Denys nannte, in Ansehung ihrer Gesichts-Bildung nicht zu verwerfen gewesen seyn, wenn sie nicht ihr Gesicht auf die lächerlichste Art entstellten, indem sie eine Art von Pflöckchen, so dick als ein Finger und 4 Zoll in die Länge, quer durch beyde Nasenlöcher steckten, und beyde Enden so bis an den Backen-Knochen reichen ließen, daß man vor diesem seltsamen Zierrathe nichts, als eine kleine Spitze der Nase wahrnehmen kann; der großen Ohren nicht einmahl zu gedenken, welche sie mit eben solchen Pflöckchen, wie die Nase, ausfüllen, und zu schmücken pflegen. Mandelslo (***) sagt, daß die vornehmsten Weibs-Personen auf Guzarat kostbare Ohren-Gehenke von Diamanten, Perlen und andern Edelsteinen, tragen. Manchmahl hängen sie auch Ringe an die Nase, ohne einige Beschwerlichkeit, weil sie sich fast niemahls schnäuzen. Die Weibspersonen auf den Inseln des

(*) A. H. d. R. XI B., S. 463.

(**) Voyage, To. 5, p. 82.

(***) A. H. d. R. XI B., S. 210.

perſiſchen Meerbuſens pflegen auch in ihren Moden und Gewohnheiten ſtarke Nachahmerinnen der indianiſchen Weiber zu ſeyn, und Ringe in den Naſen-Knorpel zu hängen, auch wohl eine goldene Nadel quer durch die Naſen-Haut, nicht weit von den Augen, zu ſtecken. Auch unter den Arabern ſieht man viele Weiber mit einem durchbohrten Naſen-Loche, um einen großen Ring daran hängen zu können. Es ſoll ſogar unter die Artigkeit dieſer Völker gehören, den Mund ihrer Weiber durch dieſe Ringe zu küſſen, die zuweilen groß genug ſind, um den ganzen Mund in ihrem hohlen Raume verbergen zu können. Möglich ſcheint dieſes auch wohl zu ſeyn, zumahl wenn dieſe Ringe, wie Bouſſaye (*) verſichert, 3 Zoll im Durchmeſſer hielten. Eben Derſelbe berichtet auch, daß die Araberinnen ſich die Ohren an unterſchiedenen Orten durchbohren, um ſich daran mit eben ſo vielen Schnallen und Ringen ausputzen zu können. Die Weiber in Sierra Leona tragen Ohr-Geſchmeide, die gemeiniglich am Gewichte 3 bis 4 Unzen (6 bis 8 Loth) haben, und aus Zähnen, Schnecken-Schalen, Hörnern, Stücken Holz ꝛc. beſtehen. Desgleichen pflegen die Frauensperſonen auf den karaibiſchen Inſeln ihren Hals mit Schnüren von Glas-Kugeln, die ſie von den Europäern eingehandelt haben, zu behängen; auch ſchmücken ſie die Gelenke der Hand und des Elbogens damit, ſo wie ſie auch ihre Ohren, die ſie mit aufgezogenen blauen Steinen und Glas-Kugeln zieren, nicht leer laſſen. Doch hat man dieſe ſonderbaren Methoden ſich zu putzen, wie es ſich auch von ſelbſt vermuthen läßt, größten Theils nur bey dem weiblichen Geſchlechte, und zwar beſonders unter deſſen unverheurathetem Theile, bemerkt. Wie ſehr dergleichen äuſſerſt ſonderbare Künſteleyen entſtellen, iſt leicht

(*) Les Voyages de *Boullaye*, p. 318.

leicht zu erachten. Auch die Unter-Lippe lassen mehrere Nationen nicht ungeschmückt. Diese Gewohnheit haben verschiedene Völker, mit jenen auf Sierra Leona, am Senegal und auf der Küste von Guinea, mit einander gemein, welche leztere eben dergleichen Zierrathen, die theils sie selbst, theils andere, an den Nasen-Knorpel, Ohren ꝛc. hängen, auch daselbst anbringen. Auf der Nordwest-Seite von Amerika ist diese seltsame Art von Putz überdies noch ein Unterscheidungs-Zeichen des vornehmen Frauenzimmers, besonders bey denen, welche den Port-Mulgrave und den Norfals-Sund bewohnen. Sie machen sich eine Oeffnung in dem dicken Theile der Unter-Lippe, und erweitern sie nach und nach zu einer mit dem Munde parallel laufenden und auch eben so langen Linie; in dieser Oeffnung tragen sie beständig ein Stück Holz von einer runden Gestalt, und von der Dicke eines halben Zolles. Die Oberfläche ist nicht flach, sondern auf jeder Seite wie ein Löffel, doch nicht völlig so sehr vertieft. Die Ränder werden ebenfalls in Gestalt einer Rolle ausgehöhlt, damit sie diesen kostbaren Zierrath desto besser in der Lippe befestigen können, die dadurch oft wenigstens 3 Zoll in horizontaler Richtung erweitert wird, so daß, natürlicher Weise, sich jeder Zug in dem untern Theile des Gesichtes abscheulich verzerrt. Auch die Einwohner auf dem Cooks-Flusse tragen sich eben so geschmückt, und hängen überdies an ihre Nasen und Ohren Glas-Korallen, oder, wenn sie sonst nichts haben können, auch Zähne. Auf den Queen-Charlotten-Inseln verzerren sich die Weiber ihre Unter-Lippen ohne Unterschied, da dieser Putz bey den übrigen Insulanern sonst nur die vom hohen Range, oder auch von größern Glücks-Gütern, auszeichnet.

In so fern die Zähne, und deren theils natürliche, theils erkünstelte Farbe bey verschiedenen Nationen mit zu einer Art von Putz gehören, darf ich sie hier nicht ganz übergehen. Daß weiße Zähne, besonders unter den mehr cultivirten Nationen unsers Welt-Theiles, und gewiß mit Recht, in großer Achtung stehen, ist bekannt. Bey sehr vielen um desto minder cultivirten ist es aber fast durchgehends üblich, den Zahnen einen schwarzen Teint zu geben, und sich dann fur schöner zu halten. Die Gewohnheit, die Betel-Blätter (Piper Betel *Linn.*) zu käuen, der sich verschiedene Völker bis zur Unmäßigkeit überlassen, hat hieran einen offenbaren Antheil. Dieser ergeben sich, ausser den Chinesern und Javanern, die Einwohner von Sumatra, Malaka, und andere. Einige, wie die Siamer, schwärzen ihre Zähne mit einem Firniß, der aber oft aufgetragen werden muß, weswegen sie genöthigt sind, sich einige Tage nach dem Anstriche, des Essens gänzlich zu enthalten, um dem Firniß Zeit zu lassen, sich fest anzusetzen. Ob die Einwohner der Küste von Neu-Holland die beyden Vorder-Zähne der obern Kinnlade schon in früher Jugend ausreissen, weil man sie, nach Dampier's Bericht, bey allen, sowohl Männern als Weibern, Jungen und Alten vergeblich sucht, oder ob eine andere Veranlassung sie derselben beraubt, scheint noch nicht völlig ausgemacht zu seyn. Eher läßt sich eine gegründete Ursache denken, warum bey den meisten tatarischen Völkerschaften die Zähne nicht so nahe an einander stehen, wie bey andern, woran nähmlich der beständige Genuß des rohen Pferde-Fleisches Schuld seyn kann. Nach du Halde stehen bey den Chinesern die obern Zähne mehr, als die untern, hervor.

Unter die vorzüglichsten, nicht selten ganze große Nationen am meisten entstellenden Künsteleyen gehört auch die Gewohnheit, theils einzelne Theile, theils den

Kör-

Körper ganz, mit verschiedenen bunten Farben zu bestreichen und zu schminken, wovon ich bereits im LXXI Th., S. 722, fgg. gehandelt habe.

Leibes-Schwache, s. Leibes Stärke.

Leibes-Schwächung, s. Leibes-Abhärtung, im LXXI Th., S. 485, fgg.

Leibes-Schwere, oder Gewicht. Die größte Schwere eines Kindes, das zu rechter Zeit zur Welt kommt, geht selten über 8 Pfund, und die geringste ist wenig unter 5. — Personen von mittlerer Größe zwischen 5 Fuß, 1 Zoll, und 5 Fuß 4 Z. französ. Maßes, wiegen ungefähr 150 Pfund. Diejenigen, welche zwischen 4 F. 9 Z., und 5 F. 1 Z. hoch sind, wiegen gemeiniglich nur 135 Pfund.

Wage-Zettel von der Schwere Königs August II. von Pohlen, und einiger andern hohen Personen *). „Da es allerdings wichtig ist, die Fürsten, und alle Personen, welche großen Einfluß auf das menschliche Geschlecht haben, ganz zu kennen, so werden auch folgende Nachrichten nicht unwichtig seyn, die ich aus einem Manuscripte nehme, welches alle Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an sich hat. — Nach demselben wog König August von Pohlen, 1712, d. 6 May, (da er 42 Jahr alt war,) 260 Pfund; 1714, d. 10 Jun., 250 Pf.; 1715, d. 31 Oct., 244 Pf.; 1717, d. 22 May, 335 Pf.; d. 9 Nov., 236 Pf.; 1718, d. 11 Jul., 230 Pf.; 1719, d. 25 Apr., 220 Pf.; 1721, d. 29 Jun., 222 Pf.; 1722, d. 10 Apr., 189 Pf.; d. 16 May, 199 Pf.; 1723, d. 8 May, 209½ Pf.; 1725, d. 20 Febr., 216 Pf.; 1727, d. 2 Sept., 180 Pf.; 1728, d. 10 May, 204½ Pf.; 1729, d 29 Jan., 210 Pf.; d. 30 Dec., 226 Pf.; 1731, d. 11 Jul., 228 Pf.; 1732, d. 26 Oct., 220 Pf. (Also vom 42 bis 52sten Jahre immer abnehmend, hernach wieder etwas zunehmend.)

Sein Nachfolger, August III., wog als Kurprinz (22½ Jahr alt) 1719, d. 25 Apr., 276 Pfund; 1720, d.

(*) Berlin. Monatschr. herausgegeben von J. E. Biester. Febr. 1791, S. 121, fgg.

13 May, nur 256 Pf.; hingegen 1737, d. 24 Jul., als König, 293 Pfund. So daß er unter allen in diesem Wage-Verzeichnisse vorkommenden fürstlichen Personen die schwerste ist.

Der Kurprinz Friedrich Christian (nachmahliger Kurfürst) wog, als er bald 14 Jahr alt war, 1736, d. 22 Jun., 66 Pf.; 1737, d. 17 Sept., 75 Pfund. Prinz Xaver wog an leztgedachtem Tage, da er etwas über 7 Jahr alt war, 44 Pfund.

Die Schwere des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I. betrug d. 15 Jan. 1735, 230 Pfund; des damahligen Kronprinzen Friedrich (alt 23 Jahr) d. 21 Jan., 138 Pfund.

Der Erbprinz Friedrich Ludwig von Wirtemberg, (eben derselbe, welcher mit einer brandenburg-schwedischen Prinzessinn verheurathet, und damahls etwas über 21 Jahr alt war,) wog 1720, d. 13 May, 283 Pfund. Er kam also dem Könige August III. auf 10 Pf. nahe.

Unter den nicht fürstlichen Personen wog Hr. v. Lesgewandt, 1727, d. 2 Dec., vormittags 219, nachmittags aber 224 Pfund. So auch an eben dem Tage der Kron-Unterkanzler Lipski, vormittags 273, nachmittags 278 Pfund; der Kron-Schatzmeister Poniatowski vormittags 207, nachmittags 212 Pfund. Folglich bewirkte die Mittags-Tafel bey jedem der genannten Herren gerade eine Vermehrung von 5 Pfund. Noch wurde an eben dem Tage der Minister und General Graf Sulkowski gewogen, und 156 Pf. schwer befunden; es ist aber anzumerken vergessen, ob vom Vormittage oder Nachmittage die Rede sey.

Der General-Lieutenant Graf von Kastell wog, 1721, d. 29 Jan., 211 Pfund; aber 1729, d. 30 Dec., 360 Pfund; er gewann also in einem Zeitraume von 8 Jahren einen Zuwachs von 150 Pf.; und ist unter allen Vorkommenden der Allerschwerste. — Der Pater Querini wog, 1737, d. 17 Sept., als Jesuit, nur 174 Pfund.

Damen kommen nur zwey vor. Die Gräfinn Orzelska wog, 1725, d. 20 Febr., 132 Pf.; 1728, d. 19 Jul., 129 Pf. Die Feld-Marschallinn Gräfinn Flemming, d. 15 May 1726, 128 Pfund.

Vermuthlich werden bey der großen Wage in dem Haupt-Zeughause zu Dresden, wo alle diese Herren und

Da-

Damen gewogen sind, noch mehrere solche nicht ganz unlehrreiche archivalische Nachrichten aufbehalten seyn. Ich weis übrigens nicht, ob es an diesem oder an andern Höfen noch Sitte ist, zuweilen die regierende Familie, die hohen Besuchenden, und die zum Hofe gehörigen Personen, zu wägen."

Linné versichert, zu Amsterdam ein so ungeheuer dickes Kind gesehen zu haben, daß es, ohne seine Füße aus einander zu dehnen, nicht aufrecht stehen konnte; es wog 500 holländ. Pfund. Da es seine Mutter weder selbst stillen, noch eine Amme halten konnte, so hatte sie es mit süßem Biere aufgezogen.

Im J. 1565, starb der Stadt-Einnehmer in Durlach, dessen Körper 600 Pfund wog.

In Greifswalde lebte, am Anfange dieses (18ten) Jahrh., ein Professor, Nahmens Schack, der so fett war, daß er über 400 Pfund wog. Er konnte sich auch fast gar nicht bewegen. Czaar Peter der Große, der, bey der Belagerung von Stralsund, dort sein Haupt-Quartier hatte, sahe ihn, und wollte so wenig glauben, daß es natürliches Fett war, daß er schwer davon abzubringen war, diesem Manne einige Incisionen machen zu lassen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Schack kam indessen mit der Furcht ab, starb aber bald darauf (*).

Ein Engländer aus Lincoln, starb 1724, im 29sten Jahre seines Alters. Er war 6 F. 4 Z. lang, maß 10 Fuß im Umfange, und hatte 580 Pfund am Gewicht. Er war ein Vieh-Händler, und verzehrte täglich 18 Pfund Rind-Fleisch.

Der Engländer, der über den Berg Senis in Piemont reisete, wog 550 Pfund.

Eduard Bright, ein Specereyhändler, starb in seinem 30sten Jahre zu Malton, in England. Er

hatte

(*) Mayer Beschreib. des menschl. Körpers, Th. 1, S. 154.

hatte das zweyte Jahr noch nicht erreicht, als er schon über 144 Pfund schwer war. In seinem 20sten Jahre wog er 336, und bey seinem Tode 616 Pfund. Er war 5 F. 9½ Z. hoch. Unter den Armen hielt er 5 F. 6 Z. im Umfange, und der Umkreis seines Bauches betrug 6 F. 11 Z. Sein Ober-Arm war 2 F. 8 Z. dick. Nach seinem Tode waren 12 Männer nöthig; um ihn in das Grab zu senken, brauchte man eine besondere Maschine. In seine Kleider konnten sich sieben Personen hüllen, wie dieses aus Kirchen-Büchern und aus der hierüber gerichtlich abgefaßten Registratur erhellet. Dieser Mann starb am 12 März 1750. Er konnte sich, ungeachtet seiner ungeheuern Schwere, sehr leicht bewegen.

Am 6 Oct. 1754, starb, zu London, ein Fleischer, Nahmens Jacob Peuvel, der aus Stebbing in der Grafschaft Essex geburtig war. Ungeachtet er nur 39 Jahr alt war, so wog er doch ungefähr 480 Pfund.

Die Schwere des Menschen ist nicht weniger veränderlich, als seine Größe oder Höhe. Personen, die sich wohl befinden, und ein ordentliches Leben führen, werden alle Monathe um 1 oder 2 Pfund schwerer, welche sie aber auch wieder verlieren, und am Ende des Monathes aufs neue zu ihrer natürlichen Schwere gelangen. Im Sommer wiegt ein gesunder Körper gegen 3 Pfund weniger, als im Winter. Das Gewicht des Körpers steigt mit dem Anfange des Herbstes, und fällt mit dem Anfange des Sommers.

Versuch über die eigenthümliche Schwere eines lebenden Menschen, von John Robertson, im 1 Th. des 50 B. der Philos. Transactions, a. d. J. 1757 (*). „Im Herbste des Jahres 1756 hatte ich Gelegenheit, den Gebrauch der Tabelle von der eigenthümlichen Schwere und dem Gewichte verschiedener Körper in einigen Beyspielen zu

(*) Im 3 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1772.

zu zeigen. Unter andern glaubte ich, es würde nützlich seyn, die eigenthümliche Schwere des Menschen herauszubringen. Ich nahm zu dem Ende einen Wasser Kasten, 78 Zoll lang, 30 breit, und 30 Z. hoch, der genau wie ein langes Viereck gemacht war, um die Berechnung der horizontalen Durchschnitte, welche die Oberfläche des Wassers in dem Kasten macht, möglichster Maßen zu erleichtern. Darauf bemühete ich mich um 10 Leute, mit denen ich die Versuche nach einander anstellen wollte; nähmlich: zwey von 6 Fuß; zwey von 5 F. 10 Z.; zwey von 5 F. 8 Z.; zwey von 5 F. 6 Z., und zwey von 5 F. 4 Zoll. Von jeglicher Höhe wollte ich gern einen fetten und einen magern Menschen haben; da ich sie aber nicht, wie ich wünschte, haben konnte, und bis in die Mitte des Octobers wartete, so mußte ich mit solchen zufrieden seyn, die sich zu den Versuchen in dieser Jahrszeit freywillig angaben. Es waren insgesammt Hand-Arbeiter, und ausser einem oder zwey mittelmäßig starken, alles schlanke und hagere Personen. Ich hatte mich bereits mit einem langen Maße versehen, ihre Höhe zu nehmen, und Wageschalen sie darin zu wägen. Als alles in Bereitschaft war, zog sich jeder in einem Neben-Zimmer aus, und behielt, des Wohlstandes wegen, bloß ein Par weite Schiffer-Hosen an. Zuerst nahm ich seine Höhe, dann sein Gewicht, und alsdann stieg er in den Kasten, nachdem er zuvor einen guten Schluck Branntwein genommen hatte. An das eine Ende des Kastens hatte ich einen Maßstab, in Zolle und Zehntheile abgetheilt, befestigt, und merkte daran genau die Höhe des Wassers vor dem Einsteigen, und nach dem Untertauchen des Mannes in dasselbe. Aus diesen verschiedenen Observationen ist folgende Tabelle entstanden:

Num.	Höhe. Fuß.	Z.	Gewicht. Pfund	Wasserhöhe vor dem Einsteigen. Zoll.	Wasserhöhe nach dem Untertauchen. Zoll.	Wasserstieg Zoll.	Körperlicher Inhalt.	Gewicht des Wassers. Pfund.
1	6	02	161	19,30	21,20	1,90	2,573	160,8
2	5	10 3/16	147	19,25	21,16	1,91	2,586	161,6
3	5	9 1/2	156	19,21	21,06	1,85	2,505	156,6
4	5	6 3/4	140	19,17	21,21	2,04	2,763	172,6
5	5	5 1/8	158	19,13	21,21	2,08	2,817	176,0
6	5	5 1/2	158	19,09	21,26	2,17	2,939	183,7
7	5	4 3/16	140	19,05	21,06	2,01	2,722	170,1
8	5	3 1/8	132	19,01	20,86	1,85	2,505	156,6
9	5	4 1/8	121	18,97	20,76	1,79	2,424	151,5
10	5	3 1/4	146	18,93	20,66	1,73	2,343	146,4

Während diesen Versuchen ereigneten sich einige Unbequemlichkeiten, die ich anfänglich nicht vermuthet hatte, und denen ich hernach nicht wohl abhelfen konnte. Es sollte nähmlich jeder von den Leuten fein gemächlich in das Wasser steigen, sich bis an den Kopf niederlassen, und so lange warten, bis das Wasser ruhig geworden wäre; alsdann sollte er geschwinde den Kopf untertauchen, und ihn einige Secunden unter dem Wasser halten, bis ich die Höhe desselben genau genommen hätte; ja, wenn einer aus dem Kasten gestiegen wäre, sollte der andere nicht eher wieder hinein gehen, als bis das Wasser sich nicht mehr bewegete. Hätten diese Dinge, meinem Angeben nach, genau können befolget werden, so würde ich die vorstehende Tabelle, als genugsam vollständig, angeben. Da aber die Leute schon an sich von ganz anderer Länge waren, als ich wünschte, und noch dazu immer eilten, um davon zu kommen, so gar, daß auch das Wasser, wann sie eintraten, nicht in genugsame Ruhe kommen konnte; und da ich sie hiernächst nicht dahin zu bringen vermochte, sich sanft genug niederzusetzen, viel weniger den Kopf nur eine Secunde unter dem Wasser zu halten, so ward die Oberfläche bey den meisten Versuchen nie so ruhig, daß die Höhe desselben sich ganz genau abmessen ließ, sondern ich war genöthigt, dieselbe unter den vielen Schwankungen nur ins Mittel zu nehmen. Hiernächst legte die große Grundfläche des Kastens der verlangten Genauigkeit ein großes Hinderniß in den Weg. Indessen besinne ich

mich

mich doch nicht, daß dergleichen Versuche irgendwo wären angestellt worden; daher werden die gegenwärtigen doch vielleicht denjenigen angenehm seyn, die über diesen Punct einige Kenntniß zu haben verlangen. Sollte ich einmahl ähnliche Versuche vornehmen, so würde ich dazu ein aufgerichtetes Parallelepipedum, nicht über 18 bis 20 Zoll weit, wählen, das inwendig mit Stufen zum Herabsteigen versehen wäre; denn über einer so kleinen Grundfläche kommt das Wasser eher in Ruhe, und die Schwankungen desselben sind darin auch nicht so groß.

Eine vornehmliche Ursache zu diesen Versuchen war wohl das große Verlangen zu wissen, ein wie großes fichtenes oder eichenes Bret einen Menschen im Fluß- oder See-Wasser oben erhalten könnte. Denn ich hielt dafür, die meisten Menschen wären an sich schwerer, als das gemeine frische Fluß-Wasser. Aber diese Versuche zeigen das Gegentheil. Den ersten und lezten ausgenommen, so ward jeglicher Kerl leichter, als eine ihm gleich große Masse frisches Fluß-Wasser, und noch mehr, als so viel See-Wasser, gefunden. Wenn daher Personen, die in das Wasser fallen, nur genug Gegenwart des Geistes haben, das dabey gewöhnlich vorfallende Schrecken zu vermeiden, so würden sie vor dem Untergehen vielmahls bewahrt seyn, und ein Stückchen Holz, etwa so groß als ein Ruder, könnte einen Menschen guten Theils so lange über dem Wasser erhalten, als er noch Kräfte hat, sich anzufassen. Vielleicht ergiebt sich dies einiger Maßen noch besser aus folgender Nachricht.

Die Herren der Admiralität halten zur Uebung für die Scholaren auf der königl. Akademie des Seewesens, zu Portsmouth, eine kleine Jacht, auf welcher die jungen Lehrlinge, unter Direction eines der Aufseher, und Beystande von 8 bis 10 Seeleuten, praktischen Unterricht bekommen, ein Schiff in der See zu regieren. Als daher die Jacht das lezte Mahl, etwa im October, auslief, so bekam einer dieser Scholaren, der kaum 13 Jahr und von hagerer Constitution war, Befehl, das Senkbley herauf zu ziehen. Der junge Mensch trat kaum auf ein Seiten-Holz am Verdecke des Schiffes, als er schon über Bord fiel. Die See war ungestüm, und die Jacht segelte scharf; er war also augenblicklich eine große Strecke vom Schiffe weg. Man ließ unverzüglich das Boot herunter. Da

aber

aber das Seil daran nicht fest war, kam es los, und gieng in die See. Einer der Seeleute sprang sogleich über Bord, warf sich in das Boot, brachte es seitwärts an das Schiff, nahm noch einen Matrosen ein, und so fuhren sie nach dem jungen Menschen, den sie auch erreichten, nachdem er über eine halbe Stunde im Wasser gewesen war. Dieser erzählte hernach, er hätte sich, weil er ein wenig schwimmen gekonnt, und dabey überleget, daß er untergehen würde, wenn er gegen die Wellen strebete, auf den Rücken gewandt, und sich solcher Gestalt den Wellen übergeben; dabey hätte er sich völlig ruhig gehalten, und darauf gesehen, wenn eine Welle über ihn geschlagen, den Athem an sich zu halten, und das ihm in den Mund getretene Wasser auszuspeyen. Seinen Hut, der, glücklicher Weise, vermittelst einer Schnur in einem Knopfloche des Rockes angebunden gewesen, hätte er oft, zum Zeichen wo er wäre, mit der Hand in die Höhe gehalten. Gerade zuvor, ehe das Boot bey ihm angelanget, sey er matt, und seine Augen trübe geworden, und habe sich nunmehr am Rande des Untersinkens gehalten. Dieser Mensch, der sich durch seine Klugheit vom Ertrinken gerettet, muß damahls specifisch leichter, als das Wasser, gewesen seyn."

Deutscher Zusatz. (von Hrn. Prof. Titius.) „Es ist eine durch Versuche längst ausgemachte Sache, daß der menschliche Körper, von mittelmäßiger Leibes-Beschaffenheit, allemahl ein wenig leichter, als das frische Wasser, sey. Dies ist um so viel mehr gewiß von einem dicken, fetten und aufgedunsenen Körper, der, seiner Natur nach, schon viel weniger wiegen muß, als das Wasser, welches mit ihm gleiche Raum einnimmt. Denn Fett, frisches und mit Luft erfülltes Fleisch der Thiere, ist schon an sich leichter wie Wasser. Dies ist die Ursache, warum der fette dickbäuchige Abt Moccia, in Neapel, nicht untergeht, sondern aufrecht in demselben herum spaziert (*). Hergegen

(*) Von dem Abte Paul Moccia, welcher 50 Jahr alt war, und sich durch seine lateinischen Briefe und durch eine griechische Prosodie bekannt gemacht hat, wird erzählt, er habe sich in das Meer gestürzt, und sey nicht so bald auf dem Grunde gewesen, als er in einer senkrechten Richtung wieder auf die Oberfläche empor kam, wo er bis an die Brust im Wasser stand, ohne einige Bewegung zu machen. Er blieb

gegen hagere und dürre Körper wiegen wenig minder, als das ihnen gleichräumige Wasser, folglich gehen sie eher unter. Setzt man nun, daß jemand ins Wasser fällt, angenommen, daß er dabey von schweren, zumahl wollenen, Kleidern entblößt sey, und kann dabey, wie dieser junge Mensch, ruhig seyn, so bleiben die flüssigen und fleischigen weichen Theile seines Körpers gleich stark ausgedehnt, die Brusthöhle hält immer gleich viele und elastische Luft in sich, und trägt zur Leichtigkeit des Körpers vieles bey. Wird aber die Luft in der Angst sehr ausgestoßen, und der Körper durchs Arbeiten mit Schwimmen sehr angegriffen, so wird er bald matt, die fleischigen Theile erkalten, ziehen sich näher zusammen, und werden gegen das Wasser alsdann specifisch schwerer. Daher wird es alsdann dem Menschen sauer, sich über dem Wasser zu erhalten, und er sinkt, zumahl bey eingeschlucktem Wasser, allmählich unter. Dasjenige, was hier der junge Mensch gethan, schreibt schon Bachstrom (Kunst zu schwimmen, S. 16.) folgender Maßen von sich: „Es „dünkte mich, daß es beym Schwimmen vorzüglich darauf ankä-

me,

blieb in dieser Stellung mit in einander geschlungenen Armen, und gieng mit eben der Gewißheit im Meere, als andere auf dem festen Lande. Man versichert, daß Taucher ihn mehr als ein Mahl mit sich auf den Grund des Meeres genommen hätten, daß er aber, so bald sie ihn los ließen, wie Kork-Holz wieder in die Höhe stieg. Zu einer andern Zeit war er auf dem Wasser eingeschlafen, und streckte sich eben so aus, als wenn er im Bette läge; er wendete sich bald auf diese, bald auf jene Seite, ohne jemahls unterzutauchen. Er versicherte, daß er unter seinen Füßen einen eben so starken Widerstand fühlte, als auf dem festen Lande, und wunderte sich über diese besondere Eigenschaft eben so, wie andere. Die Naturforscher, welche diese Erscheinung beobachteten, bemerkten, nachdem sie ihn gewogen und seinen Umfang gemessen hatten — (er wog 300 ital. Pfund, bey uns 211 Pf.) — daß er 30 Pf. weniger wog, als ein gleiches Volumen von Wasser. Im Sept. 1760 entdeckte er von ungefähr diese sonderbare Eigenschaft, und zog alsdann durch Uebung und Gewohnheit alle mögliche Vortheile daraus. K.

Hrn. Prof. Titius Betrachtungen über den welschen Abt Moccia, der für sich im Wasser gehen und nicht untergehen kann, st. in Dessen gemeinnütz. Abhandlungen ꝛc. 1 Th. (Lpz. 1768, 8.) S. 491 — 498.

„me, ungehindert athmen zu können, wenn gleich der ganze Kör-
„per, Mund und Nase ausgenommen, ins Wasser getaucht wäre.
„Ich legte mich daher beym Schwimmen auf den Rücken, nach-
„dem ich mir die Ohren, welchen jedoch das Wasser sonst eben
„nicht so gar schädlich ist, zugestopft hatte. Solchergestalt hatte
„ich den Kopf so weit unter Wasser, daß nur Nase und Mund
„hervorragten. Gleichwie nun durch diese hydrostatische Beob-
„achtung und Ausübung mein Körper der andern Glieder, sich
„über Wasser zu erhalten, nicht sonderlich bedurfte, so konnte ich
„solchergestalt wohl 2 Stunden nach einander schwimmen. —
„Aber man muß sich doch ungemein zwingen, viele Stunden lang
„so steif ausgestreckt zu liegen, und es ist zu befürchten,
„daß man von einem krampfigen Zufalle angegriffen werde.“
Ich merke dabey noch an, daß eben dieser Bachstrom den vor etlichen Jahren mit vielem Geschrey erfundenen Wasser-Harnisch, den der neue französische Erfinder Wasser-Wamms nennt, bereits im J. 1734 in Uebung gehabt, und A. 1742 in seiner Kunst zu schwimmen (art de nager) beschrieben hat.“

Beschreibung einer Wage, sich selbst zu wiegen, oder einer Wage, wodurch ein Mensch den Ab- und Zugang der Schwere seines Leibes täglich, ja stündlich, ohne eines Andern Hülfe erforschen kann. Da für einen Menschen auf der Welt nichts edleres, als Gesundheit, und nichts elenderes, als ein siecher Leib ist, so haben von je her Aerzte sich aufs äusserste bemühet, fast täglich neue Mittel zu erfinden. Einer will ein Universal-Mittel haben, welches alle Krankheiten heben soll; ein Anderer will alle Tage mediciniren. Einer verwirft alle Arzeneyen, und will durch lauter Wasser curiren; ein Anderer bloß durch Reinigung des Magens mit einer Bürste. Noch ein Anderer will bloß durch eine genaue Diät, Gesundheit und langes Leben zuwege bringen. Zu Leztern gehört *Ludovicus Cornaro*, welcher aus einem adelichen Geschlechte von Venedig gebürtig war, und sich meist zu Padua aufhielt; er hat sich alle Speisen zugewogen, und seine Natur dermaßen verzärtelt, daß, da er täglich

lich nur 4 Loth mehr essen wollte, in eine Krankheit fiel. Er starb 1566 zu Padua, nachdem er über 110 Jahr gelebt, und ein Buch von seinem in der Jugend unmäßig geführten, hernach aber verbessertem Leben, u. d. T. Discorsi della vita sobria, geschrieben hatte, welches *Lossius* ins Lateinische übersetzt, und seinem Hygiastico hat beydrucken lassen, M. Chr. Ludovici aber ins Deutsche gebracht, und, nebst einiger Nachricht von des *Cornaro* Leben, seinem 2ten Theile des englischen Arzneybüchlein (Lpz. 1738, 8.) einverleibet hat. Noch weiter aber gieng *Santorius Santorii*, oder *Sanctorius Sanctorii*, Prof. der Medicin zu Padua, welcher, nach einer langwierigen Untersuchung und Erforschung der Natur, endlich auf die Meinung kam, daß die in dem Leibe zurückbleibenden Ueberflüssigkeiten der Speise, die vornehmste Ursache der Krankheiten wären, und daß dagegen kein besseres Mittel sey, als die Transspiration, welche durch die Schweißlöcher geschieht. Nachdem er nun verschiedene Gründe, wodurch er Andere von seiner Wahrheit zu überzeugen vermeinte, erfunden hatte, brachte er dieselben in Aphorismos, und machte davon ein Tractätchen, u. d. T. de medicina statica aphorismorum sectiones VII., welches unter anderm 1657 und 1664, im Haag, 1670 nebst *Hippolyti Obicii* staticomastige, und 1736 nebst Andr. Rüdiger's Tr. de diaeta humanae naturae, zu Leipzig gedruckt, 1725 aber von *Noguez* in Paris, in 2 Bänden in 8., und von *Lorry* in Paris, 1770, in 12. herausgegeben worden ist. Daß bey einer starken Bewegung und Erhitzung des Körpers, so wie auch bey dem Gebrauche warmer und hitziger Getränke, und überhaupt durch alles, was das Blut in schnellere Bewegung setzt, sich eine Feuchtigkeit auf der Haut, unter dem Nahmen des Schweißes, in Tropfen ansammle, dieses lehrt die tägliche Erfahrung, und war

den Menschen von Anfang an bekannt. Daß aber auch ohne diese heftigen Bewegungen des Blutes, und bey einer ordentlichen Circulation desselben, eine unsichtbare und unmerkliche Feuchtigkeit beständig aus den Gefäßen der Haut ausdunste, dieses war vor den Zeiten des *Sanctorii* unbekannt, und die Ehre der Entdeckung davon ihm vorbehalten. Man konnte zwar aus der ausdunstenden Feuchtigkeit der Lungen, welche bey der Kälte der Luft sichtbar wird, weiter schließen und muthmaßen, allein durch die Sanctorianischen Versuche sind wir erst von dem weiten Umfange dieser Ausführung überzeugt worden. Dieser *Sanctorii* fand, indem er seinen Körper, seinen Stuhlgang und Urin, auf der weiter unten beschriebenen Wage täglich abwog, daß von 8 Pfund Speisen und Getränk, 3 Pfund durch die sichtbaren Ausleerungen weggiengen; da er aber bemerkte, daß von den übrigen 5 Pfunden der Körper weder schwerer, noch auch etwas davon auf eine sichtbare Art aus dem Körper abgesondert wurde, so schloß er, daß sie sich durch die Gefäße der Haut auf eine unmerkliche Art verlieren müßten. Noch mehr wird man aber von der Wahrheit des Sanctorianischen Systems überzeugt, wenn man einen Spiegel an die bloße warme Haut hält, denn alsdann wird derselbe von den aus der Haut aufsteigenden Dünsten ganz trübe. Eben so, wenn man in eine gläserne Flasche eine warme Hand steckt, so werden sich in derselben nach und nach Tropfen sammeln. Die Menge der Ausdunstung ist aber unter allen Umständen nicht einerley. So dunsten die Menschen in wärmern Gegenden mehr, als in kälteren, aus; und dieses mag die Ursache seyn, warum *Santorii*, der in Italien lebte, die Ausdunstung etwas häufiger angegeben hat, als man sie in kälteren Ländern beobachtet (*), ob

(*) Durch Versuche, die in einer kältern Gegend angestellt worden

ob man gleich dieses zugeben muß, daß die unmerkliche Ausdunstung wahrscheinlich noch stärker ist, als man sie nach den genossenen Speisen und Getränke berechnen und angeben kann, weil auch eine Menge von Feuchtigkeiten durch die einsaugenden Gefäße der Haut in den Körper gebracht wird.

Die Sanctorianische Wage, Fig. 4177, ist dazu bestimmt, daß jemaad wissen kann, er habe so viel gegessen, als ihm bestimmt ist, und daß er nun aufhören solle. Der Mensch sitzt auf einem Stuhle an dem Tische, und soll der Stuhl etwa 1 Zoll von der Erde abstehen, oben aber durch das Seil an dem Wage-Balken einer Schnell-Wage hangen, und so eingerichtet seyn, daß, wenn der Mensch an Speise und Trank so viel, als am Gewichte geordnet ist, zu sich genommen hat, der Stuhl schnell herunter schnappt, und den Essenden erinnert, daß er aufhören soll. Allein auf die Art, wie die Wage hier gezeichnet ist, wird es nimmermehr geschehen können, daß der Stuhl auf ein Mahl niederkippet; denn soll dieses geschehen, so muß die Haupt-Achse a etwas tiefer stehen, als die Anhänge-Puncte c, wider die Natur der andern Wagen, doch auf die Art, wie die im XIX Th., S. 399, f. und in Fig. 1031 a) und 1031 b) abgebildeten, Ducaten-Wagen gemacht sind, das Gewicht B aber muß indessen aufruhen. Weiter aber dient diese Wage nicht, daß man nähmlich vermittelst derselben wissen kann, wie viel man transspirirt hat, wie viel man täglich ab- oder zugenommen hat, und mehrere dergleichen Dinge, die *Santorii* durch die Wage zu erforschen erinnert, daß man auf etliche Loth, und nur gar auf ein Quent, seine differente Leibes-Schwere wissen könnte. Deswegen hat Leupold, auf Verlangen

den sind, hat man gefunden, daß von 8 Pfund Speisen und Getränke, nur 56 bis 30 Unzen ausdunsten.

des Bar. v. Wolff eine Invention gemacht, die man aller Orten hinsetzen und tragen, auch bey Loth und Quent sich selbst auswiegen kann. Die Beschreibung derselben, in seinem Schauplatz der Gewicht-Kunst und Wagen, (Leipzig, 1774, f.) S. 64, f. ist folgende (*).

„Machina anthropometrica, oder Maschine und besondere Wage, vermittelst welcher sich ein Mensch nicht nur selbst bequemlich wägen kann, wie schwer er ist, und wie sein Körper ab- oder zunimmt, sondern auch so gar, wie durch die unsichtbare Evaporation oder Transspiration, nähmlich Ausdunstung durch die Schweißlöcher, der Mensch um ein merkliches an seiner Schwere, doch zu einer Zeit mehr, als zur andern, abnimmt.

Es wird solche eine Wage von besonderer Art genennet, weil sie vor andern darin differirt: 1. daß man diese Wage aller Orten kann hintragen lassen und stellen, es sey in Stuben oder Schlafzimmern, ohne daß etwas weiter nöthig die Wage daran zu hängen; 2. daß weder der Wagebalken, noch auch der Stuhl, der statt der Wage-Schale ist, sich im Kreise herum dreht oder schwenket, wie bey andern Wagen; 3. daß die Person sich sicher und bequem setzen, und der ganze Stuhl nicht mehr als auf zwey Seiten in etwas weichen kann, welches bey der ordinairen Wageschale nicht ist; 4. daß die Person, ohne Hülfe eines andern Menschen, sich selbst in die Wage oder in den Stuhl setzen, das Gewicht einlegen oder ausnehmen, und sich selbst auswägen kann, absonderlich wenn die Person ihre Schwere bis auf etliche Pfund weis; 5. daß die Zunge nicht über, sondern unter sich steht, damit die Person im Stuhl es bequem sehen kann, wenn solche perpendikulär und innen steht.

Erklär-

(*) Eine abgekürzte, aber deshalb nicht hinreichend deutliche, Beschreibung und Zeichnung der im Durchschnitt vorgestellten Maschine, findet man in Hrn. Rect. Kunze Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen, 1 B. (Hamb. 1796, gr. 8.) S. 62, f. und der dazu gehörigen Fig. 22.

Erklärung der Figuren und deren Theile.

Fig. 4178 a), stellt die Maschine nach der Cavalier-Perspectiv vor, bis auf den Kasten T mit dem Gegen-Gewicht und Untersatz, darauf solcher ruhet.

A, ist ein hölzernes Kreuz aus zwey Stücken, die bey a zusammen geschraubet sind, solches, wenn es nöthig, wieder von einander zu nehmen; hat an drey äussersten Enden drey viereckige Löcher, bbb, ist allein gezeichnet Fig. 4178 h), darin

B, C, D, drey Säulen stehen, und unten auf dem Fuß

E, F, G, mit drey Muttern, C, F, V, W, die an statt der Kugeln oder Füße dienen, fest geschraubet; auf diesen drey Säulen ruhet obenher und hält solche zusammen

H, I, drey Stücke Holz, da das eine, H, Fig. 4178 d), mit zwey Zapfen c, c, in I steckt, und durch die Bolzen M befestigt ist.

I, ist der Balken, an welchen die Wage und also die ganze Last hängt; daher solcher in der Mitte auch um ein ziemliches stärker ist, wie die Figur zeigt. In diesem Balken sind obenher mit Muttern dd befestigt die beyden Arme M M, darin die Wage hängt, und die an statt der Schere dienen, ingl. auch die zwey Säulen B, C, und die dritte D im Holz H mit ihren Muttern e, e, e, befestigt.

K, der eiserne Wagebalken, der in zwey eisernen Armen, M, M, hängt, welche im Balken I fest geschraubet sind. Dieser ist von andern Balken darin unterschieden: 1. daß der mittelste Zapfen, oder die Achse f, viel länger ist, als sonst, wie Fig. 4178 e) und f) zeigt, damit der Wagebalken sich nicht so leicht im Kreise horizontal drehen und wenden kann, wann der Stuhl hin und her spielt; hingegen muß solcher um ein gut Theil stärker seyn; ferner, so kann zwar auf der einen Seite, wo das Gegen-Gewicht hängt, nur ein ordinairer Haken g seyn, aber an dem Ende, wo der Stuhl anhängt, muß gleichfalls ein ziemlicher Zapfen seyn, wie in Fig. 4178 e) und f) bey h zu sehen ist, und zwar deswegen, damit sich ebenfalls der Stuhl nicht im Kreise herum

drehe, welches sehr verdrießlich und beschwerlich ist. Zu dem Ende ist auch

M, das Gehänge anders, als sonst, gemacht, wie in Fig. 4178 g) zu sehen ist; deswegen auch untenher ein flaches Charnier i gemacht, und in dem eisernen Bügel L mit einem Bolzen befestigt ist, daß sich also der Stuhl allezeit perpendikulär wenden, aber nicht im Kreise herum drehen kann.

M, M, zwey Arme, darin die Wage hängt. Diese beyden Arme können auch so gemacht werden, daß sie zugleich eine Stämme abgeben können, wie in Fig. 4178 b), Mn, zu sehen ist.

N, die Zunge, oder Index an der Wage, die hier unter sich geht, damit die Person, welche im Stuhle sitzt und sich wäget, solches bequem sehen kann, wenn solche innen steht.

O, der Stuhl, Fig. 4178 a) perspectivisch; Fig. 4178 b) seitwärts; Fig. 4178 k) vorwärts. io, der Sitz. k, zwey Arm-Lehnen, welche aber ziemlich breit, und auf den Seiten mit Leisten versehen sind, damit man verschiedene Gewichte darauf setzen kann. l, ein Fußtritt, der aber in Fig. 4179 a) weggelassen ist.

P, ein starker eiserner Bogen, oben in m mit zwey Backen, darin L, das Gehänge, F. 4178 g), mit einem Bolzen fest gemacht ist. Auf beyden Seiten sind zwey lange Schienen, n, daran der Stuhl auf jeder Seite an drey Orten fest gemacht ist.

Q, die Rücklehne am Stuhl.

R, ein starkes, mit Leisten eingefaßtes Bret, etliche Gewichte darauf zu stellen.

S, ein eiserner Stab, über welchem die Zunge innen steht, wenn die Wage im Gleichgewichte ist. R und S können bey Zerlegung des Stuhles herausgenommen werden.

T, ein Kästchen mit einem eisernen Bügel, op, die Gegen-Gewichte darein zu setzen; Fig. 4178 i) perspectivisch; Fig. 4178 k) im Profil.

X, ein Stuhl oder Untersatz, worauf der Kasten mit dem Gegen-Gewichte T ruhen kann.

Fig. 4178 e), der Wagebalken perspectivisch; Fig. 4178 f), im Grundriß. Fig. 4178 b), der Stuhl seitwärts; Fig. 4178 k), rückwärts.

Anmerkung wegen der Mechanik. Obschon durch überflüssige Figuren die Sache deutlich genug vorgestellt ist, so ist doch zu merken: 1. Daß die Stellage eben nicht 3 Säulen haben darf, sondern wohl mit 4 und mehr Säulen, nach dem es Jedem bequem däucht, gemacht werden kann. Hier hat man nur die leichteste Art genommen. 2. Wer einen beständigen Ort dazu erwählen kann, darf die Wage oben nur an einen Balken fest machen lassen, und neben dem Stuhle eine kleine Tafel, worauf die kleinen Gewichte und das Kästchen mit dem Gegen-Gewichte ruhen, anbringen, und darauf auch einen eisernen Stab, an welchem die Zunge den gleichen Zustand zeigt, befestigen lassen. Oder es dürfen auch nur 2 Säulen seyn, wenn solche unten und oben befestiget werden können. 3. Der Stuhl kann, nach jeder Person Bequemlichkeit, höher oder niedriger, weiter oder enger gemacht werden. 4. Was bey dem Wagebalken zu beobachten ist, ist aus Obigem zu ersehen. 5. Eine Schnellwage dient hier nicht, weil Eine Person die Gewichte nicht dirigiren kann, sondern allezeit zwey Personen seyn müssen.

Gebrauch dieser Maschine. 1. Es müssen nicht nur 1 bis 2 ganze und halbe Centner, sondern auch ein Vorrath von kleinern Gewichten, als: ganze, halbe und Viertel-Pfund, wie auch Loth und Quent, vorhanden seyn. 2. Das Wägen geschieht auf zweyerley Art: entweder, daß die Person sich erstlich in den Stuhl setzt, und dann das Gewicht eingelegt wird; allein hierzu wird noch eine Person erfordert. Oder, daß erstlich das Gewicht eingeleget werde, und dann erst (welches die bequemste Art ist,) die Person sich hinein setzt, und durch dieselbe allein kann verrichtet werden, und zwar also: Die Person legt so viel Gewichte in den Kasten T, Fig. 4178 k), als sie meint, daß sie schwer ist, welches durch etliche Mahl zu probieren bald gefunden wird, und nur das erste Mahl, und hernach nicht weiter nöthig ist; doch darf es so accurat nicht seyn, sondern es können etliche Pfunde, ja wohl 10, oder mehr zu viel oder zu wenig, genommen werden. Dieses aber zu ersetzen, so liegen auf den bey-

den Arm-Lehnen des Stuhles KK, oder nur auf dem Brete R, so viel Gewichte, welche entweder von K in R, oder von R in KK können geleget werden, bis die Zunge N auf dem Stab S innen steht. Die Gewichte auf den Arm-Lehnen KK müssen vom Gegen-Gewicht T allezeit subtrahiret werden.

Beschreibung dessen, was für Experimente Hr. D. Keil mit dieser Wage gemacht hat. Es hat Hr. D. Jac. Keil zu London, Ao. 1718 Tentamina medico-physica &c. ediret, und diesen die Medicinam Staticam Britannicam angehänget, worin er, nach des *Sanctorii* Art, in England auch dergleichen Experimente angestellet, und einen großen Unterschied zwischen den italiänischen, als welche in einem heißern Lande gemacht worden sind, gefunden hat. Er hat solches durch Tabellen vorgestellt, darin theils Experimente, die er ein ganzes Jahr durch gemacht, theils die er binnen 10 Jahren zu gewissen Zeiten elaborirt hat. Solche sind nun passiret bey einem 30 bis 40jährigen Liter. Wir wollen uns vorjezt nur so viel daraus bedienen, als den Actis Erud. Lipf. A. 1720, p. 286, einverleibt ist.

1. Was durch den Stuhl weggeht, ist gemeiniglich auf einen Tag 5 Unzen; der Urin von einem Tage, 2 Pfund und fast 6 Unzen. Die Perspiration (unmerkliche Ausdunstung) beträgt in einem Tage 31 Unzen. Es variirt aber in Ansehung des Temperamentes, Alters, Speise und Trank, Schlaf und Wachen, Bewegung und Ruhe, überdies auch nach der Witterung der Jahrszeit. 2. Bey einem gesunden Körper ist die Einladung mit der Ausladung allemahl einerley. 3. Des Nachts giebt es weniger Urin, als des Tages. Die Ausdunstung im Sommer, ist viel stärker als im Winter. Die bey Tage ist anderthalb Mahl so stark, als bey der Nacht; obschon solche bey Nacht nicht so stark ist, bringt sie doch nicht mehr Urin; und obschon bey Tage mehr Urin ist, so verringert es doch nicht die Ausdunstung. 4. Wenn wir zwischen Schlaf und Wachen den Tag gleich eintheilen, ist die Perspiration eines Tages 30 Unzen 7 Quent; wenn wir 8 Stunden im Bette liegen, 33 Unzen. 5. In Sommer-Tagen ist die größte Perspiration fast 3 Pfund; im Winter die geringste $1\frac{1}{2}$ Pf. Diese Gränzen überschreitet eine richtige Perspiration nicht, es sey denn, daß die Natur durch Hitze, starkes

kes Exercitium, Frost oder Kälte, gehindert werde. 6. Durch Hitze und starke Bewegung werden öfters 2, 3, auch wohl gar 4 Unzen perspirirt in einer Stunde; so viel aber solche bey einer starken Bewegung zu viel ist, so viel nimmt sie bey erfolgter Ruhe wieder ab; bey Kälte und Ruhe ist solche in einer Stunde kaum ½ Unze. 7. Die Perspiration wird durch Reiten und warmes Bad vermehrt, daß es auf 1½ Pf. steigt, und wird doch in den folgenden Stunden nicht gehindert. 8. Die Perspiration ist im Winter vor dem Kamin oder Ofen so stark, als im Sommer von der Sonne. 9. Derjenige, der durch allzu starkes Exercitium fatigirt ist, wird im warmen Bette weniger perspiriren, als ein anderer, der mit bloßem Leibe in freyer Luft schläft. 10. Um so viel mehr die Perspiration bey Tage ist, um so viel weniger ist sie bey Nacht, und öfters auf die Hälfte, ohne daß etwas Böses daraus entsteht. 11. Die Perspiration hindert weder, noch befördert die Oeffnung oder das Kratzen (Perfricatio) der Haut. 12. Durch das Schwitzen nimmt das Gewicht des Leibes mehr ab, als durch die unmerkliche Ausdunstung. 13. Die Purganzen verhindern die Perspiration nicht. 14. Die Quantität der Speise und des Trankes ist gegen die Quantität der Perspiration, wie 2⅕ zu 1; ist Speise und Trank des Tages 4½ Pf., so ist die Perspiration 2, und der Urin auch 2 Pf. 5 Unzen, durch den Urin 3 Unzen. 15. Der natürliche Auswurf ist nicht mit der Schwere des Leibes, sondern mit der gebührenden Nahrung proportionirt. Ein jeder Körper erfordert seine gewisse Nahrung, bey deren Mangel der Leib ab-, und beym Ueberfluß zunimmt. Die tägliche Nahrung (Victus) ist, nach vorhergehenden Observationen, 4 Pfund. Sind die Nahrungs-Mittel mehr oder weniger nach gebührender Art, so correspondiren alsdann Einnahme und Ausgabe nicht mehr; denn ob wir schon mehr oder weniger essen, so behält doch die Natur ihre gewisse Regel bey der Ausleerung. 16. Dünne Getränke befördern den Urin, aber die Perspiration gar wenig. 17. Vor und nach der Mahlzeit differirt die Perspiration gar wenig oder nichts; und einer, der gar nicht gegessen hat, perspirirt nicht weniger, als derjenige, der gegessen hat. 18. Der Puls gegen Morgen ist viel schneller; auch vor dem Früh-Essen wird er schneller. 19. Die Luft geht täglich durch alle Poros

aus

aus und ein in den Leib. Die Ausdunstungen aus der Luft gehen mit der Luft in und durch die Haut, werden mit dem Geblüte vermischt, und vermehren die Schwere des Leibes. Die Körper, die durch Krankheiten ausgezehrt sind, ziehen die Dünste häufiger an, und bey nebeliger Luft alle Körper mehr, als bey trockner, des Nachts mehr als am Tage, im Schlaf mehr als beym Wachen; und daher kann es kommen, daß die nächtliche Perspiration schwächer ist. 20. Die Feuchtigkeit der Luft ziehen auch die Kleider an sich. Kleider von Thieren ziehen mehr die Feuchtigkeiten an, als Kleider von Vegetabilien; seidene und wollene Kleider ziehen ebenfalls an, am meisten aber das Leder; am wenigsten die Leinwand, am allerwenigsten aber schwarze Kleider."

Leibes-Stärke, ein beträchtlicher Grad der Kraft, oder ein beträchtlicher Grad des Vermögens, körperlichen Widerstand zu überwinden; Lat. Robur corporis.

Wenn von der körperlichen Stärke von einzelnen Menschen oder ganzen Völkern die Rede ist, so glaubt ein Jeder, daß er wisse, was er sich bey Stärke eigentlich denke und zu denken habe. Nichts desto weniger wird körperliche Stärke sehr häufig mit Härte des Körpers, oder mit Betriebsamkeit und Thätigkeit verwechselt, so wie in der Betriebsamkeit nicht immer wahre Arbeitsamkeit und bloße Geschäftigkeit gehörig von einander unterschieden werden; und dennoch sind alle diese Eigenschaften des Körpers oder des Menschen sehr von einander unterschieden. Viele Völker haben sehr harte Körper, ohne stark zu seyn; andere haben harte und starke Körper, ohne Thätigkeit zu besitzen; noch andere haben eine ungewöhnliche Geschäftigkeit, ohne daß sie den Nahmen von Arbeitsamen verdienen.

Härte des Körpers besteht in einer ungewöhnlichen Fähigkeit, Schmerzen und Verwundungen, Hunger und Durst, oder Uebermaß im Genuß von Speisen und berauschenden Getränken, Hitze, Kälte und andere

Be-

Beschwerden der Witterung und Jahrszeiten aushalten, und sich von ausgestandenen Leiden und Mühseligkeiten schnell und leicht erhohlen zu können. Körperliche Stärke hingegen äussert sich in dem Vermögen, Hindernisse oder gegenstrebende Kräfte wegzuräumen und zu überwinden. Sie ist geringe, oder gewöhnlich, oder ungewöhnlich, je nach dem man geringe, oder gewöhnliche, oder ausserordentliche Hindernisse oder gegenstrebende Kräfte wegzuräumen vermag. Es verräth zwar körperliche Stärke, wenn jemand sehr große Lasten heben, oder tragen kann; der wahre Beweis und Maßstab aber von Leibes-Stärke liegt nicht in einzelnen augenblicklichen, oder kurzdauernden ausserordentlichen Austrengungen körperlicher Kräfte, sondern in der Fähigkeit, schwere und anhaltende Arbeiten, dergleichen die Arbeiten unserer Landleute, oder die von Schmieden, Schlössern und Tischlern sind, anhaltend verrichten zu können. Kinder laufen mehr und länger umher, als Erwachsene. Frauenzimmer tanzen anhaltender, ohne zu ermüden, als Männer. Die schwächsten amerikanischen Wilden gehen ohne alle Nahrung, oder bey der schlechtesten Nahrung, schneller und länger, als die stärksten Europäer. Leibes-Stärke besteht also nicht in der Fähigkeit, die Beine ungewöhnlich anstrengen zu können, sondern der eigentliche Sitz und die Werkzeuge von Stärke sind Arme und Hände.

Thätigkeit oder Betriebsamkeit bedeutet die Bereitwilligkeit, die Kräfte des Körpers oder des Geistes anhaltend zu üben, um entweder sich und den Seinigen größere Vergnügungen und Vortheile zu verschaffen, oder um seine Nebenmenschen glücklicher, oder weniger unglücklich zu machen. Thätigkeit sollte alsdann bloß Geschäftigkeit genannt werden, wenn man zwar leichte Geschäfte, z. B. Krämerey, Schacherey, Petschierstechen ꝛc. gern übernimmt und verrichtet, aber

zu-

zugleich vor allen schweren Arbeiten des Körpers und Geistes, die nicht geringe Anstrengung erfordern, einen unüberwindlichen Abscheu hat. Thätigkeit ist oder wird nur alsdann wahre Arbeitsamkeit, wenn man sich schweren Arbeiten eben so freywillig, als leichten, unterzieht, und jene vor diesen wählt, sobald sie nützlicher oder gemeinnütziger sind.

Zu der Zeit, als die Menschen noch nicht glaubten, daß sie die Welt hätten besser einrichten wollen, als Gott, hielten sie alles für sehr gut, wie es der Schöpfer selbst that. Sie fanden die Luft, in der sie leben sollten, weder zu rauh, noch zu heiß, und gebrauchten weder Pelze, noch Kleider. Sie fanden, daß die Natur ihre Haut gegen die Witterungen selbst stärkte, wie sie bey allen Thieren that. Sie aßen das Kraut auf dem Felde, und waren einig, daß es ihre Pflicht wäre, sich ihren Unterhalt selbst zu suchen, und das Land anzubauen. Es fiel ihnen nicht ein, daß das rohe Wasser den Magen erkältete, oder daß die Feld-Früchte Blähungen verursachten. Es schien ihnen eine Wohlthat des Himmels zu seyn, daß sie Fäuste zur Arbeit und Füße zur Bewegung empfangen hatten; und niemand hielt sich deshalb für unglücklich, daß niemand anders für ihn arbeitete, und daß ihn nicht Menschen oder Thiere von einem Orte zum andern brächten. Kein Mensch auf dem Erdboden wußte, wie lange er schlafen, und auf welcher Seite er liegen müßte, wenn es ihm sollte gesund seyn. Er schlief ein, wenn er müde war; er erwachte, wenn er ausgeschlafen hatte, und wußte sich nicht zu erinnern, auf welcher Seite er gelegen hatte. Kurz, die Menschen lebten wie die Thiere, sie waren so gesund und wurden so alt, wie das liebe Vieh. Man konnte an ihnen nicht merken, daß sie mehr Seele hätten, als andre Geschöpfe. Sie besaßen Empfindungen, Leidenschaften und eine Beurtheilungs-Kraft, die sie für

nichts

nichts Besonderes halten konnten, weil sie gewohnt waren, eben dasselbe an den Thieren wahrzunehmen.

Ich weis nicht, wie lange es her ist, daß die Menschen ganz anders geworden sind; aber das weis ich, daß es eine solche Zeit gegeben haben müsse, weil wir noch izt die Hälfte des menschlichen Geschlechtes in eben dem Zustande finden. Der wilde Amerikaner, der Mohr, der die afrikanischen Wüsteneyen bewohnt, der Grönländer, der asiatische Tatar, lebt noch izt in diesem Stande der Natur, den wir den Stand der Wildheit, die Barbarey nennen. Die andere Hälfte der Menschen allein ist gesittet geworden. Diese Verwandlung besteht eigentlich darin, daß man mit der Einrichtung der Welt immer schlechter zufrieden ward, daß man fand, sie sey für unsere Natur nicht gut eingerichtet, und daß man seine Vernunft zu Rathe zog, wie man den Fehlern Gottes abhelfen könnte. Es war zu beschwerlich und zu niederträchtig das Feld zu bauen; es war empfindlich und unanständig, unbekleidet zu gehen; die Witterungen mochten noch zur Noth für das Vieh erträglich seyn, allein für Menschen hätte Wind und Wetter nicht mit in die Reihe der Dinge gebracht werden müssen. Die Speisen, welche die Natur darboth, waren zu einfach für den Geschmack, und für den Magen zu grob und unverdaulich. Es war eine Weisheit nöthig, zu entdecken, was uns unter den Dingen, die uns die Natur darboth, zuträglich wäre; und als man deren sehr wenig fand, so mußte man daran gedenken, neue Nahrungs-Mittel zu ersinnen, woran die Natur nicht gedacht hatte. Man entdeckte nach und nach, wie man sich in einem weichen Bette so legen müsse, daß man sich nicht wehe thäte, oder am Schlafe hinderte; wie man die Luft, die doch durch alle Ritzen dringen kann, aus einem Raume abhalten könne, den man mit seinen Dünsten anfüllen und zu seiner Wohnung erwählen wollte.

wollte. Und endlich, was ist weiter viel davon zu sagen? wir wurden, dem Himmel sey Dank! aus wilden Barbaren gesittete Menschen, aus Bauern gnädige Herren, aus Mägden gnädige Damen, aus Handwerksleuten Gelehrte, und aus einfältigen Beobachtern der Natur Leute, die ihre Fehler wohl einsahen, und mit unermüdetem Eifer daran arbeiteten, sie zu verbessern. Unsre wilde Vorältern, die ihre Nachkommenschaft nimmermehr für ihr eigenes Fleisch und Bein halten würden, werden von uns für eine Art vierfüßiger Thiere gehalten, die durch eine Art eines Wunderwerkes gesittete Menschen erzeugt haben. Sie begnügten sich mit dem, was ihnen die Natur anboth, und waren dabey stark, gesund, hart und dauerhaft. Wir erfinden täglich etwas Neues, um der Natur nichts zu danken zu haben, und sind dabey schwach, kränklich, zärtlich, und immer bemüht, das Geheimniß zu entdecken, wodurch die Patriarchen ein so hohes Alter haben erreichen können.

Es ist eine sehr wichtige Frage, was für Vortheile das menschliche Geschlecht durch diese seine große Verwandlung erhalten habe? Ich bin viel zu unvermögend, diese Frage zu beantworten, ob ich gleich täglich höre, daß es ein Glück für eine Nation sey, gesittet zu werden. Vielleicht würde es mir viel leichter seyn, eine Menge von Unvollkommenheiten anzuführen, die ihren Ursprung bloß der Milderung unserer Sitten zu zuschreiben haben; allein ich sehe nicht ein, was für ein Nutzen daraus meinem Geschlechte erwachsen könnte. Es hat schon genug Schriftsteller gegeben, welche das Lob der Barbarey geschrieben haben, und die sich kaum darüber zufrieden geben können, daß wir auf zwey Füßen gehen, und unsere Vorder-Füße in der Schwebe tragen. Die Sitten-Lehrer, die sich über die Verbesserung unserer Lebens-Art ereifert haben, müssen sich wohl einbilden, daß mehr daran gele-

gelegen sey, bey einer viehischen Lebens-Art hundert Jahr zu dauern, und mit einer Haut wie Pergament den Witterungen Troß zu biethen, die Seele bloß wegen ihrer Vereinigung mit dem Leibe zu dulden, und den Leib bloß um der Vernichtung der Seele willen vollkommener zu machen. Ich an meinem Theile bin vollkommen überzeugt, daß es weder möglich noch nützlich wäre, die Welt wieder in die ehemahlige Barbarey zurück zu führen, wenn man auch gleich deutlich zeigte, daß die Menschen mit den guten Sitten zugleich ihre allermeisten Krankheiten, ihre Schwäche und Hinfälligkeit, ihre kurze Dauer und ihr Unvermögen, ihr eigenes Daseyn zu ertragen, erworben hätten. Ich halte dieses für unwidersprechliche Wahrheiten, und bin nicht so stolz, zu zweifeln, daß nicht die meisten Menschen eben dieselben Einsichten besitzen sollten. Allein, wie läßt sich wohl die Einbildung derer mit der gesunden Vernunft zusammen reimen, die um deswillen die Welt in eine ganz neue Form bringen wollen, gleich als ob starke und dauerhafte Leiber der einzige Gegenstand aller menschlichen Absichten seyn müßten, und als ob zu einer neuen Einrichtung der Welt sonst nichts mehr erfordert würde, als einzusehen, daß die alte nichts tauge. Tauget diese in vielen Absichten sehr wenig, so tauget die andere in eben so vielen Absichten vielleicht noch weniger. Man darf nur ein wenig Vernunft besitzen, um mit der Welt zufrieden zu seyn.

So gelinde ich nun auch von dem Verluste unserer Barbarey urtheile, und so wenig ich begehre, daß sie um unserer Stärke und um des hohen Alters willen wieder eingeführt werden möchte, so kann ich doch nicht umhin, zu gestehen, daß ich mich öfters ungemein verwundere, wie schlecht der größte Theil der gesitteten Menschen die Kunst versteht, die aus den üblichen Lebens-Arten und den feinern Sitten ent-

ſpringenden Uebel auf eine der Vernunft anſtändige Weiſe zu mäßigen, und hierin ſich, wie in allen nothwendigen Umſtänden, wo man auf zwey Neben-Wegen ſehr unglücklich ſeyn kann, nach Art der Weiſen um eine ſichere Mittel-Straße zu bekümmern. Man müßte ſehr wenig Ueberlegungen anzuſtellen gewohnt ſeyn, wenn man nicht alsbald entdecken ſollte, daß unſere geſittete Lebens-Art ein gezwungenes Weſen ſey, wozu die Natur uns nicht beſtimmt zu haben ſcheint, welche uns vielmehr alle zu Bauern geboren werden läßt. Da wir aber durch die allmähliche Verzärtelung unſerer Aeltern endlich auch mit verzärteltem Leibe ſchon geboren werden, und unſere Natur hierdurch ſowohl zur Wildheit unvermögend, als auch zu deren Folgen zu ſchwach geworden iſt, ſo wäre es wenigſtens billig, daß wir bey der einmahl nothwendig gewordenen Lebens-Art, die uns ſo weit von unſerer natürlichen Beſtimmung entfernt, und ſo wichtiger damit verbundener Vortheile, dergleichen die Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers ſind, beraubt hat, auf alle Weiſe bemüht wären, dieſe verlornen Vortheile wenigſtens in dem Grade zu erhalten, der bey unſerer heutigen Lebens-Art noch zu erhalten möglich iſt. Allein, man muß das Gegentheil hiervon täglich erfahren, und das geſittete Geſchlecht der Menſchen verdient deshalb das Mitleiden aller Redlichgeſinneten. Man ſucht zu unſern Zeiten einen beſondern Vorzug darin, die Zärtlichkeit auf den höchſten Grad zu treiben, und es wird beynahe verächtlich, geſund, ſtark und dauerhaft zu ſeyn. Es iſt zum Schimpf geworden, vierſchrötig zu ſeyn; und man hält einen, der alle Witterungen, alle Speiſen, alle Strapazen vertragen kann, für gemein und niedrig. Ein Mann, der ſich vom Pöbel unterſcheiden will, muß nicht allein ſelbſt zärtlich erzogen ſeyn, ſondern er muß auch ſeine Kinder gleich von Jugend an, auf dieſe

Wei-

Weise erziehen, damit es ihnen unmöglich falle, sich besser, als ihre Aeltern, in die Welt zu schicken. Diese übertriebene Gewohnheit stiftet so viel Schaden in der menschlichen Gesellschaft, daß es eine Sache von äusserster Wichtigkeit ist, hierüber die ernsthaftesten Betrachtungen anzustellen.

Welcher Mensch, er sey von welchem Stande er wolle, kann sich wohl rühmen, daß ihn sein Stand ausser Gefahr setze, sich zuweilen den Witterungen bloß zu stellen! Hat er nun einen so zärtlichen Körper, daß er dieselbe ohne Schaden seiner Gesundheit nicht ertragen kann, so verliert er das Vermögen dem State zu dienen, und der Stat verliert an ihm eine Person, von der er die Belohnung seiner Erziehung erwartet, welche darin besteht, ihm zur Zeit, wenn es nöthig ist, Dienste zu leisten. Wie mancher Fürst, wie mancher Prinz und Edelmann hätte nicht zu unsern gegenwärtigen Zeiten den abgehärteten Leib eines Wilden, oder auch nur eines starken Bauers von nöthen, um zum Besten des States eine Winter-Campagne mit halten zu können? und wie schlecht muß nicht dabey eine Nation zurecht kommen, die mit zu vieler Zärtlichkeit auferzogen worden ist. Können sich dergleichen Fälle für Personen ereignen, deren Stand sie doch über alle Ungemächlichkeiten des Lebens zu erheben scheint, so sollte billig kein anderer Mensch darauf Rechnung machen, daß er in seinem Leben nicht nöthig haben würde, sich von den Witterungen tyranniſiren zu lassen. Die Gelehrten dürfen sich am wenigsten hierin für gesichert halten. Sie sind Leute, die eine der unnatürlichsten Lebens-Arten führen, welches unstreitig die ist, stets mit der Seele zu arbeiten, und stets mit dem Körper müßig zu gehen. Sie können weder ein langes noch gesundes Leben hoffen, wenn sie sich nicht auf eibes-Uebungen einlassen, wobey die Seele müßig ist, und

nur der Körper allein arbeitet. Diese Leibes-Uebungen müssen in freyer Luft geschehen, wenn sie nicht entweder ohne Nutzen, oder gar schädlich seyn sollen. Können nun aber Gelehrte die Witterungen nicht vertragen, so werden nur sehr wenig Tage im Jahre für sie übrig bleiben, da sie die gehörigen Leibes-Uebungen anstellen könnten, da es doch nothwendig ist, daß dieselben keinen Tag verabsäumet werden. Zudem, wie oft ist es einem Gelehrten nicht nothwendig, zu reisen! wie oft muß sich nicht ein Prediger, ein Arzt, gefallen lassen, des Nachts sein Bette zu verlassen, und Nothleidenden mit Trost und Hülfe entgegen zu eilen! Ein Kaufmann, ein Handwerks-Mann, hat das Reisen unentbehrlich nöthig, und findet tausend Gelegenheiten, wo er sich um die Witterung nicht bekümmern muß, wenn er sein Glück machen will. Das Frauenzimmer allein ist, seiner Lebens-Art nach, den Witterungen nicht so sehr ausgesetzt; allein, wie elend führen sie auch nicht ihr Leben, das voller Schwachheit, Gebrechlichkeit und Krankheit ist! Ja, wie viele vornehme Damen müssen nicht zur Zeit der Krieges-Unruhen seufzen, daß ihre Flucht nicht im Winter geschehen möchte, da sie dazu erzogen worden sind, sich nur von einem Zephir abkühlen zu lassen! Eine schwache Nation ist das größte Unglück für einen Stat. Die Witterungen richten sich nun schlechterdings nicht nach uns; sie sind unserm Körper erträglich eingerichtet, so lange derselbe im Zustande der wilden Natur bleibt. Sobald wir aber eine künstliche und verzärtelte Lebens-Art anfangen, so sind sie uns zu rauh und zu strenge.

Eben so ist es mit der Zärtlichkeit in den Nahrungs-Mitteln. Welcher Mensch kann unglücklicher seyn, als der keine Speisen, keine Getränke vertragen kann, die doch alle andere Menschen ohne Schaden genießen? Wer ist so glücklich, daß er zu allen Zeiten

ten in allerley Umständen einerley Dinge haben kann? Unter den Sachen, die uns unentbehrlich sind, kann man nie zu viel Mannigfaltigkeit haben. Ein Mensch, der, wie ein Strauß, Eisen verdauen könnte, würde da noch zu Essen finden, wo alle andere Menschen verhungern müßten. Man ist also immer desto glücklicher, je mehr Arten von Speisen und Getränken man vertragen kann. Der Reichste, der Adeliche, der Fürst selbst, der Gelehrte, der Kauf= Mann, der Künstler, das Frauenzimmer, kurz, jeder Stand der Menschen kann durch zufällige Umstände in die Nothwendigkeit gerathen, mit schlechten Speisen, mit mancherley Getränke fürlieb zu nehmen; und unglücklich ist er, wenn er so zärtlich erzogen worden ist, daß sein Magen nicht alles verdauen will, was ihm den Hunger stillt. Mancher König, mancher Prinz hat im Felde Speck und Commiß = Brod, Kraut und Rüben, zu seiner Speise erwählen müssen! Mancher vornehmer Gelehrter muß zuweilen mit schlechter Kost zufrieden seyn, wenn seinem Verleger eine Noth zustößt, oder seine Frau mehr Männer zu versorgen hat, als ihn. Mancher Poet, den eine Grazie mit Nektar und Ambrosia groß gefüttert hat, muß auf dem Parnaß Bier, Brod und Käse mit stiller Danksagung genießen. Mancher Autor, der Königen die Sitten= Lehren der feinsten Erziehung vorschreibt; ja mancher, der für den Kenner aller Leckerbissen und aller Getränke gehalten werden muß, die nur irgend den Magen eines Prinzen, der wohl erzogen wird, verderben können, muß doch oft für einen Schinken, oder ein Glas Wein, seinen kunstrichterischen Geschmack verläugnen, und aus Liebe zum Leben die Liebe zur vornehmen Tafel fahren lassen. Kurz, da es ausgemacht ist, daß ein Mensch, der in der Welt fortkommen will, auch leicht müsse befriediget werden können; da es ausgemacht ist, daß man sich, durch eine vor=

sichtige Strenge in der Erziehung, an alle Speisen und Getränke gewöhnen kann, und da kein Mensch davor sicher ist, daß er nicht in die Nothwendigkeit gerathen sollte, alle Nahrungs-Mittel zu versuchen; so ist es ein unverantwortlicher Fehler der Zucht, den Kindern die eigensinnige Wahl in den Speisen und Getränken zu gestatten, oder, wenn sie selbst diesen Fehler aus angeborner Neigung vermeiden, denselben von Seiten der Aeltern zu ersetzen, und ihnen aus thörichter Zärtlichkeit eine Menge von Nahrungs-Mitteln zu entziehen, welche man ihnen für schädlich oder unnütz, für zu schlecht, oder für zu niederträchtig, hält.

Die Leibes-Bewegung ist, wie ich im LXXI Th., S. 498, fgg. ausführlich gezeigt habe, eins der unentbehrlichsten Mittel zur Gesundheit, und zugleich dasjenige, wodurch gesittete Personen sich am leichtesten diejenigen Vortheile für ihre Gesundheit und Dauerhaftigkeit wieder erwerben können, welche sie zugleich mit der Rauhigkeit der Barbarey verloren haben.

Aus demjenigen, was ich bisher gesagt habe, erhellet, daß eines Theils unsere Aeltern, und andern Theils auch diejenigen, die uns in der ersten Jugend erziehen, viel dazu beytragen können, uns Gesundheit und Leibes-Stärke zu verschaffen. Man findet Personen, welche sich bloß durch beständige Uebung ausserordentlich stark machen können; allein, die Natur-Gaben müssen dazu kommen.

Einige Kennzeichen körperlicher Stärke und Schwäche, nach Lavater's Vorstellung (*).

„Man heißt einen menschlichen Körper stark, der andre Körper leicht verändern, und durch andere Körper nicht leicht verändert werden kann. Je mehr einer unmittelbar wirken, und je weniger einer unmittelbar

(*) Im 4 Versuch seiner physiognomischen Fragmente ꝛc. (Lpz. und Winterthur, 1778, gr. 4.) S. 358, fgg.

selbar entwegt werden kann, desto stärker ist er. Desto schwächer, je weniger er wirken, und den Wirkungen anderer widerstehen kann.

„Es giebt stille Stärke, deren Wesen Unbeweglichkeit; und lebendige Stärke, deren Wesen Bewegung ist. Diese sind zugleich ausserordentlich unbeweglich, und ausserordentlich bewegend. Sie sind elastisch. Es giebt Felsen-Stärke und Feder-Stärke.

„Es giebt Herkules, die aus Knochen und Sehnen gebauet, dicht, fest, gedrängt, säulenartig stark sind; und unherkulische Helden, die nicht von so fester, dichter Natur und Statur, nicht so untersetzt, nicht so steinern sind, und dennoch, wenn sie gereizt werden, wenn man ihrer Wirksamkeit widerstehen will, dem Drucke so stark entgegen wirken, mit solcher elastischer Kraft dem Widerstande widerstehen, als kaum die starkgebeintesten, sehnenreichsten zu thun im Stande sind.

„Ein Elephant hat natürliche Knochen-Stärke; gereizt und ungereizt trägt er ungeheure Lasten, und zerstampft mit seinem leisesten Fußtritt. — Eine gereizte Wespe hat eine ganz andere Art von Stärke. Beyde Arten der Stärke setzen Festigkeit der Grund-Theile und Festigkeit des Zusammenhanges voraus. Alle Lockerheit hebt Stärke auf.

„Die Grund-Stärke eines Menschen, so wie seine Grund-Schwäche, ist also durch seine Lockerheit oder Unlockerheit leicht sichtbar. Auch die Elasticität eines Körpers hat auffallende Merkmahle, die nicht zulassen, daß man ihn mit dem unelastischen vermische. Der Fuß eines Elephanten und eines Hirsches, einer Wespe und einer Mücke — welch ein sichtbarer Unterschied der Stärke!

„Stille, feste Stärke, zeigt sich in proportionirter Gestalt, die jedoch eher etwas zu kurz, als zu lang, seyn darf; zeigt sich in dichtem Nacken, brei-

ten Schultern, einem auch im Zustande der Gesundheit mehr knochigen, als fleischigen Gesichte; zeigt sich in kurzer, gedrängter, allenfalls knotiger Stirn, und besonders in sichtbaren, doch nicht zu weit vorstehenden, in der Mitte entweder flachen, oder scharf eingeschnittenen, mit nichten aber flach vertieften Stirn-Bein-Höhlen (sinubus frontalibus); in horizontalen, nahe auf den Augen liegenden Augenbraunen — in tiefem Auge, festem Blicke; — in einer breiten, festen, bey der Wurzel knochigen Nase — und überhaupt in geraden, eckigen Umrissen; zeigt sich in kurzem, krausem, dichten Haupt- und Bart-Haar; zeigt sich in kurzen, etwas breiten, sich wohl an einander schließenden Zähnen, gepreßten Lippen — daß die untere eher vor, als zurück steht — im stark vorstehenden breiten Kinne; im knotig hervorstehenden Hinterhaupt-Bein (os occipitis); in der Baß-Stimme, und im festen Auftritt und Stillsitzen.

„Die Stärke kann wohl nicht viel stärker sich ausdrücken, als in dem herkulischen Körper, Fig 4179. — Siehe da die breite Schulter und Brust! da alles gepackt, und doch frey in einander fließend, daß einfache, schwer zermalmende Bewegung leicht möglich ist — da den mehr conischen als cylindrischen kurzen Hals und Nacken! da die breite, von oben herab gefurchte Stirn mit eher abwärts sich senkenden, als in die Höhe sich ziehenden Augen-Knochen; da die kurze, breite, feste Nase — da eine solche Harmonie von Kraft-Muskeln, die sich sogleich als unüberwindliche Ueberwindungs-Kraft ankündigt. —

„Hier, Fig. 4180, ein anderes Bild, hoher menschlicher Stärke; — ich sage menschlicher; denn für einen Jupiter ist sie zu menschlich. — (So wie denn überhaupt, selbst wenn man alle üble Laune aus dem Götter-Gesichte wegwischen könnte, auch die Form des Gesichtes keiner, obgleich nur erdichteten, ober-

obersten Gottheit würdig wäre; — geschweige daß ein einziger Zug von der Güte dessen darin sey, den alle Götter anbeten (*). Aber ein herrliches Bild großer menschlicher Stärke!

„Unterste Stufe zur Kraft eines deorum genitor atque hominum lator. — Eiserne Festigkeit und Bewußtseyn der Unüberwindlichkeit im Ganzen. Nicht Herkules zermalmende Stärke; stillere, verschloßnere, mehr ehrwürdige als furchtbare Stärke. — Die Stirn ist für den höchsten Ausdruck fester Stärke um etwas zu lang. Aber in der Form, der Lage der Augenbraunen, und im Zwischenraume zwischen denselben, in der Tiefe und Form der Augen, deren Winkel jedoch zu stumpf sind — liegt eiserner Sinn; unerschütterliche, beynahe übermenschliche Kraft, die aber durch die abgeschliffene Nase wieder vieles verliert. Vielleicht ist auch der Knochen an der Hand, zu der Breite der Brust gerechnet, etwas zu schmahl.

„Hier, Fig. 4181, noch ein Bild eines Matrosen, der allen Ausdruck unbeweglicher Felsen-Stärke hat; so hat sich vielleicht physische Kraft ohne Seele und Reizbarkeit selten eingefleischt. Die Tiefe unter der Nase allein zieht wieder was Beträchtliches von der sonst großen Stärke dieses Gesichtes ab. Man bemerke besonders den geraden, beynahe perpendikulären Umriß des Hinterhauptes — den man gewiß an keinem feinfühlenden, physisch schwachen Kopfe finden wird.

„Die elastische Stärke, die lebendige Kraft der Gereiztheit, muß in dem Momente der Activität erkannt,

(*) Von der Unter-Lippe ist alles Erhabene auf ewig verbannt. Der Raum zwischen der Nase und der Mittel-Linie des Mundes läßt keine Ober-Lippe zu, die der untern entsprechen könnte. Und wäre sie kleiner als die untere, wie unwürdig! Weder Stirn noch Nase sind Jupiterisch genug. So eine Nase hat kein Mensch, der vergöttert wird. Der Blick des Auges ist kräftig, aber nicht erhaben.

kannt, und dann die festen Zeichen derselben abstrahirt werden, wenn die reizende Kraft wieder ruhet; — „Dieser Körper also (Fig. 4182), der in Ruhe so we„nig vermag, so schwach wirkt, so schwach wider„steht — kann so gereizt, so gespannt, so kräftig „werden." — Und dann wird man finden, daß diese durch Reizung erwachende Stärke größtentheils in schmächtigen, länglichen, doch nicht sehr langen, dabey mehr knöchernen, als fleischigen, Körpern wohnt. — In Körpern, von blasser bräunlicher Farbe, schneller Beweglichkeit, verbunden mit einer gewissen Art von Steifigkeit, die schnell und fest auftreten, scharfen festen Blick haben, beschnittene, leicht doch genau geschlossene Lippen. Andere Kennzeichen weis ich vor der Hand noch nicht anzugeben.

„Kennzeichen der Schwäche sind — unproportionirte Länge der Statur, viel Fleisch, wenig Knochen, Gedehntheit; schwankendes Wesen; lockere Haut; abgerundete stumpfe, vornehmlich hohle Umrisse von Stirn und Nase; Kleinigkeit der Nase und des Kinnes; kleine Nasenlöcher, zurückgehendes Kinn; langer cylindrischer Hals; schnelle oder langsame Beweglichkeit ohne festen Auftritt; blöder Blick; zusinkende Augenlieder; offner Mund; lange Zähne — lange aber ans Ohr eingekerbte Kinnlade — weißliche Farbe des Fleisches; gelbliche und grünliche Zähne — blondes, langes, zartes Haar — helle Stimme, u. s. w."

In der Mechanik, ist die Kraft des Menschen, zur Bewegung die brauchbarste, weil sie die wenigste Zurüstung erfordert. Der Mensch kann eine Sache durch Heben, Tragen, Ziehen, Drücken, Stoßen, Treten, Drehen ꝛc. bewegen. Am wirksamsten ist seine Kraft, wenn er nicht bloß einen Theil des Körpers, sondern mehrere dazu anwenden kann, damit auch die Schwere des Körpers mitwirken könne. Man hat also hierauf, bey Anlegung der Maschinen,

mit

mit zu achten. Ferner muß man auch, bey der durch Menschen bewegten Maschine, auf eine vortheilhafte Stellung des Körpers sehen; man muß den Menschen so stellen, daß seine Theile des Körpers, so viel als möglich, in ihrer natürlichen Lage bleiben, denn in einer gezwungenen und unnatürlichen Stellung kann die Kraft nicht so sehr ausdauern. Ein Beyspiel einer solchen unnatürlichen Stellung wäre folgendes: es sollte ein Mensch an einem Tret-Rade sitzen, und mit den Füßen dasselbe fortschieben; wenn nun der Sitz zu niedrig wäre, so müßte er die Beine stets sehr hoch bewegen, dieses würde ihn aber in sehr kurzer Zeit so ermüden, daß er nachher gar nichts mehr thun könnte. Oder, es sollte ein Mensch ein lothrechtes Rad mit den Hacken bewegen, oder sitzend ein wagerechtes Rad auf eben diese Art herum treiben.

Durch Ziehen verursachet der Mensch, daß eine Sache ihm folgen muß. Durch Niederdrücken bewegt er eine Sache unter sich fort. Durch Schieben bringt man eine Sache, vermittelst der Hände oder Füße, vor sich weg, z. B. einen Schieb-Karren. Durch den Stoß läßt sich auch eine Sache fortbewegen, so daß die durch den Stoß hineingebrachte Kraft noch eine Zeitlang fortwährt. Durch Aufheben bringt man eine Sache von unten herauf gegen sich. Durch Treten werden die Tret-Räder, die Spindel an der Dreh-Bank, und viele andere Maschinen bewegt. Durch Drehen bringt man krummlinige, und durch Verbindung dieser Bewegung mit andern, auch wohl geradelinige Bewegungen hervor. Durch Laufen bewegt man sowohl lothrecht stehende, als auch wagerechte Tret-Räder. Alle diese verschiedenen Arten der Anwendung der Kräfte erfordern auch verschiedene Stellungen des Körpers. Unter den Bewegungen, die vermittelst der Arme oder Hände geschehen, sind diejenigen die ausdauerndsten und wirksam-

samsten, wobey die Arme nahe am Leibe bleiben; weniger ausdauernd ist die Lage, in welcher die Arme weit vom Leibe ausgestreckt sind, weil dieses an sich schon ermüdend ist.

Wie stark und wie viel ein Mensch arbeiten könne, läßt sich im Durchschnitt nicht mit größter Genauigkeit bestimmen. Wenn ein Mensch auf die Zehen tritt, kann er höchstens 150 bis 160 Pfund tragen; bey gewöhnlicher oder auch eingebogener Stellung können Einige mehrere Centner tragen; durch den Druck in senkrechter Richtung kann er höchstens so viel, als das Gewicht seines Körpers beträgt, wirken. In wagerechter Richtung kann er nicht mehr als 24 bis 25 Pfund, mit einer Geschwindigkeit von 3000 Schritt in einer Stunde fortbewegen. Daß aber ein Mensch auf ebener Erde oft größere Lasten fortbewegt, widerspricht nicht dem, was eben gesagt ist, denn er hat auf der ebenen Erde nicht die ganze Last, sondern nur den Widerstand, den die Reibung verursachet, zu überwältigen, und dieser beträgt ungefähr 24 bis 25 Pfund, bey denen Lasten, die er zu bewegen noch die nöthigen Kräfte besitzt. In einer Viertel-Stunde kann ein Mensch 40 Pfund mit den Händen 60 Fuß hoch hinaufziehen; will er aber 80 Pfund auf eben diese Höhe bringen, so muß er schon eine halbe Stunde Zeit haben; um nun in eben der Zeit von einer Viertel-Stunde die Last 60 Fuß hoch zu bringen, darf er seine Kraft nur durch ein Gewicht am Zieh-Seile verstärken. Siehe auch im LXV Th., S. 187.

Bey der größern oder geringern Stärke der Menschen, kommt vieles auf das Klima, auf die Bildung der Glieder, Stärke der Muskeln, Gewohnheit zur Arbeit, Nahrungs-Mittel und Gesundheit an. Menschen mittlerer Größe sind gemeiniglich bey der Arbeit am dauerhaftesten.

Daß die alten Deutschen ausserordentlich stark, und stärker, als die übrigen Völker, waren, mit welchen sie kriegten, ist so bekannt, daß es keines Beweises bedarf. Ich führe nur einige Beyspiele von vorzüglicher Stärke an, um zu zeigen, welchen fürchterlichen Eindruck solche Krieger auf ihre Feinde machten.

In einem Gefechte des longobardischen Herzoges Romoald, eines Prinzen des Königes Grimoald, durchbohrte der Lanzenträger des Erstern, Amalong, einen griechischen Reiter mit seiner Lanze, so, daß er ihn aus dem Sattel hob, und hoch über seinem Kopfe in der Luft empor hielt. Diese That setzte das griechische Heer in ein solches panisches Schrecken, daß es auf ein Mahl die Flucht ergriff, und beynahe ganz niedergemacht wurde (*).

Nicht weniger, als die Griechen, erschraken die Türken vor der Riesen-Stärke der Franken, die während der Kreuz-Züge in das gelobte Land zogen. In dem ersten Heere der Kreuz-Brüder erregte kein anderer unter Christen und Saracenen durch seine ausserordentliche Stärke eine solche Bewunderung, als Gottfried von Bouillon. Da das christliche Heer sich in Pisidien in der Nachbarschaft von Klein-Antiochien gelagert hatte, so giengen Gottfried v. Bouillon und einige andere Ritter in einen benachbarten Wald, um den Kummer, von welchem sie verzehrt wurden, auf eine kurze Zeit durch die Jagd zu zerstreuen. Gottfried hatte sich von seinen Begleitern ein wenig getrennt, als er einen gemeinen Krieger, der etwas Holz zusammensuchen wollte, mit dem heftigsten Angst-

(*) *Paul. Warnef.* V. 10. Amalongus — quendam Graeculum eodem conto fortiter percutiens de sella sústulit, eumque in aëra super caput suum leuauit. Quod cernens Graecorum exercitus mox immenso pauore perterritus in fugam conuertitur etc.

Angst-Geschrey auf sich zukommen, und von einem ungeheuern Bären verfolgt sahe. Der Herzog eilte sogleich dem geängstigten Manne zu Hülfe, und der Bär wandte sich nicht weniger geschwinde gegen den neuen Feind. Das gereizte Thier verwundete das Pferd des Herzoges so gefährlich, daß dieser absteigen, und sich zu Fuße mit dem Degen in der Hand vertheidigen mußte. Der Bär kehrte sich an den Degen des Herzoges nicht, und suchte ihn mit entsetzlichem Gebrüll und aufgesperrtem Rachen zu packen und niederzuwerfen. Allein, der Herzog ergriff das Thier mit der linken Hand, und stieß ihm den Degen bis an das Heft in den Leib, daß es todt zur Erde niederfiel. Der Held erkaufte diesen Sieg sehr theuer; denn der Bär hatte ihn während des Kampfes so stark verletzt, daß er sich nicht aufrichten konnte, und sich beynahe verblutet hätte, wenn er nicht von seinen Leuten wäre gefunden, und von den Wundärzten, die im Lager waren, verbunden worden (*).

Bey der Belagerung von Antiochien zeichnete sich Gottfried v. Bouillon durch eine andere That aus, welche den Ruhm seiner Tapferkeit und Stärke durch das ganze Morgenland verbreitete (**). Gottfried hatte eines Tages schon vielen Saracenen mit einem Hiebe die Köpfe abgehauen, als er einen geharnischten Reiter kecker, denn die übrigen, eindringen sahe. Er gieng daher auf diesen Saracenen los, und versetzte ihm einen solchen Hieb, daß, des Harnisches ungeachtet, die obere Hälfte des Körpers in der Gegend des Nabels von der untern getrennt wurde, und an der Seite des Pferdes herabfiel. Da das Pferd des Saracenen mit dem halben Reiter in die Stadt zurück lief, so entsetzten sich die Ungläubigen vor der Neuheit der Zerfleischung, die ihnen ganz unerhört war (***).

Nach

(*) *Will. Tyr.* III, 17. (**) Eb. das. V, 6.

(***) reliqua parte super equum, cui insederat, intra vrbem in-

Nach der Eroberung von Jerusalem kam ein arabischer Fürst in das Lager Gottfried's von Bouillon, um sich durch den Augenschein von der Stärke der fremden Krieger und ihres Anführers zu überzeugen. Der Araber bat Gottfried auf das inständigste, daß er ihm doch eine Probe seiner so allgemein bewunderten Stärke geben, und einem großen Kamel, welches er deswegen mitgebracht hatte, den Kopf abhauen möchte. Der Herzog that, was der Araber wünschte, und schlug dem Kamel mit einem einzigen Schwert-Streiche den Kopf ab. Der Araber erstaunte zwar über das, was er gesehen hatte, schien aber dabey zu glauben, daß der Kopf des Thieres nicht weniger durch die Schärfe des Schwertes, als durch die Stärke des Armes, der es führte, gefallen sey. Der Herzog ließ sich daher den Säbel des Arabers geben, und hieb einem andern Kamel den Kopf eben so leicht, als dem erstern, ab. Nach diesem zweyten Versuche brach der Araber in die größten Lobsprüche des christlichen Heer-Führers aus, both zum Zeichen seiner Ehrfurcht große Geschenke in Gold, Silber und schönen Pferden dar, und breitete den Ruhm Gottfried's unter nahe und ferne Horden von Arabern aus (*).

Bey der Belagerung von Damascus gab auch Kaiser Konrad III. einen Beweis von Stärke, der, wie *Wilhelmus Tyrius* sagt, in allen folgenden Jahrhunderten gepriesen zu werden verdiene. Er hieb nähmlich einem geharnischten Saracenen, mit einem einzigen Streiche seines Schlacht-Schwertes nicht nur den Kopf, sondern auch die linke Schulter, den linken Arm und einen Theil der Seite, ab. Als die Un-

introducta. Obstupuit populus visa facti nouitate: nec latere patitur, quod vbique praedicat, factum tam mirabile. eb. das.

(*) eb. das. IX, 22.

Ungläubigen diese That sahen, oder erzählen hörten, verloren sie alle Hoffnung, den Christen widerstehen zu können (*).

Ueber die körperliche Stärke verschiedener Völker (**). „Es ist viel schwerer, einzelne Menschen und ganze Völker in Ansehung ihrer Stärke, als in Ansehung ihrer Größe, zu vergleichen. Die Kräfte von Menschen lassen sich überhaupt nicht so genau messen, und in bestimmten Größen ausdrücken, als die Höhe ihrer Körper; und in so fern solche Messungen auch möglich wären, sind sie doch selten angestellt worden. Um die Kräfte ganzer Nationen gegen einander abzuwägen, bleibt fast nichts übrig, als zu untersuchen, ob Völker sowohl in einzelnen Zweykämpfen, als in offenen Schlachten, beständig oder gewöhnlich die Sieger von andern, oder Ueberwundene, waren; ob sie leichtere oder schwerere Uebungen des Körpers, leichtere oder schwerere Waffen und Rüstungen, leichtere oder schwerere Werkzeuge und Arten zu arbeiten, hatten, oder noch haben; und ob sie die bessern aber schwerern Uebungen, Waffen, Rüstungen, Werkzeuge und Arten zu arbeiten dann, wann sie ihnen bekannt oder angebothen wurden, annahmen oder verschmähen? Selbst bey diesen Schätzungen der Kräfte von Nationen muß man viele Vorsicht anwenden, wenn man nicht der Stärke allein etwas zuschreiben will, was eine Wirkung oder Mitwirkung des größern Muthes, oder der größern Thätigkeit, oder der größern Kunst und Wissenschaft, ist.

„Von den ältesten Zeiten her übertrafen die nichtslavischen Völker Europens die übrigen Nationen der Erde an körperlicher Stärke, und besonders an aus-

dauern-

(*) eb. das. XVII, 4.

(**) In Meiners und Spittlers neuen götting. histor. Magazin, 2 B. 4 St. (Hannov. 1793, gr. 8.) S. 585, fgg.

dauernder Kraft und Beharrlichkeit in allen ihren Arbeiten und Unternehmungen eben so sehr, als an Größe, Schönheit, oder Tapferkeit. Die Griechen und Römer erheben die Riesen-Stärke der celtischen Barbaren, am meisten die der alten Germanier, nicht weniger, als ihre Riesen-Größe und als ihren unüberwindlichen Helden-Muth. Eine gleiche Bewunderung und Schrecken erregten die abendländischen Krieger zu den Zeiten der Kreuz-Züge in den Griechen und Saracenen durch ihre ausserordentliche Stärke und Tapferkeit. Wenige Hunderte der erstern schlugen immer viele Tausende der leztern; wenige Tausende schlugen Hunderttausende der Feinde, und diese gestanden, daß solche starke und muthige Menschen mit Recht nach der Herrschaft über die ganze Erde trachteten. So wie die Griechen, die über das ganze westliche Asien und über Aegypten herrschenden Perser, und die Römer den schönsten Theil der alten Welt überwunden hatten, so warfen deutsche Völker das römische Reich über den Haufen. Die Nachkommen der alten Germanier verloren aus eben den Ursachen und in eben dem Verhältnisse, an körperlicher Stärke, aus welchen und in welchem sie an Größe einbüßeten. Dessen ungeachtet breiteten die aufgeklärten europäischen Völker in den lezten drey Jahrhunderten ihre Herrschaft in allen Erd-Theilen weiter, als jemahls, aus, und gewannen, und behaupteten ihre Eroberungen allenthalben mit einer weit geringern Menschen-Zahl, als welche sie besiegt und sich unterthan gemacht hatten. So wie die germanischen Nationen in den ältern und mittlern Zeiten schwerere Waffen und Rüstungen hatten, als alle übrigen Völker, so haben sie auch jezt noch die meisten und schwersten militärischen Uebungen, die meisten Handwerke und Gewerbe, den besten Ackerbau und die schwersten Werkzeuge desselben. Slawen, Juden, und andere Fremdlinge, woh-

nen seit vielen Jahrhunderten auf deutschem Grund und Boden, und genießen eben so lange deutsche Luft und deutsche Nahrungs-Mittel, ohne die Stärke und Arbeitsamkeit der ursprünglichen Deutschen erlangt zu haben.

„Die slawischen Nationen in Europa stehen den germanischen weniger in Ansehung der Stärke, als der Arbeitsamkeit nach. Einem illyrischen Bauer wird es nicht schwer, einen wilden Ochsen mit seiner Faust zu bändigen; und ähnliche Beyspiele werden von den Walachen und andern Slawen angeführt. Die slawischen Völker sind ferner meistens sehr anschlägig, und können leicht alles, was sie sehen, oder wozu sie geprügelt werden, selbst mit den mangelhaftesten Instrumenten nachmachen. So stark und anschlägig aber im Durchschnitt die slawischen Nationen sind, so haben sie doch insgesammt einen natürlichen, und nur durch Zwang und Züchtigungen zu überwindenden Abscheu gegen alle Arbeiten, die große und anhaltende Anstrengungen erfordern. Kein slawisches Volk hat den deutschen Pflug, die deutsche Ege, deutsche Fuhrwerke und die deutsche Art das Feld zu bestellen, angenommen. Fast alle Handwerke und Gewerbe unter den slawischen Nationen werden von Deutschen und andern Fremden ausgeübt; und diejenigen, welche die erstern ausüben, werden so schlecht betrieben, daß ihre Arbeiten gemeiniglich um den dritten oder vierten Theil des Preises, welchen man für die Arbeiten deutscher Handwerker zahlt, gekauft werden. Seitdem man die russischen Bauern von Hand- und Spann-Diensten befreyet, und auf Obrock oder Geld-Abgaben gesetzt hat, bearbeiten sie gewöhnlich nur so viel Feld, als sie selbst zur Nothdurft brauchen, und schicken die Söhne in die Städte, damit sie als Handlanger oder Schacherer so viel erwerben, als zur Bezahlung der Abgaben nöthig ist. In den berührten Stücken stim-

nen die slawischen Völker überein, sie mögen in fruchtbaren oder unfruchtbaren, in heißen oder in kalten Ländern wohnen. Kein griechischer oder römischer Schriftsteller redet von der Stärke slawischer Nationen mit solchen Ausdrücken von Bewunderung, als womit die Alten die Stärke aller germanischen Völker erheben. Es war gewiß nicht bloß die Folge von geringerer Tapferkeit, oder geringerer Kriegeskunst, sondern auch von geringerer Stärke, daß die slawischen Nationen von je her, den germanischen nicht widerstehen konnten, und von diesen fast immer, wenn sie gleich in geringerer Anzahl waren, überwunden wurden. Die Slawen brachen aus dem alten Sarmatien nicht eher los, als bis die Gothen und andere deutsche Völker die Ufer des schwarzen Meeres, und das ehemahlige Pannonien und Illyrien ganz, oder fast ganz, verlassen hatten. Auch nahmen die Wenden das Königreich Böhmen und das östliche Deutschland nicht eher in Besitz, als bis die Gothen, Rügier, Longobarden und Vandalen weggezogen waren. So bald die in Deutschland zurückgebliebenen Germanier sich wieder erhohlt hatten, entrissen sie den benachbarten Wenden ein Stück Landes nach dem andern, und verjagten entweder die Wenden, oder unterjochten sie auch.

„Unter den morgenländischen Nationen werden besonders die Mingrelier, Circassier und Georgier, die Turkomannen und Türken, zum Theil die neuern Perser, endlich die höhern Casten in manchen Gegenden von Hindostan, nicht bloß als große (s oben, S. 105), sondern auch als starke Völker geschildert. Von den Arabern hingegen, den Syrern, den Armeniern, den meisten Tataren an der Ost-Seite des caspischen Meeres, und in Sibirien, ist es bekannt, daß sie in Ansehung der Stärke, wie der Größe und des Muthes, sehr weit hinter den Europäern zurück bleiben.

So leicht es den Griechen, den Römern und den Kreuz-Brüdern ward, mit kleinen Haufen die größten morgenländischen Heere zu überwinden, so leicht ward den Russen und Kosaken, welche Sibirien eroberten, der Sieg über die meisten tatarischen Bewohner dieses Landes. Die erstern fanden einen so geringen Widerstand, daß sie die Tataren nicht einmahl mit der Schärfe des Schwertes, sondern mit Stößen ihrer Degen-Knöpfe, bey Hunderten tödteten. Selbst die Türken gestanden es, und gestehen es noch immer ein, daß sie weder den Deutschen noch den Russen in gleicher Zahl Stand halten, und daß sie entweder nur durch List, oder eine überwiegende Menge, oder durch grobe Versehen ihrer deutschen und russischen Feinde über die leztern siegen können. Ungeachtet die Maratten, und die Krieger des Hyder Ally zu den stärksten Völkern in Asien gehören, und die leztern nach europäischer Art disciplinirt sind, so wurden sie doch immer, wenn sie auch in zehnfach größerer Zahl da waren, von den durch das ostindische Klima schon entkräfteten Europäern geschlagen. Die indischen Krieger haben im Durchschnitt ein so weibisches Ansehen, daß die Engländer, womit Munro nach Indien kam, die ersten Hindus, welche sie erblickten, für verkleidete Weiber hielten. Im Ganzen sind die Hindus viel schwächer, als die Europäer, und werden selbst für schwächer, als die Mohren, oder als die Muhamedaner in Hindostan, gehalten. Die Schwäche der Morgenländer entdeckt sich am deutlichsten in ihrer allgemeinen Abneigung gegen alle Arbeiten, die eine anhaltende und starke Anspannung geistiger oder körperlicher Kräfte erfordern, in dem hieraus entstehenden Mangel von Betriebsamkeit, und in der Unvollkommenheit ihres Ackerbaues und ihrer Manufacturen, einige wenige ausgenommen, die ihnen von je her eigen waren. So wie aber die Morgenländer,

ihrer

ihrer gewöhnlichen Langsamkeit und unbehülflichen Schwerfälligkeit ungeachtet, viel schneller laufen, viel besser auf dem Seile tanzen, und mit schlechten Instrumenten mehr ausrichten können, als die Europäer, so sind sie auch im Stande, vermöge gewisser Stellungen und Bewegungen ihrer biegsamen Körper, auf kurze Zeit weit größere Lasten auf dem Kopfe und auf dem Rücken zu tragen, als die stärksten Männer in Deutschland oder England. „Als wir," sagt Irwin (*): „von dem Hafen in Alex„andrien zurückkehrten, fanden wir einen Last-Träger, „der unter einem doppelten Ballen Baumwolle zu erlie„gen schien. Er trug lange und steife Stiefeln, um da„durch seinen Knien mehr Festigkeit zu geben, und hatte „überdem die Hände auf die Knie gestützt. Wenn es nicht „Tausenden bekannt wäre, die nach der Levante handeln, „so müßte man Bedenken tragen, die ungeheuern Lasten „anzuführen, welche die Träger in den türkischen Städten „fortbringen können. Wir gingen zu der Wage, wo die „Waren gewogen werden, und sahen einen Mann, der „einen Ballen von 7 Centn. auf den Nacken nahm, und „wegtrug. Die Entfernung war freylich nicht groß, und „es scheint eben so viel Kunst, als Stärke, in diesen er„staunlichen Aeusserungen körperlicher Kräfte zu seyn. „Ich habe während meines Aufenthaltes in Indien mehr „als ein Mahl gehört, daß die persischen Last-Träger eine „Tonne Wein, die über 10 Centn. schwer ist, auf den Rü„cken nehmen, und daß die Sinesen in Canton mit Hülfe „einiger Bambu-Stöcke dasselbe noch leichter thun."

„Die häßlichen und gelben, oder gelbbraunen Völker des östlichen, nördlichen und südlichen Asiens stehen den Nationen des westlichen Asiens in Ansehung der Stärke des Körpers wenigstens eben so sehr, als in Ansehung der Größe, nach. Das am wenigsten schwache unter diesen schwachen Völkern scheinen die Kalmyken, und nach ihnen die Mongolen, zu seyn,

(*) Voyage up the Red-Sea, p. 380, f.

welche leztere aber doch schon unbärtiger und weibischer von Ansehen sind, als die erstern. Daß die Mongolen und Kalmyken den südlichen Asiaten an Stärke und Muth überlegen seyn, erhellt allein daher, daß die Hirten-Völker der Mongoley sehr oft Sina und andere ostindische Reiche mit einigen tausend Kriegern überrannt, und Jahrhunderte lang behauptet haben. — Der Degen, oder Stock, oder auch nur die drohende Stimme eines Europäers kann einen ganzen Haufen von Siamesen und andern südlichen Asiaten in Schrecken seßen, oder in die Flucht jagen. Weil die südlichen Asiaten wissen, daß die Söhne von Europäern stärker sind, als ihre eigenen, so biethen deswegen Väter und Männer in den meisten ostindischen Ländern den Europäern ihre Töchter und Weiber an; und die Weiber und Töchter sowohl der südlichen, als der nördlichen Asiaten ziehen die stärkern Europäer ihren eigenen Landesleuten sehr weit vor. Noch schwächer und feiger, als die Völker des südlichen Asiens, sind die sibirischen Völker von mongolischer Abkunft, die einzigen Tunguſen ausgenommen. Diese leztern leisteten den russischen Eroberern einigen, wiewohl schwachen Widerstand; sonst aber nahmen einige hundert russische und kosakische Abenteurer das ungeheure Sibirien, welches beynahe den achten Theil der Oberfläche der Erde ausmacht, fast ohne alle Gegenwehr der Eingebornen ein. Seit der Herrschaft der Russen ist es diesen nie eingefallen, Ostiaken, Samojeden, Buräten, oder Tunguſen zu Soldaten anzuwerben, weil die Sibiriaken wegen ihrer Schwäche und Feigheit zum Kriegesdienst eben so untüchtig, als zu harten Arbeiten, sind. Die schwächsten unter den mongolischen Bewohnern von Sibirien, sind die Buräten. Sechs Buräten können mit der höchsten Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht so viel ausrichten, als ein einziger Russe. Die Schwäche der Buräten,

und

und der übrigen verwandten mongolischen und finnischen Stämme zeigt sich auch in der auffallenden Leichtigkeit ihres Körpers, und in dem allgemeinen Hange dieser Völker, durch das geringste unerwartete Geräusch, oder andere plötzliche Eindrücke, in Anwandlungen von epileptischer Wut versetzt zu werden.

„Wenn man die Geschichte der Siege des Attila, und Dschingis Chan nicht genau kennt, so kann man durch die Thaten dieser Eroberer leicht zu dem Gedanken veranlasset werden, daß wenigstens die Kalmyken und Mongolen, welche sie anführten, den europäischen und tatarischen Völkern überlegen gewesen seyn; allein, die Hunnen wurden den Gothen und andern deutschen Nationen nie durch ihre Stärke und Tapferkeit, sondern bloß durch ihre Pfeile, und noch mehr durch ihre und ihrer Pferde Geschwindigkeit, gefährlich. Die Hunnen flögen mit ihren leichten Pferden schnell heran, verwundeten die schwer bewaffneten deutschen Krieger, und eilten wieder davon, bevor man sie mit Schwertern und Lanzen erreichen konnte. Um also der beständigen Plackereyen der Hunnen los zu werden, verließen die Gothen ihre Wohnsitze am schwarzen Meere, oder vereinigten sich auch mit den Hunnen als Bundes = Genossen. Gothen und andere Deutsche waren es vorzüglich, womit Attila seine kühnsten Züge unternahm, und seine größten Schlachten lieferte. So bald nach dem Tode des Attila die deutschen Hülfs = Völker sich von den Hunnen trennten, giengen ihre Herrschaft und Herrlichkeit unwiederbringlich verloren. Im sechsten Jahrhundert brauchten Belisar und Narses in den Kriegen mit den Vandalen und Ost = Gothen beständig hunnische Krieger; auch diese aber waren eine leichte Reiterey, und schadeten den schwerer bewaffneten Deutschen durch eben die Waffen und Art zu kriegen, womit die Vorfahren der

einen, den Vorfahren der andern geschadet haben, und nachher die Ungarn und die türkische Reiterey den Deutschen Abbruch thaten. Dschingis Chan überrumpelte die Tataren an der Ost-Seite des caspischen Meeres, wie Attila die Gothen überrumpelt hatte, und brauchte nachher die Tataren wieder, um andere verwandte Nationen zu unterjochen; weswegen auch, wie man schon lange bemerkt hat, die Heere des Dschingis Chan nicht Mongolen, sondern Tataren, und das Vaterland desselben nicht Mongoley, sondern die große Tatarey, genannt wurde.

„Ungeachtet die südlichen Asiaten viel schwächer sind, als die westlichen, so übertreffen sie diese doch in der Geschicklichkeit, große Lasten zu tragen. Irwin's oben angeführtes Zeugniß wird durch die Zeugnisse aller übrigen Reisenden bestätigt. Sinesische Schiffer tragen Bücher-Kisten, die über 600 Pfund schwer sind, mit großer Leichtigkeit weg (*). Eine eben so unglaubliche Fertigkeit besitzen die kraftlosesten südlichen im Rudern. Die Siamesen sind so schwach, daß sie kaum gehen und sich aufrecht erhalten können, und wegen ihrer Schwäche zu allen übrigen harten Arbeiten untüchtig; hingegen können sie sonst 3 Tage und 3 Nächte fortrudern, ohne auszuruhen (**). Daß diese Fähigkeit zu tragen und zu rudern mit einer eben so ungewöhnlichen Schwäche des Körpers vereinbart sey, lehren die Beyspiele anderer ohnmächtigen Völker gleichen Ursprunges. Die Grönländer gehören zu den schwächsten Nationen der neuen Welt, und dennoch regieren Männer, die in 3 Tagen nichts, oder nur See-Gras gegessen haben, ihren Kahn in den größten Wellen, und Grönländerinnen tragen ein ganzes Rennthier zwey Meilen weit, oder auch solche Steine und

(*) Lettres edif. VII. p. 172. Sonnerat II. 30.

(**) Loubère. I. 211, f.

und Lasten auf dem Rücken, wovon der stärkste Europäer kaum die Hälfte aufheben kann. Noch schwächer, oder wenigstens so schwach, als die Grönländer, sind die Wilden am Oronoko, und Maragnon, und doch rudern die Indianer von Para nach St. Pablo, 800 See-Meilen den Amazonen-Fluß hinan, welches Europäer und selbst Negern eben so wenig zu thun im Stande wären, als sie in anderthalb Tagen und zwey Nächten über Berge und durch dicke Wälder einen Weg von 300 engl. Meilen machen könnten, dergleichen ein Chikkasah-Krieger machte. Die Hottentotten sind viel schwächer, als die Negern und Caffern, und doch können sie einen Sack Weizen, der beynahe 200 Pfund wiegt, mit einer solchen Leichtigkeit aufheben und forttragen, daß es gar nicht scheint, als wenn sie ihre Kräfte anstrengten. Aus allen diesen Beyspielen muß man die Folge ziehen, daß die den schwächsten Nationen eigenthümlichen ungewöhnlichen Fertigkeiten zu laufen, Lasten zu heben oder zu tragen, und zu rudern, mehr eine gewisse Biegsamkeit, als eine ausserordentliche Stärke des Körpers voraussetzen.

„Unter den Bewohnern der ostindischen und Süd-See-Inseln sind mehrere Völker, welche selbst die Europäer in Ansehung der körperlichen Stärke weit hinter sich lassen. Die schönen Insulaner der Süd-See waren so mächtig und gewandt im Ringen und Balgen, daß die stärksten und geübtesten engländischen Matrosen es mit ihnen nicht aufnehmen konnten. Nicht bloß Männer, sondern auch Weiber, nahmen sehr oft Europäer unter den Arm, und trugen sie über Bäche und Flüsse weg. Nicht weniger stark waren die Einwohner der Ladronen, zwischen welchen und den schönen Insulanern der Süd-See Cook auf seiner lezten Reise eine große Uebereinstimmung in Sprache, Sitten und Meinungen fand. Die Bewohner der marianischen Inseln werfen Steine mit einer sol-

chen Kraft, daß sie in Baum-Stämme eben so tief eindringen, als wenn sie mit Büchsen wären hinein geschossen worden. Auch ergriffen mehrmahl einzelne Wilde verirrte Europäer so fest, daß diese sich nicht rühren konnten, und eilten mit ihrer Beute so schnell fort, als wenn sie ein neugebornes Kind getragen hätten. Wenn man auch annimmt, daß die starken Insulaner der Süd-See von den stärksten Casten in Hindostan abstammen, so kann man doch nicht läugnen, daß sie durch ihre Verpflanzung sehr an körperlichen Kräften gewonnen haben; denn solcher starken Männer, als die marianischen und Südsee-Inseln nähren, erwähnt die Geschichte in Hindostan und dem übrigen südlichen Asien gar nicht.

„Wenn man eine ungewöhnliche Fähigkeit zu laufen, zu rudern und Lasten zu tragen, nicht als Beweise von Stärke ansieht, und Stärke nur nach dem Vermögen schätzt, schwere und anhaltende Arbeiten des Feldes oder nützlicher Handwerke aushalten zu können, so sind die Amerikaner wenigstens so schwach oder noch schwächer, als die Völker in der Mongoley und im südlichen Asien. Die Amerikaner unterscheiden sich von einander durch verschiedene Grade von Stärke oder Schwäche ungefähr eben so sehr, als durch die verschiedenen Grade von Größe. Die schwächsten sind die Bewohner der nördlichsten und südlichsten Gegenden, und der ungesunden Ufer des Oronoko, des Maragnon und ähnlicher Flüsse. Die Feuerländer wurden durch die geringsten Anstrengungen beym Hauen, Sägen und andern Arbeiten, äusserst matt. Vielleicht, sagt Gily, giebt es auf der ganzen Erde keine so schwache Menschen mehr, als die Indianer am Oronoko sind (*). Auch den stärksten

Ame-

(*) II. 39. In fatti non v'ha forse nel mondo verun' altra gente, la quale sia o più gentile, o più debole, o meno robusta degli Indiani.

Amerikanern aber ist es eigen, daß sie nicht ohne Lebens-Gefahr zu harten und anhaltenden Arbeiten gezwungen werden können (*). Bevor man dieses wußte, brauchten die Spanier die Eingebornen der neuen Welt zu den Arbeiten in den Minen, und die Einwohner von St. Domingo wurden dadurch in kurzer Zeit bis auf den lezten Mann aufgerieben. Jezt haben die Spanier im Nuovo-Regno die Indianer ganz fahren lassen, und nehmen lieber Negern, ungeachtet diese viel theurer sind. Wo aber noch Amerikaner zu Feld- und Minen-Arbeiten gezwungen werden, da gehen sie in großer Menge zu Grunde, ungeachtet sie lange nicht so viel thun, als ein europäischer Arbeiter ausrichten würde (**). Die Engländer, Franzosen und andere europäische Pflanzer in West-Indien brauchen Caraiben und andere Süd-Amerikaner zur Jagd, oder zum Fischen, nie aber auf den Zucker-Feldern, oder in den Zucker-Mühlen, weil man weis, daß die Amerikaner solche Arbeiten nicht aushalten können. Robertson, der die Amerikaner sonst von vielen andern Seiten sehr unrichtig ansahe, urtheilte darin vollkommen wahr, daß die Amerikaner sich mehr durch Beweglichkeit, als durch Stärke des Körpers, auszeichnen, und daß sie eher Raub-Thiere, als Last-Thiere, oder arbeitsfähige Thiere, zu seyn schienen.

„Die Negern sowohl in Afrika, als in Hindostan, sind stärker und muthiger, als die Amerikaner und südlichen Asiaten, und sie sehen daher auf beyde mit Verachtung herab. Im Ganzen scheinen die in Afrika stärker, als die asiatischen, zu seyn. Die schönen schwarzen Völker sowohl an der West- als an der Ost-

Seite

(*) Per robusti, che sieno, non duran gli' Indiani che con pericolo della vita, et di longhissimi febbri ne laboriosi mestieri. *Gily*, l. c. p. 366.

(**) Ulloa Nachr. II. 126.

Seite von Afrika, sind stärker, als die eigentlichen oder häßlichen Negern, weswegen diese von den erstern in den meisten Gegenden bezwungen und beherrscht wurden. Im Durchschnitt schätzt man die von der West-Küste mehr, als von der Ost-Küste, und an der West-Küste die vom Senegal bis an den Aequator mehr, als die aus Congo und Benguela. Der Unterschied unter den Negern aus Guinea, und aus Congo oder Angola, ist so groß, daß man für die erstern 2 bis 3 Mahl so viel bezahlt, als für die leztern. Die aus Congo sind sehr oft so abgeneigt und unfähig zur Arbeit, daß sie sich lieber zu Tode hungern, als zum Arbeiten mit den übrigen Sclaven zwingen lassen. Der Grund, warum die Guinea-Negern stärker, als die übrigen, sind, liegt höchst wahrscheinlich darin, daß sie sich mehr oder weniger mit Mauren und Arabern vermischt, und dadurch einen Theil der Stärke der leztern erhalten haben. Auch die stärksten Negern aber arbeiten kaum halb so viel, als europäische Landleute, oder Handwerker und Tagelöhner; und wenn man sie etwas über ihr geringes Vermögen anstrengt, so sterben sie haufenweise dahin. Man kann nicht sagen, daß die übermäßige Hitze die Negern in den westindischen Inseln aufreibe, wie sie Europäer aufreiben würde. Die größte Hitze ist der Natur der Negern am meisten angemessen, und nur in der Hitze sind sie munter und vergnügt. Im Heben und Tragen sind sie, so wie im Laufen und Tanzen, den übrigen Nationen gleichen Ursprunges ähnlich. Es kostet manchem Neger nicht viele Mühe, Zucker-Fässer von tausend Pfund von der Erde zu heben. Wenn sie den ganzen Tag gearbeitet haben, laufen sie, so oft sie können, ganze Meilen weit, um die Nacht mit andern Sclaven zu tanzen, und gehen am andern Morgen ohne Ermüdung wieder an ihre Arbeit; ja, sie tanzen bisweilen ganze Tage und Nächte, ohne die

ge-

geringste Erschöpfung zu empfinden (*). Wenn also auch die Guinea-Negern um mehrere Grade arbeitsfähiger sind, als die Amerikaner und südlichen Asiaten, so fehlt doch auch den Negern im Durchschnitt die ausdauernde Kraft zu schwereren und nützlichen Arbeiten, nach welchen wir in Europa vorzüglich Stärke des Körpers schätzen.

„Die Vergleichung oder Geschichte der Stärke und Schwäche von Völkern führt natürlich auf die Untersuchung der Ursachen der einen und der andern hin. Unter den Ursachen der verschiedenen Stärke und Schwäche von Nationen muß man das Blut, oder die Abstammung, als die erste und vornehmste nennen. Man mag die ursprünglichen Verschiedenheiten von Menschen-Raçen erklären, wie man will, so bleibt es immer unwidersprechlich, daß die Natur mit der Organisation oder dem Blute der einen ganz andere Eigenschaften, als mit dem Blute der übrigen, verbunden hat. So wie einzelne Menschen und Thiere mit ungleichen Anlagen von Stärke oder Schwäche, von Schönheit oder Häßlichkeit, von Größe oder Kleinheit, von Genie oder Dummheit, von Gutartigkeit oder Uebelartigkeit, geboren werden: so sind auch eben diese Tugenden oder Untugenden in ganzen Raçen von Menschen und Thieren, oder in ganzen Haufen von Völkern, erblich oder angestammt. Die Geburt aus deutschem Blute gab von je her viel größere Vorzüge des Körpers, des Geistes und des Herzens, als eine jede andere Abstammung; und deutsche Völker mochten im Lande der Sarmaten, oder der Griechen und Römer, oder selbst in den Morgenländern umher ziehen, oder sich niederlassen, so hatten und behielten sie, so lange sie unvermischt blieben, besonders in Europa, stets ihre deutsche Stärke, Größe und Tapferkeit ungeschwächt.

(*) *Du Tertre*, II. 497.

geschwächt. Die vorhergehende kurze Darstellung der angebornen Stärke oder Schwäche von Völkern lehrt, daß die eigentliche Stärke des Körpers, d. h. die Fähigkeit zu schweren und anhaltenden Arbeiten, in den verschiedenen Racen von Menschen ungefähr in eben dem Verhältnisse, wie die übrigen Vollkommenheiten der menschlichen Natur, abnehmen, und daß also die germanischen Völker stärker und arbeitsamer, als die slawischen, diese stärker als die morgenländischen, und die Morgenländer stärker, als die häßlichen und dunkelfarbigen Völker, sind.

„Unter allen Racen von Menschen ist keine, auf welche nicht die Versetzung in ein anderes Klima entweder günstig oder ungünstig wirkte. So wie aber dasselbe Klima auf Menschen und auf Thiere, oder auf Thiere von verschiedenen Gattungen und Racen meistens einen sehr verschiedenen Einfluß äussert: so lehrt eine allgemeine Erfahrung, daß dasselbe Klima in Völkern von verschiedenem Ursprunge eben so verschiedene Wirkungen hervorbringt, als die Naturen, oder die Empfänglichkeit derselben von einander abweichend sind. Auch wirkt das Klima auf die Stärke und Schwäche von Völkern nach ganz andern Gesetzen, als in den gewöhnlichen Gemeinplätzen über das Klima enthalten sind.

„Viele neuere Schriftsteller sahen es als einen unläugbaren Erfahrungs-Satz an, daß die Vorzüge des Körpers und der Seele mit der Schönheit des Himmels, der Gesundheit der Luft, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Gewächse der Erde, zunähmen und zunehmen müßten; und aus diesem angeblichen Erfahrungs-Satze leitete man die vermeintlichen Vorzüge der Griechen vor den neuern Völkern Europens ab. Diesem angeblichen Erfahrungs-Satze aber widerspricht die Geschichte aller Völker und Erd-Theile. In unserm Europa ha-

haben viele Gegenden in Italien, Spanien, Frankreich, und in den türkischen Provinzen, einen ergiebigern Boden, ein milderes und gesunderes Klima, und mannigfaltigere und bessere Producte, als Deutschland, Holland, England und die nordischen Reiche; und doch hatten die leztern, und nicht die ersteren Länder von ie her die stärksten und arbeitsamsten Menschen. Im westlichen Asien und im nordwestlichen Afrika übertreffen die gesegneten Provinzen von Persien, Syrien und der Barbarey, an Fruchtbarkeit des Bodens, an Heiterkeit und Gesundheit der Luft, und an Menge und Vollkommenheit von Blumen, Pflanzen und Bäumen, alle übrige Länder in diesen Erdstrichen, und doch bringen eben diese gesegneten Gegenden nicht so starke und große Menschen hervor, als das ungesunde Mingrelien, und die am wenigsten gesunden Provinzen von Hindostan. In der neuen Welt können, in Ansehung des Bodens und Klima, alle übrige Länder gar nicht mit den Königreichen Quito, Peru und Chili, verglichen werden; und auch in diesen Paradiesen sind die Menschen weder so groß, noch so stark, als in dem ungesunden Paraguay, oder in dem rauhen Patagonien. In Afrika endlich jenseit des Atlas, wird das gesunde und heitere Vorgebirge der guten Hoffnung von den häßlichsten und schwächsten Menschen bewohnt; und die stärksten und größten Neger-Völker finden sich auf den niedrigen und ungesunden Küsten, die zwischen dem Senegal und dem Sierra Liona eingeschlossen sind.

„Die Geschichte aller Völker und Erd-Theile beweiset ferner, daß durch Verpflanzung in günstigere Klimate, die Stärke, wie die übrigen Tugenden des Menschen, viel langsamer vermehrt, als sie durch die Versetzung in ungünstige Gegenden vermindert werden. Der Europäer mag kommen, in welche Erd-Theile er will, so artet er allenthalben, und in einigen

Gegenden so schnell, aus, daß neue Abkömmlinge aus Europa nach einem Aufenthalte von einigen Monathen kaum mehr kenntlich sind. Diese Ausartung nimmt mit jeder Zeugung zu; und es ist daher in allen Erd-Theilen eine allgemeine Erfahrung, daß alle Creolen zu jeder Arbeit und Unternehmung, die ausdauernde Kraft erfordert, viel weniger tüchtig sind, als die in Europa gebornen Menschen, und daß diese Untüchtigkeit zu schweren Arbeiten und Unternehmungen um desto größer ist, je länger die Vorfahren von Creolen in fremden Erd-Theilen gelebt haben. Die Negern hingegen gewinnen durch die Verpflanzung nach West-Indien, und auf das feste Land von Amerika, nicht nur in Ansehung der Bildung und anderer Vorzüge, sondern auch in Rücksicht auf die Arbeits-Fähigkeit. Dieser Gewinn ist aber lange so groß und schnell nicht, als der Verlust, den die Europäer durch die Versetzung in dieselben Gegenden leiden. Eben so haben die Juden und andere Morgenländer durch den langen Aufenthalt in Europa vielleicht an Kräften und Geschäftigkeit etwas zugenommen. Allein auch dieser Gewinn ist nicht mit dem Verluste, den Europäer durch einen gleich langen Aufenthalt in den morgenländischen Reichen erfahren, zu vergleichen.

„Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft wirken auf Völker von verschiedener Abkunft auf die entgegengesetzteste Weise. Wir sehen es in Europa als eine untriegliche Regel an, daß ein heißes und feuchtes Klima den Körper des Menschen entkräftet, indem es die Nerven und Muskeln abspannt, und eine unmäßige Ausdunstung hervorbringt. Diese Regel bewährt sich durch alles, was man an Europäern in den verschiedensten Gegenden des heißen Erd-Gürtels bemerkt hat. Europäer mögen in die heißen und feuchten Gegenden von Afrika, Amerika oder

Asien,

Asien, verpflanzt werden, so büßen sie allenthalben in kurzer Zeit ihre blühende Farbe, ihre europäische Thätigkeit und den größten Theil der ihnen angebornen Stärke, ein, und fallen in eine unnennbare Mattigkeit, die niederdrückender als die schwerste Krankheit ist. In vielen Gegenden des heißen Erdgürtels werden die Stimme und der Gang des Europäers nicht weniger, als seine Farbe, verändert. Der Gang wird langsam und schleppend, und die Stimme und Rede matt, wie von Sterbenden oder tödlich Kranken. Meistens fehlt den Bewohnern der heißen Zone, die aus europäischem Blute entsprossen sind, selbst der Wille zu arbeiten. Wenn dieser aber auch da ist, so mangeln doch die Kräfte; und Personen, die, wie in Europa, zu arbeiten versuchen, werden entweder in kurzer Zeit aufgerieben, oder durch unheilbaren Wahnsinn bestraft.

„Ganz andere Wirkungen bringt das heiße und feuchte Klima in den dunkelfarbigen und häßlichen Völkern, wenigstens in dem größten Theile derselben, hervor. Diese Nationen werden im Ganzen um desto größer und stärker, je heißer und feuchter die Länder sind, in welchen sie leben. Eben daher sind die Negern zu anhaltenden und schweren Arbeiten tüchtiger, als alle andere Nationen von gleicher Abkunft. Auch sind sie am stärksten und gesundesten in denen Jahrszeiten und Gegenden, in welchen die Europäer am meisten geschwächt und getödtet werden, nähmlich in den heißesten und feuchtesten.

„Nicht weniger widersprechend sind die Wirkungen von Kälte auf den Körper der weißen und schönen, und den Körper der dunkelfarbigen und häßlichen Nationen. Die leztern wurden am kleinsten und schwächsten in den kältesten Gegenden, an den Ufern des Eis-Meeres, an der Hudsonsbay, und im Feuerlande. Die erstern hingegen nahmen an Größe und Stärke um desto mehr

zu, je kühler oder kälter ihre Wohnsitze waren. Unter den häuslichen Thieren können die größten und nützlichsten, besonders die Pferde, eine feuchte unmäßige Hitze eben so wenig, als die äusserste Kälte, ertragen. Schon in den Morgenländern, wo zwar eine große, aber doch meistens trockne Hitze ist, werden häusliche Thiere selten verschnitten, weil die Hitze ihnen ohnedies allen Muth nimmt, und nach Chardin's Beobachtung müssen sowohl die Last-Thiere, als die Menschen, durch unaufhörlichen Gesang, oder Geschrey und Geklingel, zur Arbeit ermuntert werden, wenn sie nicht ermatten sollen. Alle Arten von Raub-Thieren, und alle Arten von Ungeziefer, besonders Ratzen, Kröten, Frösche, Ameisen, giftige Fliegen, Mücken und Schlangen, sind im heißen Erdgürtel viel größer und stärker, als in den gemäßigten Zonen; Pferde hingegen und Hunde verlieren fast durchgehends an Schönheit, Kraft und Muth. Hunde sind in Hindostan, in Afrika, auf den Inseln der Süd-See und in ganz Amerika, so schwach, feige und träge, daß sie eine ganz andere Art von Thieren, als die europäischen, zu seyn scheinen. In allen oder den meisten von diesen Ländern, sind die Hunde eben so stumm, als die Hähne, oder als die Vögel des Waldes; die erstern bellen nicht, sondern heulen nur; und die leztern krähen und singen nicht. In Guinea werden die besten Pferde aus der Barbarey bald so klein und häßlich, daß sie Eseln mehr, als Pferden, gleichen. Die schönsten persischen Pferde arten in Siam so schnell aus, daß man ihnen schon in den ersten Zeugungen ihre Abkunft gar nicht mehr ansehen kann. Die sinesischen Pferde sind so feige, daß sie durch das bloße Wiehern der zwar flüchtigen, aber gar nicht starken mongolischen Pferde unaufhaltsam weggeschreckt werden. In gewissen Gegenden des südlichen Amerika büßen Pferde nicht sehr an Größe und Schönheit

heit der Bildung ein; allein an Kraft verlieren sie alle, und sie werden daher weit eher, als die europäischen, ermüdet. In der Gegend von Portobello, die auch den Menschen im höchsten Grade gefährlich ist, werden die dahin verpflanzten Thiere, des reichen Futters ungeachtet, welches Berge und Thäler darbiethen, nicht nur kleiner, häßlicher und magerer, sondern sie sollen so gar ihre Zeugungs-Kraft und Fruchtbarkeit verlieren. Die arabischen, ungarischen, pohlnischen und ukraintischen Pferde laufen schneller und länger, als die schönsten englischen und deutschen Pferde; dagegen fehlt den erstern die ausdauernde Kraft, die zu schweren Arbeiten des Feldes oder zum Angriff der schweren Reiterey erfordert wird; und auch in den Thieren also ist die Fähigkeit, lange und schnell zu laufen, sehr oft ohne wahre Stärke vorhanden.

„Menschen von derselben Abkunft, die auf fruchtbaren und gesunden Gebirgen das Leben von Hirten führen, scheinen zwar größer, und wenn es auf einzelne Anstrengungen von Kräften ankommt, auch stärker, aber zugleich weniger ausdauernd für anhaltende Arbeiten und Beschwerden zu werden, als die benachbarten Landleute in den Flachen. In der Schweiz ist es bekannt, daß die bernischen Oberländer, die Schwyzer, die Entlibucher und Appenzeller, im Ringen, Balgen und andern Leibes-Uebungen, viel mehr Gewandtheit und Stärke zeigen, als die Ackerleute im bernischen oder züricher Gebiethe. Dagegen soll man in den Regimentern die Söhne von Ackerleuten auch deswegen mehr, als die von Hirten, lieben, weil jene dauerhafter, als diese, sind. Vielleicht verhält es sich mit den Bewohnern kleiner und fruchtbarer Inseln, in Vergleichung mit den Bewohnern des festen Landes eben so, wie mit den Hirten in Vergleichung mit den Ackerleuten. Die ostindischen und Südsee-Insulaner sind stärker, als alle andere Nationen des südlichen

Asiens, von welchen sie entsprungen seyn können; ob sie aber zu anhaltenden Arbeiten noch weniger tüchtig sind, als diese, müssen die Wahrnehmungen von künftigen Reisenden entscheiden.

„Mangel oder Fülle, und die gute oder schlechte Beschaffenheit von Nahrungs-Mitteln, welche ganze Völker und einzelne Menschen genießen, wirken zwar zu ihrer Schönheit oder Häßlichkeit, zu ihrer Größe und Kleinheit, und also auch zu ihrer Stärke oder Schwäche mit, nur nicht so mächtig, und nicht auf die Art, wie man gemeiniglich annimmt. Dieselben Nahrungs-Mittel sind der Natur verschiedener Völker eben so wenig in gleichem Grade angemessen, und bringen in verschiedenen Menschen eben so wenig dieselben Wirkungen hervor, als dieselben Klimate. Die schwächsten Nationen auf der ganzen Erde, die Fischer- und Jäger-Völker in Sibirien, besonders die am Eis-Meere, die Grönländer und Eskimos, die Feuerländer und viele andere Ichthyophagen und Jäger-Horden in der neuen Welt, genießen lauter animalische Speisen, und noch dazu entweder ganz, oder größten Theils roh; und kein angeblicher Erfahrungs-Satz war daher erfahrungswidriger, als dieser: daß animalische Speisen den Menschen stärker und muthiger machen, als vegetabilische. Hr. Ritter Pallas schloß vielmehr aus der allgemeinen und ungewöhnlichen Schwäche und Leichtigkeit des Körpers aller ursprünglichen sibirischen Völker, daß eine bloß animalische Nahrung unnatürlich, und der Erlangung der körperlichen Vorzüge des Menschen hinderlich sey; eine Behauptung, die ohne Einschränkung auch nicht mit der Geschichte übereinzustimmen scheint. Die angeführten Beyspiele beweisen es nicht überzeugender, daß animalische Speisen nicht alle Völker stark machen, als es die Beyspiele der alten Griechen und Römer, und die Beyspiele der Sclavonier, der Morla-

ken

ken und anderer slawischen Nationen, darthun, daß man bey dem Genusse von fast lauter vegetabilischen Nahrungs-Mitteln sehr stark seyn könne. Die Griechen und Römer nährten sich, und die slawischen Völker nähren sich noch izt fast allein mit einem harten Brey, oder mit schlechtem Brod, oder mit Hülsen-Früchten, und besaßen oder besitzen dennoch sehr viele körperliche Stärke. Chardin und andere Reisende glaubten, daß die Braminen und Banianen deswegen weniger stark seyn, und weniger lange lebten, als die Europäer, weil sie sich von allen Fleisch-Speisen enthielten. Diese Schriftsteller bedachten nicht, daß die Braminen und Banianen viel schöner, größer und stärker sind, als die dienenden und verachteten Parias in Hindostan, ungeachtet diese das Fleisch von zahmen und wilden Thieren, oft roh oder faulend verschlingen.

„Die germanischen Völker aßen von je her viel mehr Fleisch, als die slawischen, morgenländischen und mongolischen Nationen, diejenigen unter den leztern ausgenommen, welche durch Klima und Aufenthalt zum Genuß von bloß animalischen Speisen genöthiget wurden. Dieser allgemeine und beständige Hang der germanischen und übrigen ächt celtischen Völker zu animalischen Speisen, erregt und beweiset zugleich die Vermuthung, daß animalische Nahrungs-Mittel der Natur dieser Völker mehr, als der von andern Nationen, angemessen, und daß sie auch eine Mit-Ursache der vorzüglichen Stärke dieser Fleisch-essenden Völker seyn. Die Griechen folgten dem Rathe des Pythagoras, und gaben ihren Kämpfern mehr Fleisch, als die übrigen Griechen aßen, weil man bemerkte, daß der Genuß von Fleisch-Speisen die Stärke der Kämpfer vermehre. Die Römer ahmten die Beyspiele der Griechen nach, und ließen ihre Gladiatoren mehr animalische, als vegetabilische, Nahrungs-Mittel genie-

ßen. Fast alle vergleichende Beurtheiler der Franzosen und Engländer führen das größere Maß von kräftigen Fleisch-Speisen, womit die Leztern vor den Erstern sich nähren, als einen der wichtigsten Gründe an, warum die Engländer im Durchschnitt stärker, als die Franzosen, seyn (*). Daß aber auch unter den Völkern germanischen Ursprunges die körperliche Stärke nicht in gleichem Verhaltnisse mit dem Genusse von Fleisch-Speisen wachse, erhellet aus der Vergleichung der höhern und niedrigern Stände. Die mit der Hand arbeitenden Volks-Classen sind überhaupt stärker, als die mit dem Kopfe arbeitenden, obgleich die Erstern weniger Fleisch essen, als die Leztern.

„Die lezte Haupt-Ursache der Stärke und Schwäche von ganzen Völkern und einzelnen Menschen, ist das Maß ihrer Arbeiten und Leibes-Uebungen, wovon im Art. Leibes-Uebung ein Mehreres vorkommen wird.

„Mangel von Anstrengung ist ein Zeichen und eine Ursache von Schwäche. Eine ähnliche Kraftlosigkeit oder Entkräftung wird durch eine übermäßige Anspannung der Nerven und Muskeln hervorgebracht. Unter den Arbeitern, die jährlich aus dem Bisthume Osnabrück nach Holland gehen, sterben Manche vor der Zeit, weil sie sich bey schlechter Nahrung über ihr Vermögen anstrengen (**). Dieselbe Ursache

(*) *Jardine*, I. 198. f. Dieser Schriftsteller bemerkt, daß man in Frankreich bey allen Arten von Arbeiten mehr Hände brauche, als in England. Daß die Franzosen eine schwächere Race von Menschen seyn, als die Engländer, will er unter andern auch dadurch beweisen, daß die Franzosen einen zu langen Rücken hätten. Ich zweifle, ob diese Beobachtung selbst richtig ist; noch weniger aber werden ihm die Physiologen die daraus gezogene Folgerung zugeben.

(**) Möser Osnabr. Gesch. I. 111. und XXIV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 417. fgg.

ſache wird von dem frühzeitigen Tode vieler Isländer angegeben (*).

„Die Gewohnheit, auſſerordentliche Stärke durch das Wort Rieſen-Stärke auszudrücken, zeigt an, daß man ungewöhnliche Stärke und Größe am häufigſten vereinigt gefunden, oder wenigſtens geglaubt habe. Die griechiſche Fabel nannte den Herkules, den Theſeus, und andere Helden, als Beyſpiele von Rieſen-Stärke, und die griechiſche Geſchichte führte beſonders den Milo von Kroton, und einen Hirten Titormus, als Ungeheuer von Stärke, an (**). Milo trug einen lebendigen Ochſen eine beträchtliche Strecke Weges auf dem Rücken, und den Milo übertraf Titormus ſo ſehr, daß jener dieſen als einen andern Herkules bewunderte. Titormus warf ein groſſes Felſenſtück, welches Milo kaum bewegen konnte, viele Schritte weit von ſich, und ergriff mit jeder Hand einen wilden Stier ſo feſt bey einem Beine, daß keins dieſer Thiere ſich losreiſſen konnte.“

In allen Jahrhunderten hat es Menſchen gegeben, welche durch eine auſſerordentliche Stärke Bewunderung erregt haben. Es ſind aber auch ſchon vor mehr als anderthalb tauſend Jahren Leute geweſen, welche durch geſchickte Anwendung mechaniſcher Vortheile, ſolche Künſte gemacht haben, wodurch alle unkundige Zuſchauer in Erſtaunen geſetzt werden, wiewohl es unzweifelhaft iſt, daß jeder geſunder Menſch von gewöhnlicher Stärke, mit Anwendung jener Hülfsmittel, eben daſſelbe leiſten kann. Von ihnen gilt mit mehr Recht, als von den Pſyllis, was *Celſus* von Leztern ſagt: neque Hercule ſcientiam praecipuam habent hi, ſed audaciam vſu ipſo confirmatam.

(*) Kerguelen, S. 53, f.

(**) *Aelian.* Varior. XII, 22. und Scholiaſt. Lucian. II. P. 45. Ed. Reitz.

Das älteste Beyspiel aus der heiligen Geschichte, ist Simson, ein Sohn des Manoah, aus dem Stamme Dan, ein merkwürdiger israelitischer Richter über Israel. Richt. 13, f. Die Geburt desselben wurde seinen Aeltern durch einen Engel verheißen, doch zugleich dem zu gebärenden Kinde von den Aeltern eine besondere Lebens-Art vorgeschrieben, V. 7, f. Mit seinen zunehmenden Jahren legte er durch die Zerreißung eines Löwen schon eine Probe seiner Leibes-Stärke und seines Helden-Muthes ab; Cap. 14, 6. Die neuere Bibel-Feinde haben diese Geschichte bezweifelt. Wenn man aber gleich zugeben muß, daß eine ausserordentliche Tapferkeit und körperliche Stärke dazu gehöre, so ist doch diese Begebenheit so unmöglich nicht, als Jene sich einbilden. Ungeachtet der Löwe sonst ein furchtbares Thier ist, so bemerkt doch schon Thevenot (*), daß heutiges Tages die Araber sich vor einem Löwen nicht sonderlich fürchten, daß sie ihn vielmehr, wenn sie nur einen Stock in Händen haben, todt schlagen. Vergl. 1 Sam. 17, 34, f. Israel wurde eben damahls von den Philistern sehr hart gedränget (Richt. 13, 1.), daher er insonderheit mit diesen Feinden seiner Nation zu thun hatte.

Die Geschichte, wie Simson den Rachen des Löwen aufreisset, oder verstopft, mit der Umschrift: OBTVRAVIT OS LEONIS. 1517. ließ Philipp II., Herzog in Pommern, auf eine Medaille von 1 Loth bringen, welche er auf das 1617 in Pommern von ihm gefeyerte evangelische Jubiläum verfertigen ließ, zur Erinnerung, daß Luther, als ein geistlicher Simson, den Mund des 1517 zu Rom regierenden Papstes, *Leo* X. verstopft hat, daß dieser der Lehre des Evangelii nicht mehr, wie vorher, gleichsam entgegen brüllen konnte. Auf dem Revers dieser selten zum Vorschein kommenden Medaille, Fig. 4183, steht folgende Aufschrift, in 7 Zeilen: IN ME-

(*) Reisebeschr. B. 2, Cap. 13, S. 213.

MEMO | RIAM JVBILÆI | EVANGELICI | ANNO MDCXVII | CELEBRATI. PHI | LIPPVS. II. DVX | POM. F. F.

In seiner Jugend schon verliebte er sich in ein philistisches Frauenzimmer zu Thimnath, und bat sich von seinen Aeltern aus, daß sie ihm diese ausländische Person zu heurathen erlauben möchten. Seinen Aeltern war diese Bitte unangenehm, weil sie das göttliche Verboth wußten (2 Mos. 34, 16. vergl. 5 Mos. 7, 3.), daher sie ihn auf alle Art und Weise von diesem Vorhaben abzubringen suchten, Richt. 14, 3. Doch Simson blieb bey seinem gefaßten Vorsatz, und vollzog die Hochzeit mit diesem Mädchen auf eine feyerliche Art, mit Einwilligung seiner Aeltern. Auf der Hochzeit legte er unter andern den versammelten philistäischen Gästen ein Räthsel vor, wozu ihm das in dem Aaße des zerrissenen Löwen gefundene Honig Gelegenheit gab. V. 14. vergl. 8. Viele können nicht begreifen, wie die Bienen in das todte Aaß gekommen seyn, da dieselben sonst Abscheu vor dem Gestanke todter Aeßer zu haben pflegen. Doch diese Schwierigkeit fällt weg, wenn man annimmt, daß Simson nach Zerreissung des Löwen erst nach einem Jahre diese Straße wieder gereiset, und da das Honig gefunden habe. Hiernächst konnte in dem heißen Palästina das todte Aaß viel leichter in die Verwesung übergegangen seyn, als bey uns, so, daß die Bienen sich vor dem Gestanke desselben, das nun als ein Gerippe ohne allen Geruch und Bewegung da lag, nicht mehr scheuen. Er hatte selbst von diesem Honig gegessen (V. 9.), und legte den Philistern ein Räthsel davon vor: „Speise gieng von dem Fresser, und Süßigkeit von dem „Starken“; wobey er ihnen versprach, wenn sie es errathen würden, 30 Feyer-Kleider (kostbare Kleider) zu geben, welche er aber von ihnen verlangte, wenn sie es nicht errathen könnten. Doch diese steckten sich

hinter seine Frau, welche ihn so lange durch schmeichlerische Reden einzunehmen wußte, bis er ihr die Auflösung des Räthsels anzeigte (Cap. 14, 17.), welche sodann durch ihre Bekanntmachung die Philister in den Stand setzte, dasselbe aufzulösen. Simson argwöhnte vermuthlich einen vertrauten Umgang der Philister mit seiner Frau; V. 18 (*), gab ihnen zwar die versprochenen Feyer-Kleider, die er 30 von ihm erschlagenen Philistern ausgezogen hatte, und verließ sein Weib, die nachher einem von den 30 Hochzeit-Gästen Simson's zu Theil ward. V. 19. 20. Dieses sahe Simson für eine große Beleidigung an, und suchte sich zu rächen.

Das Räthsel: Speise gieng von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken, ist auf einigen Medaillen als Sinnbild gebraucht worden.

1. *Alphonsus*, Herzog zu Ferrara, ließ dasselbe, im J. 1511, auf eine Münze prägen. Es war Derselbe in Krieg mit dem Papste Julius II. gerathen, welcher gern die Stadt Comacchio von ihm unter seine Bothmäßigkeit gehabt, es auch gern gesehen hätte, daß er das Bündniß mit dem Könige in Frankreich, Ludwig XII. aufgehoben hätte; allein, weil er sich auf Diesen am meisten verlassen mußte, welcher ihm durch seinen Legaten öfters hatte versichern lassen, daß er eher ganz Frankreich für ihn aufsetzen wollte, ließ er sich solche Süßigkeit von diesem Starken dermaßen gefallen, daß er solches sogar auf einer Münze (von $\frac{5}{8}$ Loth) frey bekannte, welche auf einer Seite Dessen Bildniß darstellt, mit der Umschrift: ALFONSVS DVX FERRARIÆ III., und auf der andern Seite den sitzenden Simson, welcher in der rechten Hand einen Löwen-Kopf hält, woraus ein Bienen-Schwarm fliegt; vor ihm ist ein abgehauener Baum, um welchen sich eine Schlange windet, mit der Umschrift: DE FORTI DVLCEDO.

2. Eben

(*) Diedrichs Versuch über die Geschichte Simsons, (Gött. 1778) St. 1, S. 14, Anm.

2. Eben dieses Emblema findet man auch auf einer dem Papste *Leo* XI. zu Ehren geschlagenen Medaille; Fig 4184. Auf derselben liegt ein todter Löwe, aus dessen Rachen die Bienen aus und ein fliegen, mit der Umschrift: DE. FORTI. DVLCEDO. MD.CV. womit man dessen besondere Freundlichkeit und zugleich auch angeborne Großmüthigkeit vorzustellen suchte. Die andere Seite enthält des Papstes Brustbild im linksſehenden Profil mit der Calotte, und der Umschrift: LEO XI. PONT. MAX. ANNO I. Diese Medaille, welche 1½ Loth wiegt, ist sehr rar; denn der aus dem Mediceer Geschlechte herstammende, und im Jahr 1605 erwählte Papst hatte nur 25 Tage regiert.

3. Ferner findet man gedachte Worte auf einer, den Königen von Schweden, Gustav Adolph und Karl XII. zu Ehren, von Tenzel und Wermuth veranstalteten Medaille. Als Gustav Adolph 1631 zum ersten Mahl über den Rhein gieng, und die Spanier schlug, wurde bey Oppenheim ein Gedächtniß-Stein gelegt; diesen ließ Karl XII., da sich etliche große Bienen-Schwärme an denselben angelegt hatten, wieder repariren, und in Sicherheit vor dem Rhein stellen. Auf der bey dieser Gelegenheit geschlagenen, 2 Loth schweren, Medaille sieht man, auf der ersten Seite, die hohe Gedächtniß-Säule, welche bey Oppenheim dem Könige Gustav Adolph, an dem Orte, wo er d. 7 Dec. 1631, das erste Mahl mit seiner siegreichen Armee über den Rhein in die Pfalz gieng, zu Ehren gesetzt wurde, nebst der dort herum liegenden Gegend, mit der Ueberschrift: DE FORTI DVLCEDO, und der Unterschrift: Obeliscus Suecicus prope Oppenheimium An. MDCXXXI fixus. Auf der andern Seite lieset man Folgendes: Sereniſſimum ac Potentiſſimum Suecorum Gothorumque Regem CAROLVM XII. Monumentum avitum, invictiſſimo Heroi GVSTAVO ADOLPHO Rhenum traiicienti, Hiſpanosque fuganti poſitum melliſluis Apum examinibus mirabili exemplo vndiquaque nunc perfuſum, ab imminente ex inundationibus interitu ipſo quaſi Rheno recedente feliciſſime vindicantem Numismate hoc mnemonico ſubiectiſſime venerantur Gothae Thuringorum W. E. T. et C. Wermuth A. MDCIC.

4. Medaille auf den im J. 1660, zwiſchen dem Könige von Spanien, Philipp IV., und dem Könige von Frank-

Frankreich, Ludwig XIV., im J. 1660, bey Gent, der Haupt-Stadt im oestreichischen Flandern, geschlossenen Frieden, und die in den Friedens-Artikeln zugleich dem Könige von Frankreich, mit einer Mitgabe von 500,000 Ecus zur Ehe versprochene spanische Prinzessinn; Fig. 4185. Avers. Die Bildnisse der beyden Könige, im völligen Ornat, von einem Lichte erleuchtet, welche eine Taube umgiebt, als Sinnbild des heil. Geistes; sie halten zwischen beyden in einander geschlossenen Händen, einen mit seiner Frucht besetzten Oehl-Zweig, mit der Umschrift: ACCIPIT A COELO MISSAM MANVS VTRAQVE PACEM; und der Exergue in 4 Zeilen:

PHILIPPO IV. LVDOVICO XIV.
CATHOLICO. CHRISTIAN.issimo
REGIBVS PACIFICIs
S. P. Q. G. (Senatus Populusque Gandavensis.)

Rev. Der spanische Löwe, welcher von den um ihn fliegenden Bienen mit Honig ernährt wird, und darunter das von Simson seinen Hochzeit-Gästen aufgegebene, und im 14 Cap. des Buches der Richter verzeichnete Räthsel, mit den Worten: DE FORTI DVLCEDO. JVD. XIV. Da es hier aber nicht eine Heurath mit einem Philister, sondern mit dem Könige von Frankreich, betrifft, dessen Wappen-Schild mit 3 Lilien besetzt ist, so erblickt man zur Seite des spanischen Löwen, einen mit Lilien besetzten Zweig, und darüber die auf die Stelle in Hohel. II, 16. der unter den Rosen (Lilien) weidet, zielenden Worte: PASCITVR INTER LILIA. CANT. II. Es ist dieses eine Anspielung auf die an den französischen Hof gekommene Tochter des Königes von Spanien. Die Umschrift lautet: A BELLIS VTRIMQVE FORTITER GESTIS DVLCEDINE PACIS ENATA. A. M DC LX. S.enatus P.opulusQue G.andavensis.

5. Als die Universität Helmstädt, im J. 1676, ihr erstes Jubel-Fest begieng, wurde, zur Feyer desselben auch ein Jubel-Thaler von den drey damahls regierenden Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg geschlagen. Auf dem Avers erscheint der Universität Wapen, wie solches die untenstehenden Worte: INSIGNIA ACADEMIÆ JV-

LIÆ

LIÆ anzeigen. In dem Wapen selbst (*) sieht Simson, wie er den Löwen zerreisset, dabey Sonne, Mond und Sterne zu sehen sind, mit der Umschrift: EX FORTI DVLCEDO. Auf dem Avers steht folgende Aufschrift, in 17 Zeilen: ANNO M.DCLXXVI. D. XV. OCT. MEMORIA SECVLARIS CELEBRATA ACADEMIÆ JVLIÆ A DIVO JVLIO DVC. B. ET L. HELMSTADI SAXONVM FVNDATÆ AO. MDLXXVI. D. XV. OCT. DEO OPT. MAX. PER SERENISS. PRINCIPES AC DOM. DN. GEORGIVM WILHELMVM, DN. JOHANNEM FRIDERICVM, DN. RVDOLPHVM AVGVSTVM DVCES BRVNSVIC. ET LVNEB. FANDEM CLEMENTER CONSERVANTE ET PROTEGENTE.

Sim-

(*) Der Schild desselben ist, nach deutscher Art, zwerch getheilt. Der Obertheil ist blau, der Untertheil Silber. Simson hat einen goldenen Rock ohne Aermel an, und trägt einen goldenen Hut mit einer rothen Binde, deren Enden auf beyden Seiten fliegen. Der vordere Theil des Löwen ist roth, der hintere golden. Im Obertheile des Schildes zur Rechten Simsons ist ein silberner halber Mond, die Hörner oder Spitzen nach Simson zu kehrend, und darüber ein silberner sechseckiger Stern; zur Linken, eine goldene Sonne.

Warum eben das Wapen der Universität Helmstädt den Simson mit dem Löwen führt, ist nicht schwer zu errathen. Das Haus Braunschweig, dessen regierenden Herren die Universität zugehört, führt unter andern im Wapen, ein goldenes, mit rothen Herzen bestreuetes, Feld, in welchem ein blauer Löwe, wegen des Herzogthumes Lüneburg zu sehen ist; da nun aus diesem der Herzog Julius die Universität gestiftet hat, so erlaubte er zugleich der Akademie den Löwen in ihrem Wapen. Daß er aber den Simson dazu gesetzt hat, welcher, erwähnter Maßen, an den Wein-Bergen zu Thimnath einen Löwen zerrissen, und hernach in demselben einen Bienen-Schwarm und Honig gefunden, wovon er auf seiner Hochzeit das Räthsel: Speise gieng von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken, den Jünglingen gegeben hatte, worauf die Worte auf dieser Münze: EX FORTI DVLCEDO, zielen, so wollte der Herzog unstreitig dadurch anzeigen, daß, gleichwie er ein Nachkomme des berühmten Herzoges, Heinrich des Löwen sey, er, nach Art des Simson, durch Errichtung der Universität Helmstädt, lehrbegierigen Studenten das Honig der Gelehrsamkeit habe vorsetzen lassen.

Simson besuchte, nach Verlauf eines Jahres, seine gewesene Frau, und wollte ihr ehelich beywohnen, doch ihr Vater wollte dieses nicht zugeben, schlug ihm aber vor, ihre jüngere und schönere Schwester zu heurathen; Cap. 15, 1. 2. Simson suchte sich deswegen an den Philistern zu rächen, und ließ 300 Füchse unter das Getreide der Philister laufen, die unter demselben großen Schaden anrichteten; V. 4, 5 (*).

So-

(*) Ueber diese Geschichte, da Simson 300 Füchse gefangen, und Feuerbrände an ihre Schwänze gebunden hatte, welche die Haufen der Korn-Garben, nebst dem stehenden Korne, Weinberge und Oehlbäume der Philister anzündeten, haben viele Schrift-Spötter gelacht. Es ist aber unter diesen Thieren der Schagal oder Schakal (Goldwolf), ein Mittelding zwischen Fuchs und Wolf, zu verstehen. Nach den Berichten der dänischen Missionarien, Th. 4, S. 1641, könnte jemand, wenn er Lust hätte, in wenig Tagen mehr als 600, fangen. Diese Nachricht mit dem Umstande, daß diese Thiere sich auch häufig in Palästina finden, (Hasselquist fand diese Thiere unter andern bey Jaffa, in der Gegend von Gaza, folglich in Simson's Vaterland,) zusammengenommen, giebt nun auf ein Mahl der Geschichte Simson's Leben und Wahrscheinlichkeit; und nun ist es begreiflich, wie Simson 300 Füchse nähmlich dergleichen Schagals) hat fangen, und Feuerbrände an ihre Schwänze binden können. In den erwähnten Berichten der dänischen Mission., gleich nach den oben angeführten Worten, wird eine sehr ähnliche Lust mit diesen Füchsen erzählt, woraus erhellet, daß nicht so gar gefährlich mit den Thieren umzugehen seyn muß, als man sich bey Simson's Füchsen vorstellt. „In Tranquebar hatte der dortige Gränz-Hüter ein Lust-„Spiel mit dergleichen Thieren angestellt, und nach der „Zahl der Schellen, die er gehabt, beynahe 100 lebendige „Füchse gefangen, die er, nachdem er jedem eine Schelle an „den Hals gehänget, wieder laufen lassen.“ Nach Hrn. Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg Nachricht, im 3 B. seiner Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien, (Königsb. und Lpz. 1794, gr. 8.) S. 167, findet man bey der Stadt Trani, im Königreiche Neapel, verschiedene Felder, die denen ganz gleich sind, durch welche Simson die Schakalen jagte, denen er Brände an die Schwänze heftete, und zugleich die Saaten, Reben und Oehlbäume der Philister beschädigte; denn die Reben sind daselbst nicht höher, wie bey uns die Kartoffel-Pflanzen; oft schlagen die Aehren über die Reben zusammen, und auf den Aeckern steigen Feigen-, Johannisbrod-, Mandel-, Pfir-

Sobald die Philister erfuhren, daß Simson ihnen diesen Schaden verursachet habe, schoben sie alle Schuld deswegen auf Simson's Schwiegervater, und verbrannten dessen ganzes Haus mit Feuer; V. 6. Simson suchte noch mehr Gelegenheit, sich an ihnen zu rächen, und schlug sie; V. 8. Daß er damahls in einer Berg-Festung Etham gewohnt habe, welche unfehlbar gegen Mittag lag, wird daselbst versichert. Das Hinabgehen also, V. 8, heißt so viel, als gegen Mittag gehen. Hier wurde er den Philistern von seinen eigenen Landsleuten überliefert, welche ihn mit großem Jubel-Geschrey empfiengen, und ihn mit Stricken banden. Doch Simson ermannte sich, und schlug mit einem faulen Esels-Kinn-Backen 1000 Philister; V. 15. Um diese Geschichte wahrscheinlich zu machen, ist vor allen Dingen Simson's unbeschreiblicher Muth und Stärke, mit der Vorstellung des allgemeinen Schreckens zu verbinden, welcher die Philister schon da einnahm, als sie sahen, daß er die Stricke, mit denen sie ihn gebunden hatten, wie Fäden zerriß; V. 14. weswegen sie dem Simson nicht widerstehen konnten. Vermuthlich feyerten die Männer Juda hierbey auch nicht, sondern standen dem Simson treulich bey, um ihr demselben (V. 13.) gethanes Versprechen zu erfüllen. Nach die-

Pfirsich-, Apricosen-, Oehl- und Granat-Bäume. Auf die Aehnlichkeit solcher Felder mit den Aeckern der Philister, hatte Schin, in seiner Beschreib. von der italiän. Schweiz, den Herrn Grafen zu Stolberg aufmerksam gemacht. Ein Mehreres von dem Schakal wird an seinem Orte vorkommen.

Observatio de metamorphosi vulpecularum Samsonis in straminis manipulos, st. in *Observation. select. ad rem litterar. spectant.* To. VIII. (Hal. 1704, 8.) obs. 14. S. 367 — 386.

Godofr. Martini obs. in locum Jud. XV. com. 4. de vulpibus Simsonis, in manipulos straminis transmutatis, formae avitae nunc iterum restitutis, st. in *Miscellan. Lipsienf.* To. IV. (Lpz. 1717, 8.) obs. 90, S. 237 — 276.

dieser verrichteten Helden-That sang er ein Sieges-Lied, von welchem der Verfasser des Buches der Richter aber nur zwey Strophen, die vermuthlich den Anfang desselben ausmachten, bemerkt; V. 16. So lange er sang, hielt er vermuthlich den Esels-Kinnbacken in der Hand; als er aber damit fertig war, warf er denselben weg, und bemerkte von diesem Vorfalle den Ort, wo er sich damahls befand, Ramath Lehi, d. i. Kinnbacken-Wurf; V. 17. Indessen hatte er sich ermüdet, und war sehr durstig. Gott erhörte sein Gebet um Wasser, und es öffnete sich in dieser Gegend ein Fels oder eine Höhle, woraus Wasser lief, mit dem er seinen Durst stillen konnte; V. 19.

Nach Luthers Uebersetzung: „Da spaltete Gott einen Backenzahn in dem Kinnbacken, daß Wasser heraus „ging," könnte man sich einbilden, daß dieses Wasser aus dem gespaltenen Esels-Kinnbacken gelaufen sey, welches selbst *Bochartus* (Hieroz. P. 1, L. 2, c. 15, col. 203) hierbey angenommen hat; doch schon *Josephus* (Antiq. L. 5, c. 8) erklärt Maoteseh durch einen Fels, und das Wort, welches Luther hier durch Kinnbacken übersetzt hat, bedeutet eigentlich den Nahmen desjenigen Ortes, dessen oben, V. 9, 14, 17, gedacht ist. Man muß hier nach dem Hebräischen eigentlich so übersetzen: „Da spaltete „Gott eine Höhlung, die zu Lehi war, daß Wasser heraus kam" Daß im Orient Quellen versiegen, die nach einiger Zeit wieder Wasser geben, ist bekannt. Ein Beyspiel hiervon findet man selbst bey dem *Curtius* (de reb Alexandri M. L. 7, c. 10). Simson nannte diese Quelle des Anrufers Quelle zu Lehi; V. 19. Auch noch in spätern Zeiten soll dieselbe vorhanden gewesen seyn, wie *Hieronymus* (Epitaph. Paulae, epist. 27, c. 6.), und *Mich. Glycas* (Annal. P. 2, p. 164), deren Stellen davon *Bochartus* (Hieroz. P. 1, L. 2, c. 15, col. 205) angeführt hat, berichten. Auf solche Art fällt alles Wunderbare bey dieser Begebenheit weg, welches man sonst darin hat finden wollen.

Jo. Sidelmanni diss. de maxilla Samsonitica. Hafn. 1706.
Jo. Chr. Büsing commentatio de fonte in gratiam Simsonis miraculose a Deo producto, st. in der *Biblioth. Hagana historico-philolog.* Class. 2, Fasc. 3, p. 505.

Nach

Nach dem Berichte der Bibel, verwaltete Simson, von dieser Zeit an, die richterliche Würde unter seiner Nation; V. 20. Eine neue Begebenheit begegnete ihm hierauf. Er hieng sich an ein liederliches Weibs-Bild zu Gaza, welche Stadt den Philistern gehörte. Es wurde den Philistern verrathen, daß er bey derselben eine Nacht zubrächte, weswegen sie ihn hier gefangen nehmen wollten. Doch er entgieng auch hier der Gefahr, indem er die von den Philistern verschlossenen Stadt-Thore aus ihren Angeln hob, und sie auf einen Berg bey Hebron trug; Richt. 16, 1 — 3.

Zu Simson's Zeiten waren die Thore der Stadt hölzern, da Eisen und Stahl selten waren, und ihre Schlösser bestanden oft aus bloßen Stricken. Selbst die Riegel der Thore waren anfangs hölzern, nachher ehern; 1 Kön. 4, 13. 2 Chron. 8, 5. 14, 6. In Gaza war vermuthlich mehr als Ein Thor; doch Simson erwählte zu dieser Helden-That das unbrauchbarste, welches vermuthlich durch den täglichen Sonnenbrand mürbe geworden war (*). Die größte Schwierigkeit bey dieser Begebenheit liegt in dem Orte, wohin er dieses Thor getragen habe. Hebron lag wenigstens 11 deutsche Meilen von Gaza. Daß er mehrere Nächte dazu gebraucht habe, da er in Einer Nacht an einen so entlegenen Ort nicht kommen konnte, ist nicht zu glauben, indem gewiß die Einwohner das Wegtragen ihres Thores nicht so ruhig angesehen haben würden. Man muß also die Worte עַל פְּנֵי hier durch gegenüber, neben, nahe, übersetzen, wie Lackemacher (Observ. philolog. P. 8, p. 181.), und Diedrich (über die Geschichte Simsons, Th. 2, S. 72), es schon verstanden hat. Er nahm das Stadt-Thor, und schleppte dasselbe auf einen sehr hohen Berg, von dessen Spitze man gegenüber das noch weit davon gelegene Hebron sehen konnte. Wirklich zeigt man, nach Dapper's Bericht (Asien, S. 138) noch heutiges Tages einen Berg an der Morgen-Seite von Gaza, welchen man für denjen-

(*) S. Harenberg's Gedanken davon, in der Brem- und Verdischen Bibliothek, B. 2, St. 2, S. 306, f.

jenigen ausgiebt, auf welchen Simson das Stadt-Thor von Gaza getragen haben soll.

Nachher hieng sich Simson wieder an ein liederliches Weibsbild, Nahmens Delila, welche sich durch reiche Versprechungen der Philister bewegen ließ, das Geheimniß, worin seine Stärke bestand, aus demselben heraus zu locken, welches er derselben endlich, nachdem er sie verschiedene Mahl getäuscht hatte, nach langem Weigern entdeckte, daß nähmlich seine Kraft in seinen Haaren befindlich wäre, welche folglich ihn ganz verlassen würde, wenn man ihm diese Haare abschnitte; Richt. 16, 4. 19. Vermuthlich lag in den Haaren selbst diese Stärke nicht, sondern, weil er ein Nasiräer war, folglich sich sein Haar wachsen lassen mußte, es nicht abschneiden durfte, so verliehe ihm Gott, so lange er das that und beobachtete, eine ausserordentliche Stärke, deren er wieder von Gott beraubt wurde, da er sich mit dieser Hure einließ, und sein Nasiräer-Gelübde (Cap. 13, 5.) brach (*). Seine Liebhaberinn benachrichtigte hiervon sogleich die Fürsten der Philister, welche ihn, da ihm die Haare abgeschnitten waren, gefangen nahmen, ihn mit ehernen Ketten banden, und ihn in einer Mühle zu Gaza mahlen ließen (Cap. 16, 21.), nachdem sie ihm vorher die Augen ausgestochen hatten.

Bayle will zwar vorgeben, als habe das Wort mahlen hier einen obscoenen Sinn, er habe bey den Weibern der Philister schlafen müssen (vergl. Hiob 31, 10.), allein nach Diedrich's (Versuch zur Gesch. Simsons, St. 2, S. 79) Meinung, ist es unnöthig, die gewöhnliche Bedeutung des Mahlens hier zu verlassen, welche im hebräischen Sprachgebrauche völlig gegründet ist; 4 Mos. 11, 8. Jes. 47, 2; aus welchen Stellen zugleich klar ist, daß man

(*) S. Leonh. Joh. Carl Justi Abh. über Simsons Stärke, im Repertorio für biblische und morgenländ. Litteratur, Th. 7, S. 78. 132.

man bey den alten Morgenländern die im Siege erbeuteten Mädchen zum Drehen der Hand-Mühlen angehalten hat. Sonst wurden die schlechtesten Dienst-Mägde dazu gebraucht; 2 Mos. 11, 5. Matth. 24, 41.

Endlich erfolgte sein Tod, welchen er selbst durch Einstürzung der Säulen in Dagon's Tempel verursachete, da er bey ihrem angestellten Jahr-Feste ihnen spielen sollte. Vermuthlich rührte dieser neue Beweis seiner Stärke daher, daß er wieder sein Haar seines Nasiräer-Gelübdes hatte wachsen lassen, weswegen ihm Gott wieder die vorige Stärke verliehe; Richt. 16, 22. Zugleich aber richtete er bey seinem Tode eine große Niederlage unter den Philistern an; V. 30. Er hat seine richterliche Regierung über Israel 20 Jahr verwaltet; V. 31, vergl. 15, 20.

Daß Simson, Hebr. 11, 32. von dem Apostel mit unter die Glaubens-Helden gesetzt wird, darf, ungeachtet seiner mit einigen Huren getriebenen Unzucht, niemanden befremden, da er billig unter diejenigen Personen gehört, die im völligen Vertrauen auf Gott ihre großen Thaten verrichtet haben; vergl. Richt. 13, 25.

Den lezten Theil der Geschichte Simsons, von Einstürzung der Säulen, und der dadurch verursachten großen Niederlage unter den Philistern, (indem es Richt. 16, 30. heißt: „Da fiel das Haus auf die Fürsten, und auf al„les Volk, das darinnen war, daß der Todten mehr war, die „in seinem Tode sturben, denn die bey seinem Leben sturben.") findet man auf einer, auf des Königs Gustav Adolph in Schweden Tod verfertigten, 1 Loth schweren, Medaille, vorgestellt, wie nähmlich gedachter König, als ein zweyter Simson, die Säulen (der katholischen Ligue) ergreift, und durch seinen glorieusen Tod vor Lützen, im J. 1632, verursachete, daß mehr in und nach seinem Tode, der Feinde umgekommen waren, als in seinem Leben. Unter dem Bilde des auf Simson fallenden Hauses lieset man: ALTER ERAT G. A. und darüber: CVM DEO ET VICTRICIBUS ARMIS. Auf dem Revers nimmt eine Hand aus den Wolken (worüber Jehovah) einen Pelikan von seinen Jungen, die er mit seinem Blute tränket; darunter sieht man zwey geharnischte Hände, ein Schwert und eine

Fahne haltend; von unten greift eine andere Hand zum Degen-Knopf. Ueberschrift: SIC IMMORTALIS ERIT. Exergue: NEC ETIAM INULTUS.

Es ist merkwürdig, daß unmäßige Fresser (Vielfraße), deren im XV Th., S. 15, fgg. Erwähnung geschehen ist, bey aller ihrer Unmäßigkeit, nicht nur eine eiserne Gesundheit, sondern auch eine ungewöhnliche Stärke gehabt haben. Der kurz vorher genannte Milo, der 6 Mahl in den olympischen Spielen, und eben so viel Mahl in den pythischen Kampf-Spielen, den Preis erhalten hat, trug einst einen lebendigen Ochsen, in Einem Athem, eine ziemliche Strecke weg, schlug ihn darauf mit einem einzigen Faust-Schlage todt, und fraß ihn auf ein Mahl, ohne etwas übrig zu lassen. Daß die alten Geschichtschreiber hierin etwas geprahlt haben, ist handgreiflich; wir wollen aber annehmen, daß der krotonische Vielfraß nur den 10ten Theil von seinem Ochsen genossen hat, so betrug die Portion doch leicht 30 Pfund Rind-Fleisch. Sonst erzählt man von der Stärke dieses handfesten Mannes mancherley Proben, wovon folgende die merkwürdigsten sind. Man hatte beschlossen, ihm zum Andenken, und zu Ehren seiner Siege, eine marmorne Bild-Säule im olympischen Haine aufzurichten; sie war fertig, und sollte hingeschaffet werden. Milo selbst trat dabey ins Mittel, und ersparte die Kosten, indem er sie allein ergriff, und auf seinen Schultern dahin trug. Er konnte auf einem mit Oehl bestrichenen Teller so fest stehen, daß ihn niemand herunter zu stoßen vermochte. Einen Apfel hielt er mit einer Hand so fest, daß ihm denselben niemand nehmen konnte, doch ohne denselben zu zerdrücken. Er band sich den Kopf mit einer Ochsen-Sehne, und hielt hernach den Athem so lange an sich, daß durch das Anschwellen seiner Adern im Kopfe, die Sehne zerriß. Dieser Mann, der Simsons Stärke besaß, hatte auch seine Plage, denn

sei-

seine Frau hielt ihn, trotz seiner furchtbaren Faust, eben so geschickt unter dem Pantoffel, als Delila den Bändiger der Philister. Auch sein Tod war, wie des Hebräers Ende, tragisch. Er starb, da er im Alter eine Eiche, worein schon mit Keilen ein Ritz geschlagen war, aus einander reissen wollte; die Keile fielen wirklich schon heraus; da es ihm aber an Kraft fehlte, klemmte der Stamm ihm die Hände so fest, daß er sie nicht wieder heraus ziehen konnte; und da ihm niemand zu Hülfe kam, wurde er lebendig von den Wölfen gefressen.

Ein eben so berühmter Athlet war Polydamas, des Nicias Sohn aus Skotussa. Polydamas und Milo sind die beyden am meisten genannten Nahmen der alten Athleten, und wie Herkules und Simson zum Sprichworte geworden, wenn man riesenmäßige Kraft bezeichnen will. „Die Statüe auf dem hohen „Fuß-Gestelle", sagt *Pausanias:* „deren Meister „*Philippus* ist, stellt den größten unter allen Menschen „vor, wenn ich die sogenannten Heroën, oder noch ein „älteres Geschlecht der Menschen vor ihnen ausnehme. „Dieser größte und stärkste unter den Menschen der „neuern Zeiten ist Polydamas." Von seiner ungemeinen Stärke führt *Pausanias* mehrere Beyspiele an. Auf dem thracischen Gebirge hielten sich viele Löwen auf, welche die Kamele bey der Armee des Xerxes zerrissen, und sich zuweilen auch bis an den Berg Olympus, der Macedonien und Thessalien trennt, verirrten. Einen der fürchterlichsten dieser Löwen überwand Polydamas ohne Waffen, bloß durch die Stärke seines Armes, so wie Herkules, dessen Ruhm ihn anspornte, ähnliche Thaten auszuführen, und wie Simson und David in der israelitischen Geschichte. Eine andere bewundernswürdige Probe seiner Stärke war die: Er gieng unter eine Heerde Ochsen, ergriff den größten und wildesten an einem Hinterbeine, hielt

ihn an der Klaue feſt, und er mochte ſpringen und ſtoßen wie er wollte, ſo ließ er doch nicht ab, bis der Ochs ſich endlich mit aller Macht los riß, und die Klaue in der Hand des Polydamas zurück blieb. — Er war im Stande, einen Wagen im ſchnellen Fahren aufzuhalten; wenn er ihn hinten mit einer Hand anfaßte, waren die Pferde ihn aus der Stelle zu ziehen, nicht vermögend. Drey der ſtärkſten Krieger, die Darius ihm entgegen ſtellte, erlegte er ohne Mühe. Dieſer zweyte Herkules nahm aber ein trauriges Ende durch die zu große Zuverſicht auf ſeine Stärke. Er war mit ſeinen Gefährten in eine Höhle gegangen, um ſich vor den Sonnen-Strahlen zu ſchützen. Der Berg über ihnen fieng an einzuſtürzen. Die Andern entflohen in der Geſchwindigkeit; Polydamas aber wollte den Berg mit ſeinen Händen ſtützen, und wurde todtgedrückt. Es iſt merkwürdig, daß die beyden Helden unter den Athleten, Milo und Polydamas, aus ähnlicher Vermeſſenheit ein ähnliches Ende hatten.

Im 3ten Jahrhundert, lebte ein gewiſſer Firmus oder Firmius, der zu der Zeit des Kaiſers Aurelian ſich in Aegypten zum Kaiſer aufwarf; er war aus Seleucia in Syrien, ein Freund der bekannten Zenobia, und wurde von Aurelian öffentlich hingerichtet (*). Von ihm, (und nicht von dem Firmus, der 100 Jahr ſpäter in Afrika von dem Vater des Kaiſers Theodoſius überwunden wurde (**), erzählt Vopiſcus, er habe ſich auf die Bruſt einen Amboß ſetzen, und darauf Eiſen ſchmieden laſſen; er habe dabey rückwärts gelegen, habe ſich aber mit Füßen und Schultern dergeſtalt gegen feſte Körper geſtämmet, daß ſein ganzer Kör-

(*) Allgemeine Welthiſtorie, Th. 13, S. 621.
(**) Eb. daſ. Th. 14, S. 269.

Körper einen Bogen gemacht, und er mehr zu schweben, als zu liegen geschienen habe (*).

Christoph, Herzog zu Bayern, hob, 3 Jahr vor seinem Tode, welcher auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande zu Rhodis erfolgte, einen Stein von 3 Centn. 40 Pfund und drüber, von der Erde auf seine Schultern, und warf ihn weit von sich weg.

Louis de Boufflers, mit dem Zunahmen der Starke, der im J. 1534 lebte, war sehr stark und behende. Wenn er beyde Füße zusammen gestellt hatte, konnte ihn kein Mensch einen Schritt weder vor- noch rückwärts stoßen. Er zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe, und konnte einen Stier bey seinem Schwanze überall hinziehen. Er hob ein starkes Pferd in die Höhe, und trug es auf seinen Schultern fort. Er sprang in voller Rüstung auf ein Pferd, ohne es zu berühren, und ohne den Fuß in die Steigbügel zu setzen. In einem 200 Schritt weiten Laufe, kam er dem schnellsten spanischen Pferde zuvor.

(*) VOPISCUS *vita Firmi:* Incudem superpositam pectori constanter aliis tundentibus pertulit, cum ipse reclivus ac resupinus et curvatus in manus penderet potius quam iaceret, Die ganze Stelle ist verständlich, wenn man die Zeichnung des *Desaguliers* (in s. Course of experimental philosophy, [Lond. 1745, 4.], Tab. 19, f. 5, ansieht; nur das: in manus macht eine Schwierigkeit. Hr. Hofr. Beckmann (in s. Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen, 4 B. 1 St. [Lpz. 1795, 8.] S. 80,) vermuthet, *Vopiscus* habe in arcum geschrieben, so wie Virgil Georg. II, 448. sagt: taxi curvantur in arcus. *Desaguliers* beschreibt die Lage, S. 266, also: The pretended Sampson puts his shoulders (not his head, as he used to give out) upon one chair, and his heels upon another, (the chairs being made fast,) and supports one or two men standing upon his belly, raising them up and down as he breathes, making with his backbone and thighs and legs the arch, whose abutments are the chairs. — Von diesen Leuten sagt *Seneca*, de ira II. 12: didicerunt ingentia vixque humanis toleranda viribus onera portare.

Der Major Barsabas, im vorigen (17ten) Jahrhundert, besaß eine solche Stärke, daß, wenn er zu Pferde fest saß und anschloß, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einst in eine Schmiede, und brachte dem Schmid ein starkes Eisen zu bearbeiten; als dieser seinen Willen erfüllen wollte. und sich etwas entfernte, nahm Barsabas den Amboß, und verbarg ihn unter seinen Mantel. Der Schmid, welcher das Eisen auf demselben schmieden wollte, erstaunte sehr, als er ihn vermißte, und noch mehr, als er sahe, daß dieser Officier den Amboß ohne Schwierigkeit wieder an seine Stelle setzte. An der Tafel seines Generales, nahm Barsabas eine silberne Schale, in welcher sich Wein befand, und drückte sie in der Hand zu einem Becher so zusammen, daß der Wein bis über den Kopf in die Höhe spritzte. — Ein Gascogner, den er in einer Gesellschaft beleidigt hatte, überreichte ihm eine Ausforderung. „Sehr gern", antwortete Barsabas: „allein fühlen Sie einmahl hierher!" Der Gascogner reichte ihm die Hand, welche der Major dermaßen drückte, daß alle Knochen zerquetscht wurden, und er also ausser Stand gesetzt wurde, sich mit ihm zu schlagen.

Der sogenannte englische Simson, *William Joy*, aus der Insel Tanet in Kent gebürtig, zeigte im J. 1699 in London, und 1700 in Amsterdam, im 24sten Jahre seines Alters, vor dem Könige *William*, dem Prinzen und der Prinzessinn von Dänemark, dem Herzoge von Glocester, und allen Großen des königl. Hauses, fast unglaubliche Proben einer übermenschlichen Stärke; indem er 1. ein Stück Bley von 2014 Pfund von der Erde aufhob; 2. einen Strick mitten um seinen Leib band, an welchem er ein Pferd fortjagte, das ihn aber nicht von der Stelle rücken konnte; 3. denselben Strick an zwey Pfähle band, und darauf in Stücke zerriß; 4. gegen 16 Pferde gezogen;

5. auf.

5. auf einen Stuhl sich niederlassend, sich einige Schritte mit erhabenen Füßen von der Erde fortrückte; 6. aus einem auf der Ferse seines Fußes stehenden Glase trank, indessen er auf dem andern Fuße stand, u. s. w.

Der König in Pohlen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, besaß eine ausserordentliche Stärke. Er konnte Hufeisen zerreissen, große Nägel zerbrechen, den Ochsen auf Einen Hieb den Kopf herunter hauen, starke silberne Teller wie Papier zusammen rollen, dergleichen Becher dermaßen drücken, daß der Wein nach der Decke hinauf spritzte (*). D. Kundmann besaß in seinem Münz-Cabinet einen kaiserl. Siebenzehn-Kreuzer, in welchem gedachter König den Daumen zwischen den Fingern tief, gleichsam wie in Wachs, eingedrückt, und seine sonderbare Stärke daran bewiesen hatte (**). Dieses Königes, wird weiter unten, S. 319, bey der Geschichte des v. Eckenberg, wieder Erwähnung geschehen.

Im Anfange des jezigen (18ten) Jahrh. lebte im Meklenburgischen ein ansehnlicher Cavalier, v. Lützow, welcher viele Proben seiner ungewöhnlichen Stärke ablegte; insonderheit drückte er nicht allein, wie kurz vorher von dem Könige in Pohlen gemeldet worden ist, in das Geld seine Finger ein, sondern warf auch einen Species-Thaler nach dem andern in die Eichen, daß sie kein Mensch mit den Fingern wieder heraus ziehen konnte. Von dessen Tochter, welche eben nicht sonderlich stark, aber breit von Schultern, und lang ge-

(*) Ephem. Nat. Cur. Dec. III. An. IX et X, obs. 85, p. 158.

(**) S. Dessen sonderbare Thaler und Münzen ꝛc. (Bresl. und Lpz. 1734, 4.) S. 129. Von andern dergleichen Beyspielen, s. Dessen Promtuariam rerum naturalium et artificialium Vratislavienſe, (Vratisl. 1726, 4.) num. 12, S. 334.

wachsen war, erzählt ein glaubhafter schlesischer Cavalier, welcher ehemahls in holsteinischen Diensten als Grenadier-Capitain gestanden, daß er mit ihr, da sie ungefähr 20 Jahr alt war, und er damahls im Schleswigischen im Quartier gelegen, wo sie sich ebenfalls aufgehalten, in Gesellschaft gerathen sey, und sie einst im Scherz fest vor sich gehalten, sie aber gesagt habe: „Herr Capitain! wo ich Sie wieder fest halten soll, „werden Sie nicht so leicht loskommen!“ Darauf habe sie sich umgedrehet, den Capitain, der gewiß groß und stark war, beym Kleide mit Einer Hand auf der Brust ergriffen, und mit steifem Arm schwebend eine lange Weile in die Höhe gehalten, bis er gute Worte gegeben, ihn wieder herunter zu lassen, und endlich das Compliment gemacht habe: er wünsche sich zwar in ihre Gewogenheit zu kommen, aber nicht mehr unter ihre Hände (*).

Im ersten Viertel des jezigen (18ten) Jahrhundertes, reisete ein deutscher starker Mann, oder Simson, wie er sich nannte, fast in ganz Europa herum, und seiner vermeinten Künste wurde damahls in so vielen Schriften gedacht, daß man daraus schließen kann, sie müssen vorher nicht oft gezeigt gewesen und also wieder neu geworden seyn. Er nannte sich Johann Karl von Eckenberg, war aus Harzgerode im Anhaltischen gebürtig, und damahls 33 Jahr alt. Nachdem er in England, Holland, Brabant, Schweiz ꝛc. herum gereiset war, zeigte er seine Künste auch in der leipziger Oster-Messe 1717, gieng von da nach Berlin, und hernach auf Special-Befehl des Königes Friedrich Wilhelm I., nach Charlottenburg, wo er den 9 Jul. vor dem Könige und der ganzen kön. Familie allerley Beweise seiner ausserordentlichen Stärke darstellte, welche dem Könige so wohl ge-

(*) Kundmann sonderbare Thaler ꝛc. S. 130.

gefielen, daß er ihm, auſſer andern Begnadigungs-Zeichen, die Erlaubniß ertheilte, in allen königl. Landen die Märkte frey zu beziehen, und zu agiren, so wie er dieſe Experimente auch in Leipzig, im April gedachten Jahres, im Appeliſchen Hauſe, auf einem beſondern Gerüſte, vor dem Könige in Pohlen gemacht hatte.

Dieſe Experimente beſtanden, nach einer von Leipzig mitgetheilten Relation (*), darin, 1. daß er ſich einen Amboß auf die Bruſt ſetzen, und auf demſelben durch Schmiede-Knechte ein ziemlich ſtarkes Eiſen entzwey ſchlagen ließ; 2. daß er mit freyen Händen einen ſtarken neuen Strick zerriß; 3. daß er ein Huf-Eiſen in viele kleine Stücke zerbrach; 4. daß er eine Kanone von 4 Centn. aufhob und ſo lange in die Höhe hielt, bis er ein Glas Wein ausgetrunken hatte; 5. daß er ein Pferd mit einem oder zwey Reiter auf einem dazu eingerichteten Gerüſte in die Höhe hob, und dabey auf einem Waldhorne blies; 6. daß er zwey ſtark anziehende und mit vielen Schlägen angetriebene Pferde dergeſtalt zurück hielt, daß er dieſelben vielmehr zurück, als ſie ihn fort gezogen, wobey er ſich auf einer ſchief liegenden Fläche zwiſchen zwey Pfähle geſtämmet hatte, welches Experiment er in Leipzig, vor dem Könige und den Miniſtern, ſogar mit königlichen Pferden gemacht haben ſoll; 7. er hielt eine, 6 Ellen lange, ſtarke und ſchwere, ja mit Eiſen beſchlagene Schloß-Bank mit den Zähnen, und ließ 2 bis 3 Männer oft daran ziehen, die ihm aber dieſelbe nicht aus den Zähnen bringen konnten; dieſe Bank hob er mit den Zähnen in die Höhe, und zeigte ſie um und um an die Zuſchauer. In des Königs Gegenwart unterſtand ſich ein ungemein großer und ſtarker Trabant,

(*) Im 1 Verſuch der Bresl. Samml. von Natur- ꝛc. Geſchichten ꝛc. v. Jul. 1717, S. 82, fgg.

bant, ihm die Bank aus den Zähnen zu reissen; da er es aber nicht vermochte, drehte er die Bank, und riß dem Eckenberg eher einen Zahn locker, als daß er die Bank aus dem Munde gebracht hätte, worüber der König seinen Unwillen bezeigte. Vor jeder Action gieng Derselbe in ein Apartement, und trank daselbst ein Glas starken Brandwein. Das Bildniß dieses Starken, nebst der Abbildung einiger seiner Kunst-Stucke, stellt, nach dem vor dem 21 St. der Bibliotheca, Acta & Scripta Magica des Hrn. Superint. Hauber befindlichen Titel-Kupfer, Fig. 4186 dar.

Im J. 1718 gieng Derselbe nach Breslau, und zeigte in einem öffentlichen Hause auf der Taschen-Gasse, nebst seiner bey sich führenden Gesellschaft geschickter Seil-Tänzer, unter einer großen Menge Zuschauer, vom Ende des März bis 8 April, seine Experimente, wovon nachstehender Bericht (*) ein Mehreres besagt.

Er ließ zuförderst seine Wunderwerke durch einen gedruckten Zettel specificiren, und am Hause, wo er agirte, hieng ein Bild mit vielen Feldern, worein er die Species seiner Kunst stückweise abbilden lassen, mit beygefügter Acclamation an die Zuschauer:

Curieuse Schauer, kommt heran!
Hier ist ein Simson wieder am Leben,
Demselben Gott viel Stärke gegeben:
Schaut diesen Simson an!
Curieuse Schauer, kommt heran!

Die im Zettel versprochenen Künste bestanden in Folgendem: 1) Hebt er eine Kanone von 2000 bis 2500 ℔. mit einer Hand auf, worauf er noch einen Tambour mit der Trommel oder einem andern Instrumente sitzen läßt; selbige Kanone hält er so lange hoch, bis er mit der andern Hand, auf Gesundheit der Herren Zuschauer ein Glas

(*) Im 3 Versuch der Bresl. Samml. ꝛc. v. März 1718, S. 822, fgg.

Glas Wein ausgetrunken hat. 2) Läßt er zwey, auch drey von den stärksten Pferden, die nur in der Stadt oder auf dem Lande mögen gefunden werden, an seinen Leib spannen, welche alsdann mit aller Macht ziehen müssen, dennoch aber, ihn von seinem Platze zu ziehen, nicht capable sind. 3) Reißt er ein Seil oder Strick, welches zwey Pferde nicht zerreissen können, mit seinen beyden Händen in Stücke. 4) Legt er sich schwebend auf zwey Stühle, als den Kopf auf einen Stuhl, und die Füsse auf den andern; alsdann läßt er fünf oder sechs von den schwersten Männern auf seinen Leib treten, und hält dieselben schwebend hoch, so, daß sich der Leib nicht das geringste moviret oder beuget. 5) Hebt er auch ein Pferd, worauf ein oder zwey Mann sitzen, mit einer Hand auf, und hält dasselbe so lange hoch, bis er mit der andern Hand ein Glas Wein getrunken hat. 6) Läßt er einen Amboß von 5 bis 600 ℔. auf seine Brust setzen, und läßt darauf von zwey Schmiede-Knechten einen Stab Eisen in Stücken schlagen. 7) Legt er sich auf die Erde, und läßt zwey der schwereſten und stärksten Männer auf sich treten, mit welchen er aufsteht, und stellt sie auf einen Stuhl, der auf der Tafel steht. 8) Hebt er auch zehn oder zwölf der schwereſten Männer auf, und hält dieselben so lange in der Höhe mit Einer Hand, bis er mit der andern Hand ein Glas Wein ausgetrunken hat. 9) Dreht er einen, 1 Fuß langen und einen Daumen breiten, eisernen Nagel, gleich einem Flintenzieher oder Krätzer. 10) Nimmt er eine, 18 Fuß lange, Bank mit einem Ende in den Mund, und läßt auf das andere Ende der Bank einen Stuhl legen; die hebt er 10 Fuß hoch von der Erde. 11) Nimmt er einen Stock in den Mund, und läßt zwey von den stärksten Männern daran ziehen, welche nicht capable sind, ihm den Stock aus dem Munde zu ziehen. 12) Wird derselbe den curieusen Herren Zuschauern noch mehrere Stücke zeigen, so hierin nicht benahmet sind.

Diese sämmtlichen Experimente nun hat er allhier in Breslau vorgestellt, aber mit einer andern Efficacia und Beschaffenheit, weder man aus dem Zettel vermuthen kann; als nach welchem man sich alles nur simpliciter zu geschehen einbildet, da doch aber lauter Handgriffe, mechanische Proportionen und Maschinen hierbey das Haupt-Werk ausgemacht haben. Und in der That, es waren

dieſe Experimente ſämmtlich keine wahre Signa roboris extraordinarii, ſondern gleichwie ſie ſich auf lauter habitudines mechanicas gründeten, alſo war gewiß ein jeder von ordentlicher Leibes-Stärke, ſelbige nachzumachen, fähig, wenn ihm nur die iztgedachten Proportionen bekannt, die Handgriffe mitgetheilet, und die Glieder durch genugſames exercitium abgehärtet ſeyn. Wie denn nicht zu läugnen iſt, daß eine gute Fermeté der Glieder und ein activer Angriff freylich wohl hierzu erfordert wird, deren aber ein jeder junger und geſunder Kerl durch Uebung ſo gut theilhaftig werden kann, als dieſer falſche Sunſon. Und gewiß, man hat ſich bisher nicht wenig wundern müſſen, daß man dieſem Manne den Titel eines Simſons unverwehrt gegönnet, der doch jenem ſo wenig gleich war, als ein heutiger Wunderthäter dem Elias. Es war in der That eine offenbare Unwahrheit, und wenn Simſon dort, wie der Elias, ein Vorbild Chriſti geweſen, ſo würde unſer Eckenberg des Criminis Blasphemiae ſo wenig entgehen können, als wenn ſich einer einen andern Elias nennen wollte. Doch wir finden uns genöthigt, unſer Urtheil durch die Experimente ſelbſt zu beſtärken.

Wir glaubten demnach, Urſache zu haben, dieſe phyſikaliſche Sonderheiten, die der Operator, nach dem Vorſpiel derer ſich viel mehr, als er, ſignaliſirenden Seiltänzer, bey Lichte auf einem Theatro, von etwan 2 Ellen hoch, zu verſchiedenen Mahlen in Augenſchein zu nehmen. Und da bemerkten wir zuförderſt an ſeiner Perſon, daß er von Statur und Leibe mittelmäßig, ungefähr von meiſt melancholiſchen Temperament, an Alter im 34ſten Jahr, von Geſichte blaßgelb, an Händen maſſiv, von einer erhöheten Bruſt, die faſt nur Ein Bein vorſtellete, alſo daß man ganz ſeitwärts die Rippen erſt wahrnehmen konnte, an Gemüthe ohne ſonderliches Feuer, von Reden douce, an Geberden leutſelig, an Conduite complaiſant, und an Gange nicht eben allzu hurtig ſey. Iſt ſonſt ſelten krank geweſen, auſſer einmahl an einem hitzigen Fieber. Seine Stärke verſicherte er erſt im 11ten Jahre ſeines Alters wahrgenommen zu haben, da er einem Jungen ſeines gleichen den Arm zerbrochen; und ungeachtet er ſehr hart gehalten worden, ſo hat er doch zeitig angefangen, das Stein-zerſchlagen auf ſich probiren zu laſſen, bis er ſich nach und nach in mehrern Künſten exerciret. Er verſi-

cherte

cherte uns, bey gepflogener Unterredung zu Hause, daß, wenn er die Knie recht schlösse, er mit dem Oberleibe auf 12000 ℔., und mit dem Unterleibe auf 25 Centn. force hätte; und daß, wenn er nicht in continuirlichem Exercitio bliebe, absonderlich, wenn er das Amboß-schlagen unterließe, auch nur ein halb Jahr, er hernach Blut speye. Er sagte, daß ihm einst ein Grenadier in Niederland seine Künste habe nachthun wollen, sonderlich mit dem Pferdeziehen, wobey aber der rechte Pflock zerbrochen, und ihm das linke Bein in lauter Schiefer zerquetschet worden, daß er in wenig Stunden darauf gestorben; welches ein gewisser Cavalier gesehen zu haben versicherte. Man fragte ihn, wegen Zerbrechung der Hufeisen, silberne Teller zusammen zu rollen, u. dgl. worauf er zur Antwort gab, daß Se. Maj. der König in Pohlen auch dergleichen Anfrage an ihn gethan; doch hätte er geantworter, daß ihm die Vortheile von beyden nicht bekannt wären, und würde ihm das Experiment mit silbernen Tellern allzu kostbar fallen; doch versicherte er bey seiner Ehre, daß er mit dem Könige habe ringen müssen, welcher ihn denn nicht so geschont habe, als wie er gegen einen König habe thun müssen. Von dem Einbiegen des kaiserl. Siebenzehn-Kreuzers mit dem Daumen, sagte er, daß es der König nicht mehr zuwege brächte, ausser daß er silberne Becher zerdrückte, welches er auch thun könnte, wenn er die Becher verderben wollte; insonderheit meinte er, daß seine größte force in Händen auf den Nagel mit bloßen Fingern zu drehen ankäme, wie auch mit dem Kanon-heben auf die einwärts geschlossenen Knie, und bey allem auf eine große Vorsichtigkeit.

Was nun seine bey uns gemachten Experimente anbetrifft, so machte er selbige ohne Oberkleider, mit einem blauen Schurz umgeben; hierbey redete er nichts, ausser par complaisance und Discurs-weise. Der Harlequin hingegen war sein Praeco, durch den er jedes Stück andeuten, sich selbst aber beständig den starken Simson nennen ließ. 1) Das erste Experiment nun, welches er in unserm Beyseyn machte, war das mit dem Amboß, der etwas über $2\frac{1}{2}$ Ctn. wog, und den er sich, als er sich gestreckt auf das Theater gelegt hatte, auf die Brust setzen ließ, doch so, daß der Amboß von beyden Seiten gehalten, ihm selbst aber das Gesicht mit einem Hute bedeckt

wurde;

wurde; auf selbigem mußte ein Schmiede-Knecht einen dünnen Stab Eisen durch einen großen Hammer, vermittelst eines aufgesetzten zugeschärften Hammers, in 4 oder 5 Stücke, jedes auf 2 bis 3 Schläge, zerschlagen, wonach der Operator den Amboß mit den Händen schleunig von der Brust hinab stieß, aber mit nichten in die Höhe hob. Dieses Experiment kann die Brust eines jeden, ordentlich starken Kerls ertragen, und es sind schon mehrmahls betriegerische Marktschreyer allhier gewesen, die dergleichen durch ihre Bedienten, zur falschen Bezeugung ihrer bey sich führenden sonderbaren Brust- und Herz-Stärkungen, auf öffentlichem Theater vorgestellt haben (*). — 2) Ließ er sich von 2 Pferden (welche diesmahl Schecken waren,) ziehen. Er saß auf dem Theater, und die Pferde befanden sich auf der Parterre. Vor sich hatte er eine in die Höhe stehende Säule, woran auf einem schief vom Theater bis an die Säule gehenden Brete er sitzend die Füße stemmete. Um den Leib hatte er einen Gurt mit einem Haken, an die er den Strick hieng, der durch einen Einschnitt der Säule an die Pferde gieng, von ihm selbst aber mit den Händen angefasset wurde; diese nun mußten solcher Gestalt den Strick von oben herab, und also mehr mit dem Halse, als mit dem Vorderbug, ungefähr 8 bis 10 Ellen lang, ziehen; sie giengen dicht an den Bretern, die unter das Tanz-Seil gelegt waren; und gleichwie die Pferde sein Eigenthum waren, also wurden sie auch von seinem eigenen Knechte dirigirt, um und um aber standen Zuschauer. Solchemnach trieb dieser die Rosse mit vielem Schreyen an; der Operator selbst aber rückte sie von hinten mit den Stricken, und sie geriethen sehr öfters auf die Breter, wodurch ein großes Gerassel und Herumlaufen der Leute entstand; und dieses währte eine gute Weile, ohne den Meister von der Stelle zu ziehen. Dieses war das große Experiment, bey dem die Pferde, weil sie mit dem Halse ziehen mußten, keine rechte force hatten, von hintenzu gerückt, von vorn durch Finsterniß, von der Seite durch das Trampeln auf den Bretern, und durch das

(*) Eben dieses, nähmlich einen Amboß auf die Brust setzen, und darauf Eisen schmieden zu lassen, hat schon im dritten Jahrhundert Firmus oder Firmius geleistet; s. oben, S. 310. K.

das Ausweichen der Leute von oben herab durch Schreyen mehr schüchtern, als encouragirt wurden, da inzwischen der Künstler seine force mehr von der Säule, als von seinen Händen, hatte. — 3) Zerriß er das hänfene Seil, woran ihn die Pferde gezogen hatten, und zwar solchergestalt, daß er dasselbe oben an eine Säule 4, 5 bis 6 Mahl herum wickelte, und mit dem einen Ende durch einen starken eisernen rund gehämmerten Haken oder Angel steckte, an die Extremität eine Schlinge machte, und hierauf verschiedene Mahl versuchte, ob die abhängige Länge nach der Proportion seines Anziehens accommodat wäre; wenn er diese getroffen hatte, so zog er das Seil mit den Händen an, daß er mit den Füßen an der Säule hinan gehen konnte; hierauf legte er ziemlich unvermerkt die Schlinge des Seiles an den Haken, mit einem quer durchgehenden Stock, den er unter dem Schurze hatte, und womit er das Seil etliche Mahl fester zudrehete; dieses hieng er an den Haken, den er um den Unterleib hatte, wippte hierauf das Seil 3, 4 bis 5 Mahl, womit es nach und nach zerriß, daß er rückwärts auf das Bett, so ihm seitt Bedienter sitzend auf den Schooß hielt, fallen mußte. Das Seil war ungefähr eines starken Manns-Daumen dick, und sonst von gutem Hanfe, welches ihm anfangs der Seiler mit einem Theile untermischten Werg zubereitet hatte, so daher auch bald zerrissen; aber es befahl ihm nachgehends der Maitre in Person, solches von gutem Hanfe zu verfertigen, welches aber schwerer und später zerriß; sonst sagte der Seiler, daß dergleichen Seile gebraucht würden, wenn die Fuhrleute 4 bis 5 Pferde vorzuspannen pflegten. Dieses aber hieß gleichwohl nicht so schlechterdings, wie der Zettel lautete, mit beyden Händen zerrissen. Es that solches das Wippen mit dem ganzen Leibe, und der eiserne Angel, an dem das Seil gerieben wurde, wie nicht weniger auch das festere Zusammendrehen, gaben dem Experimente das pondus; und sollen, wie uns gemeldet worden, selbiges ihm einige Andre, so wie die übrigen Stücke, mit gutem Succeß nachgemacht haben. — 4) Ließ er sich rückwärts liegend, und mit abermahl, wie oben, verdecktem Angesichte, zwey über einander gelegte Sandsteine auf dem hohlen Leibe zerschlagen. Aber wer da weis, daß ein morscher Sandstein, ja ein gegossener metallener Mörser, wenn er nicht auf et-

was fermen aufsteht, leicht zerschlagen werden könne, der Elater abdominis aber eine große Last unversehrt halten könne, dem wird dieses Experiment so wenig, als das mit dem Amboß, sonderlich scheinen. — 5) Hob er ein Stück oder eine Kanone von 1900 Pfund, aber nicht auf gleicher Erde, sondern auf einem viersparrigen Gerüste, ungefähr 4 bis 5 Ellen hoch stehend, auch nicht mit den Händen, sondern mit den Hüften, in die Höhe; denn als er oben stand, so legte er die Kette, woran das Stück hieng, an den um den Leib habenden Knebel oder Haken, das Stück selbst aber lag auf einem Bret, an dessen vier Ecken vier Ketten befestigt waren, welche oben zusammen und in eine giengen; diese hieng er an seinen Gurt, und versuchte so lange, bis er die Proportion genommen hatte; hierauf stämmete er die Knie an einander, bückte sich etwas weniges, und richtete hernach den Leib so weit in die Höhe, als er sich gebückt hatte, da alsdann die Klötze, worauf die Kanone lag, weggeschoben, und das Stück, also hangend, hin und her bewegt, von ihm aber die Kette mit einer Hand gehalten oder vielmehr nur angegriffen wurde, daß es schien, als hielte er die Kanone mit der Hand, welches aber vermittelst der Hüften geschahe, da inzwischen während dieser Bewegung Rüpel (so nennte sich der Harlequin,) sich darauf setzte, der Maitre aber ein Glas Wein austrank, darauf er schleunig die Kanone fallen ließ. Doch dies wird mit nichten für ein Zeichen auserordentlicher Stärke, sondern bloß für eine proportionem mechanicam gehalten werden müssen, wie man denn bey den Mechanicis, z. E. *Borello*, *Cafato*, *Papinio*, und Andern, dergleichen und noch größere Experimente antrifft. — 6) Hob er eine Bank mit den Zähnen, aber vornehmlich mit dem Leibe oder der Brust, auf; diese war sehr dünn und schwach, ungefähr 4 Ellen lang, und etwa 1½ Viertel breit, bey beyden Enden mit 2 schräge auswärts gehenden Stützen oder breiten Füßen versehen. Die eine Extremität der Bank fassete er mit den Zähnen an, und hob solche an dieser Seite in die Höhe, womit denn die eine Stütze auf den Leib traf; hierauf legte er die Hände hinter den Rücken, beugte sich rückwärts, und hob die Bank also mit dem auswärts gebogenen Vorderleibe in die Höhe, die sich denn, wegen ihrer Dünne, sehr biegte; er schwenkte sie also herum, und unter währendem

Schwen-

Schwenken wurde ein Stuhl darauf gesetzt, und so wurde sie nebst dem Stuhle noch ein paar Mahl herum geschwenkt, aber ziemlich unvorsichtig, indem sie beynahe den Zuschauern an die Köpfe wäre geschlagen worden, welches doch aber der Maitre, wenn es bloß auf force hätte ankommen sollen, billig hätte evitiren können, weil die angegebene Stärke die Bank leicht mit Bedacht zu dirigiren wäre fähig gewesen; aber das ganze Werk grünoete sich auf die Anstämmung und auf das Herumschwenken. — 7) Legte er sich rücklings auf zwey Stühle, und ließ zwey Kerle auf seine Knie treten; die Füße zog er langsam an sich, und trieb die beyden Kerle mit den Knien in die Höhe; dann richtete er den Vorderleib auf, und saß also mit aufgerichteten Knien, und den darauf stehenden Personen; diese fassete er hierauf mit seinen Armen an den Füßen zusammen, hob sie unter währendem Aufstehen in die Höhe, und wollte sie auf den auf dem Tische stehenden Stuhl setzen, aber sie taumelten beyderseits dergestalt, daß, wenn sie nicht wären gehalten worden, sie leicht einen schweren Fall hätten thun können, und sie hatten hiervon nichts, als ein allgemeines Auslachen, zum Vortheil. — 8) Legte er sich mit dem Kopfe auf den einen, und mit den Füßen stämmte er sich an den andern Stuhl, (welche beyde fest gehalten wurden,) daß der übrige Leib hohl lag; dann ließ er sich 3 bis 4 Personen auf den Leib treten, ohne solchen nieder zu beugen, worauf er sich seiltänzerhaftig, mit den Füßen über den Stuhl, auf welchem er mit dem Kopfe lag, hinweg schwenkte, daß er auf selbige zu stehen kam. Doch von diesen beyden Experimenten ist genug, wenn wir sagen, daß sie von andern Leuten gar bald und glücklich nachgemacht worden sind. — 9) Ließ er sich einen Stöckel, etwa 6 Viertel lang, durch drey Kerle aus dem Maule ziehen. Rüpel forderte zu diesem Experiment ein paar Kerle auf, worauf endlich ein starker untersetzter Kutscher hervortrat, der dieserwegen seinen Rock ablegte. Der Maitre sahe ihn starr an, und dieser ergriff nebst Rüpeln und dem Schmiede-Knechte, den Stock an einem Ende, und der Maitre hielt ihn mit dem andern zwischen den Zähnen, und legte zugleich die Hände hinter den Rücken. Es wurde gezogen, und der Meister stämmte sich, und suchte jene fort zu ziehen; doch hierbey schien es, als stolpere er auf dem Theater, und

wollte fallen, womit er aber den Stock fahren ließ. Ob er nun, weil er vielleicht gemerkt hatte, daß er den Stock nicht würde erhalten können, den Fall simuliret habe, oder ob ihm in der That der Fuß geglitten sey, ist ungewß. Doch nahm er von neuem das Experiment vor, und schleppte die Kerle rund auf dem Theater herum, ohne daß ihm der Stock konnte ausgerissen werden. Hierauf gieng er hinter den Vorhang, und trat kurz darauf wieder hervor, hielt sich inzwischen das Schnupftuch vor den Mund, worüber er endlich von einem Zuschauer gefragt wurde, dem er denn mit einer verdrießlichen und kläglichen Miene entdeckte, daß ihm ein Zahn sey ausgerissen worden, welches sollte geschehen seyn währendem Falle, und weil die Kerle gedrehet hätten; worüber doch Rüpel bald anfangs protestirt hatte, aber auch jezt zugleich mit zog. Hierauf wurde der Zahn allenthalben mit großem Fleiße gesucht, aber nicht gefunden. In seinen Mund konnten wir ihm damahls nicht sehen; und es hätte manchem scheinen können, als wäre ein Fucus hierunter verborgen gewesen: a) weil er nicht zu bluten schien; b) weil es währendem Fallen soll geschehen seyn; da er doch hierauf das Experiment von neuem, besser und länger vorgenommen hatte, ohne einen Tropfen Blut von sich zu geben, oder auch einiges schmerzhaftes Unvermögen zu zeigen; c) weil, der Sage nach, ihm an andern Orten ebenfalls ein Zahn soll ausgerissen worden seyn, es sey denn daß es ein eingesetzter Zahn gewesen, wie er sich denn hierselbst auch wieder einen andern habe wollen einsetzen lassen. Inzwischen war bey diesem Experiment der Vortheil an der Kürze des Stockes, und daß er nur die ziehenden Personen einmahl ins Fortschleppen gebracht hat, und es ist dasselbe hierauf mit leichter Mühe von Andern ziemlich imitiret worden. — 10) Das Experiment mit dem Nagel-drehen, welches er nach der gewöhnlichen Weise mit einem Tüchel in Händen verrichtete, verdient nicht weitläuftig allegirt zu werden, weil solches dergestalt bekannt und leicht ist, daß es von einem Jeden, der die Handgriffe weis, gar leicht nachgemacht werden kann. — Und dieses waren die Experimente, die wir vor unsre Person von ihm zu sehen Gelegenheit hatten, aus denen wir aber nicht die geringste Ueberzeugung von einer ausserordentlichen Leibes-Stärke abnehmen konnten, als die lediglich

aufs

aufs Exercitium, auf Handgriffe und Proportiones mechanicas, wo nicht etwan manchmahl auf einen offenbaren Fucum ankamen."

Im Jun. 1718 ließ dieser sich fälschlich rühmende Simson sich zu Königsberg in Preussen mit seinen Experimenten sehen.

In August desselben Jahres agirte Derselbe in Danzig, wovon nachstehender Bericht des Hrn. D. Kulmus, aus Danzig (*), ein Mehreres besagt.

„Dieser starke Mann sieht dem Ansehen nach eben nicht stark aus; ob er zwar eine vollkommene Größe hat, so ist er doch dabey ziemlich mager, aber stark von Knochen, welches man an den Händen sehen kann, die ziemlich massiv sind. Damit aber nicht etwan ein Einfältiger diesen guten ehrlichen Mann, ex religiosa quadam simplicitate coactus, eines criminis magiae beschuldigen möge, so will ich zu seiner Defension alle Umstände, die dabey vorgehen, beyfügen. Es ist aus allen seinen Proben zu schließen, daß nicht alle Leute von einer solchen natürlichen Stärke werden gefunden werden; doch glaube ich gänzlich, daß wenn einer oder der andere starke Bauer bey seiner natürlichen force die Geschicklichkeit und den Verstand hätte, aller möglichen Vortheile sich so, wie dieser, zu bedienen, er sollte es ihm, wo nicht zuvor, wenigstens doch gleich thun. Auf diesen folgenden Umständen beruhet die meiste Kraft.

Als bey dem ersten Stück, 1) wenn er eine Kanone aufhebt, bedient er sich eines vierbeinigen Gestelles, welches aus 4 starken Mauer-Latten, deren jede ungefähr 12 Schuh hoch ins Quadrat zusammengesetzt, und mit Quer-Hölzern befestigt ist, doch oben enger als unten. Die Kanone liegt auf einem Brete, worunter Rollen gelegt sind; von allen 4 Ecken des Bretes gehen besondere Ketten ab, welche oben in Eine zusammenlaufen, wie bey Wage-Schalen zu sehen ist. Wenn er nun die Kanone aufheben will, wird das Gestelle über dieselbe gesetzt, so daß auf jeder Seite des Bretes 2 Füße davon zu stehen

(*) Im 5ten Versuch der Bresl. Samml. ꝛc. v. J. 1718, S. 1511. fgg.

kommen; alsdann steigt er oben in das Gestelle auf zwey in demselben befindliche Balken, die beweglich sind, damit er sie nach Gefallen von einander abschieben kann, und so tief liegen, als seine Beine lang sind. Zwischen diesen beyden Balken zieht er die Kette an sich, und hängt sie an einen um den Leib fest gemachten Riemen oder Gurt; weil er nun noch dabey mit der rechten Hand die Kette anfasset, damit vielleicht derselben Haken nicht wieder ausspringe, so scheint es, als wenn er die Kanone mit Einer Hand aufhöbe. Er erleichtert sich auch die Last dadurch, daß er mit seinen Hüften und Ballen sich hinten oben am Quer-Holze des Gestelles stützt, und mit den Füßen vorwärts renitiret, so, daß das Centrum gravitatis, oder vielmehr die Directions-Linie der Last, etliche Zoll hinter die Ferse kommt; hernach hebt er den etwas niedergebogenen Leib und zugleich die daran hangende Last in die Höhe, (es ist aber kaum zu merken) damit die unter das Bret gelegten Rollen hervorgezogen werden können, und hält also die Last bey 1 Minute lang schwebend. Während solcher Zeit sieht man recht, wie seine force durch die Last nach und nach geschwächt wird; denn sobald er mit der linken Hand ein Glas Wein ausgetrunken hat, welches in der Geschwindigkeit geschieht, steuert er sich mit selbiger Hand vorn an das Gestelle, und kommt hierdurch der Kraft der Füße zu Hülfe; dem ungeachtet beginnt er mehr und mehr zu zittern, bis er endlich auf die Knie sinkt, und dadurch die nicht eben hoch von der Erde erhobene Kanone niederfallen läßt. Seine eigene Kraft besteht meistens in der Festigkeit der Glieder an den Füßen. Der Riemen um den Leib wird, meines Erachtens, so breit seyn, daß er die Nates mit bedecke, welches ich bey folgendem

2ten Stücke geurtheilet, wenn er sich von zwey Pferden ziehen läßt; denn da sitzt er auf dem Boden mit dem Leibe aufgerichtet, da denn unfehlbar der Leib durch die Kraft der Pferde würde gekrümmt werden, wenn der Gurt nicht auch zugleich über die Hüftknochen und Ballen gienge. Auch bey diesem Stücke bedient er sich einiger Vortheile. Es ist nähmlich auf dem Theater ein Pfost oder Pfahl, ungefähr 1 Elle hoch, befestigt, welcher von oben mitten eingeschnitten ist, damit in dem Einschnitte das Seil, woran die Pferde ziehen, liegen kann. Gleich unter dem Einschnitt ist am Pfost eine Leiste, worauf mit

einem

einem Ende ein Bret gelegt wird, welches nicht vollkommen so lang, als des starken Mannes Beine hoch sind; mit dem andern Ende liegt das Bret auf dem Theater um so viel niedriger, als die Leiste des Pfahles vom Theater erhoben ist, und wird also aus dem Brete, mechanice zu reden, ein Planum inclinatum, bey 1 Elle hoch, auf welches sich der starke Mann setzt, hernach das Seil an seinen Gurt befestigt, und die Beine an den über der Leiste noch hervor ragenden Pfost zu beyden Seiten stämmet, und auf solche Weise die zwey angetriebenen Pferde, welche auf der Erde um so viel niedriger, als das Theater erhoben ist, stehen, (der Rücken der Pferde aber war mit dem Theater beynahe gleich hoch,) an sich hält. Aus diesem Probe-Stücke kann man seine eigentliche force ausrechnen, durch den mechanischen Lehrsatz: daß die Kraft sich zur Last verhalte, wie die Höhe des Plani inclinati zu dessen Hypothenuse, weil die Directions-Linie der Kraft mit ihr in hoc casu parallel ist. Dieses aber ist falsch, daß er die Pferde zurück zu ziehen, capable seyn solle; denn es ist bekannt, daß, wenn man aufhört Pferde anzutreiben, sie von sich selbst zurück treten; nun habe ich niemahls von ihm gesehen, daß er die Pferde im Antreiben zurück gezogen hätte, sondern sobald der dazu bestellte Kerl aufhört zu peitschen, zieht der starke Mann den durch das Nachgeben der Pferde relaxirten Strick, und also auch, dem Schein nach, selbst die Pferde an sich.

3) Das Seil, welches er zerreißt, ist im Diameter 1 Zoll dick. Er windet dasselbe etliche Mahl um einen Pfost, steckt das eine Ende durch eine Haspe, befestigt vorn an demselben Ende ein Holz, welches er hernach in der Mitte beym Knoten am Gurt hängt, mit beyden Händen ergreift, zugleich aber auch die Füße gegen denselben Pfost neben den Strick steuert, und so lange mit dem ganzen schwebenden Leibe wieget und dehnet, bis der Strick an dem Orte, wo der affrictus ist, platzet. Der Strick ist nicht aus Hanf, sondern nur aus schlechtem Werge verfertigt, und kann vielleicht auch vorher in etwas gebeizet und macerirt worden seyn, welches nicht eben zu merken ist.

Das 4te Stück, welches er, nach dem Berichte des 23 St. des unter dem Titel: Curiöser Secretarius ꝛc., herausgekommenen Journals, zu machen pflegt, hat er, mei-

nes Wissens, hier nicht gezeigt. Wie mir aus Königsberg referirt worden ist, so treten seine eigenen Leute auf ihn; es soll aber auch daselbst ein fremder Kerl allein mit ihm solches zu versuchen gebeten haben, der den starken Mann so getreten hat, daß er geschrien; sed hoc ex relatione aliorum; ob es wahr sey, weis ich nicht. Es kommt aber mit einem andern Stücke überein, welches er hier täglich gemacht hat, und wovon der Verf. vorgedachten Journals nichts meldet, wenn er nähmlich auf gleiche Art schwebend auf seinem Leibe, circa regionem pubis, 2 bis 3 große Steine, welche $\frac{1}{4}$ Elle dick sind, nach einander in Stücke zerschlagen ließ; wenn solches verrichtet war, schwung er seinen Leib über die Lehne des Stuhles, worauf der Kopf ruhete, und machte ein Compliment. Hier ist zu merken, daß er an dem einen Stuhle zugleich die Schultern, an dem andern aber die Füße mit dem Fußblatte und Absatz stämmete; der Leib lag nicht horizontal, sondern so viel möglich erhoben; die Stühle wurden fest gehalten; es waren auch keine Fels-Steine, sondern Werkstücke, oder Stücke von Mühlsteinen, welche weich und sandig sind. Ueberdies wissen die Steinbrücher aus Erfahrung, daß ein jeder Stein auf etwas hohlem leichter zu zerschlagen ist, als auf etwas hartem, so mehr renitiren kann, und die Kraft des Schlagens schwächt, wie solches, nach den Principiis des berühmten *Hugenii* de motu corporum ex percussione, demonstrirt werden kann. Daß er den Leib über den Stuhl wirft, geschieht durch die force der an dem Stuhl gesteuerten Füße, und durch Balanciren mit dem Leibe.

Das 5te geschieht auf gleiche Art mit dem ersten.

Beym 6ten setzt er den Amboß auf die Brust nahe am Halse, und wälzet nach verrichteter Sache denselben durch eigene Kraft von sich. Es beruhet auf der force des ossis sterni, und daß er vielleicht den Athem so lange in sich halte, als geschlagen wird; denn so können die aufgeblasenen Lungen zugleich mit renitiren. Ein gleiches habe ich vor etlichen Jahren von einem Andern gesehen, der einen noch viel dickern Stab Eisen durch 3 Schmiede-Knechte zerschlagen ließ; er that es aber nicht alle Tage, wie dieser.

Das 7te habe ich nicht gesehen, auch nicht vernommen, daß es gemacht worden sey.

Mit dem 8ten geht es zu, wie mit dem 1sten und 5ten.

An dem 9ten konnte man sehen, daß er einige Stärke habe, jedoch ist der Nagel nach Proportion viel breiter, als dicker; er hat aber auch an einem gemeinen starken Nagel bey dem Hrn. Präsidenten dieses Ortes zuerst die Probe gethan.

Beym 10ten ist die Bank nicht über ¼ Elle breit, und so dünn als nur möglich. Die Füße an beyden Enden der Bank machen einen spitzigen Winkel mit ihr auswärts, so daß der Untertheil der Füße bis an die Perpendikular-Linie der Enden der Bank reichet; und dieses deswegen, damit er einen von diesen beyden Füßen, wenn er das Ende der Bank mit den Zähnen wohl gefasset hat, füglich an den Bauch setzen und mit demselben nachheben könne. Sobald er sie in die Höhe gehoben hat, dreht er sich geschwinde mit derselben einmahl herum, und läßt sie fallen.

11) Zwey seiner eigenen Leute ziehen an dem Stocke. Vor etlichen Wochen fand sich hier ein Schiffer, der zu versuchen begehrte, ob er vermögend sey, den Stock allein auszuziehen; als ihm solches zu probieren erlaubt wurde, hat er es 2 Mahl hinter einander prästiret. Der starke Mann, welcher nicht allein über den Schimpf, sondern auch, daß ihm die Zähne wackelnd und blutig worden, entrüstet war, forderte ihn zum dritten Mahl aus; als aber der gute Schiffer seine größte force anwandte, öffnete jener das Maul, und ließ ihn so stark zu Boden fallen, daß man ihn für todt hielt. Vielleicht hat er im Ziehen auch zugleich gedrehet. Nachmahls hat der starke Mann dieses Stück nicht mehr präsentiret, wohl aber gesagt: daß die Leute in Danzig zu schlau wären. Es ist hier noch ein anderer starker Arbeitsmann, der seine Hand-Griffe bemerkt hat, und nun einige von seinen Stücken ihm nachmacht.

Wer aus dieser meiner umständlichen Relation sich einen deutlichen Begriff im Verstande wird machen können, der wird von sich selbst urtheilen, in wie weit er mit dem wahren Simson zu vergleichen ist. Denn der h. Geist redet umständlich, daß der Simson, als er 1) den Löwen zerrissen, gar nichts in seinen Händen gehabt, womit er diese That hätte verrichten können; Judic. 14, 6. 2) Kann man sich auf keinerley Weise den geringsten Vortheil fingiren, den Simson bey Zerreißung der zwey neuen

Stricke, womit ihn die Männer von Juda gebunden hatten, gebraucht hätte, c. 15, 13., der 7 neuen Seile von frischem Baste, c. 16, 8. 9., und der neuen Stricke, womit ihn Delila band, c. 16, 12. Er wird unfehlbar so gebunden worden seyn, daß er sich nicht hat regen können. Als er 3) die beyden Thüren der Stadt Gaza mit den Riegeln ausgehoben, c. 16, 3. wird er gewiß keine Seile oder Kloben, oder andere mechanische Zurüstung, bey der Hand gehabt haben. Daß sie aber nicht leicht müssen gewesen seyn, erhellet aus der darüber entstandenen Erstaunung der Philister, v. 5. 4) Das Haus, worin die Philister waren, als er ihnen im Spectacul diente, c. 16, 27. wird ohne Zweifel nebst seinen Säulen nach der alten Architektur wohl versichert gewesen seyn, u. s. w.

Dieser starke Mann hatte auch hier einen Circumforaneum bey sich, welcher viele Arcana zu haben vorgab. Vielleicht ist von diesem das zu verstehen, was der Verf. des oben gedachten Journals von dem starken Manne selbst rühmt, daß er ein Oleum antimon. dulce, einen Glieder-Balsam, und ein noch anderes Specificum in Epilepsia & omnibus morbis generis nervosi, habe. Er hatte auch bey sich eine Bande von Seiltänzern, davon ein Holländer meritirte gesehen zu werden; er sprang über anderthalb Mann hoch, ließ sich ein Band quer über das Seil, höher als er selber war, ziehen, und sprang gleich auf einander vorwärts und rückwärts darüber, geigete sich auch zuweilen selbst la Folie d'Espagne, wenn er ohne Gewicht-Stange tanzte; auch tanzte er in Stiefeln mit hohen Absätzen und Sporen, und machte Capriolen und alle andere Lectiones eben so gut damit, als ein anderer in seinen weichen Schuhen; nicht weniger war er zu admiriren auf dem schlappen Seile, wenn er sich auf demselben balancirte oder schwenkte, indem er mit Einem Fuße darauf stand oder gieng, oder mit dem Rücken darauf lag, und doch balance hielt; er gieng auch, ohne sich zu balanciren, auf demselben schlappen Seile ohne Gewicht-Stange, drehete sich nachmahls auf demselben um, und schoß in demselben tempo ein paar Pistolen los ꝛc. Dieser aber ist jezt von dem starken Mann abgegangen, und hat sich mit einem Luftspringer in eine andere Bande conjungirt, desgleichen auch nicht leicht in seinem Metier gesehen worden,

welcher einen Luftsprung auf freyer Erde höher als ein Mann, ja über einen Reiter zu Pferde, that ꝛc.

Noch eines muß ich melden von dem starken Manne: Der Autor gedachten Journals nennt ihn einen von Adel aus Harzgerode gebürtig; das ist gewiß, er führt einen auffichtigen Stat, hat 9 schöne scheckige Pferde einerley Art, viel Bediente ꝛc. aber der Kutscher, der bey ihm ist, ist sein leiblicher Bruder; daraus ich schließe, daß er nicht von adelicher Extraction seyn müsse; doch kann dieses vielleicht seyn, daß er wegen seiner Experimente von hohen Potentaten geadelt worden sey."

Im Sept. 1723, ließ sich der falsche Simson, zu Nimwegen für Geld sehen, wovon D. Degner folgende Relation ertheilt (*):

Im Monath Sept. 1723, kam der schon mehrmahls hier gewesene falsch berühmte Simson, Karl von Eckenberg hier an, hatte eine große Bande Springer, Voltigierer, Seiltänzer und Musikanten bey sich, und nennte sich in seinem ausgestreueten Zettel den weit-berühmten starken Mann. Der Zettel machte das meiste Rühmen von solcher Gaukler-Bande, referirte nur die 5 principalesten Stücke seiner Kunst, und sagte, daß er sonst noch 20 differente Stücke könnte. Ich war curieus, mich mit ihm weitläuftig zu unterreden, und seine Stärke näher zu untersuchen, weswegen ich seine Künste verschiedentlich wohlbedächtig ansahe, und ihn auch bey mich auf eine Abend-Collation invitirte, welches er auch versprochen, aber nicht gehalten hat, vielleicht daß er Mißtrauen auf mich fassete. Seine vornehmste, in dem Zettel versprochene Experimente hat er nicht einst prästirt, und dasjenige was er vorstellte, waren die gemeinsten; er that aber bey jeder Scene, deren er des Tages 2, 3 bis 4 vorstellte, nicht mehr als 3 bis 4 Stücke, und mehrentheils immer die eigensten. Er überreichte mir anbey ein Tractätchen, sub tit.: Johann Carl von Eckenbergs abgenöthigte Ehren-Rettung, entgegengesetzt denen Breßlauischen Sammlungen. Es ist dieses derjenige Tractat, des-

(*) Im 25 Versuch der Bresl. Sammlung ꝛc. v. J. 1723, S. 331, fgg.

dessen schon im 9 Vers. der Bresl. Samml. in der Vorrede gedacht worden ist, aber es war der andere Druck an. 1723. mit einer Vorrede und sogenannter Specie facti versehen, auch mit seinem vorstehenden Portrait und hinten angehängten Kupfern seiner prätendirten Künste. Die Charteque selbst enthält nichts Reelles, sondern nur einen ganzen Wust evomirter Galle und unverständiger Passionen, welcherley Anzüglichkeiten niemahls die Wahrheit, sondern jedesmahl einen hierunter verborgenen Betrug, zu praesumiren entdecken. Und daß dieses sich auch hier in der That also befinde, sind die selbst angedruckte Figuren, deren 14 sind, das allerunumstößlichste Zeugniß und Beweisthum, maßen solche, der originellen Vorstellung des v. Eckenberg entgegen gehalten, ein jeder ganz und zumahln falsch befindet, auch von allen selbst auf dem Theatro dafür erkannt, er aber in den größten Argwohn einer offenbaren Bosheit, und dahinter steckenden Betrugs, gefallen ist, gleich ferner die in Bresl. Samml. M. Mart. 1718, Class. 4, Art. 8, & Aug. Cl. 4, Art. 8 (*), weitläuftiger angeführte Handgriffe in Vergleichung dieser Figuren, mit mehrerem anweisen können. Er hatte, nebst einer Tochter von 10 Jahren, auch ein artiges Mädchen von 5 Jahr, die beyde alles Seiltanzen und Gaukelspielen mitmachen mußten. Dies Kind war für sein Alter von sehr gedrungenen und starken Gliedern, dem Vater hierin nicht ungleich; er spielte auch viel mit diesem Kinde, welches mit ihm ringen mußte, und dessen sonderbare Stärke der Vater mir anrühmte. Ich war curieus, gab dem Kinde einiges Geld, um es treuherzig zu machen, und auch mit mir zu ringen, so auch geschahe. Das Kind legte seine Hand und Finger zwischen den meinigen, setzte sich steif auf seine Füße, und drung mit vorgebogenem Leibe gerade auf mich an, und bezeigte in der That eine solche Stärke, daß es mir den Arm und dadurch den ganzen Leib ziemlich weit zurück stieß, worüber ich mich anfangs verwunderte, doch scherzend sagte: das gelte nicht, sie müßte ihre Hand gegen meinen Ballen ansetzen und drücken; und da befand ich, daß es den vierten Theil der ersten Force nicht thun konnte, welches der Vater nicht gern

(*) Siehe oben, S. 316, fgg. K.

gern sahe, und das Kind zu sich rief. Ueber eine Weile sagte ich dem Kinde, sie sollte mir die Finger brav stark, so stark als sie könnte, zusammen drücken, und da bewies sie so wenig Stärke, als ein anderes Kind von ihrem Alter, so daß ich kaum ein wenig Drücken fühlen konnte. Der Vater wollte das Kind excusiren, aber es war geschehen, und ich hatte ihm schon seine Handgriffe abgelernt. Sonst erzählte mir Eckenberg, wie ihm zwey Mahl stark durch den Wassergang Blut abgegangen sey, nachdem der Hammer, womit die Leute den Stein auf seinem Leibe zerschlügen, ab- und auf den Leib gefahren wäre. Uebrigens hat er nicht viel Stat gezeigt, in einer der schlechtesten Herbergen logirt, und keine Pferde bey sich gehabt. Seine Frau, die auch eine Seiltänzerinn war, nahm das Geld an der Thüre ein, und sahe einer adeligen Dame gar nicht gleich. Er hatte einen Bruder bey sich, der ebenfalls auf dem Seile tanzte. Aus seinen Discursen konnte ich merken, daß er römischer Religion wäre. Er hat, so viel ich erfahren können, keine Arcana ausgebothen, sondern seine Scenam ordentlich mit einem schlechten Jungen-Spiel geendigt. Curiositatis gratia fragte ich seine Frau und eine Seiltänzerinn, die er bey sich hatte, ob sie ihre exercitia zu aller Zeit verrichten könnten, und keine turbas mensium dadurch erleiden müßten? Sie bezeugten aber, daß sie sich an keine Zeit kehrten, auch keine Veränderung dadurch erführen."

Im Jahr 1725, trat der sogenannte andere Simson auch in Nürnberg auf, und was Hr. Rost daselbst von ihm bemerkt hat, ist aus nachstehendem Berichte, v. 21 Sept. 1725 (*) zu ersehen:

„Der großsprecherische Karl v. Eckenberg ist vor einigen Monathen auch hier um Geld zu sehen gewesen; ich habe ihm diese Ehre ein einziges Mahl angethan, weil ich seine elende Simsons-Stärke ohne Brille gleich erkannt habe, und mir die Mühe nicht öfter geben mögen, ihm zu zuschauen. Konnte doch der Prähler den zinnernen Teller nicht entzwey reissen, sondern brach mit erschrecklicher

(*) Im 33 Versuch der Bresl. Sammlungen, v. J. 1725, S. 319, f.

licher Mühe ein kleines Stückchen davon herab; er entschuldigte sich zwar, das Zinn wäre so zähe als Eisen, allein dadurch gab er eben seine Schwäche zu erkennen; wie zermarterte er sich, bis er mit seinem Leibe den Strick entzwey prellete! und ein ander Mahl konnte er es gar nicht bewerkstelligen, da war denn das Regen-Wetter Schuld daran. In seinem Charletans-Zettel hieß es, er risse ihn mit den Händen entzwey; er belog aber die Leute damit eben so, wie mit seinen andern Kunst-Stücken, mit dem Stecken im Munde, der sich freylich nicht so leicht herausziehen läßt, wenn man wie ein rasender Mensch auf dem Theatro herum läuft. Mit dem Pferdeziehen ist es gar was lächerliches; und wenn der Welt was nützliches daraus erwüchse, wollte ich es schier wagen nachzumachen, denn die dazu erfordernden Vortheile sind nicht weit herzuhohlen. Das Zusammenrollen der Teller habe ich schon oft bewerkstelligt, und sie wieder ausgebreitet, wie sie zuvor gewesen. Mit Einem Worte, wer ein wenig weis, was Mechanica ist, und die Potentias mit der Proportion der Last und Kraft versteht, dem sind solche Dinge keine Zaubereyen. Sed mundus vult decipi, decipiatur ergo. Ein Kluger lacht darüber. — — Mit seinem Edelmanns-Titel ist er hier gar übel angelaufen, weil man ihn gleich gekannt, daß er ehemahls bey einer Compagnie Soldaten von hiesiger Stadt in Diensten gestanden."

Der sogenannte zweyte Simson oder starke Mann, v. Eckenberg verdient also nichts weniger als Bewunderung, da, wie aus oben angeführten Relationen erhellet, die meisten seiner Kunst-Stücke theils gar nichts Ausserordentliches waren, theils nicht bloß durch die Kraft seiner Leibes-Stärke, sondern durch eine mechanische Hülfe geschahen, wie aus Nachstehendem noch deutlicher zu ersehen ist.

Zwey verschiedene Gewichte, die nach der Direction zwey verschiedener schief liegenden Flächen von gleicher Höhe in einander wirken, halten einander die Wage, wenn dieselben sich gegen einander verhalten, wie die Längen der gleich hohen Flächen, nach welchen

sie

sie ziehen. „Hieraus," sagt Hr. Prof. Kühn (*), „kann man auch ersehen, wie man es machen müsse, „wenn ein Mann von mittelmäßiger Stärke ein Par „starke Pferde an einem Strick aufhalten, d. i. ihnen „im Ziehen die Wage halten sollte (dergleichen stat„isches Kunststück der sogenannte starke Mann vor un„gefähr 28 Jahren hier und an andern Orten wirklich „gemacht hat). Nähmlich auf dem horizontalen „Schauplatze Rh, Fig. 4187, war ein starker Pfo„sten RS von 3 bis 4 Schuh aufgerichtet, mit einer „bey S befindlichen Rolle, um welche ein starker „Strick PSp gezogen war. Alsdann legte sich der „starke Mann längst Rh auf den Rücken, stremmete „sich mit den Füßen bey R an den Pfosten, und zog „sowohl mit aller seiner Macht, als auch mit der „Schwere des Leibes selbst, den Strick nach sich, nach „der Linie Sh, da indessen die unter dem Schauplatze „und ziemlich weit vom Pfosten bey H angespannte „zwey starke Pferde denselben Strick nach der Linie „Sh anzogen, aber nicht von der Stelle kommen konn„ten, ob man sie gleich so stark antrieb, daß zuweilen „der Strick selbst darüber entzwey riß. Um dieses zu „erklären, darf man nur bedenken, daß hier wirklich „zwey schief liegende Flächen SH und hS von gleicher „Höhe RS vorhanden sind. Es sey z. E. SR = 3′; „Sh = 4′; SH = 24′; die Kraft der beyden Pferde „zusammen = P = 1200 Pfund; die ganze Kraft „des starken Mannes = p = 200 Pfund. Weil „demnach ist

die

(*) In seiner Beschreibung einer neuen und vollkommenern Art von Wagen, auf welchen nicht allein gleich große, sondern auch ungleich große Gewichte sich gegen einander überaus genau abwägen lassen ꝛc. im 1 Th. der Versuche und Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, (Danz. 1747, 4.) S. 15, fgg.

die Kraft der Pferde	zur Kraft des starken Mannes,	wie die Länge der 1sten Fläche	zur Länge der 2ten Fläche
P:	P	= HSi:	hS
d.i. 1200 ℔.:	200 ℔.	= 24′:	4′
6:	1	= 6:	1;

„so halten die ziehenden Kräfte P und p einander die „Wage; und also hat der starke Mann, bloß mit einer „gewöhnlichen Manns-Kraft von 200 ℔. gar leicht „ein Par starke Pferde aufhalten können."

„Als ich," schreibt Hr. Superint. Hauber (*): „in meinen Studenten-Jahren, der sogenannten zweyten Simson seine Künste machen sahe, so begegnete ihm bey dem Kunststücke, welches seine Stärke dadurch beweisen sollte, daß ihn zwey Pferde nicht von der Stelle ziehen könnten, ein kleiner Unfall, welcher seine Schwäche offenbarete. Es waren nähmlich zwar damahls zwey gar magere Pferde zur Ausführung dieses Kunststückes genommen worden, und welche wohl in der ganzen Stadt schlechter nicht waren; indem aber die beyde hölzerne Pfosten, an welche er sich mit den Füßen anhielt, nicht fest genug in die Erde geschlagen waren, so giengen sie auf das erste Anziehen der Pferde los, und diese zogen den Simson über die Pfosten hinüber, und mit solcher Geschwindigkeit fort, daß man gar keine ausserordentliche Stärke sehen konnte, sondern er mit vollem Halse Halt! Halt! Halt! rufen mußte, welches denn, wie leicht zu erachten ist, unter den Zuschauern ein großes Gelächter erweckte."

„Eben also," fährt Hr. Prof. Kühn fort: „geht „es an, daß ein Mann von mittelmäßiger Stärke einen mit ein Par starken Pferden bespanneten Wagen „zurück halten kann, daß sie ihn nicht von der Stelle „ziehen können; deegleichen Kunststück ein gewisser „wegen seiner Stärke berühmter preussischer Edelmann „in Gegenwart des Kurfürsten Friedrich Wilhelm „des Großen, bewiesen hat. Man stelle sich nähmlich

(*) Im 2t St. seiner Bibliotheca magica, S. 580.

„lich den Wagen vor, durch die zwey Räder f und S „über der Horizontal=Linie HRh, Fig. 4188; man „ziehe durch die Vorder=Axe f, und durch die Hinter= „Axe S, eine gerade Linie fS, und verlängere dieselbe „bis in H; so ist klar, daß man eigentlich nach der „Directions=Linie SfH ziehen müsse, wenn der Wagen „auf dem Horizont HR von R gegen H fortgebracht „werden soll. Nun sey HE die Höhe der Pferde vom „Horizont bis an die Brust E, und der Strick Ef sey „an der Vorder=Axe f befestigt; so ziehen die Pferde „nicht nach der Linie fH, sondern nach einer etwas „höher ausschweifenden Linie fE. Folglich wird nicht „die ganze Kraft der beyden Pferde angewendet, den „Wagen längst RH fortzubringen, sondern ein Theil „davon wird angewendet, die Vorder=Räder f gleich= „sam ein wenig zu heben, und der übrige größte Theil „der Kraft (den ich 1200 Pfund gleich setzen will,) „wird nur angewendet, nach der wahren Directionides „Wagens fH zu ziehen. Es sey ferner an der Hinter= „Axe S ein Strick Sh angebunden; und ein Mann, „dessen Länge von den Füßen bis an die Brust durch „die Linie Rv angedeutet wird, ergreife den Strick Sh „bey v, stremme sich mit den Fußen an einen bey R „gleichsam von ungefähr liegenden großen Stein an, „und werfe sich mit aller Macht und Schwere (die ich „z. E. 200 Pfund gleich setzen will,) nach hinten über, „so zieht er nach der Directions=Linie Sh. Wenn nun „sich verhält

die Kraft der Pferde.	:	Kraft des Mannes	=	die Länge der 1sten Fläche	:	Länge der 2ten Fläche
P	:	p	=	HS	:	hS
z. E. 1200 ℔.	:	200 ℔.	=	18′	:	3′
d. i. 6	:	1	=	6	:	1;

„so halten die gegen einander ziehenden Kräfte einan= „der die Wage, folglich kann der Wagen nicht von der „Stelle kommen."

Bey der Stärke des Leibes besaß v. Eckenberg doch keine Stärke des Geistes; wenigstens hatte er die Kräfte des Verstandes nicht so geübt, als die Kräfte seines Leibes; denn er hat von der Rechen-Kunst, welche eine der ersten Uebungen des Verstandes ist, nicht viel gewußt, und er wurde durch eine ganz simple Art zu rechnen betrogen, und ist auch dieser Geschichte wegen merkwürdig (*). Er kaufte ein Pferd zu Leipzig. Der Verkäufer forderte nicht mehr dafür, als daß er ihm binnen 24 Stunden auf folgende Art: in der ersten 1 Pfennig; in der zweyten, 2 Pfennige; in der dritten, 4 Pfennige; in der vierten, 8 Pfennige, und also bis zu Ende der 24sten Stunde, jede allemahl verdoppelt, bezahlen solle. Der starke Mann war dazu gleich willig, und stellte sogar einen förmlichen Wechsel, folgenden Inhaltes darüber aus:

Leipzig, d. 17 Oct. 1717.

Gegen diesen meinen Sola-Wechselbrief zahle an Herrn Johann Heinrich Beyern, binnen 24 Stunden, und zwar jede Stunde, deren 24; und zwar

die erste, 1 Pfennig;
die zweyte, 2 Pfennige;
die dritte, 4 Pfennige;
die vierte, 8 Pfennige;

und also weiter bis zu Ende der 24 Stunden, jede allezeit dupliret; es mache aus an Rthlr., so viel es in der Rechnung austrägt. Des Werths bin ich durch einen Pferde-Handel wohl vergnüget, leiste dahero bey Verpfändung meines Vermögens, a dato an, mit Begebung aller Ausflucht, als: der Verletzung über die Hälfte ꝛc. gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe.

Johann Carl von Eckenberg.

Dem

(*) D. *Valent. Jo. Dessel*, zu Rostock, hat davon Gelegenheit genommen, eine juristische Dissert. de eo, quod iuris est circa actus per progressionem initos, 1723, zu schreiben.

Dem Manne kam dieses als eine Kleinigkeit vor. Er versahe es aber darin, daß er nicht vorher die ganze Summe in einer Tabelle, worin man sie übersehen kann, ausrechnete, oder ausrechnen ließ. Denn diese Anzahl Pfennige macht in 24 Stunden eine Summe von 58,254 Rthlr. 5 Gr. 3 Pf. aus, die er zu bezahlen nicht im Stande war.

Hier folgt um deren willen, die noch zweifeln sollten, die Tabelle:

					1	Pf.	die	1ste Stunde.
					2	=	—	2te —
					4	=	—	3te —
					8	=	—	4te —
				1	Gr.	4	=	—	5te —
				2	=	8	=	—	6te —
				5	=	4	=	—	7te —
				10	=	8	=	—	8te —
				21	=	4	=	—	9te —
			1	Rthlr.	18	=	8	=	—	10te —
			3	=	13	=	4	=	—	11te —
			7	=	2	=	8	=	—	12te —
			14	=	5	=	4	=	—	13te —
			28	=	10	=	8	=	—	14te —
			56	=	21	=	4	=	—	15te —
			113	=	18	=	8	=	—	16te —
			227	=	13	=	4	=	—	17te —
			455	=	2	=	8	=	—	18te —
			910	=	5	=	4	=	—	19te —
			1820	=	10	=	8	=	—	20ste —
			3640	=	21	=	4	=	—	21ste —
			7281	=	18	=	8	=	—	22ste —
			14563	=	13	=	4	=	—	23ste —
			29127	=	2	=	8	=	—	24ste —
Summa			58254	Rthlr.	5	Gr.	3	Pf.		

Eine wahre Leibes-Stärke scheint jener Knecht im Fürstenthum Oels gehabt zu haben, welcher, nach dem Berichte der bresl. Sammlung ꝛc. (*), im Jun. 1718,

(*) Im 4 Versuch, v. J. 1718, S. 1238.

am zweyten Feyertage, zu Brische im Stift Trebniz, mit einem Manne um etwas Geld wettete, daß er den Amboß aus der Schmiede (von ordinärer Größe, wie die Dorf-Schmiede zu haben pflegen,) über den Weg hinüber tragen wollte; welches er wider Vermuthen präſtirte, und die Wette gewann. Am folgenden Tage hielt er die Wette von neuem um ein Achtel Bier, daß er den Amboß weiter und bis in das Vorwerk tragen wollte, wozu aber die Kräfte nicht zureichen wollten, ſo, daß er den Amboß mitten auf dem Wege mußte ſtehen laſſen, und alſo die Wette verlor.

Von einem ſtarken Kerl, in Breslau, im J. 1719, wird in den bresl. Sammlungen (*) Folgendes berichtet.

„Wir haben, im J. 1718, den fälſchlich genannten andern Simſon aufgeführt, und ſeine, mehr in mechaniſchen Handgriffen, als einer wahren Stärke, beſtehenden Künſte und Experimente erzählt; dem wir jezt einen andern ſolchen vermeinten Herculem an die Seite ſetzen. Es fand ſich nähmlich dieſen Monath (Jun.) allhier eine Bande von Seiltänzern und andern Künſtlern oder Gauklern ein, darunter eine Frau mit der Karte, mit ihrem Leibe und Gliedern, ein anderer junger Menſch mit Seiltanzen, und ein ſogenannter ſtarker Kerl nach dieſer angerühmten Stärke allerley Exercitia machten. Sie warfen dieſerwegen einen beſondern Zettel aus, und intimirten inſonderheit von dem Leztern Folgendes: „Zum Beſchluß dieſer Action wird ſich ſehen laſſen ein Holländiſcher Meiſter, welcher einen 3 bis 4 Centner ſchweren Stein oder Amboß mit ſeinen eigenen Haaren wird in die Höhe heben, ſonder Hände Anlegung, welches ihm der Stärkſte, der ſich ſamt ſeiner Stärke rühmet, nicht wird nachthun; daher dieſes Stück mit großer Verwunderung kann geſehen werden. Deſſelben gleichen wird er ſich laſſen brennendes Siegellack auf die Zunge treiffeln und ein Perſchaft drauf drucken, dergleichen ſehenswürdiges Meiſterſtück ſeiner Stärke zu beweiſen, ſowohl einen

(*) Im 8 Verſuch, v. J. 1719, S. 740, f.

nen Stein von 3 bis 4 Centnern auf seiner Brust durch 2 Schmiede-Knechte entzwey schlagen lassen. Ingleichen läßt er sich auch auf dem holen Leibe eine Stange Eisen entzwey schlagen, auch hält er eine Canone so lange in der Hand, bis er ein Glas Wein ausgetrunken. Im Polanisiren auf zwey Stühlen, den Kopf auf einen, die Füße auf dem andern, liegend, 4 oder 5 starke Männer auf ihm stehend, womit er mit ihnen spielen wird, als wie mit einem Ball, und wird darzu schwebende, so lange, bis daß er ein Glas Wein der gesamten Compagnie in Gesundheit hat ausgetrunken. Zwey bis drey Pferde läßt er auch an seinen Leib legen, und nicht capable seyn sollen, ihn von der Stelle wegzuziehen, derowegen ist einem jeden erlaubt, Pferde zu nehmen nach seinem Belieben, und antreiben zu lassen," u. s. w.

Dieser leztgemeldte Kerl war klein von Statur, kaum $2\frac{1}{2}$ bresl. Ellen hoch, von Maastricht gebürtig, ungefähr 32 Jahr alt, schwach von Händen, Füßen, Brust und Kreuz; selbiger hob einen Feldstein, ungefähr 2 Centn. schwer, mit den Haaren in die Höhe. Der Stein war kreuzweise mit einem Strick gefaßt, daran band er sich so kurz mit dem Kopfe an, als es möglich war, nachdem er vorher unter seine schwarzen Haare, die er in zwey Theile getheilet, zwey Stricke geflochten hatte; dann ließ er zwey Schemel neben sich setzen, und an jedes einem Beine griff er immer weiter und weiter hinauf, bis er die Hände auf den Sitz brachte, als so hoch er auch den Stein hob, und stark niederfallen ließ. Dann legte er sich auf die Erde, und ließ sich einen Sand-Stein auf dem Unterleibe entzwey schlagen. Hierauf steuerte er sich, wie Eckenberg, auf zwey Schemel die Länge hin, so daß er mitten hohl lag; und so ließ er 4 Personen auf sich treten, wovon der eine aber nicht zu rechnen war, als der bloß auf den Beinen stand, die auf dem Schemel lagen. Er ließ auch eine Schiene Eisen, 2 gute Finger breit und 1 Finger dick, nicht auf dem Amboß, sondern auf einem Steine auf der Brust, mit mehr als 20 Schlägen, vermittelst eines aufgesetzten Theil-Hammers, entzwey schlagen. Zugleich versicherte er, daß er durch Krankheit die Haare sehr verloren habe, sonst er wohl einen Reiter mit sammt dem Pferde gehoben hätte, die Kanone aber deswegen nicht hübe, weil der Verdienst hier sehr schlecht sey, und es bis 10 Thaler koste, dieselbe ins Ball-Haus, wo er agirte,

zu transportiren, und das Gestelle machen zu lassen. Der Pferde wegen excusirte er sich auch, doch sagte er, er brauche kein hohes Theatrum, auch keine hohe Pflöcke, sich anzusteuern, und das Seil darüber gehen zu lassen, wie Eckenberg. Er ließ auch ausstreuen, daß er eine Salbe, einem Jeden dergleichen Stärke beyzubringen, mit sich führe. Dieses, und da sie Anfrage thaten, ob ihnen erlaubt wäre, gewisse Medicamente oder Schmieralien früh auf öffentlichem Markte zu verkaufen, zeigte deutlich genug, daß es eine Marktschreyer Bande war. Doch verdiente das Stein-aufheben mit den Haaren so gut gesehen zu werden, als des Eckenberges Experimente, ungeachtet es auch, wie diese, seinen mechanischen Grund hatte, ohne aus der Stärke des Leibes große Wunder zu machen."

In Dresden, wurden in den Carnevals-Lustbarkeiten, 1723, zwey starke Ochsen aufgeführt, und an dieselben der dortigen Fleischer Hunde gehetzet. Weil man nun die Ochsen vermittelst langer Stricke, welche an die Hörner gebunden waren, in Sicherheit gehalten, aber ihnen hieran doch Raum zum Laufen gelassen hatte, so traten hierbey zwey Italiäner in nesseltuchenen netten Hemden hervor, welche ihre besondere Stärke darin zeigten, daß sie diese erzürnte Ochsen im Laufen anhielten, und zugleich auch dieselben mit den Leinen dergestalt rückten, daß sie auf die Vorder-Füße niederfallen mußten. Wenn es auch geschahe, daß diese Bestien unter die Leute laufen wollten, so haben die Italiäner dieselben angefallen und zurück gehalten.

Einige Personen können sich bloß durch beständige Uebung ausserordentlich stark machen; allein die Natur-Gaben müssen dazu kommen. Man hat ein Beyspiel an dem großen, langbärtigen und starken Andreas Eberhard Rauber, von Talberg und Weineck, welcher ein Huf-Eisen zerbrach, mit Einer Frau acht Zwillinge erzeugte, und einen getauften Juden erbärmlich zurichtete. Dieser Jude befand sich zu Grätz, am Hofe des Erz-Herzoges Karl, und glich

wegen

wegen seiner Länge und Stärke einem Riesen. Der Erz-Herzog wollte wissen, ob er, oder Rauber, der stärkste wäre, und nöthigte sie beyde, daß einer von dem andern einen Faust-Schlag aushalten mußte. Sie würfelten um den Vorrang; und der getaufte Jude, welcher der erste war, versetzte Rauber'n einen so derben Schlag, daß er acht Tage das Bett, und noch länger die Stube hüten mußte. Als er sich wieder erhohlt hatte, mußte der Jude auch einen Schlag von ihm aushalten. Rauber ergriff ihn bey seinem langen Barte, wickelte ihn zwey Mahl um seine linke Hand, und schlug mit der rechten so stark darauf, daß er nicht allein seinen Bart, sondern auch den untern Kinnbacken in der Hand behielt, welches dem Juden bald darauf das Leben kostete. Man findet an diesen beyden Leuten Merkmahle großer Natur-Gaben. Sie waren beyde von ungeheurer Länge; und wenn das Glück es fügt, daß solche Leute gesund erwachsen, welches aber selten geschieht, so müssen ihre Muskeln nothwendig eine ausserordentliche Stärke erlangen. Sie waren auch beyde sehr vierschrötig, und hatten einen starken Haarwuchs, welcher ebenfalls eine Folge guter Naturen ist. Der Bart des Juden mußte sehr lang und stark seyn; Rauber's Bart aber war noch weit größer; denn er reichte ihm vom Kinne an, bis an die Füße, und von da wieder zurück, bis an den Gürtel.

Daß große Leibes-Stärke durch Uebung erlangt werde, beweiset das Beyspiel des Marschalles von Boucicaut, des größten unter allen Rittern des Mittel-Alters. Dieser zog schon in seinem zwölften Jahre mit in den Krieg, nicht etwa um als neugieriger Knabe den Kämpfen der Streiter zu zusehen, sondern um selbst in vollem Ernste mit zu kämpfen. Er trug seinen Harnisch eben so leicht, und duldete alle Beschwerden des Krieges eben so willig, als es die ältesten und

durch Gewohnheit geübtesten Ritter nur thun mochten. Schon als Knabe, erlegte er in den Schlachten Feinde, die seiner Kindheit und Kleinheit spotteten. Kaum daß er in das erste Jünglings-Alter getreten war, so begann er schon Ritter Züge nach Preussen und nach andern fernen Ländern, und erwarb sich allgemein die Ehre, für den tapfersten Ritter seiner Zeit gehalten zu werden. In seinem 25sten Lebens-Jahre hatte er schon in vielen Ländern Europens so große Thaten gethan, daß er vor unzählig vielen andern, die darauf gegründete Ansprüche zu machen glaubten, des Marschall-Stabes würdig befunden und erkläret wurde. Er übte sich schon von früher Jugend auf, nicht nur in allen Arten ritterlicher Waffenführungen, sondern auch im schnellen und langen Laufen, um dadurch einen desto längern Athem zu gewinnen. Er hieb mit schweren Aexten, seinen Arm zu stärken, daß er in Schwenkung der Streit-Axt desto fertiger würde. In voller Rüstung tanzte er nicht nur, sondern machte darin auch die allerschwersten Sprunge. Es kostete ihm keine Mühe, sich schwer bewaffnet, ohne Hülfe des Steigbügels auf ein Streit-Roß zu schwingen. Er sprang sogar einem großen, auf einem Streit-Roß sitzenden Manne auf die Schultern, wenn er diesen nur an einem Aermel anfassen durfte. Eben so leicht war es ihm, wenn er die eine Hand auf den Sattel-Knopf eines großen Streit-Rosses setzte, und mit der andern die Mahne anfaßte, sich von flacher Erde über das Pferd weg zu werfen. Er konnte auch an zwey Mauern, die etwa eine Klafter weit von einander entfernt aufgeführt waren, ohne alle weitere Beyhülfe, bloß durch die Kraft seiner Arme und Beine hinauf und herab klettern, hätten sie denn auch die Höhe eines Thurmes gehabt. Endlich stieg Ritter Boucicaut, mit einem Panzer-Hemde angethan, an der einen Seite einer Leiter bloß durch die Hülfe seiner Hände empor; und wenn er kein

Pan-

Panzer-Hemd — welches ein recht schweres Stück Zeug war, woran ein gewöhnlicher Mensch so schon seine gebührliche Last zu tragen hatte, — wenn er kein Panzer-Hemd anhatte, so konnte er mehrere Stufen, bloß mit Hulfe einer einzigen Hand erreichen. Und bey allen diesen halsbrechenden Stucken, die ihm aber sehr leicht wurden, weil er sich darin geübt, und alle Masse seiner Körper-Kraft darauf zusammengedrängt hatte, ließ er bis in das späteste Alter nicht nach, selbst zu Friedens-Zeiten, sich mit Rittern und Krappen in den Waffen zu üben.

Am 15 Febr. 1790, starb zu Tündern, ein merkwürdiger Kraft-Mann, der Meier Jobst Heinrich Meier, ein Mann, der gewiß etwas wichtiges für die Welt geworden wäre, wenn er eben so glückliche Umstände, als natürliches Vermögen dazu, gehabt hätte. Er besaß eine ausserordentliche Stärke des Leibes und Geistes. Doch ganz ohne Gelegenheit, dieselbe auszubilden, konnte er sich nur in solchen Dingen hervorthun, die zwar viel in dem engen Wirkungs-Kreise seines Standes, aber wenig oder gar nichts, in der übrigen Welt bedeuteten. Als Beweis seines guten Kopfes kann ich nur anführen, daß er gern von der Gemeine zur mündlichen Verhandlung ihrer Angelegenheiten bey den hohen Landes-Collegien gebraucht wurde, und in einem besonders wichtigen Falle selbst die Audienz Georg's in Hannover genoß. Doch war sein Kopf mehr auf Unternehmungen und Ueberwindung großer Schwierigkeiten, als auf genaue Anordnung kleiner oekonomischer Umstände bedacht; lieber entriß er der Weser mit unmenschlicher Arbeit, ganze Morgen Land, als daß er aus den Furchen seiner Aecker das Wasser leitete. Seit Jahrhunderten war unter seinem Lande her ein schiffbarer Arm der Weser gegangen. Meier mißgönnte dem Strohme dieses entbehrliche Ruhe-Bett, und fieng an es auszudäm-

men, nicht mit Pfählen, sondern mit Bäumen, und dämmte und kämpfte so lange gegen den Strohm, bis dieser, des Widerstandes müde, seine alte Besitzung verließ, und seinem Ueberwinder einen Platz von 3 Morgen zum schönsten Wiesenwuchs einräumte. So leicht es sich vermuthen läßt, daß ein bloßer Bauersmann, und ich darf hinzusetzen, ein Mann ohne Barschaften, dergleichen Unternehmungen nicht ohne eine vorzügliche Körper-Kraft gewagt habe, so wird es doch den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen hiervon einige besondere Beweise gebe. Meier hatte in seinen jungen Jahren, da er als Reiter unter dem kurhannöverischen Leib-Regimente diente, einen Haufen preußischer Werber aus einem Wirthshause geschlagen, und mußte dafür in Hameln, wo der Stab seines Regimentes lag, einige Stunden am Pfahle stehen. Hier ward er durstig; sich Getränke an den Pfahl bringen zu lassen, schien ihm weitläuftig; er zog den Pfahl heraus, nahm ihn auf die Schulter, und gieng damit selbst zum Ordonnanz-Hause, wo Getränk zu haben war. Sein General sahe ihn, und rief: „Meier, „was machst du für Streiche!“ — „Ich bin ja am „Pfahl,“ antwortete er: „wenn es aber auf diese Art „nicht gilt, so weis ich, wo ich ihn gekriegt habe.“ Er gieng zurück, steckte den Pfahl wieder ein, und trat in seine gehörige Stellung. Einst trug er ein halbes Fuder oder 6 calenb. Malter Haber auf einer Bier-Leiter. Ein Jude both ihm mit großen Lobpreisungen ein 16 Hand hohes Pferd zum Verkaufan. Meier fand es aber gegen seine Größe zu kurz, und sagte: „Jude, lobt das Pferd so viel nicht, es ist ja „nur ein Beutel.“ — „Ein Beutel?“ versetzte der Jude: „nun wenn ihrs dafür traget, so soll es euer „seyn,“ Geschwind nahm er zwar das Wort aus Kunde des starken Trägers zurück; aber Meier nahm, um sein Wort zu rechtfertigen, das Pferd auf die

Schul-

Schulter, und trug es einige Schritte fort. Bey einem stark gemessenen Malter Bohnen behaupteten Einige, das könnte kein Mensch tragen. Meier sagte: „Setzet ein Maß Brandwein, und ich nehme es in „einem Scheffel stehend auf, lasse einen Kerl oben dar„auf sitzen, und gehe damit spazieren.“ Man nahm die Wette an, und Meier erfullte sein Wort. Die Lebhaftigkeit seines äusserlichen Ausdruckes war seinem innern Muthe gleich, und verließ ihn nicht in seinen lezten Stunden; sie war aber so wenig grob, daß sie vielmehr auf der entgegengesetzten Seite zu weit zu gehen schien. Gar zu gern küßte dieser kräftige, biedere Mann Leuten, die er verehrte, die Hand. Er starb im 90sten Jahre seines Alters.

Annalen der braunschw. lüneb. Churlande, 4 Jahrg. 3 St. (Zelle, 1790, gr. 8.) S. 730, f.

Ein Mehreres von der Leibes-Stärke der Menschen, in Ansehung des Hebens und Tragens, des Schiebens und Ziehens, wird im Art. Leibes-Stellung vorkommen.

Was die Leibes-Stärke der Thiere, und deren bewegende Kraft, betrifft, so bedient man sich am gewöhnlichsten der Pferde, zur Bewegung der Lasten und Maschinen. Man rechnet, daß sie gewöhnlich auf ebenem Wege 175 Pfund bewegen können; nicht 175 Pfund Last, sondern eine weit größere Last, die etwa 175 Pfund Friction an den Achsen und Rädern verursachete. Berg-auf kann es bey weitem nicht so viel fortbringen, weil es alsdann einen Theil der Last mit zu ziehen hat. Die Stärke des Pferdes übertrifft die Stärke des Menschen siebenfach. Bey der Stärke der Thiere kommt vieles auf Klima, Statur, Nahrung, Gesundheit, und Gewöhntheit zur Arbeit, an.

Die Thiere bewegen Maschinen: 1. durch Ziehen, entweder in gerader Richtung, wie die Last-Wägen, oder in kreisförmiger Richtung, wie z. B. die Deichsel

sel der Leim-, Butter- oder Mehl-Mühlen. — 2. Durch Treten, a) mit den Vorder-Füßen, da z. B. ein Rad so angebracht ist, daß das Thier dasselbe mit den Vorder-Füßen bewegen muß. Die hierdurch hervorgebrachte Bewegung mag wohl stark genug seyn, Blasebälge, gewiß aber nicht Mühlen zu bewegen. Es läßt sich auch nicht jedes Thier hierzu gebrauchen; denn da es stets befurchten wird, daß es herabfällt, so möchte es sehr schwer sich zu dieser Arbeit gewöhnen lassen; es ist aber auch für das Thier gefährlich, indem es, wenn es nicht sehr regelmäßig tritt, leicht herabfallen und die Beine zerbrechen kann. b) Mit den Hinter-Füßen. Das Rad muß hier die Stelle einnehmen, wo die Hinter-Füße stehen sollten, welche Stelle deswegen ausgeschnitten seyn muß. Hiervon gilt eben das, was eben vorher bey a. gesagt ist. Stehen die Thiere zu weit herein, so verlieren sie ihre Kraft, so auch wenn sie zu weit hinaus gestellet werden. c) Durch Treten mit allen vier Füßen; dazu muß das Rad entweder α) lothrecht stehen, und breit seyn, so daß die Thiere sich inwendig auf Tret-Leisten stemmen können; indem sie nun fortgehen, treiben sie das Rad unter sich weg, und bewegen dadurch eine mit dem Rade verbundene Maschine. Hierzu nicht abgerichtete Thiere stehen still. Oder β) das Rad liegt schräg, d. h. es macht einen Winkel mit der wagerechten Linie.

Da es aber bey der Bewegung der Maschinen nicht bloß auf die Kraft ankommt, sondern auch auf die Schwere des Körpers, der die Kraft ausübt, so muß man ebenfalls auch auf die Schwere des Menschen oder des Thieres, wodurch die Maschine getrieben werden soll, Rücksicht nehmen. Ein ausgewachsener Mensch wiegt selten weniger als 110 Pfund, gemeiniglich mehr, und kann gewöhnlich über 110 Pfund heben; soll er aber die Arbeit fortsetzen, muß die Kraft, welche er anwenden soll, nicht über 30 Pfund betragen.

Ein

Ein Pferd wiegt zwischen 880 und 1320 Pfund; sehr große Ochsen fast eben so viel. Bey Wägen, welche längst einem Hügel hinauf gehen, zieht ein Ochs, wiewohl in etwas längerer Zeit, noch mehr als ein Pferd.

Von der Stärke eines Pack-Pferdes und Esels im Tragen schwerer Lasten, s. im LXV Th., S. 187.

Auch oft ganz kleine Thiere äussern ungemeine Stärke. Die Weiden-Raupe zernaget das festeste Holz, und gräbt sich Gänge darein. — Der Mist-Käfer schleppt ein Stück Bley, das so groß und dick als er selbst ist, auf seinem Rucken fort. — Ein Floh zieht an einem Kettchen eine Last, die 50 Mahl so viel, als er selbst, wiegt. — Die Ursache dieser ungemeinen Stärke bey so kleinen Thieren, liegt unstreitig in der großen Anzahl von Muskeln, die diese Thierchen besitzen. Der Mensch hat kaum fünfthalb hundert Muskeln; und bey der Raupe des Weidenholz-Spinners hat Lyonet deren über 4000 gezählt.

Leibes-Statur (der Ton auf der lezten Sylbe), aus dem Lat. Statura, die Leibes-Größe, besonders in Ansehung der Länge, doch ohne das Verhältniß derselben gegen die Dicke auszuschließen. Ein Mensch von guter Statur, von gutem Wuchse. Eine lange Statur. Siehe Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Stellung, Leibes-Lage, Leibes-Positur. Der Mensch unterscheidet sich von den Thieren, in Ansehung des Leibes, vorzüglich auch durch seine aufrechte Stellung, und durch eine ihm natürliche, in dem Bau seines Körpers liegende Eigenschaft, die ihm in einem weit vollkommenern Grade, vor den ihm auch hierin am meisten ähnlichen Thieren zukommt. Geht der Mensch gewöhnlich aufrecht, und nur auf zwey Füßen, und muß er dieses auch wegen der Einrichtung seines Körpers, so behauptet man doch nicht, daß er nicht auch seine beyden Hände als Füße brauchen

chen kann, um damit gleich auf vier Füßen zu gehen; doch wird die Voraussetzung hierbey nicht Statt finden können, der Schöpfer habe den Menschen hierzu unbestimmt gebildet. Sein zweyfüßiger Gang ist nur weit vollkommener, und zum Schreiten bequemer eingerichtet, als sein vierfüßiger, wenn er sich auch dessen bedienen würde. Mit Moscati (*) aber den Menschen zum Quadruped zu machen, seinen natürlichen zweyfüßigen, ihm in aller Rücksicht ganz angemessenen wohlthätigen Gang abzuläugnen, sey es nun absichtlich, oder nur um etwas neues und auffallendes zu bestreiten, hieße sich an der Natur selbst versündigen. Mehrere berühmte Männer haben es gleichwohl ihren Bemühungen um die natürliche Geschichte des Menschen würdig geachtet, das Inconsequente der Hypothese dieses sonderbaren Mannes darzustellen, von welchen ich nur die Herren Blumenbach (**), Zimmermann (***), und Mayer (****), hier nenne. Doch würde es zu weit führen, wenn ich alles das Vorzügliche und Gründliche, welches von Jenen der Moscatischen Meinung entgegengesetzt worden ist, hier mit anführen wollte. Der Ungrund derselben fließt von selbst aus dem Beweise, daß der Körper des Menschen, von Natur aus zur aufrechten Stellung, und zum zweyfüßigen Gang, gebauet ist. Es wird sich aber derselbe am füglichsten mit den Worten des Hrn. Hofr. Blumenbach führen lassen.

Be-

(*) Von dem körperlichen wesentlichen Unterschied zwischen der Structur der Thiere und der Menschen. Eine akad. Rede vom D. Peter Moscati, aus dem Ital. übers. von Hrn. Hofr. Beckmann. Gött. 1771, 8.

(**) De gener. hum. var. nat. §. 17.

(***) Geographische Geschichte der Menschen ꝛc. Th. 1, S. 117, fgg.

(****) Beschreib. des ganzen menschlichen Körpers, Th. 1, S. 120, fgg.

Betrachte man nur die breiten Hüft-Beine (Ilia), die sich unterwärts in die schmahlen Sitz-Beine (Ischia) verlieren, ferner das kurze Becken, welches oberwärts beträchtlich erweitert, unterwärts aber verengt ist, wodurch es gerade so geräumig wird, daß es dem Durchgange der Frucht hinreichenden Platz lässet, dabey aber den Vorfall der Gebärmutter verhindert, und vergleiche diese mit dem länglichen, geraden und gleichsam walzenförmigen Becken der Thiere, mit ihren breiten Sitz-Beinen und aus einander stehenden Hüft-Beinen; bemerke die Verbindung und den Bau der Gesäß-Muskeln und Waden, und entscheide dann, welche Art des Gehens dem Menschen angemessener ist. Halte man nur ein Thier-Skelett, oder auch nur die Coitersche Figur eines aufrecht, nur auf seinen Hinter-Beinen possierlich einhergehenden skelettirten Fuchses, gegen ein menschliches, auf Händen und Füßen stehendes Skelett, und sehe dann zu, ob man nicht das zweyfüßige Quadruped so gut, als den vierfüßigen Menschen, für gleich monströs halten müsse. Besonders muß man, bey der allgemeinen Rücksicht auf das Becken, auch die Bemerkung der Pfanne (acetabulum ossis ischii), des Kopfes und Halses des Schenkel-Beines (cervix ossis femoris) verbinden. Der längliche, und bey dem Menschen allmählich schief abwärts laufende Hals des Schenkel-Beines, ist bey dem Menschen, so gar auch bey dem Affen, kurz, beynahe in die Quere gestellt, und der Kopf ist schiefer mit der Gelenkfügung des Hüft-Beines vereinigt. Ferner gehört hierher die ganze Zusammenfügung der Knochen des Fußes, der starke Ferse-Knochen bey dem Menschen, die Gelenkfügung des Mittel-Fußes mit der Ferse, der selbst an dem Menschen länglich und weit breiter ist. Ausser diesen gehört noch folgender wichtige, und für das Aufrechtgehen auf zwey Füßen des Menschen entscheidende Beweis, den die

Lehre

Lehre der Knochen-Erzeugung darbiethet, hierher. An jedem Neugebornen verknöchern sich die Beine des Mittel-Fußes, vornehmlich der Fersen Knochen, weit schneller, und kommen eher zur völligen Reife, als jene an der Mittel-Hand. Hieraus erhellet zugleich auf das unwidersprechlichste die weise Einrichtung der Vorsehung, indem die Hände des Neugebornen in den ersten Jahren nicht nöthig haben eine gewaltsame Handlung auszuüben, da hingegen die Füße schon nach Ablauf des ersten Jahres dauerhaft genug seyn müssen, den Körper zu tragen, und im Gehen zu unterstützen.

Erschöpfen schon diese, ganz aus der reinsten anatomischen Betrachtung des menschlichen Körpers hergenommene Sätze, den Beweis, daß der Mensch von Natur aus, zum zweyfüßigen aufrechten Gang gebildet worden ist, so wird es vielleicht doch nicht unnütz seyn, zur Bestätigung dessen, nach Hrn. geh. R. Mayer(*), beyzufügen, daß auch die übrigen Theile des menschlichen Körpers in ihrer Bildung, Lage, Bewegung und Proportion genau mit dem aufrechten zweyfüßigen Gange des Menschen harmoniren, und daher ganz anders beschaffen seyn müßten, wenn der Mensch, nach Moscati's paradoxer Meinung, zum vierfüßigen Gang erschaffen wäre. Denn eben zu diesem Endzwecke ruhet der menschliche Kopf auf einem weit kürzern Halse, und ist auf die hierzu nöthige Weise auf dem Rumpfe befestigt. Seine Wölbung macht ihn bey der aufrechten Stellung geschickt, aller äussern Gewalt den möglichst starken Widerstand zu thun. Die Erfahrung bestatigt es zur Genüge, welche Lasten man daher auf dem Kopfe zu tragen im Stande ist (s. Th. LXV., S. 187). So sind die Bewegungen des Kopfes theils durch sich selbst, theils

in

(*) Am ang. O., S. 100 und 213.

in Verbindung mit den Bewegungen des Rumpfes, so eingerichtet, daß in seiner aufrechten Stellung keine Gegend um den Körper übrig bleibt, welche derselbe nicht wahrzunehmen vermöchte. So haben ausser dem Menschen nur diejenigen Thiere, welche aufrecht stehen können, und starke Kräfte in ihren obern Gliedmaßen besitzen sollen, das Schlüsselbein, wie: der Affe, der Bär, die Fledermaus, die Beutel-Ratze, der Maulwurf, das Eichhörnchen, die Maus, der Igel; dahingegen diejenigen Thiere, die kein Schlüsselbein haben, ihre größte Stärke immer in den Hinter-Füßen besitzen, und dieser sich vornehmlich zu Waffen bedienen, wie z. B. das Pferd, der Esel (*). So finden sich die Brüste des weiblichen Geschlechtes auf einer dazu eingerichteten, größern Weite zwischen beyden Armen, welches für ein zweyfüßiges Geschöpf, das den Säugling in den Armen hält, eine bequeme Lage ist, und daher an vierfüßigen Thieren nicht beobachtet wird.

Man darf auch nur den, mit dem Menschen in Rücksicht seines Körperbaues verwandten Orang-Utang in einige Vergleichung bringen, und dessen, gewisser Maßen doch nur so zu nennende, aufrechte Stellung genau beobachten, so wird unstreitig zugleich auch die große Verschiedenheit, die zwischen beyder aufrechten Stellung Statt findet, von selbst sichtbar. Der Orang-Utang konnte, nach Hrn. Hofr. Blumenbach's Zeugniß (**), doch nur auf einen Stecken gestutzt, auf seinen Hinter-Beinen einher gehen, und stand, wenn er sich aufrecht richtete, doch nur mit gebogenen Knien (***). Anders konnte das Thier weder gehen

(*) Blumenbach Gesch. der Knochen, §. 306.

(**) *Blumenbach* de gen. hum. var. nat. §. 18.

(***) Camper Naturgesch. des Orang-Utang, von Herbell übers. S. 143, f.

hen noch stehen; denn der in einfache Bogen gekrümmte Rückgrath, und der demselben zu Folge beständig vorwärts hangende Kopf, mußte der Schwerpunct-Linie eine ganz andere Direction geben (*), als der mehr wellenförmig (**) gekrümmte, daher einer weit vielfachern Bewegung fähige, und darum zum aufrechten Gang ganz dazu gebauete bey dem Menschen. Eben daher sollte weder der Körperbau des Orang-Utang, noch der Körperbau irgend eines vierfüßigen Thieres, zum beständigen, regelmäßigen, natürlichen aufrechten Stand und Gang eingerichtet seyn. Der Mensch sollte dieses Vorrecht nur allein haben, der unter allen Thieren das einzige ist, welches fußet (***), und mit der ganzen Ferse-Fläche auftritt.

Hiernächst würden zumahl größere Thiere gewiß nicht im Stande seyn, bey einer mehr dem menschlichen Rücken ähnlichen Bildung ein so anhaltendes Vorwärtsbeugen bey Aufsuchung und Verzehrung ihrer Nahrung auszuhalten. Nicht einmahl wären sie es, auch bey der, ihren oekonomischen Verhältnissen und Bedürfnissen ganz angemessenen Bau-Art ihres Rückens, wenn nicht die auch für sie besorgte Natur die weise Vorkehrung getroffen hätte, wodurch sie nun ihren Bedürfnissen auch mit einer gewissen Leichtigkeit und Bequemlichkeit nachgehen können. Zu dieser Absicht haben die meisten Quadrupeden ein besonderes Ligament (****), welches den vorwärts hangen-

(*) Camper, a. ang. O., S. 178.

(**) Blumenbach Gesch. der Knochen, §. 205.

(***) Blumenbach, a. ang. O., §. 397, Anm.

(****) Paxwax *Linn.* Ligamentum latum album. Ligamentum suspensorium colli. Bey manchen Quadrupeden, die kein so starkes Lig. suspens. haben, zeigt sich dagegen in den Nacken-Wirbelbeinen eine besondere Einrichtung. S. Blumenbach, a. ang. O., §. 233. de gen. hum. var. nat. §. 22. Tab. II. fig. 1, vergl. mit fig. 2.

genden Kopf tragen hilft, und verhindert, daß er keiner zu ermüdenden Anstrengung ausgesetzt werde, welches aber auch dem Menschen, so wie jenen Thieren, die ihre Nahrung nicht auf dem flachen Lande suchen, ganz entbehrlich ist.

Dieser Einrichtung zu Folge läßt es sich auch erklären, warum weder der Orang-Utang, noch irgend ein anderes vierfüßiges Thier auf dem Rücken liegen kann (*), und warum keines mit seinen Hinter-Beinen allein, aufrecht, steile große Anhöhen mit der Geschwindigkeit eines Menschen hinauf zu laufen, und den Weg eben so wieder rückwärts zu machen, wie der Mensch, im Stande ist.

Nur der Mensch hat zwey wahre Hände, und ausser ihm kein Thier, selbst der Orang-Utang nicht. Nehme man immer dessen vier Extremitäten für Hände an, wie es denn wegen des Gebrauches, den derselbe nebst seinen Gattungs-Verwandten davon macht, gar füglich geschehen kann, so vermag doch keines von allen vierhändigen Quadrupeden seine vier Hände auf eine so mannigfaltige, ganz der geistigen sowohl als körperlichen Organisation des Menschen entsprechende Art zu benutzen, wie der Mensch, seine beyden nur ihm verliehenen Hände, allein; denn sie sollten weder Stützen abgeben, seinen Körper mit zu tragen, noch seine Behendigkeit und Geschicklichkeit im Laufen und Entfliehen zu unterstützen; nicht sollten sie durch das Betreten der Erde, durch den Druck und das Reiben, gerade dem Zwecke der Natur entgegen streben, den dieselbe bey ihrer Bildung durchaus vor Augen hatte. Auf der Bildung und auf dem Gebrauche, den nur der Mensch von seinen beyden Händen machen kann, ruhet eine weit edlere Bestimmung, weit vielseitigere Bestimmung. Es sind zahlreiche Gattungen unter

(*) Camper, a. ang. O., S. 177 und 193.

den Säug-Thieren mit Händen versehen, aber bey keinem einzigen kommen dieselben doch dem so vorzüglichen Bau der Menschen-Hände gleich; selbst weder bey Tyson's noch bey Camper's Orang-Utang (*). Bey beyden waren die Hände affenmäßig, mit kurzen Daumen, weswegen auch lezterer gar nichts anzufassen vermögend war (**).

Die Affen, sagt Hr. Hofr. Blumenbach sehr wahr: sind, ihrer Natur nach, weder zweyfüßige, noch vierfüßige Thiere, denn sie bewohnen nicht, wie andere Quadrupeden, die flache Erde allein, sondern auch Bäume. Ihrer Bestimmung nach, hatten sie also wahre Hände, wie der Mensch, nicht einmahl nöthig, da hingegen der Mensch dieselben zu seinem besondern von der Stellung seines Körpers ganz unabhängigen Gebrauch erhalten hat. Weil der Affe, der Orang-Utang seine Vorder-Hände auch zum Schreiten, Klettern gebraucht, so muß nothwendig dieser Umstand einen sehr wichtigen Einfluß auf das Gefühl derselben haben. Durch das unablässige Berühren so rauher und harter Körper, muß unstreitig das feine Gefühl ihrer Finger oder Zehen abgestumpft werden, da es hingegen bey dem Menschen in seinem natürlichen Zustande weit eher und länger erhalten werden kann. Die unendlichen Vortheile, welche der Mensch vor allen übrigen Thieren durch das feine Gefühl seiner Hände voraus hat, sind eben so bekannt, als wie sehr derselbe, besonders bey blindgebornen Menschen, erhöhet wird.

Auch die Lage der Augen und Ohren bey dem Menschen ist gar nicht für ein vierfüßiges Thier eingerichtet. Die Augen-Axe steht bey dem Menschen beynahe perpendikular auf dem vertikalen Durchschnitt des Kopfes,

(*) Gesch. der Knochen, §. 342. Anm.

(**) Camper, a. ang. O., S. 195.

Kopfes, da sie hingegen bey den Thieren, die großen Affen ausgenommen, einen spitzigen Winkel macht, d. h. das Auge des Menschen wäre, wenn er auf vier Füßen stände, mehr der Erde zugekehrt, als bey den Thieren. Auch hat die Natur den Thieren, bis auf den Orang-Utang, der auch hier wieder mit dem Menschen zutrifft, einen eigenen Muskel (Suspensorius oculi), den Augapfel in die Höhe zu halten, gegeben, welcher dem Menschen fehlt. Giengen wir also auf Händen und Füßen, so wäre nicht nur das Gesicht des Menschen mehr, als irgend bey einem andern Thiere, eingeschränkt, sondern dieses wäre auch eben der Fall mit dem Gehör; denn die Ohren ständen gleichfalls gerade der Erde zu. Auch der Rückgrath ist zu dem zweybeinigen Gange besser, als bey irgend einem andern Thiere, eingerichtet. Nehmen nicht die Wirbelbeine an Stärke zu, wo sie mehr zu tragen haben? Daher sind die Lenden-Wirbelbeine viel stärker, als alle übrige; sie tragen den ganzen Stamm des Körpers; dieses war bey einer Horizontal-Länge unnöthig, und eben daher findet sich das Verhältniß nicht bey den Thieren.

Nach diesen Betrachtungen müssen die übrigen Einwürfe des Moscati sehr gezwungen scheinen. Was ist es, z. B. für ein Einfall, deswegen, weil verstümmelte Menschen ohne Finger haben nähen, schreiben, arbeiten können, dem Menschen alle die Verrichtungen, die er izt mit seinen gut gebaueten Händen und Füßen vorzunehmen im Stande ist, auch alsdann zu zutrauen, wenn er Pferde-Hufe oder mißgestaltete Glieder habe? Man kann einen Elephanten zum Seiltanzen abrichten, aber nie ist er dazu erschaffen. Daß der Mensch auf vier Füßen fester stehe, als auf zweyen, ist unläugbar; allein würde man deswegen die Nase oder die Augen lieber auf die Spitze der Finger setzen, um auf eine größere Weite

zu riechen oder zu sehen, und alle die übrigen Vortheile ihrer jezigen Lage und Sicherheit dagegen aufgehen lassen? Es kommt auf die Summe der Vortheile und auf die ganze Einrichtung an. Man muß keinen Theil oder Function allein einzeln beurtheilen, sonst wäre es auch besser, daß die Natur noch auf dem Hinter-Kopfe ein drittes Auge anbrächte. Krankheiten aber, welche Moscati dem Aufrechtgehen zur Last legt, würden auch bey einer jeden andern Stellung des menschl. Körpers Statt finden. Es ist z. B. gewiß, daß das Liegen des Nachts, wenn es anhaltend auf Einer Seite oder auf dem Rücken dauert, große Ungemächlichkeiten nach sich zieht; soll deswegen der Mensch gar nicht liegen? Die Anstrengung der Muskeln bey dem zweybeinigen Gange ist wahr; aber wenn die Natur uns nun dazu mit starken Muskeln versehen hat, wie die Muskeln der Waden, der Schenkel und des Hintern sind? und dann so giebt uns ja auch eine kleine Ruhe hinreichende Kräfte, diesen Gang fortzusetzen. Der aufrechte Gang der Mutter soll Schuld seyn, daß die Frucht, welche gegen das Ende der Schwangerschaft mit dem Kopfe nach unten zugekehrt liegt, einen so übermäßig großen Kopf habe; daß der Mensch mit Kopf-Krankheiten, Schlagfluß, Schwindel, Tollheit, mehr als ein anderes Thier, befallen wird. In den ersten Zeiten der Schwangerschaft ist augenscheinlich die Frucht in einer sitzenden Stellung, sie wendet sich nach und nach, und nur gegen den fünften oder gar sechsten Monath steht der Kopf ganz gerade unten. In den ersten Monathen aber sind, natürlicher Weise, die Theile am weichsten, am mehresten fähig ausgedehnt zu werden, und da steht ja der Kopf nicht nach unten; es müßten also die Füße sich übermäßig ausdehnen, wenn die Lage so sehr viel vermöchte. Und findet sich denn der Kopf des Kindes nur allein so sehr groß? ist er nicht bey

einem

einem neugebornen Hunde gleichfalls übermäßig? Die Hündinn trug aber doch ihre Frucht horizontal, oder wenigstens nicht so, wie der Mensch? Kopf-Krankheiten herrschen, leider! genug unter uns, aber sie herrschen nur, seitdem wir unnatürlich leben. Der alte Deutsche, der Kanadier, und ähnlich lebende, einfach lebende, wenig denkende Nationen, hatten und haben sie weit weniger; sie biethen mit ihrem Ausdauern den stärksten horizontal liegenden Thier-Körpern Trotz. Alters halber stirbt aber auch ein Thier am Schlagflusse. Was die Tollheit betrifft, so hat Moscati wohl nicht daran gedacht, daß in jedem Jahre gewiß weit mehr Hunde, als Menschen, toll werden. Man schlägt die Hunde todt, die Menschen sperrt man ein, wodurch sie noch toller werden, und dabey ihre Zahl sichtlicher wird. Melancholie, Hypochondrie, und hierher gehörige Verwandte der Tollheit, nehmen aber augenscheinlich mit den vielen Kopf-Arbeiten, sitzenden Lebens-Art, warmen Getränke, zu; denn es ist gewiß, daß die Summe der tollen oder verrückten Leute vor tausend Jahren, ansehnlich von der jezigen übertroffen wird. Aber vor tausend Jahren giengen wir doch eben so gut, als izt, auf zwey Füßen. Giengen wir aber bey unsern übermäßigen Kopf-Arbeiten izt auf allen vieren, so muß doch Moscati selbst gestehen, daß alsdann der Trieb des Blutes weit stärker gegen das Gehirn wäre, als bey der Perpendikular-Stellung. Und dieses wäre die Beantwortung der wichtigsten Einwürfe gegen das Aufrechtgehen der Menschen.

Hier ist eine kurze Uebersicht der Gründe, warum der aufgerichtete Gang, und nicht der auf allen Vieren, dem Menschen natürlich sey. 1. Die Beine und Schenkel sind viel länger, als die Arme. Wenn man auf allen Vieren geht, so ist folglich der Kopf niedriger, als das Hintertheil — eine äusserst unzweckmäßige und unbequeme Stellung. 2. Unsre Arme biegen sich im Elbogen-Ge-

lenke vorwärts, und die Beine im Knie-Gelenke rückwärts — eine Einrichtung, die dem Fortgehen auf allen Vieren ganz zuwider ist. 3. Hacken-Fortsätze und Waden würden für diesen Gang eben so unzweckmäßig seyn, so wie platte Fuß-Sohlen. 4. Der Bau des Beckens, und die Art, wie der Kopf des Ober-Schenkels in die Pfanne eingelenkt wird, widerspricht jenem Gange geradezu. 5. Desgleichen und noch mehr die Verbindung des Kopfes des Ober-Armes mit der Schulter. 6. Die Befestigung der Gedärme ist bey den vierfüßigen Thieren am Rückgrathe angebracht, bey dem Menschen aber am Zwerchfelle. 7. Der Kopf des Menschen ist durch kein starkes Ligament an den Hals-Wirbeln befestigt, daher die Haltung desselben in jeder andern, als der aufrechten Lage, Anstrengung erfordert. 8. Auch haben die Augen keinen Aufhänge-Muskel.

Uebrigens muß man den Körper in jeder Lage in seiner Gewalt haben, und kann also auch, zur Uebung, auf Händen und Füßen gehen, traben und galoppiren.

Wegen der Kunst in seltsamen und ungewöhnlichen Bewegungen oder vielmehr Verdrehungen des Leibes und dessen Glieder, waren schon in den alten Zeiten die sogenannten Gaukler berühmt; in den neuern Zeiten aber ist solche Kunst noch viel höher getrieben, und von einigen Personen durch langwierige Uebung ihrer Glieder zu solchen seltenen und ausserordentlichen Bewegungen gewöhnet worden, daß dieselben, und die dadurch gemachten Leibes-Stellungen und Posituren ganz erstaunend anzusehen gewesen sind. In Fig. 4189, sieht man die wunderbaren Leibes-Bewegungen und Stellungen eines solchen Künstlers, welcher, vor etwa 50 Jahren, in Deutschland herum gezogen ist, und dieselben für Geld gezeigt hat, abgebildet.

Betrachtung über verschiedene Krankheiten, die von den Stellungen des Leibes ihren Ursprung nehmen. Es giebt in den Staten des Groß-Mogols eine gewisse unglückselige Secte heiliger Mön-

Mönche, welche, die Sünden des Landes bey den Göttern zu versöhnen, das Gelübde thun, Zeit ihres Lebens in einer gewissen unnatürlichen Steilung des Leibes zu bleiben. Die Reisenden, welche diese Elenden (die sogenannten Fakirs, Fahkiers oder Faquirs,) in dem heiligen Haine gesehen haben, versichern, daß einige einen Arm in einer beständigen Richtung so lange in die Höhe halten, bis er ganz steif wird, und lebenslang so bleibt; andere ihre Fäuste so lange zusammengedrückt halten, bis die Nägel in die flache Hand hinein wachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen; wieder andere das Gesicht über eine Schulter drehen, und es in dieser Stellung behalten, bis ihr Kopf mit dem Gesichte rückwärts stehen bleibt, oder die Augen auf die Spitze der Nase drehen, bis sie das Vermögen in einer andern Richtung zu sehen, gänzlich verloren haben; einige ihre ganze Lebenszeit hindurch mit zurück gebeugtem Nacken, damit sie nichts als den Himmel sehen können; einige mit auf den Rücken gedreheten Armen, andere mit niedergebücktem Leibe stehen, einige sich niemahls niederlegen, sondern ihr ganzes Leben hindurch stehen, wobey sie sich entweder an einen Stab lehnen, oder an ein unter ihren Achseln durchgezogenes Seil halten, und die meisten in den allerbeschwerlichsten Stellungen stehen oder sitzen, und daß diese Leute, nachdem sie solche Marter einige Jahre ausgehalten haben, nicht mehr vermögend sind, ihre Glieder, wenn sie gleich wollten, wieder in die natürliche Stellung zu bringen, weil ihre Gelenke mit harten Knorpeln verwachsen, so daß sie sich nicht besser, als hölzerne Statuen, bewegen können (*). Diese

(*) Die Fakirs sind Mönche, die sich der Andacht als einer besondern Lebens-Art ergeben. Man hält sie für heilige Männer; und weil sie keine Hanthierung treiben, so suchen sie nur die Verehrung des Volkes zu erwerben. Ein Theil ihrer Heiligkeit besteht darin, daß sie nicht essen, was nicht

bey

Menschen-Gesichter beweisen mit ihrem Schaden, wie nothwendig es sey, die Gliedmaßen des Leibes in beständiger Bewegung zu erhalten, wenn man die Verrich-

bey Kuh-Miste gekocht oder zugerichtet ist, als den sie für besonders heilig halten. Sie verachten Güter und Ergetzungen des Lebens. Arbeit schätzen sie eben so wenig. Sie bringen ihr Leben zu, Straßen und Wälder zu durchlaufen, wo sie meistens von Kräutern und wildem Obste leben. Andere nehmen ihre Wohnung in verfallenem Gemäuer und in Höhlen, und wählen allezeit die unreinlichsten Oerter. Andere, die noch heiliger sind, gehen, bis auf die Scham-Glieder, nacket, und zeigen sich in diesem Zustande ohne Bedenken in Städten und auf Land-Straßen. Den Kopf lassen sie niemahls scheren, den Bart noch weniger, den sie nie waschen und kämmen, so wenig als ihre Haare. Sie sehen auch so rauch von Haaren aus, als wie wilde Männer. Bernier, als Augenzeuge, meldet Folgendes: „Unter einer unglücklichen Menge und Mannigfaltigkeit von „Fakirs, Armen, Derwischen, Mönchen oder Santons der „heidnischen Indianer giebt es eine große Menge, welche „Arten von Klöstern haben, wo sich Superioren befinden, „und die eine Art von Gelübde der Keuschheit, Armuth „und des Gehorsams, thun. Sie führen ein so ausserordentliches Leben, daß ich nicht weis, ob man es glauben „wird. Ordentlich sind es die, welche man Janguis oder „Gugis nennt, welches ungefähr so viel ist, als: mit Gott „vereinigte. Man sieht deren viele nacket, oder Tag und „Nacht auf der Asche liegen, auch öfters unter einigen der „großen Bäume, die sich an den Ufern der Talabs oder „Wasserbehälter befinden, auch in den Gallerien, die um „ihre Deuras oder Götzen-Tempel sind. Einigen gehen „die Haare bis mitten auf die Schenkel herab, und sind „wie in Aeste zusammen verwickelt, wie das grobe Haar „unserer zottigen Hunde. Ich habe verschiedene von diesen gesehen, die einen Arm, manchmahl auch zwey, erhoben, und beständig über ihren Kopf ausgestreckt hielten, „und am Aeussersten der Finger die Nägel gekrümmt, und „wie ich sie abgemessen habe, länger als mein kleiner Finger. Ihre Arme waren klein und mager, wie bey „Schwindsüchtigen, weil sie in dieser gezwungenen Stellung nicht Nahrung genug bekamen; ihre Sehnen waren „verkürzt, die Gelenke ausgefüllt und vertrocknet, und sie „konnten die Arme nicht mehr niederbeugen, etwas aufzuheben; sie haben deswegen junge Novitien, die sie mit „großer Achtung bedienen. Keine Megära kann ihrer Gestalt gleichen. Ich habe oft auf dem Felde, besonders in „den Ländern der Rajas, ganze Haufen dieser nackenden „Faquirs angetroffen, die mir Abscheu erweckten. Einige „hielten die Arme erhaben, in der nur erzählten Stellung, „an-

richtungen leicht und ohne Schwierigkeit damit ausüben will. Das beste Wachsthum unsers Leibes beraubt uns endlich des Vermögens, unsere Gliedmaßen nach unserm Belieben zu gebrauchen, wenn man sie nicht unterdessen in beständiger Uebung erhält. Daher ist begreiflich, warum man zu derjenigen Zeit, da der Körper am schnellesten wächst, nähmlich in den Jahren der Jugend, diejenigen Bewegungen am meisten üben muß, die man zu einer Fertigkeit bringen will. Wer erst im dreyßigsten Jahre zu tanzen anfängt, wird gewiß keine große Geschicklichkeit darin erhalten. Die Alten haben dieses schon gewußt; denn es war bey ihnen, wie bey uns, Mode, daß schon die Kinder tanzen lernen mußten.

Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, & fingitur artibus
Jam nunc.

Nie-

„anderer Haare waren ausgebreitet, oder sie hatten auch „solche um den Kopf gewickelt. Andere hielten Kolben in „der Hand, und andere hatten eine trockne und steife Tie„ger-Haut auf den Schultern. Ich sah sie oft voll Un„verschämtheit quer durch einen großen Flecken ziehen; ich „bewunderte, wie Männer und Weiber sie ansahen, ohne „sich zu bewegen, und wie die Weibsbilder ihnen sehr an„dächtig Almosen brachten. Ich habe vor langer Zeit zu „Delhi einen bekannten Faquir Gormet gesehen, der so „nacket durch die Gassen gieng, und sich endlich lieber den „Kopf abhauen ließ, ehe er sich bekleidete, was ihm auch „Aurengzeb drohen und versprechen mochte. Ich habe „verschiedene gesehen, die aus Andacht lange Wallfahrten „nicht nur nacket, sondern auch mit großen eisernen Ketten „beladen, unternahmen, welche Ketten so groß waren, als „die man an die Füße der Elephanten legt. Andere hatten „ein besonderes Gelübde gethan, sich 7 oder 8 Tage auf den „Füßen aufgerichtet zu erhalten, die dadurch sehr aufschwol„len, und sich nur die Nacht einige Stunden lang an ein „ausgespanntes Seil lehnten; andere, die ganze Stunden „auf ihren Händen stehen blieben, ohne sich zu bewegen, „den Kopf niederwärts und die Füße in die Höhe gekehrt, „oder andere so gezwungene und schwere Stellungen an„nahmen, daß nur unsere Gaukler sie nachmachen können.“

Fig. 4190, stellt verschiedene Arten von Fakirs dar.

Niemand wird im Clavierspielen eine ausserordentliche Fertigkeit erlangen, wer nicht schon in der Jugend entweder dazu, oder zu andern Uebungen mit den Fingern angehalten worden ist, die ihm das Vermögen, sie geschwinde zu bewegen, verschafft haben. Man kann nicht glauben, wie sich in der Zeit des besten Wachsthumes die Gelenke, durch beständige Uebung derselben, zwingen lassen, und wie sehr sie hingegen verwachsen, und zu vielen schnellen und ausserordentlichen Bewegungen ungeschickt werden, wenn man sie zu dieser Zeit gar nicht gebraucht. Ein Junker, der in seinem Großvater-Stuhle groß wächst, hält einen Triller eines Musikanten für eben so was erstaunliches, als die Verdrehungen eines Seil-Tänzers und Luft-Springers, weil er nicht vermögend ist, seine Finger schneller zu bewegen, als seine Füße. Man darf auch nicht glauben, daß die Mönche in Hindostan die einzigen Beyspiele wären, welche dieses beweisen. Herr D. Unzer (*), versichert einen Wechsel-Juden gesehen zu haben, der seit seiner Jugend fast nichts anders gethan, als Geld gezählt hatte, und dem der Rückgrath dergestalt krumm verwachsen war, daß er in eben der Stellung krumm gebogen einher gieng, als wie er am Tische saß und Geld zählte, so daß es ihm unmöglich war, sich gerade in die Höhe zu richten. Unter allen Professionisten und Handwerkern, die in einer gewissen Stellung ihre Arbeiten verrichten müssen, findet man Beyspiele von Leuten, die gleichsam in die Profession hinein gewachsen sind, und nicht wieder heraus kommen können. Wie viele Schmiede haben nicht von der Schwere des Hammers, den sie führen müssen, einen hohen Rücken in der Gegend der Schulterblätter; wie vielen Soldaten ist nicht das Gelenk der

(*) Im 28 St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1755; und im Arzt, 109 St. (Hamb. 1761, gr. 8.)

der linken Hand, von dem Tragen der schweren Muskete, steif! hundert anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Es sind auch nicht allein die Gelenke, die sich zur Zeit des Wachsthumes durch die Uebung geräumiger, und zu mancherley Bewegungen geschickter machen lassen, sondern auch die Muskeln, welche die bewegenden Kräfte sind, werden durch die Uebung vermögender gemacht. Es hat Leute gegeben, die bloß durch lange Uebung so weit gekommen sind, daß sie ihre Ohren, wie die Thiere, haben bewegen können. Alle Menschen würden dieses zu thun vermögend seyn, wenn sie sich darauf üben wollten, indem jeder die Muskeln dazu hat, ob sie gleich bey Leuten, die ihre Ohren gar nicht bewegen können, kaum sichtbar sind. Auf der Uebung also beruhet alles, was uns in den Stellungen und Bewegungen mancher Menschen in Erstaunen setzt; und das gesundeste Kind, dem von seiner Geburt an, keine Bewegung gestattet würde, würde in seinem 20sten Jahre eine Person seyn, die kein Glied regen, und in einem Garten auf ein Postement gestellet werden könnte.

Die Thiere sind hauptsächlich darin von den Pflanzen unterschieden, daß sie die Wurzeln, welche ihre Nahrung an sich ziehen, inwendig bey sich führen, da hingegen die Pflanzen dieselben in der Erde fest schlagen. Wenn wir unsere Nahrung eben so, wie die Pflanzen, in der Erde zubereitet fänden, so würden wir eben so unbeweglich seyn, als die Pflanzen, und unsere Arme würden so steif stehen, als die Zweige der Bäume. Allein, wir sollten uns bewegen; wir sollten Maschinen seyn, die nach ihrer Nahrung selbst ausgehen könnten, und darum tragen wir unsere Milch-Gefäße bey uns. Es ist also eine Widerstrebung der Absichten der Natur, wenn wir unsern Leib ruhen lassen, und ihn nicht in beständiger Bewegung erhalten. Eine solche Uebertretung kann uns also auch

nicht ungestraft hingehen. Wir werden schwach, unvermögend und ungesund, sobald wir die Leibes-Bewegung unterlassen; und eben dieses Schicksal trifft uns sogar schon alsdann, wenn wir lange in einer Stellung des Leibes verharren, ohne öfters damit abzuwechseln. Alles dieses führe ich bloß darum hier an, weil die beständige Abwechselung der Stellungen unsers Leibes, d. i. die beständige Bewegung aller beweglichen Theile desselbtn, das einzige Mittel ist, wodurch man allen Ungelegenheiten, Gebrechlichkeiten, Schwachheiten und Krankheiten, die von den verschiedenen Stellungen des Leibes ihren Ursprung nehmen, sicher vorbeugen kann. Wie glücklich wären wir, wenn die Ungeschicklichkeit des Leibes, eine plumpe Gestalt und verwachsene Glieder, die einzigen Uebel wären, die von unnatürlichen Stellungen des Leibes, die nicht oft genug abgewechselt werden, entstehen! Aber, welch ein viel traurigeres Schicksal ist es nicht, daß die wenigsten Menschen wissen, noch glauben, wie viel auf diese scheinbare Kleinigkeit ankomme, und daß dadurch Unzählige ihr Lebens-Ziel verkürzen, und sich noch dazu zeitlebens ungesund, und zu wahren Märtyrern einer seltsamen Stellung machen!

Eine jede Stellung, welche die Verrichtung eines edeln Theiles oder Eingeweides in unserm Körper hindert, oder denselben verletzt, muß unumgänglich, sowohl der Gesundheit als dem Leben nachtheilig seyn. Dergleichen Stellungen aber sind alle diejenigen, welche die Bewegungen des Herzens, der Lungen, der Brust, des Zwerchfelles, des Magens und der Därme, ingleichem die Verrichtungen der Leber, der Milz, und der Nieren, in Unordnung bringen, oder diese Theile verletzen. Ich werde demnach beweisen müssen, daß gewisse Stellungen des Leibes die Verrichtungen solcher Theile hindern, oder dieselben verletzen; und diejenigen, die ihren Körper öfters in dergleichen Stellungen

ungen versetzen, werden daraus abnehmen können, wie vieler Gefahr sie sich aussetzen. Ich könnte hier alle Künstler, Professionisten und Handwerker durchgehen, und zeigen, welche Stellungen des Leibes bey ihren verschiedenen Arbeiten der Gesundheit nachtheilig wären; allein, da ich diese Materie bey Beschreibung der Künste und Handwerke zum Theil mit zu berühren pflege, auch dergleichen Arbeiten schwerlich auf eine andere Art verrichtet werden können, so will ich izt nur einige Erinnerungen machen, die solche Versehen betreffen, welche füglich abgeändert werden können.

So wie beym Liegen alle Glieder ihrer natürlichen Schwere überlassen sind, so gilt dieses beym Sitzen hauptsächlich nur von den untern Gliedmaßen, daher man in dieser Lage von Ermüdungen der Schenkel und Beine, z. B. vom Gehen, Tanzen ꝛc. ausruhet. Das Sitzen, wenn es mit Anlehnen des Oberleibes und des Kopfes verbunden ist, ist dem Liegen ähnlich, und verstattet den Schlaf. Nach dem Essen ist der Schlaf, in dieser Lage, der Gesundheit zuträglich; dagegen bey dem horizontalen Liegen, Magen und Gedärme eine zur Verdauung ungünstige Lage haben. Zum lange dauernden Schlafe ist die sitzende Stellung nicht bequem, weil die obern Theile des Körpers auf die untern drücken. Es giebt Personen, welche im Bette selbst in dieser Stellung schlafen, die doch einem vollkommenen Ausruhen der Glieder nicht angemessen zu seyn scheint.

Die Basis, worauf der Körper beym Sitzen ruhet, sind die beyden Hüft-Beine (ossa ischii), denen die großen Gesäß-Muskeln (gluraei medii) eine weiche Bekleidung geben, um ihnen das Geschäft, den Körper zu tragen, zu erleichtern.

Man kann entweder so sitzen, daß beyde Schenkel zu beyden Seiten des Sitzes herunter hangen, welches

ches bey einem schmahlen Sitze der Fall ist, wie z. B. auf einem Pferde, oder so, daß sie vorwärts gekehrt sind, wie bey dem Sitzen auf Stühlen, Sopha's und Bänken. Bey der leztern Art machen die Ober-Schenkel ungefähr einen rechten, oft auch einen noch kleinern Winkel mit dem Rückgrath, daher die Theile, die innerhalb dieses Winkels liegen, zusammengedrückt werden. Da nun diese Wirkung insbesondere den Darm-Canal trifft, welcher den größten Theil der Höhlung des Unterleibes ausfüllt, und dessen freye Lage und Bewegung zur Verdauung und zur Fortschaffung des Unnützen so nothwendig ist, so müssen unausbleiblich sehr nachtheilige Folgen für die Gesundheit aus zu lange anhaltendem Sitzen entstehen, wovon ich hernach ausführlich handeln werde.

Morgenländische Völker, und bey uns die Schneider bey ihrer Arbeit, sitzen, bekannter Maßen, mit untergeschlagenen Beinen. Für einen, der nicht daran gewöhnt ist, ist diese Stellung nicht bequem; zur Abwechselung kann sie aber auch nützlich seyn. Lange anhaltend verursachet sie krumme Knie, weil die hintern Schenkel-Muskeln nicht gehörig ausgedehnt werden.

Das Sitzen ist, überhaupt betrachtet, eine unnatürliche Leibes-Stellung. Ich nenne aber eine unnatürliche Stellung diejenige, welche einige Verrichtungen in unserm Leibe hindert, die eine solche Unterbrechung nicht leiden, oder welche gar eine Verletzung mancher Eingeweide nach sich zieht. Dergleichen Folgen aber zieht das Sitzen unwidersprechlich nach sich. Ich weis wohl, daß einige kluge Leute gefunden haben, daß uns die Natur selbst die Gesäß-Muskeln (glutaeos) als Küssen untergelegt habe, damit wir darauf sitzen sollen. Allein, diese haben nicht bedacht, daß so viel tausend andere Thiere eben dergleichen Kussen haben, und dieselben noch niemahls gebrauchen,

sich

sich darauf zu setzen. Der Unterleib enthält in einem sehr engen Raume eine Reihe von Gedärmen, die sechs Mahl länger sind, als der Mensch, der sie bey sich trägt, und die beständig eine gewisse regelmäßige Bewegung haben müssen, theils um die Verdauung zu befördern, theils um den Ueberfluß aus dem Leibe heraus zu schaffen. Ausserdem befinden sich in diesem engen Raume noch der Magen, die Nieren, die Leber, das Gekröse, die Milz, die Urinblase, und verschiedene große und kleine Blut-Gefäße, unter welchen die Pfort-Ader gerade in die Höhe steigt, und keine Klappen (Valvuln) hat, welche sonst das Aufsteigen des Blutes in dergleichen Adern erleichtern. Die Bewegung des Zwerchfelles und der Muskeln des Unterleibes schränkt diesen Raum bey dem Ein- und Ausathmen noch mehr ein; und sobald diese Bewegung gehemmt wird, wird zugleich das Athemhohlen beschwerlicher, und der Umlauf des Blutes verhindert. Es ist also leicht zu begreifen, daß keine Leibes-Stellung gefährlicher und an schlimmen Folgen fruchtbarer seyn könne, als diejenige, welche den Unterleib noch mehr zusammendrückt, und die freye Bewegung desselben hindert. Das Sitzen thut beydes, und zwar um desto mehr, je tiefer man sich dabey mit dem Oberleibe vorwärts bückt. Daher findet man, daß Leute, die sehr viel sitzen, beständig mit vielen Krankheiten befallen sind. Die gehinderte Bewegung der Gedärme verursachet, daß die Verdauung der Speisen nicht gehörig von Statten gehen kann, daß die Speisen zu lange in den Gedärmen verweilen, daß sich daher beständig mehr Winde darin erzeugen, die nicht abgeführt werden können, daß die Leibes-Oeffnung unterbrochen wird, und daß das Geblüt in den Blut-Gefäßen der Gedärme nicht gehörig circuliren kann. Aus dieser einzigen Quelle entspringen demnach alle Ungelegenheiten, welche der erste Grad der

Hypochondrie zu erzeugen pflegt. Wie oft fallen nicht Personen, wenn sie stundenlang vorwärts gebückt gesessen haben, ohnmächtig vom Stuhle, zumahl wenn sie noch dazu den Unterleib mit engen Kleidern sehr zusammengeschnüret haben! Wie schlecht ist nicht ihr Appetit, wenn sie sich von dem Schreib-Stuhle erheben, um sich zu Tische zu setzen! Wie sind sie nicht mit Blähungen, mit Magendrücken, mit Uebelkeiten, mit Verstopfung geplagt! Alle diese Zufälle verschwinden fast von selbst wieder, wenn sie nur einige Tage das Sitzen unterlassen, und sich in freyer Luft bewegen. Fahren sie hingegen täglich damit fort, so reißt das Uebel immer weiter ein, der gehemmte Umlauf des Geblütes in den Blut-Gefäßen des Unterleibes, und besonders der Pfort-Ader, füget zu den vorigen Krankheiten neue hinzu; die Beschwerlichkeiten der unordentlichen Bewegungen auf die goldene Ader nehmen ihren Anfang; die Leber und Milz leiden Gefahr von Verstopfungen, Verhärtungen und wirklichen Geschwüren, und der Tod beschließt endlich das vieljährige Elend solcher Menschen. Ein gewisser munterer, gesunder und lebhafter Jüngling, der in seinem 18ten Jahre auf die Universität zog, und, weil er auf Schulen wenig gelernt hatte, alles Versäumte auf ein Mahl nachhohlen wollte, studierte zwey Jahr mit solcher Unabläßigkeit, daß er zuweilen ganze Wochen lang nichts anders that, als von seinem Stuhle aufzustehen, um zu Bette zu gehen, und aus dem Bette aufzustehen, um sich wieder auf seinen Stuhl zu setzen. Dieser muntere, blühende Jüngling war nach einem Jahre einem Schatten ähnlich, und starb, nach zwey durchgesessenen Jahren, an einer Verletzung der Leber, in welcher ein Loch war, daß ein Hühner-Ey darin geräumig liegen konnte. Dieses war die Folge des beständigen Sitzens.

Da der sitzenden Lebens-Art die größte Anzahl der Gelehrten am meisten ergeben ist, so muß ich die nachtheiligen Folgen davon ausführlicher erörtern. Die sitzende Lebens-Art ist schon in dieser Rücksicht für ihn schädlich, weil die Gesundheit nicht ohne Bewegung bestehen kann, und der Gelehrte, welcher viel arbeitet, und also viel sitzt, diese Veränderung zu sehr vernachlässiget, und seinen Körper zu wenig bewegt. Noch weit größer ist der Nachtheil der von der ganzen Lage des Körpers entsteht, die der Gelehrte bey dem Sitzen mehr, als ein jeder Anderer, nimmt. Die Unterbeine stehen gerade in die Höhe; die Füße sind fest auf die Erde aufgestemmt; die Oberschenkel liegen wagerecht (horizontal). Der Unterleib macht mit den Schenkeln einen spitzigen Winkel, und die Bauch-Muskeln sind in ihrer möglichst größten Erschlaffung. Diejenigen Muskeln, die den Rücken aufrecht halten, sind äusserst angespannt, weil sie die ganze Last des Körpers tragen. Meistens hängt der Kopf nach der Brust zu.

Der erste, und unstreitig der wichtigste Nachtheil, den der Gelehrte von dem Sitzen empfindet, ist die geschwächte Lebhaftigkeit der Circulation der Säfte. Alles das, was auser dem Puls der Arterien den Rückfluß des Blutes durch die Venen befördert, die Bewegung der Muskeln und der gelinde Druck derselben, hört auf, oder ist an dem einen Orte anhaltend, und wirkt auf die Venen zu stark, und an andern Orten mangelt er gar. Besonders in der Gegend, wo der Oberschenkel mit dem Unterschenkel einen spitzigen Winkel macht, in dem Knie, setzen sich dem in die Höhe steigenden Blute die größten Hindernisse entgegen. Auser dem allgemeinen Nachtheile der thierischen Maschine, von dem ich hernach reden werde, leiden die Füße dadurch, daß das Blut sich in ihnen anhäuft, stockt, dick wird, die Gefäße ausdehnt, und eine

Wasser-Geschwulst derselben verursachet, die desto leichter entsteht, wenn die Füße noch dazu stark durch die allzugroße Wärme erschlaffet werden. Oft verbreitet sich diese Geschwulst über den ganzen Körper, und macht eine allgemeine Wassersucht, oder andere Uebel. Die Gicht, die so beschwerlichen Rheumatismen, welche besonders die Füße befallen, entstehen aus derselben Quelle. Kein Ort ist der Ausdunstung weniger günstig, als die Füße, die der Wohlstand noch überdies die Menschen in enge lederne Behälter einzuschließen gelehrt hat. Die auf diese Weise im Körper zurück gehaltenen unedeln Säfte, die das langsam bewegte Blut in Menge erzeugt, sammeln sich, und verursachen diese Uebel, welche die allgemeine Erschlaffung nährt und unterhält. Ramazzini bemerkte schon, daß Gelehrte selten gesunde Füße haben. Ueberhaupt können Gelehrte, und Frauenzimmer, denen es nirgends wohl ist, als in der Stube, immer dies für den stärksten Beweis, daß sie zu viel sitzen, annehmen, wenn ihre Füße schwellen und schmerzhaft werden; und nun ist es nöthig, daß sie fleißiger herum wandern, als sie sonst thgten.

Eben so verhält es sich mit dem Unterleibe, wo keine Kraft den schon vor sich langsamen Umlauf mehr hemmet, als die sitzende Lebens-Art. Die Venen, die das Blut durch ihn führen, haben, bereits erwähnter Maßen, keine Valvuln, sie liegen bloß, oder sind mit den lockern Eingeweiden nur leicht verbunden, und der freye Durchgang des Blutes durch dieselben ist also schon im natürlichen Zustande sehr schwer. Die Wirkungen des Magens, der Bauch-Muskeln und des Athemhohlens, sind fast die einzigen, die das Blut gelinde forttreiben; aber auch diese sind theils nicht zugegen, theils sehr geschwächt. Die Wirksamkeit des Magens ist bey jeder Person, die allzuviel sitzt, sehr klein, und die Verdauung schlecht, das

Athem-

Athemhohlen minder lebhaft, und die Wirkung der Bauch-Muskeln fehlt gänzlich, weil sie die Lage des vorwärts gebeugten Körpers zu wirken, völlig unfähig macht. Nun stockt das sich langsam bewegende Blut in den Gefäßen, die schon vor sich wenig widerstehen können, hindert die Absonderung und den Ausfluß der Galle, und macht die gewisse Land-Plage der Frauenzimmer, der Gelehrten, und der sitzenden Künstler und Handwerker, die blinden und nicht blinden Hämorrhoiden, die dem Landmanne unbekannt, und keinesweges ein Kennzeichen der Gesundheit sind, weil ihre Ursache widernatürlich, und derjenige allemahl gesunder ist, der sie nicht hat, als der, der diese Plage erfährt. Sammelt sich das Blut in den Häuten der Gedärme, so entstehen die heftigsten Kolik-Schmerzen, Entzündung dieser Theile, die sehr leicht in den Brand übergeht, und sich mit dem Tode endigt, ein Blut-Harnen und ein blutiger Stuhlgang. Die härtesten Verstopfungen der drüsigen Eingeweide des Unterleibes, der Milz, der Leber, und besonders des Gekröses, gehören ebenfalls hierher. Ihre allgemeinen Wirkungen sind: Unverdaulichkeit, Kacherie, Gelbsucht, bösartige langwierige Ausschläge, und eine zähe, dicke, schleimige Beschaffenheit des Blutes. Auch der weiße Fluß, bey Frauenspersonen, ein Umstand, über den die Ehemänner sehr klagen, entsteht hiervon. Noch weit größer ist der Schade, wenn übles Verhalten, schlechte Speisen, viele warme Getränke, und unreine Lebens-Art, das Uebel vermehren.

Wegen des allgemeinen Mangels der Lebhaftigkeit der animalischen Verrichtungen, fehlen besonders die Absonderungen, wodurch die Natur neue Säfte bereitet, und sich von allen demjenigen, was ihr zur Last ist, entledigt. Das zu schwach angestoßene Blut stockt in den kleinen Gefäßen, durch welche es durchlaufen

sollte, wird dick, verbrannt, und bekommt eine fressende Schärfe. Jede Absonderung ist sparsam, und die abgesonderten Säfte sind, wie das Blut, von schlechter Beschaffenheit. Daher kommt die üble, pechschwarze, dicke, erdichte Galle, der Fett-Bauch, die Wasser-Geschwülste des Körpers, und manches andere Ungemach der Gelehrten, die Märtyrer ihrer Lebens-Art werden. Besonders die Ausdunstung, die so allgemein wichtige Ausleerung, leidet, weil sie zu schwach wird, und die erschlafften Gefäße das Blut nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit auf die Ober-Fläche hin treiben können. Sanctorii beobachtete durch eine Reihe von mühsamen Versuchen, an seinem eigenen Körper, daß von acht Pfund eingenommener Nahrung fünf Pfund ausdunsteten, und drey Pfund durch die in die Sinne fallenden Ausleerungen fortgeführt wurden, s. oben, S. 244, fgg. Aus eben dieses Mannes Beobachtungen ist es es klar, daß keine Ausleerung sich leichter vermindern lässet, als eben diese. Arbeiten der Seele schwächten schon diese Ausführung einiger Maßen, und verursacheten, daß der Kopf mehr ausdunstete, als die andern Theile; und die Ruhe des Körpers ist ihr, unter allen Ursachen, die sie hemmen, am meisten entgegen. Die Ausdunstung führt die überflüssigen, wässerigen, salinischen Säfte aus dem Körper, und diese bleiben zurück wenn sie gehemmet wird. Nun entsteht ein Ueberfluß an Blut und Fett; die tiefrothe Farbe des Blutes verwandelt sich in eine hochrothe, halbweiße; der dicke rothe Theil desselben wird vermindert, und von dem Wasser, dem Schleime und den andern überflüssigen Theilen gleichsam erstickt. Weil das wässerige Blut und die Ruhe die Gefäße und die festen Theile noch mehr schwächt; so wird keine Speise gut verdauet, und statt des reinen Milch-Saftes kommt eine schleimige, verdorbene Materie in das Blut, die eine neue

Schär-

Schärfe erzeugt, und bisweilen so überhand nimmt, daß der Wundarzt, der Kranke und der gemeine Mann zu seinem Erstaunen weißes Blut aus der Ader fließen sieht, welches kein Zeichen der Unschuld, sondern des tiefsten Verderbnisses der Säfte, ist.

Die erste Wirkung dieser schleimigen Beschaffenheit der Säfte ist eine Aufschwellung des ganzen Körpers, der, weil er schwach ist, dem Uebergewichte der ausdehnenden Säfte nicht genug widerstehen kann. An Frauenzimmern, die studieren, viel sitzen, schon sonst etwas feiner, als Mannspersonen, gebauet sind, viel warmes, erschlaffendes Getränk trinken, und viele unverdauliche Speisen essen, wird eben solche Anschwellung, ein eben so aufgedunsenes Gesicht, und die so sehr beschwerliche Geschwulst der Füße, und der Adern an denselben, unzählig oft bemerkt. Es giebt Länder, wo kein Frauenzimmer einigen Anspruch auf Schönheit machen kann, die nicht wenigstens über 1 Elle im Durchmesser, und ein weiß glänzendes, todtenfarbiges Gesicht hat, welches die Folge der Wasser-Geschwulst des Körpers ist.

Ueberhaupt ist die sitzende Lebens-Art die Quelle von allen so genannten kachektischen Krankheiten. Dahin gehören: die Bleichsucht, die Gelbsucht, die Atrophie, die Würmer, die Flechten, Verhaltung der natürlichen Ausleerungen, besonders der Blutflüsse, und Ergießung des Wassers und anderer schleimigen Säfte in Höhlen, die frey bleiben sollten. Diese leztern Krankheiten sind unter dem allgemeinen Nahmen der Wassersucht bekannt. Am häufigsten erzeugt sich eine Bauch-Wassersucht; oder die allgemeine Geschwulst des Körpers artet in eine weiße Wasser-Geschwulst (aufgedunsene Geschwulst, Leucophlegmatie) aus, und nun schleppen solche Personen ihren schweren Körper, der nur selten durch Mittel verbessert werden kann, bis eine Erstickung oder ein Schlagfluß sie

dahin raffet. Auch in das Gehirn ergießt sich nicht selten das überflüssige Wasser, und verursachet einen wässerigen Schlagfluß.

Dieses sind die vornehmsten Nachtheile der sitzenden Lebens-Art, für die Säfte des Körpers. Aber auch die festen Theile leiden schon deswegen beträchtlich, weil man sich keine Krankheit der Säfte denken kann, die nicht auch die Beschaffenheit der festen Theile veränderte. Wir erlangen durch die Ruhe nie die Kräfte, die uns die Bewegung giebt, welche die Muskeln anstrengt, fester und dichter macht, und das dieselben beschwerende Fett vertilgt. Personen, die sich stark bewegen, erlangen nie den entsetzlichen Durchmesser, der so manche Lebens-Art besonders auszeichnet. Im Schlafe und während der Ruhe wird das meiste Fett abgesetzt; und weil auch das Sitzen Ruhe, wenigstens keine Bewegung, ist, die Säfte dick sind, und die festen Theile leicht nachgeben, so entsteht nun der so beschwerliche Fett-Bauch, und die so faul machende Dicke der Glieder. Ein Fett-Bauch aber kann nie Rechnung auf eine dauerhafte Gesundheit machen. Ausser der allgemeinen Schwere des Körpers, ausser der Last, welche die Füße tragen müssen, ausser der Unthätigkeit und Faulheit der Maschine, ausser dem Mangel der Fähigkeit zu arbeiten, verursachet das zu viele Fett eine allgemeine Erschlaffung der Muskeln, die schon wegen des Druckes halb unthätig sind, einen Mangel der Reizbarkeit, der feinern Empfindlichkeit, weil das Fett die Nerven stumpf macht, Hämorrhoiden, eine der stärksten Neigungen zum Schlagfluß, auch wohl eine Erstickung, die entsteht, wenn das zu viele Fett die Bewegungen völlig hemmt. Unmöglich können bey fetten Personen die Säfte mit gleicher Stärke nach der Haut getrieben werden, als bey magern; die Masse des Fettes verschließt die Gefäße, und die Folge ist, daß das Blut

den

den Unrath, den es ausstoßen sollte, behält, und zu sehr nach den innern Theilen getrieben wird. Nun empfindet der Fett-Bauch seine Beschwerden: eine fieberhafte innere Hitze, einen verstärkten Zufluß der Säfte nach dem Kopfe, und seine Zeichen, Schwindel, Ohrenbrausen, Kopfschmerzen, fliegende Röthe und Funkeln der Augen, auch wohl brennende Schmerzen im After, die Vorbothen der Hämorrhoiden.

Ausser diesen allgemeinen Folgen der sitzenden Lebens-Art, giebt es noch einige besondere. Die Lungen, ein schwammichtes, leicht auszudehnendes Eingeweide, leiden, weil das übel beschaffene, dicke Blut in ihnen stockt, die in unzählbarer Menge sie durchlaufenden kleinen Gefäße verstopft, sie mit Schleim anfüllt, der die freye Bewegung der Lungen hindert, den Durchgang des Blutes erschwert, und zu Blutspeyen, zu Entzündungen und zu beständigen Lungen-Katarrhen Anlaß giebt, die nur zu oft in die schleimige Schwindsucht ausarten. Nicht selten verhärtet sich die stockende Materie, und bildet Steine und die hartnäckigsten Verstopfungen, deren Folge die Auszehrung und ein langsamer Tod ist.

Häufiger ist der Nachtheil, den die Verdauungs-Kräfte von der sitzenden Lebens-Art empfinden müssen, die schon das anhaltende Denken schwächte. Schon die allgemeine Erschlaffung schwächte den Magen und die Gedärme, die sich noch ohnedies am leichtesten erschlaffen lassen, und eines sehr merklichen Grades der Schlaffheit fähig sind. Die fleischigen Theile, welche die äussere Decke des Unterleibes ausmachen, und durch ihren Druck und durch ihre Bewegung die Verdauung befördern, indem sie den vollen Magen, der unter ihnen liegt, gelinde bewegen und seine Wirkung auf die Speisen verstärken, müssen angespannt seyn, wenn man diese Wirkung von ihnen erwarten soll; bey einer sitzenden Person aber fehlt diese Anspannung.

Daher können nun die Speisen den Magen desto mehr ausdehnen, und die Fasern desselben desto mehr schwächen, weil ihnen die zu ihrer Wirksamkeit erforderliche Stärke mangelt, und der neue Zuwachs an Kräften durch die erschlafften Bauch-Muskeln aufgehoben ist. Bey dem Sitzen sind ferner die Eingeweide des Unterleibes in einen weit engern Raum eingeschlossen, als bey jeder andern Lage des Körpers. Indem eines auf dem andern liegt, und nicht ohne die Bewegung des ganzen Körpers eine Veränderung dieser gedrängten Lage sich erwarten lässet, so wird das Geschäft eines jeden Theiles im Unterleibe gestöret, und es erfolgt eine Verminderung aller der Kräfte, welche die Speisen verdauen, und sie durch den Darm-Canal durchführen. Die wurmförmige Bewegung der Gedärme wird geschwächt; der in ihnen stockende Unrath häuft sich an; die aus demselben sich entbindende Luft dehnt die zum Widerstand unfähigen Gedärme aus; die flüchtigen Theile desselben gehen mit dem Milch-Safte in das Blut über, und erzeugen Fäulniß und andere Schärfen.

Auch die Säfte, welche die Verdauung befördern, weil sie die Speisen auflösen und sie seifenartig machen, werden von der sitzenden Lebens-Art vielfach verändert. Die Theile, aus welchen sie abgesondert werden, leiden von dem Drucke, und ihre Absonderung selbst wird gehemmt. Ueberdies ist bey jeder Person, die zu viel sitzt, das Blut schlecht beschaffen, und die daraus abgesonderten Säfte sind also ebenfalls schlecht. Einige dieser Säfte sind von Natur wässericht, gelinde, unschmackhaft, dem Speichel ähnlich, und in Ansehung ihrer Theile einfach; diese gelinde Beschaffenheit aber verwandelt sich leicht in eine Schärfe, die im Anfange wenig, in der Folge aber nur allzu fühlbar wird. Andere Säfte sind schon von Natur scharf, wie die Galle; und diese können desto

leichter eine größere Schärfe erlangen, da ihnen eine gemäßigte schon natürlich ist. Kein Saft im menschlichen Körper ist leichter fähig in Verderbniß überzugehen, keiner wird von der Ausdunstung mehr verletzt, und keiner verursachet schlimmere und gefährlichere Zufälle, als die Galle, die überhaupt sogleich fehlerhaft wird, wenn der Körper in Unordnung ist. Die Veränderungen, welche diese Feuchtigkeit erleidet, sind mannigfaltig, und ihre Folgen sind es ebenfalls. Entweder breitet sie das Verderbniß über die Speisen aus, welches ihr eigen ist, macht sie scharf, und befördert in ihnen die fäulichte Gährung; oder sie wird ganz und gar unwirksam, und läßt die Speisen unaufgelöset im Magen und in den Gedärmen liegen, woraus Indigestion und anderes Ungemach entsteht. Nun geschieht es, daß aus den Speisen nur wenig Milch-Saft bereitet wird, der den Körper nicht genug nährt; oder, es wird an statt des gelinden, milden Saftes eine Materie bereitet, die roh und scharf ist, und, dem Blute beygemischt, die üble Beschaffenheit auch über dieses verbreitet, und zu Fiebern, Kacheyien, Ausschlägen und Blutflüssen Anlaß giebt. Eben diese Schärfe reizt die zarten Fasern des Magens, wenn sie nicht von den Speisen eingewickelt wird, und der Magen leer ist, und verursachet den Magen-Krampf, ein heftiges Erbrechen, ein widernatürliches Ausstoßen, einen langwierigen Schmerz der Eingeweide, und viele, widernatürlich stark erfolgende, ermattende, flüssige Stuhlgänge. Der Appetit verschwindet entweder, oder wird dermaßen stark vermehrt, daß der Kranke auch von der zu großen Vollfüllung Gefahr läuft.

Alle diese Folgen der sitzenden Lebens-Art, alles aus dieser Ursache entstehende Ungemach, wird von den Arbeiten des Geistes vermehrt. Die allgemeine Schlaffheit des Körpers und das beständige Uebelbefinden

finden desselben, breitet sich wieder auf die Organe der Seele aus, und vermehrt die Krankheiten des Geistes und die oben erzählten Folgen.

Bey dieser Gelegenheit mißbillige ich auch den Gebrauch der Sitze, welche mit Polstern bedeckt sind, hauptsächlich für diejenigen, welche viele sitzende Arbeit zu verrichten haben; denn die hintern Theile werden zu sehr erhitzt; und da ohnedies die scharfe Unreinigkeit des Körpers sich hier sammelt, so ist es ganz begreiflich, wie leicht die Gefäße geschwächet und ausgedehnet werden können, worin sich das dickere Geblüt nach und nach sammeln, Hämorrhoiden und Geschwüre verursachen kann. Ferner ist bey der studierenden, oder sonst mit einer sitzenden Arbeit beschäftigten Jugend zu befürchten, daß die Geburtsglieder durch diese Wärme zu sehr gereizt werden, welches, mit der weichlichen Lebens-Art vereinigt, bey der Jugend oft jene schändlichen Gewohnheiten erweckt, wodurch sie sich zu untauglichen Bürgern für den Stat machen, und die jammervollesten Krankheiten zuziehen können.

Viele Leute haben die Gewohnheit, im Sitzen die Füße über einander zu schlagen. Ausserdem, daß hierdurch der Umlauf des Blutes in den Füßen gehindert wird, drückt man auch durch das Uebereinanderschlagen der Schenkel den Unterleib zusammen, wovon ich die Folgen schon oben beschrieben habe. Das Frauenzimmer bekommt von einer solchen Stellung oft Ohnmachten; und auch stärkern Leuten wird übel zu Muthe, wenn sie lange so gesessen haben.

Da indessen weder Gelehrte, noch Frauenzimmer, Künstler und Handwerker, von der sitzenden Lebens-Art gänzlich ablassen können, so erachte ich es für nöthig, denen, die eine solche Lebens-Art führen müssen, mit gutem Rathe an die Hand zu gehen, damit sie we-

nigstens die schrecklichsten Folgen einer solchen unnatürlichen Stellung verhüten können.

1. Es läßt sich vieles, was man sitzend zu verrichten pflegt, auch im Stehen und Herumgehen verrichten; z. E. Schreiben, Lesen, Nähen, Stricken, und dgl. Man muß also hierin fein oft abwechseln, wenn man dabey gesund bleiben will. — 2. Man muß nie viele Stunden hinter einander sitzen, sondern von Zeit zu Zeit aufstehen, ein wenig umher gehen, oder sonst eine kleine Leibes-Uebung vornehmen. Es kommt überaus viel darauf an, daß der Leib nicht lange in einer und eben derselben unnatürlichen Stellung bleibe, damit nicht immer einerley Theile gedrückt und gedehnet werden. — 3. Man muß nicht immer in einerley Stellung sitzen. Wo ein abhängiges Zimmer ist, muß man bald auf dieser, bald auf jener Seite des Tisches schreiben, damit nicht täglich einerley Art des Leibes zusammengedrückt werde. — 4. Man muß, so viel als möglich, so sitzen, daß der Leib nicht zusammen gedrückt wird. Man muß also auf hohen Pulten schreiben und lesen, damit man eine geradere Stellung halte; man muß auf hohen Stühlen sitzen, damit die Schenkel nur einen ganz stumpfen Winkel mit dem Unterleibe machen; man muß dabey die Füße auseinander halten, oder lieber zu beyden Seiten ein wenig damit auftreten, als ob man halb stände, wie man zu Pferde sitzt. Hierzu sind die dreybeinigen Stühle mit einem kleinen runden Sitze, dergleichen die Schuster sich bedienen, am bequemsten; doch könnte man sie noch vollkommener machen, wenn man ihnen die Gestalt einer kleinen Schlitten-Pritsche, oder eines bequemen Reit-Sattels, worauf man halb stehend und halb sitzend reiten kann, gäbe. Es ist unglaublich, was ein Mensch, der beständig zu schreiben hat, von einem solchen Sitze für Vortheile haben kann. Der Unterleib bleibt dabey völlig frey, und man kann doch

eben

eben so bequem dabey schreiben, als ob man auf dem bequemsten Stuhle säße. Besonders muß man beym Sitzen die Kleider nicht zu fest um den Leib haben, denn ein Kleid, welches einem im Stehen eben gerecht ist, wird einem Sitzenden zu enge, und macht ihn ohnmächtig. Ein Frauenzimmer, das ein Schnürleib trägt, muß, besonders wenn dieser Kerker noch dazu mit einem Blankscheite versehen ist, niemahls damit vorwärts gebogen sitzen. Wer einen Degen trägt, muß das Degen-Gehenk alsdann auflösen; anderer Vortheile zu geschweigen, die einem die gesunde Vernunft selbst lehrt, wenn man einmahl weis, daß der Unterleib nicht zusammen gedrückt werden darf.

Eine andere Art der Leibes-Stellung, ist das Liegen. Der menschliche Körper liegt, wenn er in einer ganz, oder beynahe horizontalen Richtung von einem andern Körper unterstützt wird. Nur in dieser Lage ist gänzliche Abspannung der Muskeln möglich, so daß alle Theile bloß der Schwere überlassen sind, daher sie zur Wiederherstellung erschöpfter Kräfte im Schlafe am bequemsten ist. Wenn der Mensch ganz ruhig liegt, so sind alle seine Glieder etwas gebogen, welches daher kommt, daß die Beuge-Muskeln (Musculi flexores) stärker als ihre Antagonisten (die Ausstreck-Muskeln, Musculi extensores), sind. Eine ausgestreckte Lage ist also niemahls eine völlig bequeme, weil die Beuge-Muskeln mehr ausgedehnt, die Ausstreck-Muskeln hingegen mehr zusammengezogen sind, als sie bloß ihrer elastischen Kraft überlassen seyn würden. Es ist daher sehr unüberlegt, wenn man, wie es zuweilen geschieht, junge Leute anhält, ausgestreckt im Bette zu liegen, in der Meinung, dadurch einen geraden Wuchs zu befördern. Am leichtesten ist dieses, wenn man auf dem Rücken liegt, da die Glieder schon durch ihre Schwere sich in eine gestreckte

Lage

Lage legen. Auf der Seite hingegen gestreckt zu liegen erfordert in doppelter Rücksicht Anstrengung: erstens, um die Glieder ausgestreckt zu erhalten; und zweytens, um sich auf der Seite liegend zu erhalten, welches nicht anders bequem Statt findet, als wenn man durch die vorwärts gebogenen Ober-Schenkel und Ober-Arme sich eine große Grundfläche verschaffet.

Der menschliche Körper ist weit mannigfaltigerer Stellungen und Bewegungen fähig, als die Körper der Thiere, und diese kommen jenem desto näher, je ähnlicher ihre Gestalt der menschlichen ist. Der Affe, z. B. kann seine Gliedmaßen weit willkürlicher und in mannigfaltigere Richtungen stellen und bewegen, als der Hund. So bey dem Liegen ebenfalls. Das vierfüßige Thier liegt nur auf der Seite ohne Anstrengung; der Mensch kann in viererley Lagen, nähmlich: auf dem Rücken, auf dem Bauche (*), auf der linken und auf der rechten Seite ruhig liegen. Das allzulange Beharren in einerley Lage, ist der Gesundheit nachtheilig; und überhaupt ist bey dem Liegen, wie bey dem Sitzen, zu bemerken, daß man nie lange in einerley Stellung liege. Die Natur zwingt uns im Schlafe selbst, diesen Vortheil zu beobachten. Wenn man lange genug in einer gewissen Stellung gelegen hat, so muß man sich einmahl umwenden, weil man die Beschwerlichkeiten der unnatürlichen Stellung zu fühlen anfängt. Bey Kranken, die dieses aus Schwäche nicht thun können, findet man oft, daß ihre Muskeln am Rücken vom Brande angegriffen sind, und daß sie sich durch-, roh oder wund liegen, wogegen ich, im

(*) Die plattdeutsche Mund-Art bezeichnet beyde Lagen durch eigene Neben-Wörter (Adverbia): rüggels und nösein. Die hochdeutsche hat nur das erste rücklings; das letztere würde durch näslings (von Nase) zu übersetzen seyn; welches aber noch nicht aufgenommen ist.

IX Th., S. 768, fgg. Mittel angerathen habe. Wenn man auf dem Rücken liegt, so wird das Athemhohlen dadurch beschwerlich. Die Schwere der Eingeweide des Unterleibes drückt das Zwerchfell zurück, wenn es sich beym Einathmen niederdrücken will. Doch kommt hier viel darauf an, wie man sich bey dem Athemhohlen gewöhnt hat. Die Brust wird beym Einathmen nicht allein durch das Niederdrücken des Zwerchfelles, sondern auch durch das Aufheben der Rippen und des Brustbeines erweitert; daher arbeiten bey manchem Menschen beym Einathmen die Muskeln der Brust viel stärker, als das Zwerchfell; bey andern geschieht das Gegentheil. Wenn man den Kindern zeitig enge Schnürleiber mit einem Blankscheite anlegt, so fällt es ihnen beschwerlich, wenn das Zwerchfell den Unterleib vorwärts drückt; daher gewöhnen sie sich bald, stärker mit den Muskeln der Brust zu arbeiten, und dieselbe zu erheben, weil ihnen dieses leichter wird, da das Schnürleib oben geräumiger ist. Solche Personen können leichter auf dem Rücken liegen, als die mit ruhigerer Brust athmen; sie können auch leichter eine zugemachte Kleidung über den Leib vertragen, dahingegen andere nicht einmahl die Schwere des Deck-Bettes darauf leiden können, sondern Herzens-Angst und unruhige Nächte davon haben. Dieser Umstand kann uns also darin Licht geben, warum manche Personen ganz ruhig auf dem Rücken schlafen können, da doch diese Stellung im Liegen die unnatürlichste ist. Wer des Abends stark zu speisen, und bald darauf zur Ruhe zu gehen gewohnt ist, der kann selten auf dem Rücken und auf der rechten Seite gut liegen, weil die Last des angefüllten Magens, der von der linken Seite her auf die rechte drückt, alsdann beschwerlich fällt. Gemeiniglich schlafen solche Personen vor Mitternacht unruhig, weil die Last des Magens sie in allen Stellungen beschwert und beängstigt;

sie werfen sich also so lange herum, bis die Speisen anfangen in die Gedärme überzugehen, und dann liegen sie auf der rechten Seite am ruhigsten, weil diese Lage den Uebergang aus dem Magen in den Zwölffinger-Darm erleichtert. Wenn sehr vollblütige und fette Personen auf dem Rücken liegen, so hindert dieses, aus oben angeführten Ursachen, das Athemhohlen; der gehinderte Umlauf des Blutes durch die Brust bringt also Spannungen zuwege; welches man den Alp oder das Alpdrücken zu nennen pflegt. Wenn demnach jemand, der bisher mager gewesen ist, und vollblütig oder fett zu werden anfängt, ohne Beschwerde auf dem Rücken liegend einzuschlafen gewohnt gewesen ist, so wird er zu dieser Zeit von solchen ungewöhnlichen Spannungen befallen werden, sobald er eingeschlafen ist; endlich merkt er, woran es liegt, und gewöhnt sich eine andere Lage an, und auf diese Weise vertreibt er den Alp. Diese Anmerkung ist erheblich, weil man wider die Meinung der Aerzte, daß der Alp von der Vollblütigkeit herrühre, öfters zweyerley Beyspiele anzuführen pflegt, welche das Gegentheil beweisen sollen, nähmlich theils: daß viele vollblütige und fette Personen keinen Alp haben, der sie martert, und theils, daß viele, die ihn gehabt, denselben wieder vertrieben haben, ob sie gleich nicht das Geringste gethan haben, die Vollblütigkeit oder Fettigkeit zu vermindern. Beyläufig kann ich noch anmerken, daß öfters auch die magersten und abgezehrtesten Leute, die nicht im geringsten vollblütig sind, Alpdrücken haben, welches sich nicht curiren läßt, weil es von Verhärtungen oder Tophis in den Lungen herrührt, die ihnen dergleichen Spannungen verursachen. Es würde ein grober Fehler seyn, solche Leute mit Aderlaß zu verschlimmern. Man kann es entdecken, ob diese Ursache vorhanden sey, wenn man Erfahrung in dergleichen Sachen hat, und einen solchen Patienten ein-

schlafen sieht; denn man entdeckt alsdann, daß das, was er einen Alp nennt, vielmehr ein Stickfluß (Asthma suffocativum) ist.

Wenn man im Liegen vorsichtig seyn will, so hat man folgende Regeln zu beobachten: 1. Man muß nicht ganz horizontal, oder wohl gar mit dem Kopfe tiefer, als mit dem übrigen Leibe, liegen. Weil man aber in einer abhängigen Lage nicht gut schläft, weil man niederzuglitschen anfängt, sobald man einschläft, und daher sehr ängstliche Träume bekommt, als ob man in einen fürchterlichen Abgrund hinunter führe, so müßten die Unter-Betten ganz horizontal liegen, die Kopf-Küssen aber stufenweise dergestalt über einander geleget werden, daß man nicht anders liegt, als ob man auf einem bequemen Stuhle mit ausgestreckten Füßen, wie ein vornehmer dicker Herr, säße. Wenn die Schenkel mit dem Unterleibe nicht einen ganz stumpfen Winkel machen, so hat man eben die Gefahr, wie bey dem Sitzen, zu befürchten, welche hier desto größer ist, da man viele Stunden hinter einander in solcher Stellung bleibt, und im Schlafe es anfangs nicht einmahl empfindet, wenn man sich dadurch Schaden zufügt. — 2. Man muß so liegen, daß keiner von den Muskeln, welche willkürliche Bewegungen hervorbringen, angestrengt wird; denn diese Muskeln lassen nach, sobald man einschläft, und geben zu schweren Träumen Anlaß. Herr D. Unzer führt ein Beyspiel an, welches in seiner Art höchst sonderbar ist. Ein gewisser sehr vollblütiger, junger und starker Mann schlief des Abends gesund ein, und hatte die Füße an sich gezogen, weil sein Bett kalt war. Sobald er eingeschlafen war, fiengen die Füße an niederzusinken; und ihn träumte, daß er von einem Thurme herab fiele. Er fieng also im Schlafe so schnell und heftig an zu schreyen, daß er sich eine Ader in den Lungen zerrissen haben mußte, denn

denn er bekam in dem Augenblicke ein tödliches Blut-Speyen. Ob nun dieses gleich völlig wieder gestillet wurde, so blieb doch ein Husten mit blutigem und Eiter-ähnlichen Auswurfe nach, welcher kein Jahr dauerte, da er starb. Dieser Mann hatte sich die Schwindsucht und den Tod an den Hals geträumet, und es war nichts anders Schuld daran, als eine unrechte Lage seines Leibes. So selten dieser Fall ist, so lehrt er uns doch, daß wir im Liegen, wenn wir schlafen wollen, die Muskeln der willkürlichen Bewegungen nicht anstrengen müssen, weil sie sonst zu verschiedenen verdrießlichen Zufällen Anlaß geben können. — 3. Man muß so liegen, daß kein edler Theil in seiner Verrichtung gehindert, oder gedrückt, oder gespannt wird. Dieses kann sich zutragen, wenn man so liegt, daß entweder die rechte oder die linke Seite zusammengedrückt wird, welches von manchen Personen geschieht, die sich im Bette wie Knäuel zusammen wickeln. In solchem Falle leidet auf der rechten Seite die Leber, und auf der linken die Milz. Die Verletzung sowohl dieses als jenes Eingeweides ist tödlich; und die langsame Todes-Art, welche man dabey ausstehen muß, muß jedermann eine Warnung seyn, sich vor dergleichen unnatürlichen Stellungen zu hüten.

Ausser dem Liegen beym Schlafen, ist das Liegen auch als Lage und Stellung des Leibes, in Ansehung der Gelehrten, zu betrachten. Es giebt zwar nur sehr wenig Gelehrte, die jede Arbeit des Geistes im Liegen verrichten; seitdem aber die Canapee und Faul-Betten Mode geworden sind, ist es bey Gelehrten fast zur Gewohnheit geworden, auf dem Faul-Bette wenigstens zu lesen. Auch hier ruhet der Körper; und das Liegen muß in dieser Rücksicht, wenn es lange fortgesetzt wird, so schädlich, als das Sitzen, seyn. Noch überdies ist die halb-aufgerichtete Lage

des Körpers sehr ermüdend, und die Augen leiden, weil sie sich wider die Gewohnheit verdrehen müssen, wenn sie auf das Buch gerichtet werden sollen.

Das Stehen ist zwar, überhaupt betrachtet, eine gute Stellung des Leibes, erfordert aber viel Anwendung von Kraft, und ermüdet mehr, als das Gehen. Bey dem Stehen müssen ein und eben dieselben Muskeln fortdauernd in Spannung erhalten werden, dagegen bey dem Gehen Anspannung und Erschlaffung abwechseln. Dem Menschen wird das Stehen weit schwerer, als dem vierfüßigen Thiere. Das vierfüßige Thier hat eine große Grundfläche, und ist deshalb weit weniger in Gefahr, aus dem Gleichgewichte zu kommen. Die Grundfläche, die der Mensch mit seinen Füßen einnimmt, ist im Gegentheil sehr geringe; sie wird durch die äussere Seite seiner Füße und durch die beyden Linien, welche seine Fuß-Spitzen und Fersen verbinden, begränzt; über dieser schmahlen Basis muß er sich durch die Kraft seiner Muskeln erhalten. Seine Waden- und Schienbein-Muskeln müssen den Unter-Schenkel in unverrückter Lage gegen den Fuß halten. Die Ausstreck-Muskeln des Knies müssen verhüten, daß dieses sich biege. Durch die Gesäß-Muskeln muß das Becken, und durch die Rücken-Muskeln der Rückgrath verhindert werden, sich zu bewegen. Alles dieses erfordert beträchtliche Anstrengung. Bey den Vögeln, ob es gleich auch zweyfüßige Thiere sind, verhält es sich doch hierin viel anders; denn ein Vogel, der auf einem Zweige steht, wird durch die eigenthümliche Elasticität seiner Muskeln in seiner Lage erhalten, ohne daß er sich anstrengen dürfte, daher er auch ohne weitere Unterstützung in dieser Lage sich dem Schlafe überlassen kann.

Mit dem ganzen Körper, im strengsten Verstande unverrückt stille zu stehen, ist nicht thunlich; das Athemhohlen, die Circulation des Blutes und die

äussern

äussern Einwirkungen verursachen immerfort einige, wenn gleich unbeträchtliche, Bewegung. Selbst bey der sitzenden Stellung bemerkt man dieses, z. B. wenn man jemand silhouettiren will.

Der Mensch kann auf beyden Füßen und auf Einem Fuße stehen, und in beyden Fällen entweder so, daß die ganze Unterfläche des Fußes den Boden berührt, oder auf den Hacken, oder auf den Zehen (richtiger: auf den Ballen).

Wenn man auf beyden Füßen platt auf dem Boden steht, so können entweder die Füße neben einander oder vor einander gesetzt werden, beydes in verschiedenen Entfernungen und unter verschiedenen Winkeln. Die Tanz-Kunst nimmt daher verschiedene Positionen an, wovon an seinem Orte geredet werden wird. Der natürliche Stand des Menschen, und zugleich der festeste, ist der, da man beyde Füße in einiger Entfernung von einander platt auf den Boden setzt, so, daß der eine, gewöhnlich der rechte, etwas vorwärts, beyde aber nur wenig auswärts, gesetzt werden. Das Auswärtssetzen der Füße ist nicht natürlich, sondern eine conventionelle Zierlichkeit; aber natürlich und nothwendig zum festen Stande ist das gerade Halten der Knie und des Rückens. Man findet unter Personen von sitzender Lebens-Art wenige, die mit gestreckten Knien und geraden Rücken stehen, aber viele, die von einer Seite zur andern wanken, oder sich anlehnen, wo nur ein Stuhl, oder ein Tisch, oder eine Wand zu erreichen ist.

Auf den Zehen zu stehen, erfordert eine große Anstrengung der Waden-Muskeln, doch ist hier noch eher das Gleichgewicht zu erhalten, als bey dem Stehen auf den Hacken, weil bey lezteren die Basis noch kleiner und runder ist, als bey den erstern.

Das Stehen auf Einem Fuße ist schwer, insonderheit auf den Zehen. Junge Leute müssen sich ge-

wöhnen, ihre Kleider, auch Strümpfe, Schuhe oder Stiefel, stehend anzuziehen; dieses ist für die untern Gliedmaßen eine gute Uebung. Wenn man so steht, daß der Körper auf der einen Hüfte ruhet, und der vordere Fuß nur zur Erhaltung des Gleichgewichtes auf den Boden gesetzt wird, so darf man im Gegentheil sich weniger anstrengen, als wenn man auf beyden Füßen mit geraden Knien steht, weil dann verschiedene Muskeln nicht wirken dürfen; daher sowohl Thiere als Menschen diese Stellung annehmen, wenn sie ermüdet sind. Von dem Stehen auf Einem Beine, als einer Balancir-Uebung, werde ich im Art. Leibes-Uebung noch besonders handeln.

Auf dem Kopfe stehen, das Rad schlagen, den Burzelbaum machen oder schießen (*), gehören zu den cubistischen Stücken, welche die Knaben auf weichem Rasen ohne Gefahr üben können. Schwer ist es, sich gerade vorwärts so über zu schlagen, daß der Kopf zwischen den Armen durchgeht, ohne an den Fußboden zu stoßen. Hierzu gehört eine starke Beugung des Rückgrathes, um nicht mit dem Gesäße, sondern mit den Füßen auf die Erde zu kommen. Die Leute, die sich für Geld mit solchen Stücken sehen lassen, sind von Jugend auf gewöhnt den Rücken sehr hohl zu biegen. Man sieht dergleichen, die, indem sie sich rücklings überbiegen, ein Stück Geld mit den Augenliedern von der Erde aufnehmen, oder den Kopf zwi-

(*) Der Burzelbaum ist eine Art des Fallens, da man sich auf den Kopf stellt, den Hintern in die Höhe hebt, und auf die andere Seite niederfallen lässet.

Baum druckt in dieser Zusammensetzung die senkrechte Erhebung des Hintern aus. In Schlesien heißt der Burzelbaum ein Burzelbock, in Franken ein Stürzbaum, im Oestreichischen ein Ruchenschaß, in Westphalen und Hamburg Heusterpeuster, Kopfheuster, in der Mark Brandenburg und Pommern Robold (s. Th. XLII, S. 190), im Dän. Kolbotte, beyde nach dem Franz. Culbut und culbuter, im Holländ. hillebillen.

zwischen den Beinen durchstecken können. Siehe Fig. 4189.

Sehr undeutlich sind, nach Hrn. Hofr. Beckmann Urtheil (*), die Erzählungen von den Künsten, wobey Reifen und Räder gebraucht sind, womit bey den Römern die Petauristae das Volk in Erstaunen setzten. Die ersten mögen wohl nichts weiter gewesen seyn, als die mannigfaltigen Wendungen, welche wir noch jezt von den dazu abgerichteten Kindern machen sehen. Aber die leztern waren viel gefährlicher. Die Stelle des *Manilius* erklärt Cilano so, als ob die Künstler durch aufgehängte, oft glühende eiserne Reifen gesprungen wären. Dieses ist weniger zu bezweifeln, als die folgende, auch schon von Andern gegebene Erklärung, wie die corpora iactata petauro des *Juvenalis*, XIV. 265. und die corpora valido excussa petauro des *Manilius* V. 433. verstanden werden sollen. Wenigstens ist von diesem Rade dasjenige verschieden, worauf die Tänzerinn bey dem *Xenophon*, indem es schnell umgedrehet wurde, las und schrieb. In der alten Uebersetzung des *Jo. Ribittus* ist diese Stelle so übersetzt worden: allata est saltatrici orbis saltatorius, in quo admiranda erat editura (**). Da ist die erste Frage, was τροχὸς τῶν καραμεικῶν sey. Der Nahme gehört einem Platze zu Athen, wo jährlich Kampf-Spiele gehalten wurden, daher auch bey *Aristophanes* πλιγαι κεραμειναι vorkommen. Aber dies scheint hier nichts zu erklären. Boulenger, der diese Stelle auch anführt, hat sie so

(*) In seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen, 4 B. 1 St. S. 83, f.

(**) Symposium, p. 655, nach der baseler Ausgabe, 1555. f. εἰσέφερετο τῇ ὀρχηστρίδι τροχὸς τῶν κεραμεικῶν, ἐφ' οὐ ἔμελλε θαυμασιουργήσειν.

überſetzt: illata eſt ſaltatrici figularis rota, per quam ſe traiiceret et miracula patraret. Er verſtand alſo die Töpfer-Scheibe, die Erfindung des *Anacharſis*, aber dieſe wird immer κεραμικὸς τροχὸς, nicht τροχὸς τῶν κεραμεικῶν genannt; und wenn dieſe gemeint ſeyn ſollte, ſo hätte er es nicht per quam ſe traiiceret, überſetzen ſollen. Denn die Töpfer-Scheibe iſt kein Reifen, ſondern eine Scheibe, die, wenn ſie gedrehet wird, nicht ſenkrecht, ſondern horizontal umläuft; und wie auf einem Rade, durch welches die Künſtlerinn hindurch ſprang, ſich leſen und ſchreiben ließe (*), das hat er gar nicht erklärt. Iſt die Töpfer-Scheibe gemeint, ſo iſt es allerdings möglich, daß jemand auch bey der ſchnelleſten Umdrehung darauf ſtehen, ſchreiben und leſen könnte, nur müßte er mit größter Geſchwindigkeit die Beine wechſelsweiſe aufheben; ſo wie einer mit Vorſicht und Dreiſtigkeit auf einer horizontal liegenden und umlaufenden Welle hin und her gehen kann.

Vor einigen Jahren hielt ſich ein Kerl auf den Straßen von London auf, der ſich und ſeine Familie durch ein Kunſtſtück ernährte, das nicht leicht gefährlicher ſeyn konnte. Er ſprang nähmlich auf die Naben der Hinter-Räder vorüberfahrender Kutſchen, ſo daß er auf dieſelben zu ſitzen kam, faßte zu gleicher Zeit die Speichen, und drehte ſich nun, wie jemand der ein Rad ſchlägt, mit dem Rade fort, während ſeine Frau das Honorarium in den Straßen und von den Fenſtern einſammelte, aus denen man den Künſtler paſſiren geſehen hatte. Es ſoll ihr etwas eingetragen haben; vermuthlich, weil man ein Weib beklagte, die

eine

(*) τότε ἐπὶ τοῦ τροχοῦ ἅμα περιδινουμένου γράφειν τι, καὶ ἀναγινώσκειν, θαῦμα ἐστί. Scribere et legere in rota dum verlatur, mirabile quiddam eſt.

eine solche Bestie von Ixion zum Manne hatte, und also vermuthlich bey dem Almosen schon den Chirurgus oder gar die Witwe mit bedachte. Er trieb es lange, wurde aber endlich einmahl lebendig gerädert nach dem Hospitale gebracht; weiter geht die Geschichte nicht. Schade, daß ein Geschöpf von dem Muthe und der Adresse, im Leben nicht an die Stelle zu stehen gekommen ist, wo er mit Ehre, im Dienste seines Vaterlandes davon hätte Gebrauch machen können. Seine Geschichte würde alsdann jezt vielleicht umständlicher seyn, und weiter hinaus reichen, als eine Zeitung sie tragen kann.

So wurde der große Seidlitz als Knabe einstmahl belauscht, wie er sich, ohne seiner Aeltern oder irgend Jemandes Vorwissen, ganz für sich übte, mit dem Pferde zwischen den brausenden Flügeln einer Wind-Mühle durch zu sprengen. Das waren die ersten leisen Regungen von dem Muthe und der Gegenwart des Geistes, den die Welt noch lange bewundern wird, und nahmentlich die Franzosen bey Roßbach so herzlich und ganz ohne allen Verdacht von Heucheley bewundert haben.

In den Jahren des stärksten Wachsthumes ist es nicht dienlich, die meiste Zeit zu stehen, weil die Füße leicht davon krumm wachsen, indem bey Kindern die Gelenke sich auseinander geben, und die Knochen sich biegen, auch sich leicht Knorpel daran fest setzen. Daher ist es, wie ich bereits im XV Th., S. 626, fgg. gezeigt habe, unverantwortlich, wenn man Kinder, die erst gehen lernen sollen, halbe Tage lang in dem Gängel-Wagen stehen läßt, und nicht bedenkt, daß so zarte Glieder schon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müssen. Die Beyspiele der Schrift-Setzer, und anderer Personen, die beständig stehen, beweisen, wie so gar Erwachsene von dieser Leibes-Stellung beschwerliche Zufälle leiden müssen. Denn ausserdem, daß Viele krumme Beine bekommen, haben sie noch das

Unglück, daß ihnen die Füße schwellen, daß diese zuweilen aufbrechen und böse Geschwüre veranlassen, daß sie vor der Zeit in den Knien steif werden, und Gicht und Gonagra davon tragen.

Das ganze Gewicht der im Unterleibe enthaltenen Eingeweide drückt beym Stehen auf die untern Theile des Bauches. Sind in diesem Falle die Bauch-Muskeln nur einiger Maßen erschlafft, ihre Ringe los, und der Widerstand, den sie leisten sollen, zu klein, so schlüpfen die Eingeweide aus der Oeffnung, die der Druck gemacht hat, heraus, und verbergen sich unter der Haut. Man kennt diesen Zufall unter dem allgemeinen Nahmen der Brüche, die zwar oft ohne vielen Nachtheil getragen werden, aber auch eben so oft, wenn die herausgefallenen Eingeweide in die sich schließenden Bauch-Muskeln eingeklemmet werden, und die Gemeinschaft derselben mit dem noch im Unterleibe liegenden Theile desselben Eingeweides aufgehoben wird, die schrecklichsten Zufälle, und selbst den Tod, verursachen. Noch desto leichter entstehen die Brüche, wenn die Gedärme schlaff sind, und von den Speisen oder auch von Blähungen zu sehr ausgedehnet werden; denn nun können sie, weil die ausgespannten Gedärme den Raum verengen, desto stärker auf die erschlafften äussern Decken wirken. Brüche beobachtet man bey keinem Menschen häufiger, als bey den Mönchen und Nonnen in Klöstern. Die Ursache davon liegt bloß in der unthätigen Lebens-Art dieser Menschen, den meistens traurigen und unangenehmen Leidenschaften, den wässerigen erschlaffenden Dünsten der Mauern und Gewölbe, und vornehmlich in dem Stehen, welches sie meistens bey ihrem Gottesdienste beobachten.

Wer die meiste Zeit stehen muß, kann der Geschwulst der Füße einiger Maßen vorbeugen, wenn er des Morgens die Füße bis an die Waden mit breiten

Bin-

Binden umwickelt, so, daß diese genau anschließen, aber doch nicht zu fest sitzen; alsdann zieht man die Strümpfe darüber und verhütet dadurch, daß die Feuchtigkeiten sich nicht in dem untern Fuße zu sehr anhäufen, weil die Binde verhindert, daß die festen Theile nicht zu sehr nachgeben, ausgedehnet werden, und ihren Ton verlieren können. Eine Binde, die dergestalt des Morgens ganz lose umgelegt worden ist, wird des Abends, nachdem man den Tag über gestanden hat, so fest sitzen, daß sie tiefe Spuren in die Haut drückt, woraus man ersieht, wie sehr die festen Theile nachgeben müssen, wenn man diese Vorsicht nicht gebraucht. Man kann auch zugleich sowohl abends, wenn man die Binde ablegt, als morgens, ehe man sie anlegt, zur Stärkung der festen Theile, den Fuß mit starkem Spiritus oder Brandwein waschen. Wenn man solcher Gestalt die Geschwulst der Füße verhütet, so hat es auch mit dem Aufbrechen der Füße und den Geschwüren eben keine Gefahr; allein, wider die Steifigkeit der Gelenke, wider das Zittern der Füße, wider die Gicht und das Gonagra kann gedachtes Mittel nicht helfen, weil diese Zufälle von dem Drucke der Schwere des Leibes herrühren; daher müßte man, dieser Uebel wegen, die Vorsicht gebrauchen, sich einen hohen Stuhl nach seinem Leibe machen zu lassen, auf den man sich dergestalt stützen könne, daß man einen Theil der Last sitzend, und den übrigen stehend, trüge; in dieser Absicht müßte ein solcher Stuhl nicht ganz horizontal, sondern etwas abschüssig seyn, und am besten wäre es, damit man einigen Widerhalt hätte, wenn er in Gestalt eines Reit-Sattels gemacht wäre, so daß man darauf, wie ein Reiter, halb sitzen und halb stehen könnte, und sowohl im Sitzen als Stehen mehrentheils einerley Höhe behielte. Wenn man den großen Schaden bedenkt, den das beständige Stehen verursachet, so ist gewiß dieser Rath

nicht

nicht geringe zu schätzen; und es wäre daher zu wünschen, daß Personen, die ihre Arbeit nicht anders als stehend verrichten können, sich desselben bedienen möchten.

Viele Gelehrte schreiben und studieren vor einem hohen Pulte im Stehen. Dieses ist zwar besser, als immer zu sitzen; allein, man ist dabey vor den vorhin erwähnten Uebeln nicht sicher; und muß sich also daher, um sie zu verhüten, der oben empfohlnen Vorsicht bedienen. Man kann sich aber noch ärgere Uebel zuziehen, wenn man sich mit der Brust an das Pult anlegt, und damit einen Theil der Last des Leibes trägt, wie Viele beym Schreiben im Stehen zu thun pflegen. Hierdurch wird nicht allein das Athemhohlen, und der Umlauf des Geblütes durch die Brust gehindert, sondern die Muskeln der Brust werden auch dermaßen gedrückt, daß es öfters nicht anders ist, als ob unter der Haut lauter Blutschwäre säßen, und man kaum leiden kann, daß die Kleider die Brust berühren. Hierwider kann ebenfalls der oben vorgeschlagene Sattel dienen, auf welchem man fest sitzt und steht, und dabey die Last des Körpers auf denselben stützet, daß man die Hülfe der Brust nicht nöthig hat.

Ein anderer Fehler im Stehen ist der, daß man gemeiniglich nur auf Einem Fuße steht, und den andern ausruhen läßt, bis der erste die Last nicht mehr tragen kann. Beym Schreiben ist dieses fast unvermeidlich; und hierdurch geschieht nicht allein den Füßen und Gelenken desto mehr Gewalt, indem nur immer ein Fuß die ganze Last zu tragen hat, die sonst von beyden zugleich unterstützt wird, sondern der Leib wird auch unter den kurzen Rippen gedrückt und gebogen, welches üble Folgen nach sich ziehen kann. Man muß also, so viel möglich, gerade, und auf beyden Füßen zugleich stehen; und wenn man ja das Umwechseln der Füße nicht lassen kann, so thue man es öfters, und

hüte

hüte sich, den Leib nicht zu sehr in den Seiten dabey zu biegen. Auch ist es in aller Absicht nothwendig, daß man sich bey vielem Stehen eines hohen Stuhles bediene, um mit dem Sitzen stets abwechseln zu können.

Das Gehen, Tanzen, Springen, Fechten, u. s. w. sind keine beständige, oder anhaltende Stellungen des Körpers, sondern vielmehr Leibes-Uebungen, daher sie hier insofern zu meinem Zweck gehören, als der Leib dabey in einer gewissen Stellung anhaltend verbleibt. So ist z. B. das Gehen, was die anhaltende Leibes-Stellung dabey betrifft, nichts anders als ein wechselweises Stehen auf Einem Fuße, und daher ist klar, warum Personen, die ihr Brod mit Gehen verdienen müssen, eben den Zufällen unterworfen sind, als die Stehenden; denn sie greifen ihre Füße und Gelenke auf eben die Weise an, wie diejenigen, die beständig stehen, nur daß ihnen die beständige Umwechselung der Füße und die Leibes-Bewegung dabey zu gute kommen. Wer den ganzen Tag geht, hat auf den Abend ebenfalls geschwollene Füße, wie derjenige, der beständig steht; seine Füße fangen mit den Jahren bald an, steif zu werden und zu beben, und das Reissen in denselben ist eine gemeine Krankheit der alten abgelebten Fuß-Bothen.

Das Gehen, welches darin besteht, daß die Stützen, die den Körper tragen, wechselsweise eine vor die andere gerückt, und der Schwer-Punct des Körpers nach und nach über die eine und über die andere gebracht wird, ist die einfachste und natürlichste Art, seinen eigenen Körper von einem Orte zum andern zu bewegen. Das Gehen ist daher theils ein Erfolg von der Wirkung der Muskeln, theils ein Erfolg der Schwere; denn indem der Schwer-Punct von einem Fuße über den andern gebracht wird, so durchfällt er

eigent-

eigentlich einen kleinen Raum, wird aber sogleich von dem folgenden Fuße unterstützt.

In der Actien des Gehens ist die Last, die gehoben werden soll, der Mittelpunct der Schwere des ganzen Körpers; und wenn der Mensch noch überdies belästigt ist, so ist der Mittelpunct der Schwere des Körpers und der Last bey einander vereinigt, die bewegende Kraft aber ist der hintere Fuß, dieselbe stößt diesen Mittelpunct der Schwere vorwärts, und verursachet, daß er einen Zirkel-Bogen beschreibt, der durch den Mittelpunct des andern Fußes geht, welcher zur Zeit noch unbeweglich bleibt. Eben diese bewegende Kraft beschreibt vor sich selbst einen Zirkelbogen, von gleich großer Erstreckung. Dieser Bogen ist in Ansehung der geringen Höhe, d. i. gleichsam der Perpendikular-Linie, die sich zwischen dem Bogen und der Sehne befindet, von einer ansehnlichen Größe. Die bewegende Kraft, oder deutlicher, der hintere Fuß, hat also eine ziemlich große Bewegung, und eine ziemlich große Geschwindigkeit, in Ansehung des Wenigen, von welchem die Last gehoben wird.

Bekannter Maßen theilt der Mittelpunct der Schwere einen Körper in zwey gleich wichtige Theile, und es kann derselbe nicht fallen, wenn dieser Mittel-Punct der Schwere unterstützt wird, so wie er hingegen fällt, wenn derselbe nicht unterstützt wird. Da wir nun durch die Erfahrung des *Borelli* wissen, daß der Mittelpunct eines geraden und wohlgewachsenen Menschen zwischen beyden Füßen in dem Mittel-Fleische (Perinaeum) ist, Fig. 4190 *), so ist klar, daß, wenn wir auf beyden Füßen stehen, die Grund-Fläche unsers Körpers die zwischen beyden Füßen befindliche Fläche ist. So lange nun die aus dem Mittelpuncte der Schwere gezogene Directions-Linie innerhalb dieser Fläche fällt, so lange können wir ste-

hen;

hen; fällt sie aber ausserhalb, so fangen wir an zu fallen.

Wenn also der Mensch sich bewegen will, so muß er einen Fuß aufheben, folglich muß er den Leib gegen die andere Seite neigen, weil er sonst den Fuß nicht aufheben könnte. Damit nun der Körper, dessen Directions-Linie verrückt worden ist, eine Stütze bekomme, so neiget man sich alsobald gegen jene Seite, damit die Directions-Linie, welche durch den Mittelpunct der Schwere geht, auf die Fuß-Sohle gerückt werde. Wenn man nun im Fortgehen mit dem einen Fuße verrichtet, was man mit dem andern gethan hat, so wird die Directions-Linie unsers Leibes und der Mittelpunct der Schwere immer zwischen unsern Füßen hin und her gerückt werden können, ohne daß der Mensch in Gefahr ist zu fallen. Sobald aber die Directions-Linie ausserhalb entweder vorwärts oder hinterwärts aus dieser Grundfläche gerückt wird, so muß der Mensch im ersten Falle vor sich, im andern Falle aber hinter sich fallen; diese Bewegung wird durch lange Uebung so leicht, daß er nicht merkt, daß dergleichen Verrückung der Directions-Linie in seiner Bewegung vorfällt.

Hieraus wird man einsehen, warum die Kinder, wenn sie gehen lernen, hin und her wanken, weil es ihnen nähmlich viel Mühe kostet, die Verrückung der Directions-Linie so zu treffen, daß sie nicht über die Grundfläche und wohl gar über die Fuß-Sohle hinaus gehe, daher sie öfters vor-, hinter- und seitwärts fallen, welches aber durch fleißige Uebung bald gelernt wird.

Die Bewegung eines Lasttragenden ist von dem Gange eines Andern darin unterschieden, daß er den Leib vorwärts biegen muß, damit die Directions-Linie der Last mit der Directions-Linie seines Leibes nahe zusammen, und zugleich auf die Grundfläche zwischen

schen die Füße falle. Bey schwangern Frauen und dicken Personen, die einen großen Schmeerbauch tragen, findet das Gegentheil Statt, indem sie sich hinter sich neigen müssen, daß die Directions-Linie der Last und die Directions-Linie des Körpers zwischen den Füßen erhalten werde.

Wie man sich zu verhalten habe, wenn man Berg-an oder Berg-ab steigt, ist leicht zu erachten, daß man nähmlich im ersten Falle den Körper vorwärts, im andern hingegen rückwärts neige, um die Directions-Linie in der Grundflache zu erhalten. Eben dieses kann einem Reitenden die Lehre geben, wie er seinen Leib neigen müsse, wenn er Berg-an, und wie er sich zu richten habe, wenn er Berg-ab reitet.

Ein Lasttragender kann die Füße nicht hoch heben. Denn da, der Erfahrung zu Folge, die Muskeln in den Füßen und Schenkeln, die bey dem Gehen das ihrige verrichten, die Stärke besitzen, 290 Pfund, jedoch nur 2 bis 3 Zoll hoch, zu heben: so folgt hieraus, daß ein Mensch von mittelmäßiger Leibes-Gestalt und gemeiner Stärke, der ungefähr 140 Pfund schwer geschätzt wird, mit einer Last von 150 Pfund beschweret, gar füglich fortschreiten kann, wenn er nähmlich die Füße nicht sonderlich hoch erheben darf, d. h. wenn er sie nicht höher, als 2 oder 3 Zoll hoch, erhebt. Muß er sich höher heben, so ist diese Höhe, in Ansehung des Bogens, den die Last beschreibt, allzugroß, und die bewegende Kraft verliert den mechanischen Vortheil, den sie in Ansehung der Last hatte. Hieraus folgt nun, daß ein Mensch, der 150 Pfund schwer trägt, nicht wohl eine Treppe, deren Tritte 5 Zoll hoch sind, wie sie mehrentheils zu seyn pflegen, hinauf steigen kann.

Wenn ein Mensch, mit einer Last beladen, fortschreitet, so kann man die verschiedenen aus seinem organischen Bau entstehenden Anstrengungen als so viele

viele einzelne Kräfte ansehen, welche auf die gesammte Masse des Menschen und der Last wirken, so, daß die Richtung der daraus entstehenden mittlern Kraft durch den Schwer-Punct dieser gesammten Masse, worin sie als vereinigt angesehen wird, durchgeht. Diese mittlere Kraft vereinigt sich mit der Schwere, um die verschiedenen Erscheinungen der fortschreitenden Bewegung des Menschen hervorzubringen.

Wenn man die Umstände der Bewegung, wenn der Schwer-Punct des Menschen und der Last nach einer gegen den Horizont geneigten Richtung getrieben wird, zu bestimmen suchen will, so läßt sich dieser Fall allemahl auf denjenigen bringen, da ein Mensch auf einer schiefen Ebene fortschreitet; denn bey jedem Schritte, den er thut, wird er genöthigt, seinem Schwer-Puncte einen Stoß zu geben, um ihn aus der Stelle, die dieser Punct verläßt, bis zu derjenigen hin zu treiben, in die er bey dem Anfange des folgenden Schrittes gelangen muß. Der Schwer-Punct beschreibt also während der Zeitdauer eines Schrittes, eigentlich keinen Zirkel-Bogen, sondern, wie alle schief geworfene Körper, einen parabolischen Bogen.

Ein Mensch, der mit einer Geschwindigkeit von etwa 9 Fuß in einer Secunde läuft, wird auf seine Füße gar nicht mehr als schwerer Körper wirken. Lambert hat durch Versuche gefunden, daß man in einem so schnellen Laufe, als dieser Geschwindigkeit gemäß ist, dergestalt in der Luft schwebt, daß die Füße nicht anders wirken, als ob sie die Erde hinter sich zurück stießen. Dieses erfordert eine große Behendigkeit in den Füßen; sie dürfen die Erde so stark anstoßen, als zur Unterhaltung der Geschwindigkeit nöthig ist. Eigentlich muß man sich der Ungleichheit des Weges und der daraus entstehenden Reibung zu diesem Erfolge bedienen, und man muß die Erde wie-

der hinterwärts zu stoßen in dem Augenblicke anfangen, wo der Schwer-Punct die Scheitel der Parabel, die ein Lasttragender, Berg-an gehender Mensch durch die fortschreitende Bewegung seiner Füße bildet, erreicht. Thut man es eher, so ermüdet man die Füße mehr als nöthig wäre; thut man es hingegen später, so fallen die Füße plumper auf den Boden auf, und man wird genöthigt, die Knie zu beugen, weil der Schwer-Punct wieder auf den zur Erde gesetzten Fuß Druck auszuüben anfängt, welches mehr Kraft erfordert, um ihm einen neuen Schwung zu geben. Es erhellet hieraus, daß nicht sowohl besondere Stärke der Muskeln, als Erfahrung und Fertigkeit, einen geschickten Läufer bilden. (Siehe Laufen und Läufer, im LXVI Th., S. 80, fgg.) Eben dasselbe gilt auch von einem Luft-Springer. Bey Schrittschuh-Fahrern sieht man oft, daß sie über ein so dünnes Eis wegfahren, das sie ausserdem nicht tragen würde. Davon ist zum Theil die Centrifugal-Kraft die Ursache, welche uns sicher über ein Eis führt, das viel zu schwach wäre, uns ohne Bewegung zu tragen. Den Alten war es nicht unbekannt, daß eine große Geschwindigkeit die Wirkung der Schwere vermindert, und sogar völlig aufhebt; sie hatten wohl bemerkt, daß bey schnellem Lauf die Kraft fast einzig dazu verwendet wird, die Gelenke der Füße zu beugen, so oft es nöthig ist, und daß man dabey die Erde nur ganz leise und nicht stärker berühren dürfe, als gerade zur Unterhaltung der Geschwindigkeit nöthig ist.

Der natürliche Gang des Menschen ist auf den beyden Füßen, und nicht, wie Einige haben behaupten wollen, der auf allen Vieren, wie ich bereits oben, S. 349, fgg. ausführlich gezeigt habe.

So wie bey dem Stehen, so finden auch hier die Verschiedenheiten Statt, daß man entweder auf dem platten Fuße, oder auf den Zehen, oder auf dem Hacken,

cken, gehen kann. Das Gehen auf dem platten Fuße ist das natürlichste, und am wenigsten ermüdende. Es ist eine ungemeine Mannigfaltigkeit in dieser, dem Ansehen nach so einfachen Procedur. Jeder Mensch hat seinen eigenthümlichen Gang, woran man ihn sogar schon bloß durch das Gehör erkennt; ein Beweis, sowohl für die Feinheit des Ohres, als für die merkwürdige Verschiedenheit, die in dem Fortsetzen und Auftreten bloß von zwey Füßen Statt findet. Bey diesen ist der Schall des Trittes dumpf, man hört daran, daß die ganze Last des Körpers plötzlich unterstützt wird, und die Knochen des Fußes gegen den Boden treibt, ohne daß diese Wirkung der Schwere von der Kraft der Muskeln gebrochen wird; bey Andern ist der Tritt leise, das Gewicht des Körpers wird von den Muskeln seines Beines sanft und allmählich gegen den Boden niedergelassen. Bey diesem hört man den Fuß lange auf dem Boden verweilen, als ob er sich nur mit Mühe wieder von demselben erheben könnte; bey jenem hebt er sich schnell wieder auf. Bey diesem schleppt der Fuß an der Erde vor oder auch nach dem völligen Niedertritt; bey jenem hört man nur einen einfachen Schall. Bey diesem folgt ein Tritt langsam dem andern, bey jenem ist der Tritt schnell und lebhaft. Das geübte Ohr unterscheidet alle die feinern Verschiedenheiten dieser angeführten Merkmahle, vornehmlich an dem Gange bekannter Personen.

Weit charakteristischer aber ist der Gang des Menschen für den Sinn des Gesichtes. Hier stellen sich unendlich viele Verschiedenheiten dar. Der ganze Körperbau, Stärke und Schwäche; Stolz und Demuth, Muth und Zaghaftigkeit; Freude und Traurigkeit; Erziehung, Lebens-Art, Alter; — alles hat hier Einfluß auf die Art des Ganges. Der eine geht mit krummen Knien, die bey jedem Tritte noch mehr

einsinken; der andere geht mit gestreckten Beinen. Jener setzt die Füße einwärts, dieser auswärts. Jener thut Schritte, die in Verhältniß mit seiner Leibes-Länge groß sind; dieser umgekehrt. Jener hebt den Fuß hoch, dieser schleift ihn auf dem Boden hin. Jener biegt den Leib vorwärts, als ob er eine Last vor sich her zu schieben hätte; dieser hält ihn gerade, oder legt sich gar mit hohlem Rücken etwas zurück. Bey jenem pflanzt sich die Erschütterung des Fuß-Trittes, durch den Rumpf fort; man sieht bey jedem Tritte seinen Kopf eine schütternde Bewegung machen, und seine Hände hin und her baumeln; bey diesem verhalten sich die obern Theile ruhig, und bloß die eigentlichen Werkzeuge des Gehens, die untern Gliedmaßen sind in Arbeit, und tragen den Rumpf mit Leichtigkeit fort.

Zum guten Gange wird erfordert, daß die Knie bey jedem Tritte gestreckt werden, daß die Füße etwas auswärts auf den Boden zu stehen kommen, daß der Absatz den Boden nicht zu merklich und zu früh vor dem Ballen berühre, daß der Fuß gerade auftrete, weder mehr auf die innere noch mehr auf die äussere Seite, als woraus ausser dem Uebelstande, auch noch die schädliche Folge entsteht, daß die Sohlen und Absätze schief abgelaufen werden; und dann der Tritt nie sicher wird, — ein Fehler, den Kinder sehr leicht sich anzugewöhnen pflegen. Ferner müssen die Schritte nicht zu groß und nicht zu klein, sondern in einem gewissen Verhältnisse mit der Länge des Körpers, insbesondere aber mit der Länge der untern Gliedmaßen, seyn, welches Verhältniß einem Jeden sein Gefühl giebt. Zu große Schritte verrathen Anstrengung; zu kleine, Ziererey. Frauenzimmer pflegen eine besondere Zierlichkeit in kleinen Schritten zu finden, auch verstatten ihre sehr übel eingerichteten Schuhe keinen natürlichen gestreckten Schritt. Der Körper muß gerade

rade gehalten werden, der Kopf nicht gegen den Boden herab hangen, als ob man etwas an der Erde suchte. Einige haben auch die lächerliche Gewohnheit, sich von Zeit zu Zeit nach den Beinen zu sehen; wie es scheint, aus einer kleinen Eitelkeit über die Zierlichkeit ihrer chaussure. Die Arme pflegen den Bewegungen der untern Gliedmaßen zu folgen, so, daß der rechte Fuß und der linke Arm, der linke Fuß und der rechte Arm zugleich, oder beynahe zugleich sich vorwärts bewegen, dies ist natürlich und im Bau des Körpers gegründet; allein, diese Bewegung der Arme muß nicht zu auffallend seyn. Man kann sie ganz stille halten, oder auch ihnen wenige Bewegung gestatten, aber unschicklich ist es damit zu schlenkern, als ob man sie wegwerfen wollte. Zum guten Gange ist ferner erforderlich, daß man in einer bestimmten geraden Richtung fortgehe, und nicht, wie ein Betrunkener, bald auf diese, bald auf jene Seite, von der Linie abweiche. Es erfordert einige Uebung, auch dann in der geraden Linie zu bleiben, wenn man während des Fortgehens hinter sich sieht.

Der gewöhnliche Gang der Menschen ist gerade vorwärts, ausserdem kann er auch mit Leichtigkeit rückwärts und schräg, seitwärts gehen. Bey den militairischen Uebungen kommen schräge, vorwärts gehende Märsche vor, wie denn überhaupt die neuere Kriegs-Kunst sich vornehmlich auch mit dem Gange der Soldaten beschäftigt, da auf Richtung und Größe der Schritte beym Marschiren in den verschiedenen Evolutionen alles ankommt. In ältern Zeiten überließ man es jedem Soldaten, wie er gehen wollte; jezt hört man von einem ganzen Regimente einen einzigen Fuß-Tritt; in einem und eben demselben Momente heben sich alle Beine, und in dem folgenden Momente treten alle zugleich auf den Boden.

Vom Balkengehen, und Seilgehen, als einer Balancir-Uebung, werde ich im Art. Leibes-Uebung sprechen.

Das Gehen ist eine mäßige und sehr gesunde Bewegung. Wie wohl fühlt man sich nicht nach einem Spaziergange in freyer Luft! Der Umlauf der Säfte geht mit erneuerter Lebhaftigkeit von Statten; tausend angenehme Eindrücke, die man in der Stube nicht ahndet, bringen Heiterkeit in die Seele. Mit jedem Schritte umgiebt uns eine erneuerte reinere Luft, die wir mit jedem Athemzuge in unsere Lungen ziehen, und unserm Blute beymischen. Alle Sinne haben Gelegenheit sich zu üben, insonderheit empfindet das Gesicht den vortheilhaftesten Einfluß davon. Die grüne Farbe der Wiesen, das sanfte gleichförmige Licht des blauen Himmels, die Entfernung der Gegenstände am Horizonte, auf welche unser Blick sich hefftet, alles dieses ist dem Auge ungemein wohlthätig. Alle diese Vortheile genießt man in vollem Maße bey Reisen zu Fuße — eine Art zu reisen, die vor den übrigen Arten große Vorzüge hat, versteht sich für Personen, die gut zu Fuße sind. Man ist durch nichts genirt, darf auf keinen Kutscher oder Postillion warten, oder sich mit ihnen zanken, geht so früh und so spät und so lange als man will, hält sich auf, wo es gefällt, betrachtet hundert Schönheiten der Natur, zu welchen der Wagen den Zugang nicht gestattet, schläft ruhig nach der Ermüdung des Tages, ißt und trinkt mit Appetit, und vergißt Geschäfte und Sorge bey beständiger Abwechselung der Gegenstände; des oekonomischen Vortheiles zu geschweigen. Der Menschen-Beobachter kann sich bald zu diesem bald zu jenem Wanderer, der ihm interessant scheint, gesellen, kann bald in diese bald in jene ländliche Hütte gehen, und den Menschen in jeder Classe studieren. Der Freund der Natur kann bald auf dieser bald auf jener Anhöhe

die

die umliegende Gegend genießen, und die Schönheiten der Landschaft von allen Seiten betrachten. Ist er überdies Liebhaber der Zeichen-Kunst, so wird sein Genuß noch mehr erhöhet, jeder Gesichts-Punct steht ihm offen, jede Beleuchtung hat er in seiner Gewalt, weil kein Post-Wagen seinen Aufenthalt auf gewisse Tages-Stunden beschränkt, oder ihm den Anblick der schönsten Partien nur im Vorbeygehen erlaubt. Personen, die Erfahrungen darin gemacht haben wollen, behaupten, daß der Mensch auf die Dauer mit einem Pferde aushalte. Wahr ist es, daß der Mensch weniger Zeit mit Essen verlieren darf, indem er während des Gehens essen kann, und daß man bey einiger Uebung in Einem Tage ohne Beschwerde 6 Meilen gehen kann. Es giebt Personen, die weit mehr zurücklegen, und mehrere Tage hinter einander aushalten. Einige der berühmtesten Fußgänger unserer Zeiten, sind: Hr. Bar. v. Grothusen, der mehrere Länder zu Fuße durchreiset ist, und der Prof. Moritz, welcher seine Reisen von Berlin aus, nach England und Italien zu Fuße gethan hat; und am Ende des Decembers 1795, traf der berühmte Spillard, nach seiner zurückgelegten Welt-Reise glücklich in England ein. So wie Cook, als Entdecker des Oceanes und seiner Gränzen, die See-Fahrer aller Zeiten und aller Nationen verdunkelte, so ließ Spillard alle Reisende zu Lande hinter sich zurück, und ward durch seine Entdeckungen ein Lehrer des Menschen-Geschlechtes. Dieser ausserordentliche Mann, der beständig zu Fuße reisete, brachte 12 Jahr auf seinen Wanderungen zu, während welcher Zeit er über 69,000 engl. Meilen zurück legte. Er durchstrich ganz Europa, einen großen Theil der asiatischen Türkey, und gieng durch Arabien, Aegypten und die Barbarey, durch ganz Nord-Afrika bis nach Marokko (*).

(*) So ungewöhnlich auch diese Reisen waren, so waren sie doch nur

So wenig sich im Allgemeinen von der Ausdauer sagen läßt, eben so wenig kann man im Allgemeinen die Schnelligkeit, die in einer gewissen Zeit erreichbar ist,

nur gleichsam das Vorspiel von seinen künftigen. Er wollte Amerika eben so praktisch kennen lernen, als die andern drey Welt-Theile, und schiffte sich daher, im J. 1790, zu Gibraltar nach Boston ein. In diesen 6 Jahren bereisete er alle vereinigte Staten in Nord-Amerika, nahm hernach seinen Weg über Ost-Florida, und über den Fluß St. Mary, durch die Wildnisse, wo alle Stämme der Creek-Nation, sowohl die untere als die obere, ihren Wohnsitz haben. Der Plan des Reisenden war, den Messura-Fluß bis zu seiner Quelle hinauf zu gehen; er trat daher von Neu-Orleans seine Reise dahin an, in Gesellschaft einiger Bekannten, die darauf bestanden, ihn bis zu den Wallnuß-Hügeln zu begleiten. Hier gieng er über den Missisippi und längst dessen Ufern fort, bis er den Ort erreichte, wo sich der Messura-Fluß mit dem Missisippi vereinigt. Nun wanderte er an der Seite des erstgedachten Flusses beständig fort, über 3000 engl. Meilen weit, bis er auf sechs wilde Jäger vom Ouchita-Fluß stieß, die ihm riethen, ja nicht weiter zu gehen, wenn ihm sein Leben lieb sey; sie selbst waren 3 Jahr lang auf der Jagd gewesen, und hatten bey den grausamen Ouza-Indianern ihre Pelzwerke, so wie alle ihre Jagd-Beute, verloren; nur mit genauer Noth waren sie durch die Flucht dem Tode entgangen. Diese Indianer morden alle Menschen, weiße sowohl als rothe, die in ihre Hände fallen. Dieses Schicksal hatte auch eine Partey Amerikaner, die der Gouverneur Mure ausgeschickt hatte, den Lauf eben dieses Flusses zu erforschen; sie wurden alle umgebracht. Spillard nahm nun seinen Weg nach Natchiz, gieng den Missisippi herab, bis er zu dem Ort kam, wo dieser mit dem rothen Flusse zusammenströhmte. Von der Quelle des rothen Flusses in den Gebirgen von Santafee, bis zu seiner Vereinigung mit dem Missisippi-Fluß, mit Inbegriff aller Windungen des reissenden Strohmes, hatte er beynahe 4000 engl Meilen gewandert.

Dieser große Wanderer wollte, nach vollbrachter Reise, nach England gehen, hatte aber zwey Mahl das Unglück, den französischen Kapern, die von Charlestown ausgelaufen waren, in die Hände zu fallen. Er wurde von ihnen rein ausgeplündert; doch glückte es ihm, das Kostbarste, die Frucht unaussprechlicher Mühseligkeiten, seine Papiere zu retten, die nächstens im Druck erscheinen werden. Vielleicht wären diese, sammt ihm, noch manchen Unglücksfällen ausgesetzt gewesen, wenn man ihm nicht verstattet hätte, die Reise nach Europa am Bord eines englischen Kriegs-Schiffes zu machen, mit welchem er in England anlangte.

ist, bestimmen. Wir wollen indessen einen guten Schrittgänger voraussetzen, der in 2 Secunden 3 Schritt macht, und jeden seiner Schritte zu $2\frac{1}{2}$ Fuß rechnen, so würde dieser in den 2 Secunden 3. $2\frac{1}{2} = 7\frac{1}{2}$ Fuß, oder, um ganze Zahlen zu haben, in 4 Secunden 15 Fuß zurück legen; also in 4 Minuten, 60. 15 = 900 Fuß, oder in 1 Minute 225 Fuß, folglich in einer Stunde 13500 Fuß. Dieses Exempel ist aus Erfahrung hergenommen. Es giebt Leute, die mehr leisten, aber dagegen sehr viele unter den bequemen und verwöhnten Menschen, die es bey weitem nicht erreichen.

Bey diesen Bestimmungen sowohl der Ausdauer, als der Schnelligkeit, ist, ausser Kraft und Gesundheit, vorausgesetzt, daß man durch keine zu schwere und unbequeme Kleidung, durch keinen schlechten Weg, und durch keine üble Witterung, gehindert werde. Was die Kleidung betrifft, so ist insbesondere auf die Bekleidung der untern Gliedmaßen Rücksicht zu nehmen, als welche bey Fuß-Reisen das beste thun müssen. Stiefel, wenn sie nicht zu schwer sind und wenn sie gut passen, sind am besten; Schuhe sind auf feuchtem Boden, im Sande und Kies, unbequem, wenn man nicht Stiefeletten (Kamaschen) damit verbindet. Wer sich gewöhnte, mit bloßen Füßen zu gehen, würde allen Unbequemlichkeiten, die mit Schuhen, Stiefeln, Halbstiefeln ꝛc. verbunden sind, ausweichen; freylich aber Gefahr laufen, wenigstens für einen Sonderling gehalten zu werden, da schon ohnehin ein Reisender zu Fuße das Vorurtheil der Gast-Wirthe gegen sich hat.

Von den Mitteln, die Kinder gehen zu lehren, s. im XVI Th., S. 633, fgg.

Das Heben und Tragen einer Last, versetzt den Körper jederzeit in eine unnatürliche Stellung. Das Aufheben einer Last, die man noch nicht unter-

stützt, sondern nur mit den Händen erhält, erfordert eine so gewaltsame Anstrengung der Muskeln, daß sich davon leicht die Knochen, woran die Muskeln befestigt sind, aus ihren Gelenken ein wenig verschieben, welches man eine Verrenkung nennt. Daher ist unter denen Leuten, die schwere Arbeit verrichten, die Redens-Art sehr gemein, daß sie sagen: ich habe mich verhoben; ich habe mir weh gethan. Man kann sich vor dergleichen Uebeln hüten, wenn man die Last auf eine vortheilhafte Art hebt. Ein Mensch ist am vermögendsten, wenn er eine Last nach senkrechter Richtung hebt, dahingegen die vierfüßigen Thiere mehr Vermögen haben, wenn sie etwas nach der Horizontal-Linie fortbewegen sollen. Daher ist es allemahl vortheilhafter, eine Last zu heben, wenn man sie zwischen den Füßen hat, als wenn man sie wagerecht vor sich halten soll. Es läßt sich aus den Gesetzen des Hebels begreifen, warum ein ausgestreckter Arm vorn bey der Hand keine große Last halten kann; und eben hieraus folgt, daß man sich bey einer solchen Stellung am leichtesten zu viel thun könne. Wenn man z. B. auf einem hohen Tische eine schwere Last stehen hat, die man kaum erreichen kann, so darf man es nur versuchen sie aufzuheben, um zu fühlen, was für eine gewaltsame Anstrengung der Muskeln dazu erfordert werde. Hier ist kein anderes Mittel, als daß man schlechterdings eine Arbeit, die einem zu schwer fällt, unterlasse.

Das Tragen schwerer Lasten, insonderheit Bergauf, oder auf Treppen, greift die Füße und ihre Gelenke sehr an, und solche Leute fangen bald an in den Knien zu beben, und lahm und gichtbrüchig zu werden. Das Tragen unter den Armen, zwingt den Körper zu einer unnatürlichen Stellung, die man besonders im zarten Alter sorgfältig vermeiden sollte. Man sieht öfters die Schul-Knaben mit einer großen

Last

Last Bücher unter dem Arme in die Schule gehen. Wenn diese Kinder sich gewöhnen, die Bücher täglich unter eben demselben Arme zu tragen, so ist nichts leichter, als daß sie davon schief wachsen, und eine Schulter höher tragen als die andere, oder daß ihnen die Rippen auf einer Seite weiter hervor stehen, so daß sie, wenn sie ganz gerade zu stehen glauben, mit dem Oberleibe nach einer Seite hinüber hangen. Man muß solche Kinder anhalten, die Bücher nicht immer unter einerley Arme zu tragen, und wofern eine Schulter höher zu werden anfängt, sie in der andern Hand einen etwas hohen Stock, worauf sie sich stützen, tragen zu lassen.

Ein kniender Mensch kann durch Stützung auf die Spitze seiner Füße, sich ohne ein anderes Hülfs-Mittel erheben. Ich nehme hier einen Menschen von mittelmäßiger Leibes-Gestalt und gemeiner Stärke, dessen Schwere oder Gewicht ungefähr auf 140 bis 150 Pfund geschätzt wird, an. Es kann dies zwar ein jeder kniender Mensch, sobald er sich auf die Spitze seiner Füße stützt; da aber hier eine gewisse Last in die Höhe zu heben mit angenommen wird, so bleibe ich bey einem Menschen von angegebenem Verhältnisse stehen. Ich sage also: Ein kniender Mensch kann sich wieder aufrichten, sobald er sich mit der Spitze seiner Füße gegen den Boden anstämmet, und beyde Knie beständig wohl zusammen hält. In dieser Stellung tragen die Muskeln in den Beinen und Schenkeln die ganze Last seines Körpers, also 140 bis 150 Pfund. Es läßt sich daraus der Schluß machen, daß diese Muskeln 140 bis 150 Pfund Stärke oder Kraft besitzen. Sie besitzen aber weit mehr, indem, der Erfahrung zu Folge, ein halb kniender Mensch zugleich ein Gewicht mit heben kann, das der Schwere seines Körpers gleich ist; denn ein mit einer Last von 150 Pf. beschwerter Mensch, dem seine Kniekeh-

len

len ein wenig gebogen stehen, kann sich wieder aufrichten. Solchemnach vermag die Stärke der Muskeln in den Füßen und Schenkeln eine Last von 290 bis 300 Pf. zu heben, nähmlich 150 Pf., als eine Last, womit er beschwert ist, und 140 bis 150 Pf., als die Schwere seines Körpers, wenn nähmlich diese Erhebung sich nicht höher, als 2 bis 3 Z. hoch in einer Secunde, erstreckt.

Die Stärke der Muskeln in den Lenden wird auf 170, und die Kraft in den Armen und Schultern auf 160 Pfund gerechnet. Nach dem oben voraus gesetzten Grunde, den ich auch in der Folge beständig so annehmen würde, vermag ein Mensch eine Last von 100 bis 110 Pfund von der Erde aufzuheben, wenn solche zwischen seinen Beinen oder Füßen steht; er hat dabey nichts weiter zu thun, als seinen Leib etwas vorwärts zu beugen, diese Last mit den Händen wie mit zwey Haken anzufassen, und sich hernach wieder aufzurichten. Solchemnach besitzen die Hüft-Muskeln eine Stärke, eine Last von 170 bis 180 Pf. zu heben, nähmlich: 100 bis 110 Pf. wirkliche Last, und noch 70 Pf. als die Hälfte seiner eigenen Schwere, nähmlich die ganze obere Hälfte seines Leibes, von der Hüfte an gerechnet bis an das Haupt, welches 70 Pf. schwer anzunehmen ist; und diese mußte mitgehoben werden, weil der Mensch sich beugen mußte, um die gedachte Last zu ergreifen.

Wenn ein Mensch einen Strick um die Hüften bindet, dessen Enden senkrecht herab hangen, und senkrecht an dieses Strickes herab hangende Enden ein Bret befestigt, so kann er auf dieses Bret zwey bis vier Männer sich setzen lassen, während daß er in die Höhe steht.

Was die Stärke der Arme, um eine Last zu heben oder zu ziehen, betrifft, so kann solche füglich auf 160 Pfund geschätzet werden, welches bloß von

der

der Stärke der Muskeln in den Schultern und Armen abhängt. Denn wenn ein Mensch mit beyden Händen einen Körper, der befestigt und über seinem Haupte gestellt ist, ergreift, vermag er gar leicht, bloß durch die Stärke seiner Arme, seinen ganzen Leib und noch 20 Pfund darüber, gleich als wenn er noch besonders mit 20 Pf. Last beschwert wäre, zu heben. Hiervon läßt sich gar leicht eine Probe anstellen. Denn, wenn wir eine Last von 160 Pf. nehmen, die an das eine Ende eines Seiles, welches oben über eine Rolle hinweg gienge, befestigt wäre, und ein Mensch, der nur 140 Pf. schwer geschätzt wird, das andere Ende des Seiles anzöge, so läßt sich deutlich sehen, daß er nimmermehr diese Last von 160 Pf. wird heben können, weil er schlechterdings weiter nichts zu thun vermag, als sich an das Seil zu hängen, da dann die an dem andern Ende des Seiles befestigte Last, weil sie schwerer ist, als er, ihn hangend erhalten wird; denn in diesem Falle ist die Rolle nichts anders, als ein Wage-Balken von gleich langen Armen. Belästigt man aber diesen Menschen noch überdem mit einer Last von 20 Pf., so wird er alsdann mit der Last auf der andern Seite das Gleichgewicht halten; und wofern man zu dieser Last von 20 Pf. nur noch ein kleines Gewicht hinzu thut, so wird er die Last heben, weil die Muskeln in seinen Schultern und Armen nun Stärke genug haben, alle diese Lasten zu heben.

Obschon die Muskeln von jedem Theile des Leibes, so große Kräfte und Stärke wirklich ausüben können, um Lasten zu heben, so darf man doch deshalb keinesweges die Stärke des Menschen durch die Stärke aller Muskeln zusammen genommen, berechnen, wenn auch gleich die Spiritus animales oder der sogenannte Nerven-Saft die Muskeln, die überhaupt zur Bewegung dienen, aufblähen, indem diese sich verkürzen,

zen, und die Sehnen ihrer äussern Enden anziehen, sich in allen diesen Theilen vollkommen gleich vertheilen und ausbreiten können, und zwar auf eben die Art, als in einem Theile besonders, da jeder Theil gemeiniglich dem mit ihm vereinigten Theile zur Stütze dient. — Zum Beyspiel: Die Muskeln in den Armen und Schultern können, durch ihr Anziehen, eine Last von 160 Pfund heben; wenn aber der Leib sich vorwärts neiget, so konnen die Arme diese Last nicht überwältigen, wofern die Muskeln in den Lenden nicht auch zu gleicher Zeit die Stärke besitzen, den obern Theil des Leibes mit der Last, womit er beschwert ist, zu tragen und zu erhalten; und wenn noch dazu die Kniekehlen gebogen wären, so müßten alsdann solchenfalls die Muskeln in den Füßen und in den obern Schenkeln noch eine weit größere Kraft anwenden, weil sie nicht allein die Last von 160 Pf., sondern auch zugleich die Schwere des ganzen Leibes zu tragen haben, daher es dann geschieht, daß in dieser Stellung des ganzen Leibes, die Stärke sich durch die Vertheilung des Nerven-Saftes in allen diesen Theilen ausbreitet, mithin ein Mensch eine Last von 160 Pf. keinesweges von der Erde in die Höhe heben kann.

Ausser den bisher angenommenen Bemerkungen, können sich dennoch Menschen finden, deren Nerven-Saft in ihren Muskeln in so großer und überhäufter Menge und mit solcher Heftigkeit und Behendigkeit fließt und wirkt, daß sie 3 auch 4 Mahl so viel Stärke auszuüben vermögen, als sonst gemeiniglich nicht zu geschehen pflegt. Und das scheint auch die natürlichste Ursache zu seyn, die sich von den erstaunlichen Kräften angeben läßt, die bey einigen Menschen angetroffen werden, welche solche Lasten zu tragen und zu heben vermögen, welche zwey bis drey Menschen zusammen mit vieler Mühe nicht bezwin-

gen

gen können, obgleich solche starke Leute zuweilen von einer ganz mittelmäßigen Leibes-Statur sind, und dem äussern Ansehen nach mehr schwach, als stark zu seyn scheinen.

De la Hire (*) meldet von einem Menschen, der einen großen und dicken Schmiede-Amboß in die Höhe gehoben, und noch andere dergleichen Thaten, die eine große Stärke bezeichneten, ausgeübt haben soll. Auch habe er in Venedig einen sehr jungen Menschen gesehen, der, dem äussern Ansehen nach, mit allen nur möglichen und ersinnlichen Vortheilen nicht 40 bis 50 Pfund heben zu können, geschienen hätte; nachdem derselbe auf einen kleinen Tisch hinauf gestiegen wäre, habe er von der Erde einen Esel erhoben, und solchen in der Luft hangend gehalten, und zwar vermittelst eines breiten Gurt-Riemens, der um den Unterleib des Thieres herum gieng, und mit seinen beyden Enden an Haken befestigt war, die am Ende zwey kleiner, von Strickchen gesponnener Seile und an wenigen Haaren von beyden Seiten des Kopfes dieses jungen Menschen hiengen; da dann diese ganze große Stärke bloß von den Muskeln in den Schultern und Lenden abhieng, weil er sich alsobald niederbeugte, während der Zeit man die Haken an den Gurt-Riemen befestigte, hernach aber sich wieder aufrichtete, und das Thier solcher Gestalt von der Erde erhob, daß er seine Hände an die Knie anstämmete. Er hob auf eben diese Art noch andere Lasten mehr, die noch schwerer zu seyn schienen, als dieses Thier, wobey er dann noch dazu versicherte, daß es ihm bey diesen Lasten nicht so viel Mühe kostete, als bey dem Esel, weil solcher bey der Erhebung von der Erde stark zappelte und unruhig war.

Mehrere Beyspiele von ausserordentlicher Leibes-Stärke, siehe oben, S. 295, fgg.

Wie mit den Zähnen ein Gewicht von 200 Pfund aufzuheben sey, zeigt Fig. 4190 **) und 4190 ***).

Bey

(*) In den Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. à Par. v. J. 1699, S. 153.

Bey der Aufgabe: Ob ein Mensch einen Centner Bley, oder einen Centner Federn, leichter trage? wird vielleicht Mancher denken: ein Centner bleibt ein Centner, es mag Bley oder Federn seyn; wer aber bedenkt, was ich in den bisher vorgetragenen Sätzen gesagt habe, der wird leicht einsehen, daß die Last des Bleyes bequemer zu tragen ist, indem es in einer kleinern Masse auf die Achsel genommen werden kann, als die Last der Federn, welche einen großen Ballen ausmachen, und den Rücken in vielen Theilen berühren, in welchem Falle der Tragende mehrere Schwere empfindet, und sehr gekrümmt zu gehen genöthigt ist.

Von dem Tragen der Körper an einer Stange. Aus den Gesetzen des Schwer-Punctes ist bekannt, daß, wenn man demselben eine Unterlage giebt, oder ihn von oben her an einem Bande hält, diese Unterlage oder dieser Punct, an dem das Band befestigt ist, von der ganzen Schwere des Körpers gedrückt wird.

Man hänge den Körper an einer Stange oder einem Hebel, AB, Fig. 4190 ****), auf, so wird derselbe den Punct C dieser Stange mit seiner ganzen Schwere drücken. Wenn nun diese Stange an den Puncten A und B in ungleicher Entfernung von C, aufgehangen wird, so tragen beyde Puncte ungleiche Theile der Last P. Denn, wenn eine Kraft in B die Stange angreift, und dieselbe um A zu wenden sucht, so wird sie das Gleichgewicht halten, wenn sie sich zu dem Gewichte P verhält, wie AC zu AB. Greift eine andere Kraft in A an, so muß sie sich zu dem Gewichte P, wie BC zu AB, verhalten. Der Druck, den beyde Puncte von der Last P aushalten, ist einerley mit der Kraft, die in demselben angewandt werden muß, um diese Puncte in Ruhe zu erhalten. Da nun die Kraft in B sich zu der ganzen Last wie AC, die Kraft in A aber wie BC zu der ganzen Linie AB verhält, so würde ein Mensch, der diese Stange in B trägt, so viel weniger, als der, welcher in A trägt, von der Last zu halten haben, als die Linie AC kleiner ist, denn BC. Die Erfahrung bestätigt dieses, wenn man an die Puncte A und B Fäden heftet, diese über Rollen schlägt, und daran Gewichte hängt, die zwar zusammen dem Gewichte P gleich sind,

aber

aber sich zu einander, wie die Linien BC und AC verhalten. Verändert man sie einiger Maßen, so wird eines von beyden das Uebergewicht bekommen. Man muß aber, ehe man die Last P anhängt, so viel Gewicht anhängen, als die Stange allein zu halten hinlänglich ist.

Wenn daher zwey Personen von ungleichen Kräften an einer solchen Stange eine Last tragen, und man will es einrichten, daß ein jeder so viel trage, als er vermag, so muß die Last dergestalt gerückt werden, daß sich die Entfernung des Schwächern von der Last zu der Entfernung des Stärkern, umgekehrt, wie die Kräfte derselben, verhalte. Fig. 4190 †) stellt den Fall dar, wie er eingerichtet werden müßte, wenn in A ein Mann trüge, der doppelt so viel Kräfte hat, als der, welcher in B trägt. Die Linie AB ist in 3 Theile getheilt. BC hat zwey, und AC einen dieser Theile; und so müßte es eingerichtet werden, wenn die Kräfte der in A und B tragenden Menschen, sich wie zwey zu eins verhalten (*). Folgende Aufgaben, die zu den mechanischen Unterhaltungen gehören, sind Beweise davon.

Wie ein Knabe und ein Mann eine Last an einer Stange tragen können, jedes nach seiner Stärke. Wenn die Last in die Mitte der Stange gehänget würde, so würde der Knabe das Gewicht nicht heben können. Mithin muß man den Knaben von der Last entfernen, damit seine Kraft zunehme, nach dem Verhältnisse der Entfernung von der Last; deswegen muß die Last immer vorgeschoben werden. Wenn z. B der Mann 100 ℔., und der Knabe nur 20 ℔. tragen soll, so muß, damit jeder nach seiner Stärke trage, die Stange in einige Theile getheilet werden, gesetzt in 25, diese theilt man wieder in zwey Zahlen ein, die sich gegen einander wie 20 zu 100, d. i. wie 1 zu 5, verhalten, so kommen 5 und 20 zum Vorschein; man hängt alsdann das Gewicht in den 5ten Theil der Stange, läßt den Mann an dem kurzen, und den Knaben an dem langen Ende tragen, so wird jeder nach dem Verhältnisse seiner Kräfte tragen.

Eben dieses ist auch auf zwey Pferde von ungleicher Stärke anwendbar, damit jedes Pferd einen seiner Stär-

ke

(*) Büsch Mechanik, S. 78.

ke verhältnißmäßigen Antheil an Schwere erhalte, welches dadurch geschieht, daß man die Wage, woran sie ziehen, so eintheile, daß der Punct des Zuges dem stärkern Pferde um so viel näher sey, als dem schwächern, je nachdem des erstern Stärke die Stärke des leztern übertrifft.

Eben dieses gilt auch, wenn zwey ungleiche Ochsen an einem Joche ziehen, daß der stärkere den schwächern nicht drücke, daher die Bauern den stärkern Ochsen kürzer anbinden, als den schwächern.

Die Pferde üben vortheilhafter im horizontalen Zug ihre Kraft aus, daher sie, wo sie horizontal ziehen können, brauchbarer sind, als sonst. Der Zug geschieht vermittelst der Brust des Pferdes, wobey es sich etwas vorwärts und nach der Erde zu neiget, und zwar um so mehr, je mehr Kraft es auszuüben hat. Daher müssen die Richtungen der Stränge von der Brust aus horizontal gehen, wenn der Weg horizontal ist; allemahl übrigens mit dem Wege parallel. Bey jeder andern Richtung kann das Pferd nicht so viel leisten. Ein Pferd übt unter diesen Umständen weit mehr Kraft aus, als ein Mensch. Auf ebenen guten Wegen zieht ein gehörig starkes und dauerhaftes Pferd 1100 ℔., mit einer Geschwindigkeit von 4 Fuß. Es hat aber, wie man leicht begreift, dieses Gewicht nicht zu heben, sondern es hat nur das Reiben zu überwinden, welches bey 1100 ℔. Last, 195 bis 225 ℔. betragen dürfte. Daher kann man auch so groß die Kraft eines Pferdes schätzen, die es im Zuge bey angegebener Geschwindigkeit anwendet. Indessen wird sie gemeiniglich, bey solcher Geschwindigkeit, zu etwa 175 ℔., nach *Desaguliers* auch zu 200 ℔., angenommen. Die Pfunde sind wohl pariser. Ein Pferd zieht etwa 7 Mahl so viel, als ein Mensch, und läuft dabey doppelt so geschwinde.

Ein Ochs zieht gemeiniglich mehr, als ein Pferd, aber langsamer; doch nicht allemahl. In Lauf- und Tret-Rädern sind Ochsen vortheilhafter, als Pferde, zu gebrauchen.

Der Esel kann mehr zum Tragen, als Ziehen, gebraucht werden; er würde vielleicht auch im Zuge leisten, nur ist er, bekannter Maßen, sehr langsam. Das Maul-Thier ist zum Ziehen besser. Der Esel ist dauernder und

weit

weit weniger kostbar in der Unterhaltung, als Pferd und Ochs.

Wenn ein großer und ein kleiner Mann eine Last tragen, welcher von ihnen am schwersten zu tragen habe, wenn die Last in der Mitte angehängt ist. Wenn zwey Personen gleicher Größe eine Last tragen, die in der Mitte zwischen beyden hängt, so trägt, bereits bewiesener Maßen, jeder gleich schwer. Wenn aber die Personen von ungleicher Größe sind, so verhält es sich anders, wenn die Last frey in der Mitte nach der Bley-Wage herab hängt, und nicht an die Stange angebunden oder unbeweglich angeheftet ist; in diesem Falle hat keiner vor dem andern einigen Vortheil. Wenn aber die Last an der Stange stark angeheftet ist, so daß sie nicht frey hängt, so trägt der Größere schwerer, als der Kleinere; denn in dem Aufheben kommt der Mittelpunct der Schwere näher zu dem Größern, als zu dem Kleinern.

Sich tragen lassen, war bey den Alten mehr im Gebrauch, als bey uns. Sie hatten Lecticas, Sellas portatorias, Scimpodia. Die ersten waren, wie der Nahme schon anzeigt, vermuthlich eine Art von tragbaren Betten; sie wurden von sechs Sclaven getragen, und man nannte sie deswegen hexaphoras. Die zweyten mögen unsern Sänften (Portechaisen) am ähnlichsten gewesen seyn. Die Scimpodia aber waren, wie es scheint, von derselben Art, wie die Lecticae, und den Palanquins, welche im südlichen Asien, z. B. in Ost-Indien und China gebräuchlich sind, ähnlich. Tissot rühmt von der Wirkung des Tragenlassens in der Sänfte, daß es die Thätigkeit der Eingeweide ohne Anstrengung ermuntere, belebe, und ihnen Kräfte ertheile; daß es den Appetit erwecke, und den Körper einer schicklichen Ausdünstung fähig mache. *Santorii* ist ebenfalls sehr dafür eingenommen. Seneca, der gern bey jedem Anlaß moralische Bemerkungen macht, nennt es widernatürlich (*).

(*) *Seneca* sagt, ep 55, er würde durch das Tragen so ermü-

der,

Die Art zu tragen, die man gewöhnlich Huckepack nennt, kann eine ähnliche Motion abgeben, wie das Reiten im Schritt, und ist die leichteste Art, wie ein Mensch den andern fortbringen kann, daher sich auch Aeneas und die Weiber von Weinsberg derselben bedienten.

Kinder pflegen oft auf dem Arme getragen zu werden, wo es denn gut ist, wenn es abwechselnd auf dem rechten und auf dem linken geschieht. Wird ein Kind immer auf dem rechten Arme getragen, so legt es seinen linken Arm auf die Schulter der Wärterinn, daher denn die linke Schulter des Kindes leicht höher, als die rechte, wird; auch gewöhnt es sich ausschließlich an den Gebrauch der einen Hand, und die Schenkel können ebenfalls eine schiefe Richtung annehmen. Für die Person, welche ein Kind oft trägt, ist es nicht minder schädlich, wenn sie immer denselben Arm dazu gebraucht; man findet, daß Kinder-Wärterinnen häufig einen schiefen Wuchs haben.

Das Tragen der Lasten geschieht entweder so, daß die Last bloß durch den Widerstand der festen Theile des Körpers gehalten wird, oder so, daß die Kraft der Muskeln sie erhält. Das erstere ist der Fall, wenn wir mit aufgerichtetem Körper eine Last auf dem Kopfe tragen, da denn dieselbe senkrecht auf die Wirbelbeine drückt; das leztere aber, wenn wir ein Gewicht mit ausgestrecktem Arme auf der Hand tragen. In jenem Falle dienen die Knochen als Stützen, in diesem als Hebel. Wirkung der Muskeln muß gleichwohl

det, wie wenn er gegangen wäre, und fügt eine philosophische Bemerkung nach seiner Art hinzu: — Quia contra naturam est, quae pedes dedit, vt per eos ambularemus, oculos, vt per eos videremus. Debilitatem nobis indixere deliciae, et quod diu noluimus, posse desinimus.

wohl in jenem Falle auch hinzukommen, um die Stützen in der gehörigen Lage zu erhalten.

Zum Tragen und Heben, können Kopf, Rumpf, und Gliedmaßen gebraucht werden.

1. Der Kopf. Oben auf dem Hirnschedel kann der Mensch beträchtliche Lasten tragen; doch dürfte es nicht rathsam seyn, junge Personen auf diese Art viel tragen zu lassen, weil die Wirbelbeine des Halses dadurch sehr zusammengedrückt werden. In einigen Gegenden ist diese Art zu tragen unter den Mägden sehr üblich; man sieht sie einen großen Eimer voll Milch auf den Kopf setzen, und frey damit hingehen, ohne einmahl denselben mit den Händen fest zu halten, selbst indem sie sich umsehen. Maurer und andere Handwerker pflegen ebenfalls große Gefäße ꝛc. so zu tragen.

Einige Personen können schwere Lasten mit den Haaren aufheben. Man sieht starke Männer, welche einen Amboß an den Haaren festbinden lassen, und ihn in die Höhe ziehen, wofern keine Täuschung dabey ist; s. oben, S. 340. Die Muskeln des Halses und des Rumpfes sind es, welche die Last tragen; die Haare sind nur der Strick, woran sie hängt. Die Haare haben eine große Festigkeit in Vergleichung mit ihrer geringen Dicke; und wenn sie alle gleichförmig angezogen werden, so wird die Last sehr vertheilt. Siehe auch oben, S. 341.

Die Kraft der Muskeln, welche die Kinnlade in die Höhe ziehen, ist ausserordentlich. Borelli nimmt an, daß ein Mensch dadurch über 100 Pfund, die in der Gegend der Eck-Zähne angehängt werden, halten könne. Manche Personen können einen schweren Menschen mit den Zähnen aufheben; allein, da wirken nicht sowohl die Kinnladen-Muskeln, als vielmehr die Muskeln des Rückgrathes. Vom Aufheben einer Bank mit den Zähnen, s. oben, S. 322, und 329; und eines Gewichtes von 200 Pfund, oben, S. 335, f.

2. Der Rumpf. Wenn eine Last senkrecht auf die Schultern drückt, wie z. B. wenn eine Magd zwey Eimer voll Wasser an einem Joche hangend trägt, so wirken die Muskeln des Rückens nur, um den Rückgrath in der senkrechten Lage zu erhalten. Die Knorpel zwischen den Wirbelbeinen werden dadurch sehr zusammengedrückt, und ein zu häufiges Tragen dieser Art, dürfte dem Wachsthum nicht zuträglich seyn.

Hinten auf dem Rücken, in der Gegend der Schulterblätter, ist man vielleicht die größten Lasten zu tragen im Stande. Bauer-Knechte sieht man Säcke mit Getreide tragen, die 2, 3 und mehrere hundert Pfund wiegen; s. auch im LXV Th., S. 187. Die Weiber unter dem gemeinen Volke pflegen in Trage-Körben auf dem Rücken zu tragen. Ein Sack läßt sich vortheilhafter legen, da man seine Last auf Kopf, Hals und Schulterblätter vertheilen kann. Bey dem Trage-Korbe geht dieses nicht an; der Schwer-Punct fällt weit nach hinten, und die Weiber sind deshalb genöthigt, sich stark vorn über zu biegen. Gesund kann also diese Art zu tragen nicht seyn, und es müßte sich wohl eine Methode finden lassen, wo die Last besser vertheilt wäre, wie z. B. die in Schlesien gebräuchlichen Krachsen. Die Brust und der Bauch kommen selten in den Fall, tragen zu müssen. Man sieht starke Männer, die einen Amboß auf die Brust setzen, und Eisen darauf schmieden lassen, wobey sie mit dem ganzen Körper hohl liegen; siehe oben, S. 310.

3. Die Gliedmaßen, und zwar erstlich die obern. Auf dem Ober-Arme kann ein Mensch von gewöhnlicher Stärke 50 bis 60 Pfund tragen; auf der Hand, mit horizontal gehaltenem, völlig ausgestrecktem Arm, etwan 25 bis 30; mit gebogenem Arm, den Ober-Arm senkrecht, den Unter-Arm horizontal gehalten, etwan 30 bis 40 Pfund. Es giebt Personen von ausserordentlicher Stärke, die, wie man vom Könige

von

von Pohlen, August II. erzählt, einen erwachsenen Menschen auf der Hand tragen können. Von einem Soldaten in Cassel versicherte man, daß er alle Finger seiner rechten Hand in die Mündungen von eben so viel Flintenläufen gesteckt, und so die fünf Flinten mit ausgestrecktem Arme gehoben habe. Zur Uebung im Tragen mit ausgestrecktem Arme bedient man sich verschiedener Gewichte, oder auch mit Sand gefüllter Beutel (*). Die untern Gliedmaßen, welche unsern eigenen Körper beständig tragen müssen, werden wenig zum Tragen fremder Lasten gebraucht; indessen zur Uebung, und um die Muskeln zu stärken, kann man sowohl auf den Ober-Schenkel, als den Unter-Schenkel, eine Last auflegen. Auf der Wade, wenn man den Ober-Schenkel senkrecht, das Bein aber horizontal hintenaus hält, kann man eine Last von 50 und mehreren Pfunden halten. Einige können sogar einen Menschen auf ihre Ferse treten lassen, und ihn auf die beschriebene Weise tragen.

Zum Heben und Tragen, als Leibes-Uebungen, ertheilt Hr. Gutsmuths (**) folgende Anweisung. „Ich bin im geringsten nicht dafür, der noch nicht ausgewachsenen Jugend schwere Lasten aufzubürden; ihr Knochen-Gebäude ist noch zu weich, zu zart; wir dürfen es daher nicht zusammen drücken. Wenn wir schon des jungen Last-Thieres schonen, welche Barbarey wäre es, den jungen Menschen auf eine Art zu belasten, die seinem Wuchse nicht nur hinderlich, sondern auch schädlich seyn könnte!

„Wenn es uns aber nicht darum zu thun ist, die Wirbel des Rückgrathes und die Knochen der Schen-

(*) Wenn ein Mensch 1 bis 2 Centner vom Boden mit den Händen in die Höhe hebt, so sind es nicht sowohl die Arme, als die Rücken-Muskeln, welche wirken.

(**) Am ang. O., S. 443, fgg.

kel, Beine und Füße, steif zu machen, sondern vielmehr die Muskeln der Hände, Arme, Schultern und Brust zu stärken, so müssen wir keine Lasten auf den Rücken oder die Schultern zu tragen geben, sondern bloß in die Hande, bey völlig oder halb ausgestreckten Armen; d. h. wir müssen die Last so heben, oder tragen lassen, daß sie nicht auf jene Knochen, sondern vorzüglich auf diese Muskeln wirke. Dieses kann leicht ohne allen Nachtheil, jenes muß nur mit weiser Vorsicht geschehen. Ich glaube, daß folgende Uebungen sehr zweckmäßig sind.

„1. Das Heben. — Zum Heben mit steif ausgestreckten Armen, ist ein 6 Fuß langer Stab, wie er Fig. 4191 abgezeichnet ist, sehr bequem. Der Hand-Griff, a b, ist 6 Zoll lang; der übrige Theil von b bis c ist in beliebige Abtheilungen gebracht. Die Abtheilungs-Puncte sind durch kleine Einschnitte mit der Säge bezeichnet; d, ist ein Gewicht, das man bald mehr, bald weniger, vom Handgriffe entfernen, und durch welches man auf diese Art die zu hebende Last vermindern oder vermehren kann. Man muß zwey dergleichen Instrumente haben, um häufig beyde Arme zugleich zu üben. Die hebende Person stellt sich, bey dieser Uebung, anständig gerade mit frey hervorstehender Brust; sie faßt beyde Instrumente mit steif ausgestreckten Armen, hebt sie bis etwas über die Horizontal-Linie langsam auf, und läßt sie eben so wieder niedersinken. Bey Wiederhohlung dieser Uebung, wird das Gewicht in den Säge-Schnitten immer weiter nach c fortgehängt, so lange es die Kraft der Arme erlaubt.

Das angegebene Instrument hat zwar nicht die Genauigkeit einer Schnell-Wage, und es möchte schwer halten, ihm dieselbe zu geben, weil der Punct der Ruhe und Kraft, nach der Größe und Kleinheit der Hand, Veränderung leidet; indessen lassen sich doch die

Fort-

Fortschritte in Erlangung der Stärke des Armes ꝛc. ganz gut darnach bestimmen, wenn der Gymnast die Abtheilungen beziffert, und vermittelst dieser Zahlen die Last für jeden protokollirt. Oft wird diese Uebung nach der Zeit, um die Wette vorgenommen, und derjenige erhält den Preis, welcher den Stab am längsten ausgestreckt hält.

„Ich habe gefunden, daß, wo nicht schwächliche, doch gar nicht robuste Personen, durch diese Uebung mit der Zeit eine Kraft in die Arme bekamen, welche den nervigeren Armen die Wage hielt. Sie muß also wohl zweckmäßig seyn.

„Auch bey den Alten war diese Uebung gewöhnlich. Sie gebrauchten dazu die Halteres (*).

„2. Das Tragen. — Ich habe mich schon über die Bedingungen erklärt, unter denen ich das Tragen empfehle. Wir wählen zuvörderst Lasten, die uns nicht beschädigen können, wenn wir sie fallen ließen. Kleinere und größere, durch die Wage bestimmte, Sand-Säcke sind überaus bequem. Wir befestigen einen Riemen mit dem einen Ende an dem Boden, und mit dem andern an der zugebundenen Stelle jedes Sackes, um eine kurze Handhabe zu erhalten. Der Tragende hebt die aufwärts geöffneten Hände bis zur Höhe der Schultern, und man hängt ihm an jede Hand einen Sack, um ihn so halten oder fort tragen zu lassen. Sind mehrere dergleichen Säcke da, so wird die Uebung zur Wette; man streitet mit einander, wer stillstehend sie am längsten hält, oder sie am weitesten trägt.

(*) Erwähnt finde ich dieses in Galen's Buche, *de sanit. tuenda*, L. 2, c. 9: si quis summis manibus, vtraque seorsum apprehenso pondere (cuiusmodi sunt qui in palaestra *Halteres* dicuntur) porrectis his, aut in sublime erectis, eodem habitu persistat.

„Knaben und Jünglinge, die sehr hochsteigende Schultern und kurze Hälse haben, sollten täglich eine Zeitlang mit herabhangenden Armen kleinere und größere Lasten bald tragen, bald stillstehend um die Wette halten; es möchte wohl das sicherste Mittel seyn, jenen Fehler zu verbessern.

„3. Die Rücken-Probe. — Ich habe noch keine Gymnastik angegeben, die besonders auf die Muskeln des Rückens und auf den Rückgrath abgezweckt wäre. Beym Tragen hätte man dieses erwarten sollen; aber ich habe schon oben die Gründe angegeben, warum ich nicht wünsche, daß man junge Personen oft auf dem Rücken tragen lasse. Um diesen Mangel zu ersetzen, schlage ich eine neue Uebung vor.

„Die Perser haben zu Leibes-Uebungen öffentliche Häuser, welche sie Surchöne (Haus der Stärke) nennen, in denen von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen förmlich Gymnastik getrieben wird. Niebuhr ertheilt folgende Nachricht (*):

„Als ich das erste Mahl ein solches Surchöne besuchte, fand ich die Luft daselbst so unrein, daß ich es für rathsam hielt, bald wieder wegzugehen. Indessen wagte ich noch einen zweyten Besuch, und diesmahl blieb ich so lange, daß ich glaube, meinen Lesern einen deutlichen Begriff von den Leibes-Uebungen geben zu können, die hier vorgenommen werden. Das Gebäude war nur klein, aber hoch, und stark gebaut. An jeder der vier Seiten war eine Nische, oder offene Kammer. Der Platz in der Mitte war bloß für diejenigen, welche ihre Geschicklichkeit zeigen, oder sich üben wollten. Die Thür zu diesem Schauplatz war klein und niedrig, und in dem ganzen Gebäude keine Fenster-Oeffnung; nur oben in dem Gewölbe war ein Loch, durch welches etwas Licht fallen konnte; und da dies nicht hinlänglich war, so mußte der Schauplatz mit Lampen erleuchtet werden. Kurz, es schien, daß man bey der

(*) Im 2 B. seiner Reisebeschreibung nach Arabien ꝛc. (Kopenh. 1778, gr. 4.) S. 172, fgg.

der Anlage dieses Gebäudes nur darauf gesehen hätte, um allen Zug-Wind abzuhalten. Dies war freylich nothwendig. Allein, man hätte oben in dem Gewölbe mehr Zug-Löcher machen, und dadurch das Haus von den schlimmen Dünsten reinigen sollen, die jezt den sich hier Versammelnden nicht nur beschwerlich, sondern ihrer Gesundheit gewiß auch schädlich sind.

Ich saß mit einigen wenigen Zuschauern in einer Nische. Die Vornehmen und die Kaufleute, welche hierher kamen um sich zu üben, setzten sich in zwey andere Nischen, und rauchten erst eine Pfeife Tobak, wie in Fig. 4192, wo ich das ganze Schauspiel abzubilden gesucht habe, bey c zu sehen ist. Man konnte hier auch Kaffe bekommen. Drey Musikanten saßen in der vierten Nische. Der eine derselben spielte eine Art Zither, der zweyte schlug eine kleine Pauke, ohne welche die Morgenländer niemahls singen oder tanzen, und der dritte sang bisweilen ein persisches Lied. Als die Liebhaber ihren Kaffe getrunken hatten, und nicht mehr rauchen wollten, kleidete einer nach dem andern sich ab, und sprang ganz nackend, außer in ein Paar engen ledernen Beinkleidern, die mit einem Riemen um den Leib geschnallt waren, mitten auf den Platz. War einer in seiner Kunst schon sehr geübt, so stellte er sich hier gleich auf die Hände, und mit den Füßen in die Höhe, wie die Figur b. Bald darauf aber stellte er sich wieder auf seine Füße, und hielt sein Gebet mit dem Gesichte gegen Mekka gewandt; denn die Mohammedaner sollen bey allem, was sie unternehmen, erst beten, und diese Pflicht vergessen sie also auch nicht, wenn sie diese Art von Komödie anfangen. Die meisten hielten gleich ihr Gebet, und warfen dabey, wie gewöhnlich, ihr Angesicht verschiedene Mahl zur Erde; fig. c.

Die erste Uebung, welche vorgenommen wurde, ist bey d und e abgebildet, in soweit sich dergleichen Künste abbilden lassen. Die ganze Gesellschaft stellte sich neben einander auf Händen und Füßen. War einer noch ein Anfänger, so stand er ungefähr wie d; ein Meister aber streckte Hände und Füße so weit aus einander, als nur möglich, nur mußte die Erde nicht mit dem Bauche berührt werden; fig. e. Alle mußten in dieser Stellung, ohne die Hände oder Füße zu verrücken, mit dem Kopfe gleichsam einen Zirkel, und wenn dies zwey Mahl geschehen

hen war, auch den Durchmesser beschreiben. Je öfter nun einer diese Uebung wiederhohlen kann, desto größer ist er in seiner Kunst. Ich glaube gewiß, daß einige sie über 60 Mahl wiederhohlten. Alles geschah nach der Musik, und sehr taktmäßig. Dann nahmen einige in jede Hand ein großes Stück rundes Holz, und warfen es auf die Schulter, f. Dabey hatten sie weiter nichts zu thun, als die Hölzer taktmäßig von vorn nach hinten auf der Schulter zu bewegen. Nachher hüpften einige mit ihren Füßen gegen ein Bret, welches sie schräg an die Wand gestellt hatten, wie bey g. Andere, die schon mehr geübt waren, gingen mit ihren Füßen höher, wie bey h; und endlich einige, die es in ihrer Kunst noch höher gebracht hatten, stellten sich mit den Händen auf die Erde, wie fig. b.

Es konnte nicht fehlen, daß die Leute nach solchen Uebungen sehr stark schwitzten. Diejenigen also, die dafür bezahlen wollten, setzten sich in eine Nische, und ließen sich von einem Bedienten brav reiben, i; auch dieser arbeitete taktmäßig, und gab demjenigen, der sich unter seine Hände begeben hatte, bisweilen einen derben Streich mit der platten Hand auf den nassen Rücken. Nachher drückte und reckte er ihm alle Glieder. Hierauf fiengen alle an zu tanzen; nicht nach europäischer Manier, wo man unterrichtet wird, die Füße auswärts zu setzen, den Körper gerade und leicht zu tragen, u. s. w. sondern jeder hüpfte für sich allein, einige in einem Kreis herum, k, und andere gegen eine Wand, l; alle bald auf einem, bald auf dem andern Fuße, und dies so stark als möglich, um den Körper brav zu erschüttern. Einige legten sich auf den Rücken, m, mit Küssen unter dem Kopfe und den Armen, um zwey dicke und schwere Stücken Holz taktmäßig in die Höhe zu heben. Zu dieser Uebung fanden sich nur wenige, weil dieselbe ausserordentliche Kräfte erfordert. Der Meister saß dabey, und zählte laut, wie oft der Schüler die Hölzer in die Höhe hob; man kann daher leicht denken, daß der Nachfolgende sich immer bestrebte, den Vorhergehenden zu übertreffen. Hierauf stellten sich alle in eine Reihe, und der Meister hielt vor ihnen eine Rede, oder ein weitläuftiges Gebet, worin er Ali, Hassan und Hössein oft nannte, wobey alle Ringer oder Klopffechter sehr andächtig zu seyn schienen. Es war nicht möglich,

alle

alle die verschiedenen Stellungen des Körpers, die ich bey den folgenden Uebungen sahe, zu zeichnen und zu beschreiben. Ich habe nur eine bey n angezeigt, und diese dauerte nicht lange. Die Füße blieben immer auf einer Stelle, den Körper aber bewegten sie bald aufwärts, bald unterwärts, bald nach vorn, bald nach hinten. Dann fiengen einige paarweise an zu ringen, und auch dies nicht ohne vorhergehende Complimente. Unter andern schlugen zwey ihre Hände zusammen, und legten sie kreuzweise vor die Stirn, wie bey o zu sehen ist, welches ich als einen Gruß ansahe; dann setzten sie sich gegen einander auf die Erde. Jeder suchte, wie er seinen Gegner am vortheilhaftesten angreifen konnte; und wenn sie erst handgemein wurden, rangen sie so lange herum, bald auf den Knien, bald auf den Füßen, bis einer auf der Erde lag. Dann küßte der Ueberwundene dem Sieger ganz ehrerbiethig die Hand. Hierbey gab es keine Stöße oder Schläge, als wenn die Engländer sich boxen. Indessen fühlten doch einige, wenn sie vom Platz giengen, nach ihren Armen und Beinen, als wenn ihre Glieder Ruhe nöthig hätten. Einer von ihnen warf nach und nach alle, die ihre Kräfte mit ihm messen wollten, zu Boden; und als zulezt keiner mehr erschien, so forderte er ein kleines Trinkgeld von den Zuschauern. Kann einer den Beweis bringen, daß er in einer Hauptstadt der Mohammedaner, z. B. zu Isfahan, Konstantinopel, oder Delhi, es bekannt gemacht habe, daß er zu einer bestimmten Zeit mit dem Stärksten ringen wolle, und daß sich keiner gefunden, der ihn hätte zu Boden werfen können, so hat er die Freyheit, einen Löwen in Stein ausgehauen auf sein Grab legen zu lassen.

„Die Beschreibung der Leibes-Uebung, da die „ganze Gesellschaft sich neben einander auf Hände und „Füße, so weit als nur möglich, beyde von einander „stellt, und in dieser Lage, ohne die Hände und Füße „zu verrücken, mit dem Kopfe gleichsam einen Zirkel, „und wenn dieses zwey Mahl geschehen ist, auch den „Durchmesser beschreiben müssen, diese Beschreibung," fährt Hr. Gutsmuths fort: „ist in Rücksicht der Kopf-„Bewegung mir nicht ganz einleuchtend, weil ich den

Zweck

„Zweck davon nicht einsehe. Folgende, darnach gebil„dete Uebung kann ich aber aus Erfahrung sehr em„pfehlen. Die junge Gesellschaft stellt sich in Fronte, „der Führer commandirt: streckt euch! und alle senken „sich auf die Hände zu Boden, und strecken die Beine „so weit als möglich, hintenaus. Der ganze Körper „muß vom Kopfe bis zu den Fersen eine so gerade Linie „machen, als nur möglich ist; mithin muß der ganze „Rücken steif gemacht werden, und die Knie dürfen „nicht gebogen seyn. Die Füße ruhen auf den Spi„tzen der Zehen. In dieser Lage bleiben alle um die „Wette; und die Wenigsten, welche sie am längsten „aushalten, bekommen den Preis.

„Anstrengender wird diese Uebung dadurch, wenn „man sich in jener Stellung nicht ruhig verhält, son„dern die Fuß-Spitzen zum Centrum macht, und mit „den Händen seitwärts fortschreitend, die Peripherie „beschreibt. Wer auf diese Art 10 bis 15 Mahl den „Zirkel vollendet, hat wirklich schon ziemlich viel ge„than. Auf ähnliche Art kann man auch die Hände „in den Mittel-Punct setzen, und mit den Füßen im „Kreise herum gehen. Bey diesen beyden lezten Leb„ungen ist es am besten, die Personen so lange einzeln „vorzunehmen, bis sie gelernt haben, die richtige Stell„ung beyzubehalten. In der Folge kann man Meh„rere in hinlänglicher Entfernung neben einander stel„len, und sie in Gesellschaft üben.

„Zarte Knaben lasse man diese Uebung nicht zu „lange fortsetzen; ein merkliches Zittern der Knie und „Schenkel erinnere den Gymnasten, sie abtreten zu „lassen.

Das Ziehen, ist eine Verrichtung, wozu der menschliche Körper, vermöge seines Baues, weniger eingerichtet ist, als der Körper der vierfüßigen Thiere; auch pflegt der Mensch diese Art, eine Last fortzubringen, selten anzuwenden. Mehr als 25 Pfund ist

nicht

nicht leicht ein Mann von gewöhnlicher Stärke vermögend, auf ebenem Boden horizontal fortzuziehen, und eine Zeitlang damit anzuhalten. Es kann wohl hier keine auf Rädern stehende Last, sondern etwan ein Gewicht, welches an einem über eine Rolle geleiteten Seile aus einem Brunnen herauf gezogen wird, zu verstehen seyn. Die darüber angestellten Versuche haben gelehrt, daß ein starker Mann auf diese Art eine Last von 25 Pfund in einer Minute durch 100 Fuß bewegen könne, welches aber das Aeusserste ist, was man annehmen darf. Bey einem Wagen wird nicht die Last selbst, sondern nur die Friction an den Achsen und der Widerstand an der Unebenheit des Bodens überwunden.

Um die Erklärung der Stärke des Menschen im Ziehen, oder etwas horizontal vor sich her zu stossen, oder zu schieben, deutlicher und verständlicher zu machen, will ich hier annehmen, die Stärke des Menschen sey an der Kurbel einer Walze angebracht, deren Axe horizontal liegt, um welche ein Seil aufgewunden werden soll, an dem die Last hängt. Der Abstand oder die Zwischenweite zwischen dem Mittel-Puncte der Walze und dem eigentlichen Kurbel-Bug oder Kurbel-Arm, sey dem Halb-Diameter der Walze gleich, um dadurch die Vergleichung der angebrachten Kraft und Stärke ohne einige Vermehrung von Seiten der Maschine anzustellen; auch soll hierbey weder auf die Reibung der Achsen der Walze, noch auf die Unbiegsamkeit des Seiles während des Aufwindens gesehen werden.

Erstens ist klar, daß, wenn der Kurbel-Bug horizontal und ungefähr in der Höhle der Knie steht, die Stärke des Menschen, der solchen hebt, indem er ihn herauf zieht, zu gleicher Zeit eine Last von 150 ℔. zu heben vermag, die an dem Ende des Seiles befestigt seyn dürfte, wenn er nähmlich dabey alle mögliche Vortheile zu Hülfe nimmt, weil es eben so viel ist, als wenn diese Last auf

die schon oben erklärte Art gehoben werden sollte. Wenn es aber darauf ankommt, daß die Kurbel niederwärts gedrückt werden soll, so kann diese Kraft nicht mehr, als ungefähr 140 ℔., betragen, welches die Schwere seines ganzen Körpers ist, welche er daselbst anbringen kann, wenn er sich gegen die Kurbel anstämmet, und sonst mit nichts belästigt ist; in diesem Falle wird er einen noch grössern Nachdruck zu bewirken vermögend seyn.

Zweytens, wenn der Kurbel-Bug senkrecht oder vertical steht, und zwar ungefähr in der Höhe der Schultern, so ist gewiß, daß ein Mensch wenig oder gar kein Vermögen haben wird, solche Kurbel herum zu drehen, weder durch Anziehen, noch durch Fortstoßen mit den Händen, wenn beyde Füße neben einander geschlossen stehen, und der Leib vollkommen aufrecht sich befindet; wie solches in Fig. 4192 *) durch die Linie A B vorgestellt ist, und zugleich auch die Linie der Arme A M, so wie sie nähmlich horizontal stehen, und mit der Linie A B einen rechten Winkel machen, weil in dieser Stellung weder die Stärke des ganzen Leibes oder seiner Theile, noch auch seine Schwere, die geringste Kraft durch Stoßen oder Anziehen ausüben können, welches aus den Regeln der Mechanik folgt; denn hier ist die Breite der Füße als ein Punct B angenommen.

Steht hingegen die Kurbel höher oder niedriger, als die Höhe der Schultern, so macht die Linie, die von den Schultern bis an die Hände geht, nähmlich A M. mit der von den Schultern bis an den untern Theil der Füße, nähmlich A B, einen stumpfen oder spitzigen Winkel; und hier kann der Mensch einige Kraft ausüben, sowohl die Kurbel anzuziehen, als fort zu stoßen. Diese Stärke beruhet einzig und allein auf der Schwere des Leibes, welches leicht einzusehen und zu beweisen ist. Auch ist diese Schwere oder Stärke so anzusehen, als wäre sie in dem Mittelpuncte der Schwere des Menschen zusammen vereinigt, welches, bereits erwähnter Maßen, die Höhe der Scham-Gegend ist. Man muß demnach einzig und allein auf die Schwere des Leibes Acht haben, um das Gleich-Gewicht zu bestimmen; denn der Nachdruck der Muskeln in den Beinen und Schenkeln dient zu nichts, als dieses Gleichgewicht im Gehen oder Fortschreiten zu erhalten.

Es sey, in Fig. 4192 **), die Kurbel D in der Höhe der Schultern A, und der Mittelpunct der Schwere des Körpers im Punct C, wo der Körper sich sehr gegen die Kurbel D vorwärts neiget, der untere Theil der Füße aber sey im Punct P. Es ist also 1) der Punct P als der feste Standpunct eines Hebels oder einer geraden Stange, PCH, anzusehen, welche, da sie durch den Mittelpunct der Schwere des ganzen Leibes C hindurch geht, die Arm-Linie AM im Punct H berührt. 2) Da nun dieser Punct des Hebels C mit der Schwere des ganzen Leibes von 140 ℔. nach seiner natürlichen Richtung belästigt ist: so wird das äussere Ende H nach der horizontalen Richtung MAH erhalten. Nach dieser Angabe ist, nach den Regeln der Mechanik leicht zu beurtheilen, was für ein Vermögen die Schwere des Körpers im Punct C nach ihrer natürlichen Richtung an der Kurbel nach der horizontalen Richtung DH zu bewirken vermögend seyn möchte.

Es sey, z. B. PH = 240 Theilen, und PC = 80 solchen Theilen. Da nun das Vermögen des ganzen Leibes im Punct C = 140 ℔. angenommen wird, so wird dieses Vermögen im Punct H mehr nicht als 80 ℔. betragen, oder als wenn im Punct H eine Last von 80 ℔. wäre, die daselbst nach ihrer natürlichen Richtung hienge, welche, nach den hier vorausgesetzten Gründen, zu MA perpendikular oder senkrecht seyn muß. Zieht man nun aus dem festen Standpunct P, die Linie PF zu MAF rechtwinkelig oder perpendikular, so wird die Last von 80 ℔. im Punct H nach ihrer natürlichen Richtung zu dem Vermögen eben dieser Last nach der horizontalen Richtung MAH gegen die Kurbel in dem Verhältnisse wie PF zu AF stehen, welches das Vermögen der 80 ℔. in einer mittelmäßigen Neigung des Leibes ACB sehr schwächt und vermindert.

Wenn man auch noch einmahl z. B. annimmt, die Linie PCH mache mit MAF einen Winkel PHF von 70 Grad, so neiget sich alsdann die Leibes-Linie ACB gegen den Horizont oder zu MF nach einem Winkel, der größer ist als 60 Grad, welches beynahe die höchste Neigung ist, in welcher der Leib seyn, und dabey fortschreiten kann; und alsdann verhält sich der Sinus von 70 Grad, welcher hier PF ist, zu dem Sinus seines Complementes, nähmlich hier zu HF, ungefähr wie 3 zu 1; und es beträgt also der Nachdruck von 80 ℔. im Punct H, nach

seiner natürlichen Richtung, in Vergleichung des Nachdruckes, den diese 80 ℔. in der horizontalen Richtung vollziehen, mehr nicht als das Drittel von 80 ℔., nähmlich ungefähr 27 Pfund.

Die Stärke eines Menschen mit vor sich gebogenem Leibe, beläuft sich im horizontalen Ziehen oder vor sich her Stoßen, nicht höher als auf 27 Pfund. Diejenigen, die von der Stärke eines Menschen noch nie eine Probe angestellt haben, wenn er nähmlich mit den Armen etwas vor sich her stoßen, oder während des Fortschreitens ein Seil horizontal anziehen soll, und sein Leib dabey vorwärts gebogen ist, das Seil mag nun an den Schultern oder in der Mitte des Leibes angebracht und befestigt seyn, da der Erfolg oder Nachdruck hiervon bey einerley Leibes-Neigung deshalb nicht größer, oder geringer wird, weil der Sinus der Neigung und sein Complement solchenfalls allezeit in einerley Verhältniß stehen; alle diejenigen, sage ich, die hiervon noch durch keine Probe überzeugt worden sind, werden fast nicht glauben können, daß die ganze Stärke eines Menschen sich solchenfalls nach einer horizontalen Richtung nicht höher, als auf 27 ℔. belaufen sollte. Deswegen folgt aber nicht, daß ein Mensch, wenn er sich vorwärts neiget, nicht eine weit größere Last, als 27 ℔., sollte halten können, weil, wenn die Linie PH mit FH einen Winkel von 45 Grad macht, unstreitig gewiß ist, daß die Schwere des Leibes 70 ℔. würde halten können. Machte er hingegen eine Neigung nach einer Linie, wie hier AB, die mit dem Horizonte weit unter dem Winkel von 45 Grad wäre, so ist gar kein Zweifel, daß er sich kaum würde erhalten, viel weniger dabey fortschreiten können.

Die Stärke eines Menschen im horizontalen Ziehen, mit rückwärts gebogenem Leibe, ist das Gegentheil von demjenigen, was im Vorhergehenden gesagt worden ist. Der eben geführte Beweis

dient

dient auch zu einer deutlichen Ueberzeugung, daß ein Mensch weit mehr Stärke zum Ziehen hat, wenn er dabey rückwärts fortschreitet, als vorwärts. Denn in dieser Leibes-Stellung ist die Linie PCH, Fig. 4192***), welche von dem Untertheile der Füße P an, den Mittelpunct der Schwere C hindurch geht, und wovon eben eigentlich allein die Vermehrung oder Zunahme der Stärke abhängt, jederzeit mehr gegen den Horizont geneigt, als die Leibes-Linie ACB; es hat also in diesem Falle gerade das Gegentheil Statt, von allem dem, was von der vorhergehenden Stellung gesagt worden ist.

Allein, diese Art des Ziehens kann nicht füglicher und besser genutzet werden, als wenn ein Seil angezogen werden soll, und der Mensch dabey beständig an einem und demselben Orte stehen bleibt, da denn der Mensch in diesem Falle nicht unterlassen wird, sich von selbst in solche Stellung zu setzen, weil die Natur und Erfahrung uns selbst lehrt, in den gemeinen und gewöhnlichen Verrichtungen allemahl die möglichsten Vortheile anzuwenden. Und eben dies ist auch die Ursache, warum Schiff-Leute, und überhaupt alle diejenigen, welche zur See fahren, die Ruder allezeit von vorn her nach sich ziehen, weil sie auf diese Art mehr Stärke besitzen, als wenn sie dieselben vorwärts stießen, wie diejenigen zu thun pflegen, die zu Venedig die Gondeln führen, wovon ich keine andere Ursache anzugeben weis, als, es geschehe um deswillen, damit sie beständig den Ort sehen und vor sich haben, wohin sie zu fahren begehren, woran ihnen denn auch weit mehr, als an der großen Stärke, gelegen ist, wegen der sehr häufigen Wendungen, die sie in den Canälen machen müssen, und zugleich auch um zu verhüten, daß sie nicht an einander stoßen.

Vergleichung der Stärke eines Menschen, mit der Stärke eines Pferdes im Ziehen. Unter allen Thie-

ren, die zum Ziehen gebraucht werden, sind die Pferde die stärksten. Da aber diese Stärke nicht von ihrer Schwere abhängt, wie bey den Menschen, sondern vielmehr von den Muskeln ihres Leibes, und von der Beschaffenheit ihrer Theile und Glieder überhaupt, welche zum vorwärts Stoßen oder Ziehen einen sehr großen Vortheil zum voraus haben; so muß man sich wohl mit der Erfahrung begnügen, nach welcher man weis, daß ein Pferd horizontal so viel zieht, als 7 Menschen; mithin vermag ein Pferd horizontal nicht mehr, als ungefähr etwas weniger, als 200 Pfund, zu ziehen. Es kommt nicht darauf an, daß, wenn es auch beladen wäre, es nicht noch etwas mehreres ziehen sollte; es ist aber gewiß wenig in Ansehung des Begriffes, den man von der großen Stärke dieses Thieres sich zu machen pflegt. Da nun aber dessen Stärke gemeiniglich nur so weit in Betrachtung gezogen wird, wenn es an eine Maschine mit Rädern angespannet ist, wie an Wagen und Karren; so kann man solchenfalls keinen vollkommen richtigen und zuverlässigen Anschlag machen, indem sie auf einer ebenen und horizontalen Fläche nur so viel Stärke bedürfen, als zur Ueberwältigung der Friction an den Achsen erforderlich seyn dürfte.

Es ist auch dieses noch mit anzumerken, daß 3 Menschen mehr thun, als 1 Pferd, wenn es darauf ankommt, eine Last einen hohen Berg hinauf zu tragen; denn 3 Menschen, jeder mit 100 Pfund beladen, steigen bergan viel geschwinder und leichter, als ein Pferd mit 300 Pfund Last; welches bloß von der Beschaffenheit der Theile des menschlichen Körpers herrührt, die zum Steigen viel geschickter sind, als die Glieder und Theile des Pferdes.

Hieraus ist nun endlich auch noch dieses zu ersehen, daß diejenigen, die in der Meinung stehen, daß sie die Schwere des Pferdes mit Vortheil benutzen

könn-

könnten, wenn sie es an einer Maschine mit einem Schnell-Balken gebrauchten, um die Kolben einer Wasser-Pumpe oder einen Pumpen-Stock dadurch in Bewegung zu bringen, wo sie in der Ausübung selbst gewiß nicht das werden gefunden haben, was sie sich nach Berechnung der Schwere dieses Thieres vorgestellt haben, weil es bey jedem Schritte auch eine Art von Erhebung oder Steigen in solchem Falle ausüben muß.

„Bey dem als Leibes-Uebung angestellten Ziehen," sagt Hr. Gutsmuths, „thut uns das Seil, das wir schon beym Klettern gebraucht haben (*), gute Dienste; aber es muß stark, zuverlässig und hinlänglich lang seyn. Der Gymnast theilt die Gesellschaft in zwey Theile. Er weis die Kräfte des einen Theiles sehr gut gegen die Kräfte des andern abzumessen; er sieht zugleich auf die Beschaffenheit des Bodens, wo dieser Wettstreit begonnen werden soll; denn die kleinste Abdachung desselben hat Einfluß auf die Kraft beyder Theile. Wenn sie nun gehörig abgetheilt sind, jede Partey ihr Ende des Seiles ergriffen, und sich in die gehörige Stellung zum Ziehen gesetzt hat, so giebt der Anführer durch 1, 2, 3! das Zeichen zum Anfange des kleinen Krieges. Von diesem Augenblicke an verwandeln sich alle Gesichter, der Ausdruck der körperlichen Anstrengung leuchtet aus jedem Zuge hervor, und der ganze Körper entspricht diesem Ausdrucke des Gesichtes. Alle Glieder werden angestrenget, besonders Füße, Knie, Schenkel, Arme, Hände, Rücken und Schultern. In Kurzen ist die Sache entschieden, der eine Theil hat den andern fortgezogen, und äussert seine Freude darüber, indessen der andre Entschuldigungen hervorsucht.

(*) Siehe im LXXI Th., S. 570.

„Zur Abwechselung läßt der Gymnast oft nur zwey Personen am Seile mit einander kämpfen. Da es hier ganz auf persönliche unzweydeutige Stärke ankommt, jeder nur für seine Person steht, und keiner sich hinter die Schwäche seiner Gehülfen, wie vorhin, verstecken kann: so thun Beyde um desto mehr ihr Möglichstes. — Ich habe gesagt, das Seil müsse lang seyn, dies ist unumgänglich nöthig, wenn auf beyden Seiten, Mann hinter Mann anfassen und ziehen soll; denn jeder muß hinreichenden Platz haben, weil sonst einer auf die Füße des andern tritt, was man bey dieser Uebung sehr zu verhüten hat.

„Aehnlich war bey den Griechen die Διελκυστίνδα, ein Spiel, welches häufig in und ausser den Palästen getrieben wurde. Eine Partey suchte dabey die andere auf ihre Seite zu ziehen (*). Ganz abweichend davon war die Ἑλκυστίνδα. Ein mannshoher Pfeiler stand im Boden. Oben war ein Loch durchgebohrt, durch welches ein Seil gezogen wurde. Auf dieser und jener Seite hieng sich ein Knabe daran, und so suchte einer den andern in die Höhe zu ziehen. Beyde standen mit den Rücken gegen einander gekehrt (**).

„Regel: Beym Heben, Tragen und Ziehen halte man die Beine, so viel als möglich, geschlossen, und den Mund stets verschlossen."

Das Schieben oder Fortstoßen mit den Armen, ist ebenfalls eine Arbeit, die der Bau des menschlichen Körpers nicht sehr begünstigt, wenn es auf ebenem Boden geschieht. Bey den Schieb-Karren (s. im XXXV Th., S. 165,) muß der Mensch einen großen Theil der Last tragen; obgleich dieses nicht nothwendig ist, da es bey einer bessern Einrichtung dieses Fuhr-

(*) *Jo. Meursius* de Ludis Graecorum, *Pollux* L. 9, c. 7.

(**) *Meursius*, l. c. *Eustath.* ad Iliad. 5.

Fuhrwerkes die Last ganz, oder beynahe, der Achse des Rades aufbürden könnte. Siehe auch oben, S. 400.

Das Knien ist eine sehr beschwerliche Stellung, deren bereits im XLI Th., S. 417, fgg. Erwähnung geschehen ist.

Das Bücken mit niederhangendem Kopfe, ist für Vollblütige eine der gefährlichsten Stellungen. Der Schwindel, das Kopfweh, eine Betäubung der Sinne, der Schlagfluß und das Blutspeyen, kann von lange anhaltendem tiefen Bücken veranlasset werden. Auch schon das Vorwärtsbeugen, ohne daß der Kopf ganz bis gegen die Erde geneigt ist, hat seine Gefahr. Wer auf einem sehr niedrigen Tische etwas zu besehen oder zu arbeiten hat, und sich im Stehen davor niederbückt, wird bald ein heftiges Ziehen im Rücken und im Kreuze empfinden, und wenn er vollblütig ist, wird ihm das Gesicht vergehen; er wird Brausen vor den Ohren hören, und es wird ihm ein Schwindel befallen, welcher ihn nöthigt, sich niederzusetzen. Wenn man sich nun oft vergißt, und durch vielfältige Wiederhohlung dieser Stellung dergleichen Zufälle sich zur Gewohnheit macht, so kann man dadurch endlich seiner Gesundheit einen unersetzlichen Schaden zufugen. Ich bedaure hierbey das arme Frauenzimmer, welches viel in der Küche zu thun hat, und bey einem sehr niedrigen Herde kochen muß, und verdenke es allen, die es daran wenden können, wenn sie sich denselben nicht höher bauen lassen.

Endlich zwingen auch viele Kleidungen den Leib in unnatürliche Stellungen. Hierher gehören vornehmlich: das feste Einwindeln der Kinder, wovon sie krüppelig und ungesund werden; die engen Fall-Hüte, welche die weichen Knochen des Kopfes zusammen drücken (s. Th. XII., S. 155); die Gängel-Bänder, worin Kinder die ganze Last ihres Körpers unter den Armen tragen, und das ohnedies flache Gelenk des

Schulterbeines leicht ausrenken (s. Th. XV, S. 626, f.); die Gängel-Wagen, welche die Füße verderben (s. eb. das. S. 627, f.); die Schnürleiber der Frauenzimmer und Kinder, welche dem Athemhohlen und der Verdauung gleich schädlich sind, schwere Krankheiten verursachen, und gewiß mehr Krüppel machen, als sie curiren; die hohen und engen Schuhe, wovon die untersten Füße ungestaltet werden, und die beschwerlichen Leichdörner entstehen; die engen Kleidungen der Mannspersonen, welche die Brust und den Unterleib in ihren Bewegungen hindern, und dgl. mehr. Kurz, eine jede Leibes-Stellung, wodurch entweder sogleich, oder nach und nach, die Structur eines solchen Leibes verändert, die Verrichtung einiger Theile des Leibes gehindert, verzögert, unterbrochen, oder gar aufgehoben, oder die Kraft der Muskeln und Gelenke so stark übertrieben werden kann, daß dadurch der Mensch vor der Zeit alt und unvermögend gemacht wird; jede solche Stellung des Leibes, sage ich, ist ungesund.

Da nun die allergemeinsten Leibes-Stellungen ohne Ausnahme schädlich werden können, so ist keine bessere Regel für alle, als daß man in keiner lange verharre. Die beständige Abwechselung derselben macht sie alle unschädlich. So weiset uns die Natur immer auf einerley Zweck, nähmlich auf die Bewegung, auf den Gebrauch unserer Muskeln und Gelenke, hin; und wir sollen, nach dem Ausdrucke des Hrn. D. Unzer, die Wallfahrt dieses Lebens durchaus, wie eine Wanderschaft, und nicht wie eine Schlitten-Fahrt, zurück legen.

Leibes-Strafe, eine Strafe, welche unmittelbar an dem Leibe oder Körper, durch Verursachung körperlicher Schmerzen vollzogen wird; zum Unterschiede von der Geld-Strafe und Lebens-Strafe. Etwas bey Leibes-Strafe verbieten. In dem zusammengesetz-

gesetzten Leib- und Lebens-Strafe, scheint es die veraltete Bedeutung des Lebens zu haben, so daß das hinzugefügte Leben dem erstern nur zur Erklärung dient. Siehe Strafe.

Leibes-Symmetrie, s. Leibes-Größe, oben, S. 75, fgg.

Leibes-Uebung, L. Corporis exercitatio, Fr. Exercice du corps, eine Uebung der Glieder und Fähigkeiten des Leibes, d. i. des Körpers; diejenige Bemühung, die man zur Ausbesserung und Vollkommenheit seines Leibes und dessen Gliedmaßen vornimmt. Insgemein sieht man damit bloß auf den Leib selbst, daß man dadurch entweder dessen Gesundheit erhalte und befördere, oder ihm eine Geschicklichkeit gebe, sich in eine solche Bewegung und Stellung zu bringen, wodurch man sich nicht nur zu gewissen Verrichtungen geschickt, sondern auch bey Andern angenehm mache. Die Leibes-Uebungen haben daher einen zweyfachen Grund: der eine ist in dem natürlichen Rechte gegründet; denn da wir, nach demselben, unsern Leib zu erhalten verbunden sind, so liegt uns auch ob, die Mittel, welche zur Erreichung des Endzweckes nöthig sind, anzuwenden, wohin unter andern auch die Leibes-Uebungen, in sofern man sich dadurch eine der Gesundheit zuträgliche Bewegung macht, gehören, welches aber auch ohne viele künstliche Exercitien geschehen kann; wiewohl wenn man von Exercitien redet, ordentlich solche Uebungen des Leibes darunter verstanden werden, welche man nach den Regeln der Kunst einrichtet, dergleichen das Tanzen, Reiten, Fechten, Voltigiren, Ringen, Schwimmen, Ballschlagen, u. a. m. sind. Das Wort Leibes-Uebungen scheint also nicht immer in einerley Bedeutung genommen zu werden. Nicht selten pflegt man dabey nur an diejenigen Uebungen zu denken, welche unsere Erziehung noch beybehalten hat, als: Tanzen und Reiten. Diese

sogenannten galanten Uebungen gehören, wenn wir etwa noch das Fechten mit dazu rechnen, zur vornehmen Bildung, und haben daher jene Benennung beynahe ausschließlich bekommen, ob sie gleich nur einen Theil, und vielleicht nicht einmahl den nützlichsten Theil der körperlichen Bildung ausmachen. Geht man der Etymologie des Wortes nach, und versteht unter üben, eine Handlung zu wiederhohlten Mahlen vornehmen, um es darin zur Fertigkeit zu bringen, so muß man nothwendig unter Leibes-Uebungen nur diejenigen Bewegungen des Körpers verstehen, welche einer öftern Wiederhohlung bedürfen, um auf eine zweckmäßige Art ausgeführt zu werden. Jede dieser Bedeutungen würde vieles ausschließen, was doch zur körperlichen Bildung zuträglich ist. Eine Bedeutung des Wortes von etwas weitern Umfange ist demnach, wenn man unter Leibes-Uebungen alle Bewegungen und Kraft-Anwendungen des menschlichen Körpers, in sofern sie die Vervollkommnung desselben zum Zweck haben, versteht. Dadurch, daß Bewegungen, auch ausser Kraft-Anwendungen, in der Erklärung begriffen sind, wird diese auch für solche Uebungen passend, welche ohne Anwendung einiger Kraft geschehen können, und nachher unter dem Nahmen passiver Uebungen vorkommen werden. Durch die Bestimmung: „in sofern sie Vervollkommnung des Körpers zum „Zweck haben," wird dasjenige ausgeschlossen, was zwar auch Bewegung des Leibes, und Anstrengung körperlicher Kraft, vielleicht oft im hohen Grade erfordert, wobey aber andere Zwecke sind, als Bildung des eigenen Körpers; von der Art sind die Arbeiten der Handwerker, Tagelöhner, u. s. w. Manche dieser Arbeiten können indessen zur Vervollkommnung des Körpers oft gute Dienste thun, so wie hingegen manche andere dem Körper nachtheilig sind.

Fer-

Ferner unterscheidet man ritterliche Uebungen und gymnastische Uebungen. Unter jenen versteht man: Tanzen, Reiten, Voltigiren und Fechten; unter diesen versteht man jezt meistentheils: Ringen, Laufen, Springen, Werfen, Balanciren und Schwimmen. Die Kunst sich im Ringen, Laufen, Werfen ꝛc. zu üben, um sowohl der Gesundheit damit zu Statten zu kommen, als auch sich dadurch zum Kriege geschickt zu machen, wurde bey den Griechen und Römern die Gymnastik, Gymnastica, weil solche Uebungen in besondern, zu dieser Absicht prächtig erbaueten und zweckmäßig eingerichteten Gebäuden, welche Gymnasien, Gymnasia, hießen, erlernet und getrieben wurden, oder vielmehr, weil man einen Theil dieser Uebungen nackt, γυμνός, vornehmen mußte (*). Gymnica hingegen war, wenn man durch die Gymnastik so viel erlernt hatte, daß man mit Andern sich in einen Kampf einlassen und den Sieg hoffen konnte, solche auch wohl in denjenigen Spielen, welche Ludi gymnici genannt wurden, und worin die Wett-Läufer zu Fuße, die Fechter oder Faust-Kämpfer, und die Luctatores oder Ringer, sich sehen ließen, zu Ehren der Götter mit ausübte.

Willkürliche Bewegungen des Körpers, deren Absicht die Erhaltung der Gesundheit, oder die Verhütung von Krankheiten ist, verdienen keine andere Benennung, als die von Leibes-Bewegungen. Solche körperliche Bewegungen sind: das Gehen, Reiten, Fahren ꝛc. wie es der diätetische Arzt Personen vorschreibt, welche dadurch die Verdauungs-Kraft erhalten oder erwecken, die unmerkliche Ausdünstung be-

(*) *Martial.* Lib. III, epigr. 68, v. 3. Bey den meisten Uebungen legte man zwar die Kleider ab, doch bedeckte man die Scham dabey mit einem besondern Schurze (Subligaculum.)

ung befördern, die Erschlaffung der festen Theile verhindern, und des Genusses der freyen Luft theilhaftig werden sollen. Bey einigen von diesen Leibes-Bewegungen ist der Körper ganz thätig, bey andern fast ganz leidend, und bey noch andern in einem gemischten, theils leidenden, theils thätigen Zustande. Leibes-Bewegungen entstehen und sind auch am unentbehrlichsten unter den höheren Ständen thätiger und aufgeklärter Völker, welche die wichtigsten Arbeiten sitzend verrichten, und deren Körper also künstlicher Reize oder Stöße bedarf, um nicht in seinen Lebens-Verrichtungen gestöret zu werden. Man findet sie hingegen unter unzähligen trägen oder schwachen Völkern nicht, weil diese eine jede nicht ganz unentbehrliche Anstrengung ihrer Kräfte scheuen. Auch traf man sie unter den stärksten und unruhigsten Barbaren nicht an, weil diese täglich die heftigsten Leibes- und Waffen-Uebungen trieben, und also keine sogenannte körperliche Bewegungen brauchten, um gesund zu bleiben, oder nicht krank zu werden. Spanische und andere celtische Krieger lachten, als sie römische Centurionen und Tribunen im Lager spazieren gehen sahen (*). Die Barbaren lachten, nicht, weil sie zu solchen geringen Anstrengungen zu träge waren, sondern weil ihnen die leichten Anstrengungen durchaus zwecklos schienen.

Von körperlichen Bewegungen unterscheiden sich die eigentlichen Leibes-Uebungen, oder die gymnastischen Uebungen dadurch, daß diese nicht bloß, wie jene, die Gesundheit erhalten und Krankheiten abwenden, sondern dem Körper eine mehr als gewöhnliche Größe, Stärke, Schönheit, Dauerhaftigkeit und Geschwindigkeit verschaffen sollen. Laufen, Springen, Tanzen, Schwimmen, Jagen, Balgen, Ringen,

(*) *Polloutier*, I. 446.

gen, und das Werfen von größern oder kleinern Gewichten nach gewissen Zielen, sind nur alsdann wahre gymnastische Uebungen, wenn sie in den erwähnten Absichten, unter der Aufsicht und Anführung von erfahrnen Meistern, oder wenigstens nach erprobten Regeln der Kunst getrieben werden. Waffen-Uebungen, oder kriegerische Uebungen, haben einen viel beschränktern Zweck, als Leibes-Uebungen; ihre Bestimmung ist nähmlich, den Körpern von Jünglingen und Männern diejenige Stärke, Dauerhaftigkeit und Gewandheit zu geben, wodurch sie fähig werden, die Beschwerden des Krieges ohne Murren und Schaden zu ertragen, die Befehle und Winke von Vorgesetzten schnell und pünctlich auszurichten, den Streichen von Feinden geschickt auszuweichen, und dem Feinde sichere Streiche beyzubringen.

Manche Arbeiten wurden, oder werden auch izt noch als Leibes- oder als kriegerische Uebungen getrieben. Wenn man Hauen, Sägen, Graben und das Tragen von Lasten, als bloße Uebungen zur Bildung des Körpers unternimmt, so verlieren diese Anstrengungen körperlicher Kräfte den Nahmen von Arbeiten, weil sie eine andere Absicht haben, als man durch eigentliche Arbeiten zu erreichen sucht (*).

Ganz verschieden von allen bisher erwähnten Bewegungen und Uebungen des Leibes, sind diejenigen, bey denen man sich vorsetzt, das Erstaunen oder die Bewunderung einer müßigen oder neugierigen Menge zu erregen, und alle diejenigen Belohnungen zu erhalten, womit eine solche Menge das große Verdienst, sich ergötzt zu haben, zu vergelten pflegt. Die griechischen Athleten wollten eben so wenig, als Seil-Tänzer und Luft-Springer, durch die gymnastischen Künste,

(*) Ungefähr so urtheilte Galen, de sanitate tuenda. II. c. 8. 10.

ste, welche sie übten, ihre Gesundheit bewahren, oder ihren Körper schöner, stärker und dauerhafter machen; oder endlich sich zu den Beschwerden und Gefahren des Krieges vorbereiten; sondern sie wollten bloß einen ergötzungssüchtigen Pöbel unterhalten, und die Preise, welche den Beförderern von öffentlichen Lustbarkeiten ausgesetzt waren, einärndten.

Classification der Leibes-Uebungen. Man kann, nach Hrn. Vieth (*), die körperlichen Uebungen auf verschiedene Arten abtheilen. In anatomischer Rücksicht auf die Theile des Körpers, welche geübt werden, kann man unterscheiden: Uebungen des Kopfes, des Rumpfes und der Gliedmaßen, d. h. der Arme und Beine. Wiederum kann man aus diesen Haupt-Abtheilungen mehrere Neben-Abtheilungen absondern, nach den einzelnen Stücken, woraus jene Haupt-Stücke des Körpers bestehen. Die Uebungen der Sinn-Organe könnten noch von den Uebungen jener Glieder abgesondert werden. Eine Abhandlung über körperliche Uebungen nach dieser Ordnung eingerichtet, würde völlig mit dem System der Anatomie des menschlichen Körpers parallel gehen; aber es würde unbequem seyn, sich an diese anatomische Ordnung strenge zu binden, weil die meisten Leibes-Uebungen mehrere Glieder des Körpers, bald das eine, bald das andere, betreffen. In Ansehung dieses leztern Umstandes würde man unterscheiden müssen: einfache Uebungen, welche nur einzelne Glieder des Körpers in Wirksamkeit setzen, (wohin auch die Uebungen der Sinn-Organe zu rechnen sind,) von zusammengesetzten Uebungen, welche den ganzen Körper, oder wenigstens mehrere Theile desselben zugleich, beschäft-

(*) In s. *Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen*, 2 Th. (Berl. 1795, gr. 8.) S. 3, fgg.

schäftigen. Bey jenen könnte man das anatomische System zum Grunde legen, bey den leztern aber würde es nicht ohne Zwang möglich seyn.

Eine andere Eintheilung, wobey auf das Verhalten der Muskel-Kraft Rücksicht genommen wird, kann, in Verbindung mit dem so eben angeführten, zu einem System der Leibes-Uebungen dienen. In physisch-mechanischer Rücksicht kann nähmlich der menschliche Körper entweder in Ruhe, oder in Bewegung, betrachtet werden, und in diesem sowohl, als in jenem Zustande, kann entweder seine Kraft wirken, oder nicht wirken.

Im Zustande der Ruhe ohne alle Anwendung körperlicher Kraft, in einer passiven Ruhe, befindet sich der Mensch, wenn er so liegt, daß alle Muskeln schlaff sind. Es ist der Zustand des Körpers im tiefsten Schlafe und in völliger Unthätigkeit.

Ruhe, in sofern das Wort das Gegentheil von Bewegung bezeichnet, kann auch Statt finden, mit und durch Anwendung der Muskel-Kraft, und dann würde sie active Ruhe genannt werden können, wenn nähmlich der Mensch Kräften, die ihn zu bewegen streben, widersteht. Der Sprach-Gebrauch nimmt das Wort Ruhe nicht immer für Gegentheil von Bewegung, sondern auch oft für Gegentheil von Thätigkeit, weil Thätigkeit sich gemeiniglich durch Bewegung äussert; in dieser Bedeutung wäre active Ruhe ein Widerspruch.

Die Kräfte, denen der Mensch widersteht, um in Ruhe zu bleiben, dürfen wir nicht immer nothwendig von aussen her kennen. Er kann die Kräfte seines eigenen Körpers nach entgegengesetzten Richtungen wirken lassen; so daß sie sich einander aufheben, und mithin Nichtbewegung erfolgt; oder, er kann der Schwer-Kraft, welche seinen Körper alle Augenblicke gegen den Boden drückt, widerstehen, wie denn unser

gan-

ganzes waches Leben fast ein beständiger Kampf der Muskel-Kraft mit der Schwer-Kraft ist. Dies ist z. B. der Fall beym Stillstehen, auch zum Theil beym Stillsitzen, und bey hundert andern Lagen.

Bewegung kann ebenfalls ohne einige Thätigkeit bewirkt werden, da man sie passive Bewegung nennen kann. Solche passive Bewegungen sind es, wenn man sich wiegen, schaukeln, fahren läßt, ꝛc. wobey der ganze Körper von einem Orte zum andern bewegt wird. Sie können auch einzelne Theile betreffen, z. B. wenn ein Glied von einer äussern Kraft gebogen, gedrückt, gerieben wird, und dgl.

Von den activen willkürlichen Bewegungen überhaupt, und deren Abtheilungen, s. im LXXI Th., S. 555, f.

Geschichte der körperlichen Bildung und Leibes-Uebungen verschiedener Völker älterer und neuerer Zeit. Leibes-Uebungen wurden ohne Zweifel schon in den ältesten Zeiten getrieben; dies liegt in der Natur der Sache. Freywillige Anwendung körperlicher Kräfte ist mit Wohlbehagen verbunden. Schon das Kind sucht seine kleine Kraft geltend zu machen. Der Knabe, der Jüngling ist ganz Thätigkeit und Bewegung, wenn man ihn nicht widernatürlich zum Stillsitzen zwingt, und wenn wir Männer sehen, bey denen diese Regsamkeit ganz verschwunden zu seyn scheint, denen jede Bewegung Mißbehagen verursachet; so ist dieses nicht der Natur, sondern einer Ausartung zuzuschreiben, die von unserm Luxus und unsern sitzenden Arbeiten herrühren.

Jugendliche Uebungen sind so alt als das Menschen-Geschlecht, und der Anfang aller nachherigen künstlichen Uebungen. Knaben, sich selbst überlassen, laufen, springen, klettern, ringen, werfen in die Wette,

und

und machen im Kleinen Alles, was den Sieger zu Olympia zum Halb-Gott erhob.

Menschen, die noch dem Stande der Natur näher sind, als europäischer Cultur, seßen auf körperliche Stärke, auf Geschwindigkeit und Muth, einen großen Werth. Leibes-Uebungen, als Mittel, jene zu erlangen und zu vermehren, sind ihnen daher wichtig. Jagd und Krieg fordern sie zu Abhärtung und Stärkung des Körpers auf. Der beste Jäger ist bey ihnen der angesehenste Mann; man wahlt ihn zum Anführer im Kriege, und er wird wohl gar, sey es durch Wahl oder Gewalt, auch Beherrscher im Frieden. Bey ihren Waffen kommt noch alles auf körperliche Stärke, auf Schnelligkeit, auf Ertragung von Schmerzen und Ungemach, an. Von Kindheit auf üben sie sich daher im Laufen, Schießen mit Pfeil und Bogen, Werfen des Wurfspießes ꝛc. Nothwendigkeit, und Trieb, sich auszuzeichnen und Ansehen zu verschaffen, spornen sie täglich an. Man weis, wie mächtig diese Triebfedern sind, und welchen Grad der Vollkommenheit Wilde, oder sogenannte Wilde, in dem Gebrauche ihres Körpers erreichen; wovon weiter unten Mehreres vorkommen wird.

So wie Jagd und Krieg, und die darauf sich beziehenden Uebungen, die wichtigsten Angelegenheiten solcher Völker sind; so machen Gesang und Tanz das wesentliche Stück ihrer Lustbarkeiten aus, und oft dienen auch jene ersten Uebungen zu ihren Vergnügen. Gesang und Tanz sind die natürlichsten, unwillkürlichsten Ausbrüche der Freude; kein Wunder also, daß man mit ihnen jede frohe Begebenheit begleitet, und Göttern und Helden Feste feyert.

Bey mehrerer Verfeinerung gewinnen auch die Uebungen des Körpers eine andere Gestalt. Was vorher kunstlose Bewegung war, wird jezt nach Regeln behandelt. Aus jenen rohen kriegerischen Ueb-

ungen und aus den natürlichen tripudiis der Freude entsteht Paläſtrik und Orcheſtrik.

Kräfte mit einander im Kampfe zu ſehen, iſt immer ſehr unterhaltend. Man könnte hinzuſetzen: wenn ſie nicht zu groß und nicht zu klein ſind, um die Nerven des Zuſchauers nicht zu ſtark und nicht zu ſchwach zu rühren. Nichts iſt daher geſchickter zum Schauſpiel, als Wettſtreit körperlicher oder geiſtiger Kräfte. Jener, mehr die Sinne beſchäftigend, iſt für den großen Haufen ſinnlicher Menſchen am angemeſſenſten. Daher das Vergnügen an Kampf-Spielen, wo Menſchen mit Menſchen, Menſchen mit Thieren, Thiere mit Thieren ſtreiten. Wettkämpfe im Laufen, Ringen ꝛc. werden zu öffentlichen Luſtbarkeiten und Spielen, woran die Nation mit Leidenſchaft hängt, und welche durch Pracht-Aufwand und religiöſe Ceremonien glänzender und feyerlicher werden. Der Geſchmack an dieſen Spielen erhält ſich lange. Alle Sinne des Zuſchauers finden Beſchäftigung ohne Anſtrengung. Trieb nach Ruhm und Anſehen macht dieſe Aeuſſerungen ſeiner Kraft für den Kämpfer wünſchenswerth. So lange Bildung und Stärkung des Körpers noch für jeden Einzelnen nothwendig ſind, um ſich zu vertheidigen, zu nähren und Anſehen zu erwerben, ſo lange behalten ſolche Spiele National-Intereſſe. Allein bey einer folgenden Stufe der Cultur verlieren ſie dieſe allgemeine Wichtigkeit, wenn ſie auch das Unterhaltende als Schauſpiel noch behalten; doch vermindert ſich auch ſelbſt lezteres bey veränderten Sitten. — Weit getriebener Luxus erzeugt Bequemlichkeit, Weichlichkeit, Schwäche. Die Muskeln der Kämpfer werden zu ſchlaff zur Anſtrengung des Kampfes, und die Nerven der Zuſchauer zu empfindlich gegen ſtarke Erſchütterungen.

Wiſſenſchaftliche Bildung verdrängt die gymnaſtiſche. Spiele des Witzes treten an die Stelle körperlicher

licher Kampf-Uebungen. Starke und schöne Körper werden seltener, desto häufiger aber starke und schöne Geister. Bücher-Beschäftigung, und eine Menge Arbeiten von Künstlern und Handwerkern, erfordern einförmige Lagen des Körpers, ohne sonderliche Stärke und Geschwindigkeit. — Streit der Privat-Personen darf nicht mehr durch Faust-Kampf schnell entschieden werden, sondern wird durch die Justiz langsam beendigt, und Kriege der Völker werden bey veränderten Waffen weniger durch körperliche Kräfte, als durch angewandte Mathematik, geführt. Der Soldat wird ein Stein im großen Schach-Brete der Könige, und der Bürger braucht keine Muskel-Fiber zu spannen, um das Spiel gewinnen zu helfen, wovon er nichts versteht, und was in sofern angeht, als er gemeiniglich am Ende der verlierende Theil ist; doch machen einige Frey-Staten Ausnahme.

Einer Religion, die Liebe und Sanftmuth lehrt, scheinen Kampf-Spiele, wobey sich leicht grausame Auftritte eräugnen können, nicht angemessen. Schade nur, daß eben diese Religion selbst oft zu Grausamkeiten veranlassete! Mißverstandene Frömmigkeit stelle alles, was die Erde und den Körper betrifft, als geringschätzig dar. Die Lehrer dieses Systems bekommen die Besorgung des Unterrichtes und der Erziehung der Jugend in ihre Hände. — Es ist zu vermuthen, daß Bildung des Körpers dabey nicht in Anschlag kommt, sondern ganz vernachlässigt wird.

Nun sind gymnastische Uebungen nicht mehr allgemeiner Gegenstand der Erziehung, weil ihre Nothwendigkeit nicht mehr in die Augen fällt; auch als Lustbarkeiten verlieren wenigstens die paläistrischen ihr Interesse. Fecht- und Tanz-Uebungen sind nun theils brodlose Künste, theils sündliche Vergnügungen der Welt, die im Argen liegt. Der Körper ist eine lästige Bürde, und wird es auch jezt wirklich in physischer

Bedeutung, weil er schwächlich und unbrauchbar wird aus Mangel an Uebung seiner Kraft.

Doch der gänzliche Verfall der Leibes-Uebungen wird, ungeachtet der eben angeführten Umstände, noch verhindert. Die Kräfte der sich entwickelnden Natur drängen die Glieder des Knaben und des Jünglinges zu sehr, als daß sie sich ganz unterdrücken ließen. Er wird vielleicht gezwungen, der Natur zum Troß, tagelang krumm zu sitzen, um seinen Kopf zur Plunder-Kammer von Sachen zu bilden, die nichts für Geist und Herz haben; allein begierig ergreift er jede kärglich zugemessene Frey-Stunde, um einiger Maßen der Natur zu folgen, und sich durch Bewegung schadlos zu halten, so viel er kann und darf.

So lange Streitigkeiten der Völker, oder, richtiger zu reden, Händel der Könige, nicht durch Tribunale und Deductionen ausgeführt und geschlichtet werden, bleiben immer noch kriegerische Uebungen unter einer zahlreichen Classe von Menschen eigentliches Handwerk, und diese tragen immer sehr viel zur Bildung des Körpers bey. Die neuere Taktik macht den Soldaten zur Maschine, aber diese Maschine muß sich doch mit Nachdruck und Präcision bewegen.

Viele Arbeiten der Handwerke, so wie die Geschäfte des Landmannes, erfordern körperliche Kraft, wenn gleich nicht körperliche Bildung.

Zur vornehmen Erziehung werden einige Leibes-Uebungen noch als nothwendig angesehen. Die Galanterie und das gesellschaftliche Vergnügen erfordern den Tanz; das Point d'honneur der Soldaten, Adelichen und Studenten, das Fechten; die Jagd, das Reiten. Neuere Erzieher endlich sehen die Wichtigkeit gymnastischer Uebungen ein, und suchen sie nach und nach wieder in Aufnahme zu bringen. Es ist zu wünschen, daß es gelingen möge!

Dies scheint ungefähr der Gang zu seyn, den die gymnastische Bildung genommen hat: Roher Anfang unter allen Völkern, wie noch jezt unter uncultivirten Nationen; glänzende Periode, unter Griechen und Römern; Abnahme, obgleich nicht gänzlicher Verfall, und Hoffnung zur Wiederherstellung in neuern Zeiten.

Die unvollständigen Nachrichten, die von den ältesten Bewohnern der Erde auf uns gekommen sind, betreffen fast nur Nahmen, Geschlechts-Tafeln, Kriege und Religion. Von Sitten und Gebräuchen findet man wenig. Man kann daher nicht viel mehr von ihnen sagen, als daß sie natürliche und kunstlose Uebungen getrieben haben, wie sie ihre Lebens-Art erforderte.

Körperliche Stärke war vermuthlich unter den Ur-Bewohnern der Erde in weit höherem Grade, als unter den jezigen im Ganzen genommen. Es wird sich schwerlich entscheiden lassen, ob die Nachrichten und Hypothesen von ihrem hohen Alter, von ihrer Größe und Kraft gegründet und buchstäblich anzunehmen sind. Die Phantasie hat die Freyheit, sich eine Menschen-Art zu denken, deren Körper und Lebens-Dauer die unsrigen weit übertreffen. Die alte Geschichte redet von Riesen-Völkern: „Ein groß, hoch „Volk, die Kinder Enakim. . . Wer kann wider die Kinder „Enak bestehen?“ 5 Mos. 9, 2. „Das Land dadurch wir „gegangen sind, frisset seine Einwohner, und alles Volk, das „wir darinnen sahen, sind Leute von großer Länge. Wir „sahen auch Riesen daselbst, Enaks Kinder von den Riesen; „und wir waren vor unsern Augen als die Heuschrecken, und „also waren wir auch vor ihren Augen;“ 4 Mos. 13, 33. 44. „Die Enim waren ein groß, stark und hoch Volk, wie die „Enakim. Man hielt sie auch für Riesen, gleichwie Enakim;“ 5 Mos. 2, 10. 11. „Das Land der Kinder Ammon ist

„auch geschäzt für der Riesen Land, und haben auch vor „Zeiten Riesen darin gewohnt, und die Ammoniter hießen „sie Sammesumim. Das war ein groß, stark und hoch Volk, „wie die Enakim," 5 Mos. 2, 20. 21. Die Enakim kommen, wie man sieht, fast allenthalben vor, wo von Riesen geredet wird; sie müssen also damahls ziemlich berühmt gewesen seyn. — Die alte Fabel-Lehre erzählt von Titanen und Cyklopen. — Was oben von der Jagd gesagt wurde, bestätigt sich unter andern an dem Beyspiele des Nimrod; „er war ein ge„waltiger Jäger vor dem Herrn," 1 Mos. 10, 9. und zugleich der erste Unterdrücker der Freyheit, der uns genannt wird. Doch ich verlasse diese Riesen und Gewaltigen der Ur-Welt, die hier nur beyläufig zu erwähnen waren, und werde jezt von einigen Völkern hierher gehörige Nachrichten anführen.

Die alten Israeliten, waren in kriegerischen Uebungen nicht ungeschickt; wenigstens finden wir in den Geschicht-Büchern Nachricht von vorzüglichen Schleuderern. „Unter alle diesem Volke," es ist von den Kindern Benjamin die Rede, „waren sieben hundert „Mann auserlesen, die link waren, und konnten mit der „Schleuder ein Haar treffen, daß sie nicht fehlten;" Richt. 20, 16. — David war in seiner Jugend ein überaus geschickter Schleuderer. „Er thät seine Hand in die „Tasche, nahm einen Stein daraus, und schleuderte, und „traf den Philister an seine Stirn, daß der Stein in seine „Stirn fuhr, und er zur Erden fiel auf sein Angesicht;" 1 Sam. 17, 49. Sein besiegter Feind, der große Goliath, wird in der Bibel, 6 Ellen und eine Handbreit hoch beschrieben, auch war seine Stärke zu bewundern, da er eine ungeheure Last von Panzer und Spieß trug und handhabete; s. oben, S. 117. David hatte vorher schon Proben von ebenfalls ungemeiner Stärke abgelegt. Er sagte: er habe schon einen

Löwen

Löwen und einen Bär besiegt. Religiöse Tänze finden sich bey den Jsraeliten schon in den frühesten Zeiten, wovon im Art. Tanz gehandelt werden wird.

Die Erziehung der Juden war übrigens, nach *Josephus*, von dem jüdischen Kriege, J. B. §. 12, sehr eingezogen. Der Unterricht, den man der Jugend gab, erstreckte sich meistens nur auf das göttliche Gesetz, und es scheint nicht, daß gymnastische Uebungen daben in Betrachtung kamen. Eben so wenig hatten sie im Anfange öffentliche Spiele, als welche ihren Gesetzen vielmehr zuwider waren. Erst um das Jahr 3924, unter der Regierung des Königes Herodes des Großen, wurden solche Spiele eingeführt, und zwar mit großem Widerwillen eines Theiles der Nation, nähmlich derer, die noch den alten Sitten getreu blieben, und sie nicht von römischen und griechischen Gebräuchen verdrängt wissen wollten. Herodes wich von den alten Sitten und Gewohnheiten gar sehr ab, vielleicht zum Theil aus Geschmack, theils um dem römischen Kaiser Augustus, dem er sehr verbindlich war, gefällig zu seyn. Er achtete, sagt *Josephus*, jüd. Gesch. XV, 8. das nicht mehr, wodurch das Volk zur Gottesfurcht angehalten ward. Er stiftete, dem Kaiser zu Ehren, zu Jerusalem Fechter-Spiele, die alle 5 Jahr sollten gehalten werden; eine Nachahmung der olympischen Spiele. Er bauete, in dieser Absicht, in der Stadt Jerusalem selbst ein Theater, von dessen Pracht viel gerühmt wird. Es war mit Abbildungen der Thaten des Kaisers geziert. Ausserhalb der Stadt ließ er auch ein Amphitheater bauen. Die Spiele, welche nun hier alle 5 Jahr mit großer Pracht gehalten wurden, zogen eine Menge Menschen nach Jerusalem, theils um den Spielen zuzusehen, theils um selbst Theil daran zu nehmen. Er hatte vorzüglichen Kämpfern, Wett-Läufern, Musikern und Tänzern große Belohnungen ausgesetzt, und es war

also kein Wunder, daß immer starker Zulauf von solchen Virtuosen an seinem Hofe war. Dieses alles, und die Menge wilder Thiere, Löwen ꝛc. die zu den Kampf-Spielen aufbewahret wurden, verursachete große Kosten, und war so wenig nach dem Geschmacke der altväterisch gesinnten Parthey, daß eine Verschwörung gegen den Herodes gemacht wurde, von der ihn aber seine große Wachsamkeit rettete. So wie zu Jerusalem, so ließ er auch, im 28sten Jahr seiner Regierung, zu Cäsarea Kampf-Spiele halten, womit er diese neu erbauete Stadt einweihete, und wozu ebenfalls eine Menge Kämpfer, Musiker, wilder Thiere, Pferde ꝛc. gebraucht wurde. *Josephus*, XVI. 5.

Die Phönizier, eine Nation, die sich mehr auf Handlungs-Speculationen, als auf Leibes-Uebungen legte, sollen, nach dem Berichte des Plinius, die Schleuder erfunden haben.

Von den alten Aegyptern findet man, was Leibes-Uebungen betrifft, wenig Nachricht. Einige behaupten, daß Kampf-Spiele unter ihnen Statt gefunden haben, z. B. *Salmuth*, in s. Anmerkung zum *Guido Pancirollus*, S. 694, aber ohne Nachweisung der Quelle. Andere sagen das Gegentheil, z. B. *Barthelemy*, Voyage du jeune Anacharsis, II. 641. Mit der lezten Meinung stimmt wenigstens eine Stelle im *Diodorus Siculus*, II. 72. überein, wo dieser Geschichtschreiber erwähnt, daß die Aegypter die Ringe-Kunst gering geschätzt haben, weil sie, ihrer Meinung nach, nur vorübergehende Stärke des Körpers gebe. Ob sie alle übrigen Uebungen verworfen haben, wie *Barthelemy* anzudeuten scheint, läßt sich aus dem, was man davon findet, nicht entscheiden. Geschickte Gaukler und Seil-Tänzer muß es unter ihnen gegeben haben, wovon weiter unten noch Einiges vorkommen wird.

Die

Die Perser, obgleich eine orientalische Nation, der man gemeiniglich eher Weichlichkeit und Luxus, als Stärke und Frugalität zutrauet, waren Freunde von körperlichen Uebungen, und harter mäßiger Lebens-Art. Ich rede von den alten Persern zu den Zeiten des Cyrus. Die ganze öffentliche Erziehung war gymnastisch, d. i. sie zielte darauf ab, dem Körper Stärke und Schnelligkeit, der Seele Muth und Duldungs-Kraft, zu ertheilen. Xenophon giebt in seiner Cyropädie, von der Erziehung, oder vielmehr von dem ganzen Lebens-Laufe der Perser eine Beschreibung, die man wohl mehr als historisch richtig annehmen darf, wenn gleich das Buch im Ganzen genommen, nicht als Geschichts-Quelle zu empfehlen ist. Diejenigen, welche an dieser öffentlichen Erziehung Theil nahmen, brachten die erste Periode ihres Lebens, oder das Knaben-Alter, bis zum 16ten Jahr mit Uebungen zu, wie sie sich für ihr Alter schickten, besonders mit Bogen und Wurfspieß. Die 10 folgenden Jahre machten die Periode des Jünglings-Alters aus. Die Uebungen mit Bogen und Wurfspieß wurden fortgesetzt, und jezt kam noch das Reiten hinzu, welches alles auch schon in dieser Periode zu ernstlichen Zwecken angewendet wurde. Die Jünglinge mußten auf die Wache ziehen; sie wurden gebraucht, Missethäter zu verfolgen; sie giengen oft auf die Jagd, weil diese für die beste Vorübung zum Kriege gehalten wurde, indem sie zur Ertragung von Hunger, Durst, Hitze und Kälte, und zum Muth in Gefahren, gewöhnt. Waren sie von diesen Geschäften frey, so übten sie sich zu Hause in Wett-Kämpfen mit Bogen und Wurfspieß, oder Pferde-Rennen. Die persische Jugend, sagt Herodot, lernt drey Dinge: Reiten, Pfeile abschießen, und Wahrheit reden. Das Publicum nahm lebhaften Antheil an den Fortschritten, welche sie in diesen Geschicklichkeiten gemacht hatten;

und die Archonten sowohl, als diejenigen, welche die Erziehung im Knaben-Alter besorgt hatten, wurden mit Ehrenbezeugungen und Lobsprüchen belohnt. Mit dem Ende des 25sten Jahres fieng die Periode des männlichen Alters an, welche 25 Jahr dauerte. So wie die Jünglinge schon zum Dienste des gemeinen Wesens in Dingen, wo es auf Schnelligkeit ankam, angehalten wurden, so dienten die Männer dem State in solchen Geschäften und Unternehmungen, wo Ueberlegung und Stärke nöthig war. Die Waffen der Männer waren von den Waffen der Jünglinge unterschieden; diese waren zum Gebrauch in der Ferne, jene zum Gebrauch in der Nähe und im Handgemenge, bestimmt.

Bey einer so thätigen und zugleich mäßigen Lebens-Art, bey so vielen körperlichen Uebungen und Arbeiten konnte es nicht fehlen, daß die Alten eine dauerhafte Gesundheit genossen, und von manchen Beschwerlichkeiten, die den müssigen Menschen oft anfechten, und seine Gegenwart selbst für Andere unangenehm machen, wenig wußten. Ein Körper, der seine Säfte gehörig verarbeitet, setzt weniger Unreinigkeiten an denjenigen Oertern ab, die zur Entledigung derselben bestimmt sind. Die Perser scheinen nicht ganz Unrecht gehabt zu haben, wenn sie umgekehrt von vielen Absonderungen der Unreinigkeiten auf ein müßiges und unthätiges Leben schlossen. Dies war, ausser dem Angenehmen, was in der Sache selbst für die Sinne liegt, der Grund, warum sie nicht nur das Ausspucken, Ausschnauben, und andere dergleichen Dinge, sondern auch einen dicken Bauch, die Entfernung wegen irgend eines natürlichen Bedürfnisses aus der Gesellschaft, für unanständig hielten.

Cyrus war ein großer Freund der Leibes-Uebungen. Er hatte es im Reiten so weit gebracht, daß ihm keiner seiner Zeit-Genossen es darin zuvor that.

Er

Er ſtellte feyerliche Wett-Rennen an, wobey die Renner ſich nach Völkerſchaften in Partheyen (Quadrillen) theilten.

Xenophon klagt die Perſer am Ende der Cyropädie an: ſie ſeyn ſeit der Regierung des Artaxerxes ganz von ihrer vorigen männlichen Lebens-Art abgewichen, und in Weichlichkeit und Luxus verſunken, ſo daß nur noch einige Spuren der ehemahligen perſiſchen Lebens-Art unter ihnen zu finden wären.

Wie ſehr die Perſer im Treffen mit Pfeil und Bogen geübt waren, davon finden wir auch ein Beyſpiel in der Geſchichte des Königes Cambyſes, welches ſeinem Herzen noch mehr Schande, als ſeinem Arme Ehre macht. Um den Prexaspes, der ihn wegen ſeines vielen Trinkens getadelt hatte, zu überzeugen, daß er wohl wiſſe, was er thue, ließ er den Sohn dieſes Höflinges in die Thür treten, und durchbohrte ihn aus der Ferne mit einem Pfeile, der gerade das Herz traf. Der Barbar ließ den Körper öffnen, und zeigte dem Vater triumphirend das Herz ſeines Sohnes. Prexaspes hatte die Niederträchtigkeit, das Meiſterſtück ſeines Herrn unterthänigſt zu bewundern.

Die Parther (*) waren, eben ſo wie die Perſer, im Reiten und im Gebrauche des Bogens beſonders geſchickt. Sie pflegten im Kriege mit großer Schnelligkeit gegen den Feind anzurennen, und eben ſo geſchwinde wieder zurück zu prallen, da ſie dann rückwärts ihre Pfeile auf den Feind abſchoſſen.

Die Skythen waren vor Alters ebenfalls als geſchickte Bogen-Schützen berühmt, daher der Ausdruck: ſcythica pharetra, und dgl. Eben das gilt von den Sarmaten, Maſſageten, Amazonen. Daß die Amazonen ihren Töchtern in der Jugend die rechte Bruſt aus-

(*) Man hält die Nahmen Perſer und Parther für gleichbedeutend; ſie ſollen nähmlich beyde von Einem Stamm-Worte herkommen, welches reiten bedeutet, ſo daß alſo Perſer und Parther ſo viel als Reiter ſagen will.

ausgebrannt haben, damit diese ihnen nicht im Gebrauche des Bogens hinderlich fallen sollte, sieht einer Fabel eben so ähnlich, wie die Meinung vom Ausschneiden oder Ausbrennen der Milz bey den Läufern der Alten; s. Th. LXVI, S. 56. Die Brust könnte wohl nicht sehr hindern, den Bogen zu spannen, (wenn gleich eine Amazonen-Brust etwas größer gewesen seyn mag, als man jezt unter den Trompeulen findet,) und dann sieht man auf alten Denkmählern die Amazonen mit beyden Brüsten. Alle diese vorerwähnte Nationen waren auch als geschickte Reiter bekannt. Die Skythen hatten sich durch ihre schnellen und dauerhaften Pferde so vielen Ruf erworben, daß der König Philipp sich eine große Menge skythischer Stuten kommen ließ, um seine Pferdezucht damit zu verbessern. — *Montfaucon* liefert eine Abbildung eines angeblich sarmatischen Reiters, von der Columna Traiana entlehnt, die wegen der besondern dicht anschließenden Bedeckung, sowohl des Reiters als des Pferdes, merkwürdig ist. Die ganze Figur ist nähmlich, wie ein Fisch, mit Schuppen über und über versehen. — Die Massageten hielten viel auf Pferde, und belegten das Geschirr mit Gold-Blech; die Brust der Pferde wurde mit einer Metall-Platte beschützt.

Daß die Mauren, im Wurfspießwerfen sehr geübt gewesen seyn müssen, zeigt schon der Ausdruck Mauri iacula an. Auch waren sie gute Reiter. Auf der Columna Traiana sind maurische Reiter abgebildet, welche man an ihren gekräuselten Haaren und gekämmten Bärten erkennt, weil dieses mit Strabo's Beschreibung übereinstimmt, der die Mauren als Petit-maitres schildert. Sättel und Steigbügel waren bey diesen Völkern nicht gebräuchlich; sogar gebrauchten manche nicht einmahl einen Zaum, sondern regierten ihre gut abgerichteten Pferde bloß durch Schenkel und Gerte, wie noch jezt Kosaken und Kalmuken.

muken. Von den Numidiern, deren Pferde von kleiner unansehnlicher Statur, aber von großer Schnelligkeit, und vortrefflich abgerichtet gewesen seyn sollen, sagt Claudian: dextra mouet iaculum, praesentat pallia laeua, cetera nudus eques.

So wenig von den meisten ältern Völkern zu sagen war, so reichen Stoff liefern uns dagegen die Griechen. Diese merkwürdige Nation ist unsere Lehrerinn in der Geometrie, in der Dichtkunst, in der Redekunst, in der Bildhauerkunst, in der Baukunst; möchte sie es doch auch seyn in der für die Menschen so wichtigen Kunst, Körper und Geist zugleich zu bilden, worin sie es zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit brachte, und wobey sie sich so wohl befand!

Keine Nation behandelte die körperliche Bildung ernstlicher, wichtiger und systematischer, als die Griechen. Leibes-Uebungen machten den wichtigsten Theil ihrer Erziehung aus. Die Griechen sahen ein, daß der Mensch — halb Körper, halb Geist, — die Kräfte beyder üben müsse, um sich ganz zu dem vollkommenen Geschöpfe zu entwickeln, was er, als das Meisterstück der Natur, nach den Absichten des Schöpfers werden kann (*). Ich rede insonderheit von den spätern cultivirteren Griechen.

Die

(*) Man kann auch hinzu setzen, daß die Griechen insbesondre von der Natur begünstigt zu seyn schienen, um zu einem hohen Grad der Ausbildung des Geistes, der Empfindungen und der körperlichen Kräfte zu gelangen. Ich sage nichts von ihrem schönen Lande, von dem herrlichen Klima; nur von ihren körperlichen Anlagen will ich hier eines erwähnen, was Pauw in seinen Untersuchungen über die Griechen anführt, nähmlich die Vollkommenheit ihrer Gesichts-Organe. „Die Athenienser," sagt er: „konnten „von dem Vorgebirge Sunium, den Federbusch und die „Lanzenspitze der Statue der Minerva, auf der Burg von „Athen, unterscheiden, welches eine Entfernung von „6 deutschen Meilen war."

Die früheren Zeiten der noch rohen Pelasger sind nicht so wichtig zu unserm Behuf, ob sie gleich ihre Spiele und Tänze hatten. „Religion, Geschichte, „Philosophie, alles was der Nation damahls wichtig „seyn konnte, war in Liedern verfaßt, die nicht ge„schrieben, sondern, weil man noch nicht schreiben „konnte, auswendig gelernt, und von musikalischen „Instrumenten und Tänzen begleitet, bey gottesdienst„lichen und andern öffentlichen Versammlungen und „Processionen abgesungen wurden“ (*). Von den Thessaliern sagen Einige, daß sie das Reiten erfunden haben, daher die Fabel von den Centauren und Hippocentauren entstanden sey. Dem Könige Irion in Thessalien ward eine Heerde Ochsen rasend; da nun dieselben im Lande großen Schaden thaten, so setzte der König eine ansehnliche Belohnung darauf, diese Thiere zu erlegen; die Einwohner eines Dorfes Nephele setzten sich auf Pferde, verfolgten die Ochsen und erlegten sie, daher sie ἀπὸ τῦ κεντῦν τὺς ταύρυς den Nahmen Kentauren (Centauren) erhielten. Die Fabel machte hieraus in der Folge eine Umarmung des Ixion und einer Wolke (νεφέλη). Die Lapithen, mit denen diese Centauren in Händel geriethen, sahen diese zu Pferde sitzende Menschen für Ungeheuer, die Pferd und Mensch zugleich wären, an. Eben so gieng es den Amerikanern, als sie die Spanier zu Pferde erblickten.

Wir verlassen dieses rohe und fabelhafte Zeit-Alter der Griechen, um zu der schönern und für Leibes-Uebungen, wie für Geistes-Werke so glänzenden Periode der cultivirten Griechen zu kommen. Ich werde zuerst von den Leibes-Uebungen der Griechen reden, und sodann ihrer öffentlichen Spiele kurz Erwähnung thun.

Die

(*) Gatterer Abriß der Universal-Historie, I. 189.

Die spartanische Erziehung zielte, von der ersten Kindheit an, darauf ab, den Körper abzuhärten und zu üben, ihn sowohl zur Ertragung von Beschwerlichkeiten jeder Art, als zu allen Bewegungen, die Stärke und Schnelligkeit erfordern, geschickt zu machen. Gleich nach der Geburt wurde das Kind in Wein gebadet, mit Oehl beschmiert, und sodann von den Aeltesten des Tribus auf einem öffentlichen Platze besichtigt. Fanden diese dasselbe schwächlich, so wurde es von dem Berge Taygetus in den Abgrund gestürzt. Der Schild war die Wiege des Säuglinges, und der Knabe mußte in der Folge sein Lager selbst von Schilf, welches er an den Ufern des Eurotas ausraufte, bereiten. Er wurde frühzeitig gewöhnt, Hunger und Durst, Hitze und Kälte zu ertragen. Er mußte lernen, sich im Finstern ohne Licht zu recht zu finden, und mit Standhaftigkeit Schmerz zu erdulden. Jährlich an einem bestimmten Tage wurden die spartanischen Knaben, der Diana zu Ehren, auf deren Altar bis aufs Blut gegeißelt; viele verloren sogar durch diesen, nach unsern Begriffen, barbarischen Gebrauch, das Leben; aber alle hielten diese Marter mit Standhaftigkeit aus. So viel vermag Erziehung und Ehrbegierde!

Bey den Athenienfern war die Erziehung weit sanfter. Die Kinder wurden in Windeln eingewickelt, trugen eine Art von Schnürbrust, und bekamen reichliches und zum Theil leckerhaftes Essen und Trinken. Wenn gleich die Spartaner in ihrer Erziehung manches allerdings mögen übertrieben haben, so scheint es doch, daß die Bildung ihrer Jugend, welche gänzlich öffentliche Angelegenheit des States war, im Ganzen genommen, die beste in Griechenland gewesen sey. Auch Aristoteles gesteht dieses, ob er gleich sonst nicht zu sehr für die Lacedämonier eingenommen ist. Männlicher Muth, Heroismus, selbst bey dem weiblichen Geschlechte, Verachtung aller Gefahren, so

bald es das Vaterland betraf, höchste Frugalität, — bey welchem Volke der Welt fand man wohl alle diese Tugenden in höherm Grade, als bey den Spartanern! Und ihr Körper — welche Festigkeit und Dauer mußte er bey einer solchen Erziehung erhalten! Die Weiber, welche ähnliche Uebungen vornahmen, waren nicht minder stark, und doch schön; zwar hatten sie nicht die weiche Form einer Venus, aber dagegen die majestätische Gestalt einer Juno, und den ernsten Blick einer Minerva. Wie hätten nicht bey solchen Müttern Stärke des Geistes und des Leibes unter diesem Volke erblich werden sollen.

Schon bey der Geburt war, wie oben erwähnt ist, die Erhaltung oder Verwerfung des Kindes dem Urtheile öffentlicher Richter überlassen; das Kind wurde schon von dem ersten Augenblicke seines Lebens, als dem State angehörig, betrachtet. Mit dem siebenten Jahre aber endigte sich die älterliche Erziehung, und die Bildung der Jugend wurde nun ganz als öffentliche Sache angesehen. Oeffentliche Erziehungs-Gebäude waren nun fast ihr beständiger Aufenthalt, wo Körper und Geist unter Aufsicht der Lehrer zu den Uebungen, die ich hernach anzeigen werde, angehalten wurden. Ein solches Gebäude wurde Gymnasium genannt, und den Ursprung dieser Benennung habe ich bereits oben erklärt. Nach der Zeit wurden auch die Oerter, wo man die Studia trieb, Gymnasia genannt (*), doch auf eine unschickliche Art, weil man nirgends weniger, als dort, sich nackt darf sehen lassen (**); allein der Nahme ist daher gekommen, weil die Philosophen sich erstgedachter Gymnasien auch zu ihren Schulen mit bedienten, welche denn

(*) *Cic.* de Orat. L. 1, c. 13. *Plin.* L. 1, ep. 22.

(**) *Scalig.* Poëtic. c. 22.

denn daher ihren vorigen Nahmen behalten haben, ob man gleich ganz andere Dinge darin trieb (*).

Diese Gebäude, Gymnasien, die zuerst in Sparta üblich waren, wurden auch bald in Athen, und andern Städten Griechenlandes, sehr gemein. Die berühmtesten waren zu Sparta das Kranium; zu Athen die Academia, das Lyceum, Cynosarges, und Ptolemaeum, von welchen ich weiter unten reden werde. In spätern Zeiten giengen sie auch nach Italien über, wurden in Rom nachgeahmet, sehr verbessert und erweitert, und sind, dem Nahmen nach, auch bis auf uns gekommen, aber auch nur den Nahmen nach. In den griechischen Gymnasien wurde Denk-Kraft und Muskel-Kraft gleichmäßig geübt; in unsern Schulen und sogenannten Gymnasien, oft keine von beyden. Die Zöglinge der griechischen Gymnasien waren, den Tag über, mit ihren Uebungen unter wachsamer Aufsicht ihrer Lehrer beschäftigt; unsere Halb-Studenten sind meistens sich selbst und dem far niente überlassen. In den griechischen Gymnasien lernten die jungen Leute Dinge, die sie in ihrem Leben brauchen konnten; — es wäre Satire, dies von unsern Lehr-Anstalten, im Ganzen genommen, zu behaupten. Dort wurde der Körper gestärkt durch freye Luft, durch Baden und durch gymnastische Uebungen; hier wird er geschwächt durch verschlossene, zum Theil dumpfige Zimmer, und krumm sitzen. Um aber bey dieser Parallele nicht ungerecht zu seyn, müssen wir nicht vergessen, daß auch in Athen und Sparta, gewiß manches Unzweckmäßige und Schädliche in den Gymnasien wird Statt gefunden haben, weshalb jenes Lob eingeschränkt werden muß, und daß es dagegen in Dessau, Schnepfenthal, und andern Orten der heutigen

(*) *Cic.* l. c. c. 5. *Voss.* Etymol. in *Gymnasium.*

igen Welt, Anstalten giebt, welche jener Tadel nicht trifft.

Die Gymnasien der Griechen bestanden nicht aus einzelnen Gebäuden, sondern aus einer Menge an einander hangender Gebäude, die so geräumig waren, daß sie viele Tausende zugleich fassen konnten, und daß Raum genug für die Philosophen, für die Lehrer der Beredsamkeit, und aller übrigen Wissenschaften, die hier ihre Vorlesungen hielten, insgl. für die Kämpfer, Tänzer und alle andere, die nur wollten, da war, um sich zu einer und eben derselben Zeit ohne die geringste Störung und Unterbrechung üben zu können. Es ist Schade, daß wir von der architektonischen Einrichtung der griechischen Gymnasien keine recht befriedigende Beschreibung haben. Im *Pausanias* findet man bloß allgemeine Erwähnung der Kampf-Schulen an mehrern Orten. Zu seiner Zeit waren sie noch zu bekannt, als daß er es für nöthig erachtet hätte, sie ausführlich zu beschreiben. *Vitruvius* handelt zwar, im 11 Cap. des 5ten Buches, davon; allein was er darüber sagt ist nicht deutlich. In Rom waren zu seiner Zeit noch keine; und was er davon wußte, hatte er also vielleicht selbst nur aus Beschreibung; es könnte mithin wohl seyn, daß er nicht genau unterrichtet gewesen ist; auch scheint es, daß in die Stelle, wo er die Bau-Art der Gymnasien beschreibt, vielleicht durch Schuld der Aufschreiber, Fehler eingeschlichen sind. Da indessen des *Vitruvius* Werk über die Bau-Kunst, immer sehr wichtig und schätzbar ist und bleibt, so schalte ich dessen Beschreibung der griechischen Gymnasien, mit Hrn. Vieth erläuternden Anmerkungen darüber, hier ein.

„Nunc mihi videtur, tametsi non sint italicae consuetudinis, palaestrarum aedificationes tradere explicate, & quemadmodum apud Graecos constituanter monstrare (1). Constitu-

(1) Die Gymnasien waren, wie man hieraus sieht, noch nicht in

ſtituuntur autem in tribus porticibus hexedrae ſpatioſae (2), habentes ſedes, in quibus philoſophi, rhetores, reliquique qui ſtudiis delectantur ſedentes disputare poſſint. In palaeſtris periſtylia quadrata ſive oblonga ita ſunt facienda, vti duorum ſtadiorum habeant ambulationis circuitionem, quod Graeci διαυλον vocant, ex quibus *tres porticus ſimplices* disponantur, *quartaque* quae ad meridianas regiones eſt conuerſa *duplex*, vti cum tempeſtates ventoſae ſunt, non poſſit aſpergo in interiorem partem peruenire (3). In duplici autem porticu collocentur haec membra (4). *Ephebeum* (5) in me-

 dio;

in Italien eingeführt, als Vitruv ſchrieb. Nero ſcheint das erſte erbauet zu haben. (*Sueronius*, in vita Neronis, c. 12.) Die Paläſtren und Gymnaſien waren, nach *Barthelemy*, in ſofern verſchieden, daß dieſe zu Uebungen der Jugend, jene für Athleten von Profeſſion beſtimmt waren. Die Bau-Art aber war in beyden einerley. Auch wurde wohl das Gymnaſium, oder ein Theil deſſelben, Palaeſtra genannt.

(2) Unter hexedrae verſtehen Einige in Wänden eingeſchloſſene Zimmer, welches aber Andere für irrig halten, und vielmehr glauben, daß es offene Abtheilungen in den Säulen-Hallen waren. Dies letztere iſt auch wahrſcheinlicher. Die vielen in Mauern eingeſchloſſenen Säle und Kammern, die man in mehrern Grundriſſen an allen Seiten des Periſtyls gezeichnet findet, ſind wohl ex ingenio angebracht. Im Vitruv ſteht nichts davon.

(3) Die Beſtimmung der Welt-Gegenden iſt ſchon etwas zweydeutig. Die Stelle: „qua ad meridianas regiones eſt „conuerſa," heißt wahrſcheinlich: der (*) nach Mittag hin offen iſt, folglich an der Mitternacht-Seite des Periſtyls liegt. Es könnte aber auch wohl gerade die entgegengeſetzte Lage bedeuten.

(4) Hier iſt zu bemerken, daß ausdrücklich angegeben wird: die im Folgenden beſchriebenen Abtheilungen des Gebäudes ſollen in dem doppelten Porticus, nicht aber auch in den drey einfachen, liegen, welche letztern für die Zuſammenkünfte der Philoſophen ꝛc beſtimmt waren. Es iſt dieſes deshalb anzumerken, weil in mehrern Grundriſſen alles voll Zimmer und Gänge gezeichnet iſt.

(5) Das Ephebeum war der Ort, wo die Jünglinge ſich verſammelten. Daß es gerade tertia parte longior quam lata ſeyn ſolle, iſt doch wohl kein unverbrüchliches Geſetz geweſen.

(*) Im Deutſchen und Franzöſiſchen wird Porticus, Portique, als masculinum gebraucht.

dio; hoc autem est hexedra amplissima cum sedibus, quae tertia parte longior sit quam lata. Sub dextra *Coriceum*, deinde proxime *Coniste rium*, a conisterio in versura porticus frigida lauatio, quam Graeci λετρὸν vocitant (6). Ad sinistram Ephebei *Elaeothesium* frigidarium ab eoque iter in *Propnigeum* in versura porticus, proxime autem introrsus e regione frigidarii collocetur *concamerata sudatio*, longitudine duplex quam latitudine quae habeat in versura ex una parte *Laconicum* ad eundem modum vti supra scriptum est. Ex aduerso laconici *calidam lauationem* (7). In palaestra, peristylia quemadmodum supra scriptum est, ita debent esse perfecte distributa (8). Extra autem disponantur porticus tres, *una* ex peristylio exeuntibus, *duae* dextra atque sinistra stadia-

(6) Coriceum, nach Einigen der Ort, wo man sich entkleidete; nach Andern das Zimmer, wo Uebungen mit dem Coryeus vorgenommen wurden. Conisterium, der Ort, wo der Sand lag, womit man sich bestreuen ließ. Frigida lauatio in versura porticus verstehe ich also: in der Ecke des Porticus, nähmlich immer noch des doppelten, nicht in dem daran stoßenden Flügel oder Porticus simplex, wie es einige genommen zu haben scheinen.

(7) Elaeothesium, oder ἐλαιοθήσιον, der Ort, wo man sich mit Oehl salben ließ. Frigidarium, die Kühl Kammer. Propnigeum, der Platz, wo die warmen Bäder geheizt wurden. Concamerata sudatio, gewölbte und mit Wänden umgebene Abtheilung für warme Bäder und Schwitz-Kammer. Die übrigen Abtheilungen waren vielleicht nicht von allen Seiten verschlossen, welches aber bey dem warmen Bade nothwendig war, damit die Wärme in dem Raume bliebe, worin diese Bäder waren. Laconicum πυριατήριον λακωνικὸν, Schwitz-Bad. Calida lauatio, warmes Wasser-Bad. Diese beyden Bäder findet man, in einigen Rissen, von der concamerata sudatio abgesondert gezeichnet, als Haupt-Abtheilungen, welches aber irrig zu seyn scheint. In versuris heißt: in den Ecken der concamerata sudatio, und bezieht sich nicht auf den ganzen Porticus. Laconicum und calida lauatio waren also kleinere Abtheilungen in der concamerata sudatio, und der übrige Raum dieser leztern, der ebenfalls noch erwärmt war, diente, um nicht auf ein Mahl aus dem heißen Bade in die freye Luft oder in ein kaltes Zimmer zu treten, sondern erst die Transspiration abzuwarten.

(8) Vitruv spricht hier entscheidender, als man bey einer so wenig deutlichen Beschreibung erwarten sollte.

ſtadiatae (9). Ex quibus *una* quae ſpectauerit ad ſeptentrionem perficietur *duplex* (10) ampliſſima latitudine, *altera ſimplex*, ita facta, vti in partibus, quae ſuerunt circa parietes, & quae erunt ad columnas, margines habeant vti ſemites, non minus pedum denum, mediumque excauatum, vti gradus bini ſint, in deſcenſu ſesquipedali a marginibus ad planitiem. Quae planities ſit ne minus lata pedum duodecim. Ita qui veſtiti ambulauerint circum in marginibus non impedientur ab cunctis ſe exercentibus (11). Haec autem porticus Ξυστὸς apud Graecos vocitatur, quod Athletae per hyberna tempora in tectis ſtadiis exercentur (12). Faciunda

(9) una ex periſtylio exeuntibus, heißt doch wohl, einer für diejenigen, die aus dem Periſtyl kommen. Alſo wo man gleich beym Ausgange aus dem Periſtyl hinein trat. Wenn man obvium ſupplirte, ſo hieße es, dem Ausgange aus dem Periſtyl gegenüber. Letzteres gäbe eine ſymmetriſche Zeichnung, weil ſich das ganze Locale dann mit einem Porticus ſchlöſſe, dagegen ſonſt eine Seite offen bleibt. Ich werde mich aber an die Worte halten: Duae dextra atque ſiniſtra ſtadiatae. Muß dies nothwendig heißen: mit einem ſtadio verſehen? Aber es kommt ja nachher noch ausdrücklich das Stadium auſſer dem Porticus vor.

(10) Den Worten nach, einer von den beyden zur Rechten und zur Linken, nicht der ex periſtylio exeuntibus. Aber mehr Symmetrie giebt es, wenn man den letztern verſtände, und das una hier mit dem una in 9 für einerley annähme. Ampliſſima latitudine — Warum? *Barthelemy* meint: „pour garantir du ſoleil ceux qui ſ'y promenent en été.' *Voyage du jeune Anacharſis*, II, 127. Das ſetzte doch wohl voraus, er ſey nach Süden hin offen. Dies würde die ganze Lage umkehren. In dem Riſſe zu *Barthelemy*'s Werke iſt er aber nach Süden vermauert, nach Norden hin offen. Hierin ſcheint alſo der Riß nicht mit der Beſchreibung übereinzuſtimmen.

(11) Ab cunctis ſe exercentibus — Man könnte dafür leſen, ab unctis ſe exercentibus, ſo wären die veſtiti den nackenden, unctis entgegengeſetzt, und die Abſicht der Einrichtung wäre, daß die mit Oehl und Staub bedeckten Ringer den Spaziergängern nicht in den Weg kämen, und ihnen die Kleider beſchmutzten.

(12) Hier wird Xyſtus und tectum ſtadium, wie es ſcheint, als gleichbedeutend angenommen. Ich habe daher in meiner Zeichnung (Fig. 4193) Xyſtus und Stadium gleich lang gemacht. Nothwendig mag das wohl nicht ſeyn. Stadium heißt der Uebungs-Platz zum Laufen ꝛc und auch eine beſtimmte Länge Weges. Urſprünglich wird jenes die

autem *Xyſta* ſic videntur vt ſint inter duas porticus ſiluae aut platanones, & in his perciſiantur inter arbores ambulationes, ibique ex opere Signino ſtationes (13). Proxime autem *Xyſtum* et duplicem porticum deſignentur hypetrae (*) ambulationes quas Graeci περιδρόμιδας, noſtri *Xyſta* appellant, in quas per hyemem ex Xyſto ſereno coelo Athletae prodeuntes exercentur (14). Poſt Xyſtum autem *ſtadium* ita figuratum, vt poſſint hominum copiae cum laxamento Athletas certantes ſpectare (15)."

Sig.

Länge des leztern gehabt haben, nachher kann aber auch ein Platz, der die beſchriebene Einrichtung hatte, Stadium geheißen haben, wenn er auch nicht gerade ein Stadium lang war.

(13) Stationes ex opere Signino — Ruheplätze von Aeſtrich?... faciunda videntur. Aus dieſem videntur könnte man faſt auf einige Ungewißheit in Vitruv's eigenen Ideen ſchließen.

(*) ὑπαίθρια περιδρόμιδα.

(14) Die Lateiner unterſcheiden Xyſtus und Xyſta. Im Griechiſchen ſteht, ſo viel ich weis, das Wort immer im maſculino.

(15) Hominum copiae deutet wohl an, daß dies Stadium ein öffentliches, eigentlich für Zuſchauer eingerichtetes geweſen ſey, und das bringt auf die Vermuthung, daß auſſer dieſem noch andre Stadien da waren. *Potter* I. 87, nennt das Stadium einen großen Halbzirkel; das war es aber nicht.

Die Länge eines Stadiums, und zwar des olympiſchen, war 600 griechiſche Fuß. Die Angaben ſind hier etwas ſchwankend. Man ſetzt meiſtens eine deutſche Meile = 32 Stadien. Eine deutſche Meile iſt aber auch eine etwas unbeſtimmte Länge. *Barthelemy* ſetzt 1 Stadium = 94½ Toiſen, oder genauer 566 pieds du Roi, 8 pouces. Nimmt man nun mit *Maupertuis* 57270 Toiſen für die Länge eines Grades des Aequators, ſo iſt eine geographiſche Meile, d. i. der 15te Theil der Länge eines Aequator-Grades = 3818 Toiſen, folglich eine geographiſche Meile = $\frac{3818}{94,8}$ = 40,4 Stadien.

Hochheimer ſetzt, nach *Plinius*, ein Stadium = 125 = Schritt = 625 Fuß. Schritt iſt ein ziemlich unbeſtimmter Ausdruck, und Fuß im Allgemeinen nicht viel beſſer, da wir ſo vielerley große und kleine Fuß-Maße haben. Wenn man 125 Schritt = 625 Fuß ſetzt, ſo iſt 1 Schritt = 5 Fuß. Gewöhnliche Schritte rechnet man nur zu 2½ Fuß.

Nimmt

Fig. 4193, Entwurf eines Gymnasiums nach Vitruv.

Zu den sehr mannigfaltigen Theilen dieser Gebäude, oder Gymnasien der alten Griechen, gehören hauptsächlich folgende:

1. Στοαι, Stoae, die Säulen-Gänge oder Galerien. Sie waren voller Exedren, (Ἐξεδραι, Exedrae), oder Seiten-Gebäude, die mit Sitzen versehen, und zum Studieren, oder zu gelehrten Unterredungen, bequem eingerichtet waren.

2. Ἐφηβειον, Ephebeum, der Ort, wo die Jünglinge oder Ephebi sich übten, und wo, wie Einige behaupten, diejenigen, die sich üben wollten, zusammen kamen, und sich sowohl von der Art der Uebungen, worin sie wetteifern wollten, als auch von der Belohnung des Siegers, besprachen.

3. Κωρικειον, Coriceum, Ἀποδυτηριον, Apodyterium, γυμναστηριον, war das Zimmer, wo man sich zu entkleiden pflegte.

4. Ἐλαιοθησιον, Elaeothesium, Ἀλειπτηριον, Alipterium s. Vnctuarium, war der Ort, wo diejenigen, welche ringen wollten, oder gebadet hatten, gesalbet wurden.

5. Κονιστηριον, Conisterium, oder κονιστρα, der Ort, wo der Sand oder Staub lag, mit welchem diejenigen, die sich hatten mit Oehl bestreichen lassen, bestreuet wurden.

Nimmt man mit *Barthelemy* 1 stad. olymp. = 600 griech. Fuß = $566\frac{2}{3}$ par. Fuß; und nach Kästner das Verhältniß des pariser Fußes zum rheinländ. = 14400 : 13913, so erhält man 1 stad. olymp. = $\frac{566\frac{2}{3} \cdot 14400}{13913}$ = 586,5 . . . rheinl. Fuß.

6. Παλαίστρα, Palaestra. Bisweilen wird unter diesem Worte das ganze Gymnasium verstanden. Seiner eigentlichen Bedeutung nach bezeichnet es aber den Ort, wo alle Uebungen des πενταθλον, Quinquertium, oder Fünfkampfes, nach Andere nur das Ringen und das παγκρατιον, geschahen. Damit nun die kämpfenden Personen nicht ausgleiten, oder durch einen Fall sich schaden möchten, so wurde der Fußboden mit Staub und Sand bedeckt. Ausserdem war noch ein anderes Zimmer im Gymnasium, welches mit noch tieferm Sande bedeckt war, als die Palaestra.

7. Σφαιριστήριον, Sphaeristerium, ein zu verschiedenen Uebungen, besonders aber zum Ball-Spiel bestimmter Platz. Dieses Sphaeristerium nennt in seiner Beschreibung der Palaestra, *Vitruvius* L. 5, c. 11, gar nicht; und *Burette*, in der Abh. sur la Spheristique des Anciens, im 1 Th. der Memoires de l'Acad. des Inscript. will daher beweisen, daß das vom Vitruv genannte Coriceum eben so viel als Sphaeristerium sey, und von κωρυκος, einer Art von Ball, welcher aufgehängt zu werden pflegte, herstamme. Denn man übte sich im Sphaeristerio mit dem kleinen und großen Ball, mit dem Ballon, welcher σφαιρα κενη hieß, und mit dem κωρυκος. *Mercurialis* de arte gymn. L. 1, c 8, hält das Coriceum und Apodyterium für einerley. *Burette* widerlegt ihn, und will es auch nicht von κουρη, tonsura, herleiten, als wäre es so viel, als tonstrina, gewesen; noch weniger von κουρη, puella, als wäre es ein zur Uebung der Mädchen bestimmtes Zimmer gewesen, so wie das Ephebeum für Jünglinge bestimmt war; denn die Griechen pflegten, wenn man die Spartaner ausnimmt, ihre Mädchen nicht auf die Art, wie ihre Jünglinge, zu üben.

8. Der

8. Der Raum zwischen den Säulen-Gängen und den Mauern, der leer gelassen wurde, damit das Licht hinein fallen konnte, und die Area des Peristyliúm, welches ein großer viereckiger, auch bisweilen länglich viereckiger, Platz in der Mitte des Gymnasiums war, diente zu Spaziergängen, und solchen Uebungen, die in der Palaestra, oder im tiefem Sande, oder an irgend einem andern Orte des Gymnasiums, nicht vorgenommen wurden. Dergleichen waren, wie Einige meinen, das Springen und der Discus, oder das Werfen mit der Scheibe.

9. Χύσοι, Χύσα, Xysti, Xysta, waren zwey verschiedene Plätze sowohl in Griechenland, als zu Rom. Die Xysti waren oberwärts bedeckt, und wurden zu den Uebungen der Kämpfer gebraucht, wenn das Wetter ihnen nicht erlaubte, in freyer Luft zu kämpfen. Xysta aber, die auch bisweilen περιδρόμιδες, Peridromides, hießen, waren offene und unbedeckte Spazier-Gänge, und dienten zu allerley Uebungen und zur Erhohlung in der Hitze des Sommers, oder bey gelinder Witterung im Winter.

10. Die Bäder enthielten Wasser, welches in verschiedenen Graden warm oder kalt war. Man erfrischte sich in denselben, sowohl wenn man von den angestellten Uebungen müde war, als auch zu andern Zeiten. Diese Bäder bestanden, nach der Beschreibung des *Vitruvius*, aus 7 abgesonderten Theilen. Erstlich kam das kalte Bad, frigida lauatio, der Griechen λυτρον, darnach das Elaeothesium, oder der Ort, wo man sich mit Oehl reiben und salben ließ; drittens das Frigidarium, wo man sich abkühlte; viertens das Propnigeum, oder Praefurnium, oder das Zimmer vor dem Hypocaustum; fünftens die Schwitz-Stube, oder das Tepidarium, welches auch im Lat. concamerata sudatio hieß; sechstens das Laconicum,

oder die Trocken-Stube; siebentens das warme Bad, calida lauatio.

11. Das Stadium, war ein großer Halb-Zirkel, in welchem allerley Uebungen vorgenommen wurden. Zu mehrerer Bequemlichkeit der Zuschauer, die in großer Menge dahin strohmten, war es mit übereinander in die Höhe laufenden Stufen gebauet, so, daß die obern Reihen über die Köpfe der unter ihnen Sitzenden hinweg sehen konnten.

Zu Athen gab es verschiedene Gymnasien, worunter vier die bekanntesten sind, nähmlich: das Lyceum, die Academia, Cynosarges, und Ptolemaeum.

Das Lyceum, Λύκειον, stand an dem Gestade des Ilissus, und bekam seinen Nahmen vom Apollo mit dem Beynahmen Lycius, Λυκοκτονος, oder λύκιος, dem es vom *Lycus*, des *Pandionis* Sohne, erbauet und gewidmet war (*). „Nicht ohne Ursache," sagt *Plutarchus* (**); „sondern aus einem guten und vernünftigen Grunde war dieser Ort dem Apollo geheiligt, weil man von der Gottheit, die unsere Krankheiten heilt unsere Gesundheit wieder herstellt, mit „Recht auch Stärke und Geschwindigkeit zum Kampf „in den Leibes-Uebungen erwarten kann." Die Erbauung dieses Gebäudes wird von Einigen dem *Pisistratus*, von Andern dem *Pericles*, und von noch Andern dem Archon *Lycurgus* zugeschrieben. Dies macht es wahrscheinlich, daß alle drey etwas dazu beygetragen haben. Vielleicht legte *Pisistratus* den Grund, *Pericles* führte es weiter auf, und *Lycurgus* verschö-

(*) Den Beynahmen Lycius erhielt Apollo, nach *Pausanias*, von dem Erbauer dieses Tempels, *Lycus*, nach dem *Ulpianus* aber, der ihn Λυκοκτονος (Lupicida) nennt, von der den Athenienfern bey einem Einbruche der Wölfe geleisteten Hülfe.

(**) Sympos. L. 8, qu. 4.

schönerte dasselbe. Hier war der Ort, wo *Aristoteles* die Philosophie lehrte, und sich mit seinen Schülern unterredete, so wie die Academia dem *Plato*, und die Stoa dem *Zeno*, zur Schule diente. *Aristoteles* hatte dabey die Gewohnheit, alle Tage bis auf die Stunde der Salbung (die Griechen pflegten sich aber vor der Mahlzeit zu salben,) auf und nieder zu gehen. Deswegen ist er und seine Anhänger Peripatetiker, περιπατητικοι, genannt worden, von περιπατειν, auf und nieder gehen. Doch sind Andere der Meinung, daß dieser Nahme dadurch veranlasset worden sey, weil *Aristoteles* dem *Alexander* im Spazierengehen die Philosophie gelehrt. Das in diesem Gymnasium befindliche Stadium hatte *Lycurgus* erbauet, und *Herodes Atticus*, einer der reichsten Bürger, die Athen jemahls gehabt hat, ansehnlich erweitert. Es war von pentelischem Marmor mit so ausnehmender Pracht aufgeführt, daß *Pausanias*, wenn er davon redet, seinen Lesern sagt, daß sie kaum glauben würden, was er ihnen davon sagen würde; denn alle, die es gesehen, hätten dasselbe für ein Wunder gehalten, und es sey von so erstaunlicher Größe, daß man es beynahe für ein Gebirge von weißem Marmor an dem Gestade des Ilissus halten möchte. *Wheeler* meint, daß von dem steinernen Gebäude nach der Seite des Flusses hinwärts noch jezt einige Ueberbleibsel vorhanden seyn, daß aber der übrige Theil nur ein von Erde aufgeführtes Stadium sey; doch sehe man noch die Gestalt und Größe desselben, obgleich alle Stuffen weggenommen worden seyn. Das Stadium ist ein langer Platz mit zwey parallelen Seiten, die sich am östlichen Ende zirkelförmig schließen, am entgegengesetzten Ende aber offen sind. In der Länge hat dieser Platz ungefähr 115 geometrische Schritt, in der Breite aber 26 bis 27; jenes war aber die bey dem griechischen Stadium gewöhnliche Länge; s. auch oben, S. 470. Der macedonische

König

König *Philippus*, des *Demetrius* Sohn, verbrannte das Lyceum (*), und *Sulla* ließ die dabey befindlichen Bäume ausrotten. Wer aus dem Lyceum, oder irgend aus einem Gymnasium, etwas entwendete, der mußte, nach Solon's Gesetzen, des Todes sterben. *Cicero* hatte auf seinem Tusculanum ein Gymnasium, welches er auch Lyceum nannte, und in der Villa tiburtina hatte der Kaiser *Hadrianus* einen Ort gleichen Nahmens.

Von der Gemählde-Gallerie, den Statuen und andern Kunstwerken in dem Lyceo zu Athen, s. *Barthelemy* Voyage du jeune Anacharsis. (à Par. 12.) Th. 2, S. 148.

Academia, Ἀκαδήμια, die vornehmste dieser Schulen, nobilissimum orbis terrarum Gymnasium, nach *Cicero* (**), war ein Theil des Ceramicus (***), auffer-

(*) *Liv.* L. 31, c. 24.

(**) Epist. fam, IV, 12.

(***) Den Nahmen Ceramicus führten zwey Plätze in dem alten Athen, welche entweder von dem *Ceramus*, des *Bacchus* und der *Ariadne* Söhne, oder wahrscheinlicher ἀπο της τεχνης κεραμεικης, d. i. von der Töpfer-Kunst, die *Coroebus* an einem dieser beyden Oerter zuerst erfunden hat, also genannt worden sind. Einer dieser Plätze war innerhalb der Stadt, und enthielt viele prächtige Gebäude, als: Tempel, Schauspühnen, Galerien ꝛc. Der andere war in der Vorstadt, und diente zugleich zum Begräbniß-Platze großer und verdienstvoller Männer. Auffer vielen andern Gebäuden gehörte zu diesem letztern auch die Akademie, darin *Plato* lehrte. Aufferdem waren in dem Bezirke des Ceramicus, die Stoa oder Halle des Basileos, wo die Areopagiten ihr Tribunal hatten; das Metroon, oder ein der Mutter der Götter, deren Bildsäule hier *Phidias* verfertigt hatte, geheiligter Platz; das Rathhaus der 500 Männer, worin eine Statue des Jupiter, des Rathgebers, war; der Tholus, der auch σκιας oder Prytaneum hieß, wo die Prytanen opferten und speiseten; ein Tempel des Mars; die Quelle Kallirrhoe, die den Nahmen der neunquelligen unter dem *Pisistatus* bekam, und nach dem *Pausanias* die einzige Quelle zu Athen gewesen seyn soll, wo man sich übrigens mit Zieh-Brunnen behalf; ferner ein Tempel der *Ceres* und *Proserpina*, der Eleusinion hieß; ein von *Agrippa* erbauetes Theater; das Leocorion, ein Tempel zum

ausserhalb der Stadt, von der sie ungefähr 6 Stadia entfernt war. Ihren Nahmen hatte sie vom *Academius*, einen alten Helden, der, als Helena vom Theseus entführt und zu Aphedron verborgen gehalten wurde, sie dem Castor und Pollux entdeckte; deswegen wurde er von ihnen bey seinem Leben sehr hochgeschätzt; und als die Lacedämonier in den folgenden Zeiten in Attika zu verschiedenen Mahlen feindliche Einfälle thaten, und das ganze Land verheerten, so verschonten sie allemahl diesen Ort. *Menerchmus* schreibt aber, daß sich bey dem Heer des Castor und Pollux zwey Arkadier befunden hätten, der eine *Echedemus*, der andere *Marathus*; von jenem sey die nachher sogenannte Akademie, und von diesem die Stadt Marathon, genannt worden. So stellt Plutarch, in Theseus Leben, die Sache vor. Die Akademie war mit schattigen Waldern und einsamen Spaziergängen umgeben, wo man ungestört studieren und seinen Betrachtungen nachhangen konnte. *Euripides* sagt daher: „in den schattigen Gängen des ver„götterten *Academus*"; und Horaz (L. 2, ep. 2, v. 5) sagt:

Atque inter silvas Hecademi quaerere verum.

Anfänglich war dies ein wüster, und wegen der daselbst befindlichen Sümpfe und Moräste unbewohnter und ungesunder Ort; Cimon ließ aber die Sümpfe austrocknen, dadurch ward der Ort so reizend und anmuthsvoll, daß er häufig, und zwar insonderheit von

zum Andenken der Töchter des *Leos* erbauet, die er dahmahls für das Wohl des States aufopferte, als das Orakel, bey einer zu Athen heftig wütenden Pest, den Zorn der Götter durch den Tod einer Jungfrau zu besänftigen rieth. Ausserdem fand man hier eine unglaubliche Menge von Statuen, die Götter, Helden, Dichter und Philosophen vorstellten. Dem *Meursius* zu Folge wäre zu Athen noch ein dritter Ceramicus gewesen, der den liederlichen Weibs-Personen zum Aufenthalt gedient hätte.

von den Philosophen, besucht wurde. Hier hielt besonders *Plato* seine Vorlesungen. Als er sich durch die Ungesundheit der Luft, die noch nicht ganz gereinigt war, eine Krankheit zugezogen hatte, und die Aerzte ihm deswegen den Rath gaben, daß er seine Schule nach dem Lyceum verlegen möchte, antwortete er: daß er die Akademie wähle, seinen Körper zu unterdrücken, weil er sonst bey zu vieler Gesundheit wollüstig und ungeschickt werden würde, sich von den Vorschriften der Vernunft regieren zu lassen. Diese Akademie umgab *Hipparchus*, des *Pisistratus* Sohn, mit einer Mauer, und legte, zur Bestreitung der dazu erforderlichen Kosten, dem Volke eine so schwere Taxe auf, daß hernach beständig ein jedes theure und kostbare Unternehmen Ἱππάρχου τεῖχιον genannt wurde. Dieser Ort enthielt viele merkwürdige Dinge, als: sofern bey dem Eingange, eine schöne Statue der Diana, ferner ein Tempel des Bacchus, die Begräbnisse des *Thrasybulus*, *Pericles*, *Chabrias*, *Thormio*, u. a.; die Altäre des Amors, Prometheus, der Musen, der Minerva, des Herkules und des Merkurius (*). Ueber dem Eingange der eigentlichen Schule des *Plato* stand die Ueberschrift: Οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω, Niemand, der die Geometrie nicht versteht, komme hier herein! (**) Die Akademie erhielt sich bey allen Kriegen der Griechen in ihrem Wesen, bis endlich der Tyrann, *L. Sylla* als er Athen belagerte, die Bäume umhauen, und Sturm-Geräthe daraus verfertigen ließ (***), nach welcher Zeit sie auch dermaßen nach und nach vollends vergiengen, daß man heut zu Tage kaum die eigentliche Gegend derselben mehr zu zeigen weis. Wie indessen aber doch von ihr ehedem die so berühmten

(*) *Paausan.* Attic. c. 29. 30.

(**) *Laërt.* L. 3, c. 5.

(***) *Plutarch.* in Sylla, c. 10.

ten Philosophi Academici ihren Nahmen hatten, so heißen daher auch bis izt noch berühmte Schulen der höheren Studie, und anderer Künste, als: der Mahler, der Bildhauer, der Inschriften, der Münzen, u. s. f. Akademien.

Cynosarges, Κυνοσαργης, war ein auf der Mittags-Seite von Athen ausserhalb den Ring-Mauern in der Vorstadt, in der Nachbarschaft eines Wäldchens, nicht weit vom Lyceum gelegener, etwas erhabener Ort, der seinen Nahmen von einem weißen oder geschwinden Hunde hatte, κυων ἀργος der, als Diomus dem Herkules opferte, einen Theil des Opfers wegschnappte. Auf diesem Orte baute gedachter Athenienser, der, wegen erwähnten Umstandes, das Orakel befragt hatte, auf dessen Befehl, dem Herkules einen Tempel, in dem man auch, wiewohl auf besondern Altären, der Hebe, der Alcmena und dem Jalaus opferte. Nichts war in dem Cynosarges merkwürdiger, als das Gymnasium in welchem Ausländer und diejenigen, die nur halb von athenienſischem Geblüte entsprossen waren, d. i. von deren Aeltern nur ein Theil aus Athen gebürtig war, ihre Uebungen anstellten, weil Herkules, dem es geweihet war, von nicht ganz gültiger Herkunft und keiner von den unsterblichen Göttern war, sondern eine sterbliche zur Mutter gehabt hatte. *Themistocles*, der nur vom Vater her ein Athenienser war, beredete daher verschiedene Jünglinge von edler Herkunft, ihn dahin zu begleiten, und sich in dem Cynosarges zu salben und zu üben. Hierdurch schien er auf eine anständige Art den Unterschied aufzuheben, der zwischen den wirklichen Edlen, und Ausländern, und zwischen den ganzen und halben Athenienſern, sich befand. Es war hier auch ein Gerichts-Hof, vor welchem die eine ungültige Herkunft betreffenden Fälle untersucht, und

solche Personen verhört wurden, die im Verdacht standen, als hätten sie ihre Nahmen fälschlich in das Register der ächten Athenienser schreiben lassen. In diesem Gymnasium stiftete *Antisthenes* eine philosophische Secte, deren Anhänger Cinyci, Cyniker, genannt wurden, und zwar, wie einige meinen, von dem Nahmen dieses Ortes. Der macedonische König *Philippus*, des *Demetrius* Sohn, verbrannte auch dieses Gymnasium, und zerstörte zugleich viele dabey befindliche Grabmähler berühmter Männer, unter andern auch das Grabmahl des *Isocrates*. Das Ptolemaeum hatte den Nahmen von seinem Erbauer, und war mitten in Athen, nicht weit vom Tempel des Theseus. In diesem Gymnasium standen viele marmorne Merkure, auch eherne Statuen des *Ptolemaeus*, *Juba* und *Chrysippus*, vielleicht auch, wie *Meursius* vermuthet, die vom *Plinius*, L. 8, v. 37, genannte Statue des *Berosus* mit einer übergoldeten Zunge.

In den Gymnasien waren verschiedene Personen angestellt, welche theils die Aufsicht über die Zöglinge und ihre Uebungen hatten, theils zu den verschiedenen Dienstleistungen, die bey so weitläuftigen Instituten nöthig waren, gebraucht wurden.

Die oberste Aufsicht über das Ganze der Anstalt hatte der Gymnasiarch, Gymnasiarcha, oder Gymnasiarchus. Er dirigirte unter seiner Aufsicht alle gymnastische Uebungen, und wachte über die den Gymnasien vorgeschriebenen Gesetze, die hauptsächlich darin bestanden, daß Reinigkeit der Sitten erhalten und kein Sclave hinein gelassen werden sollte. Mit seiner Stelle war eine sehr ausgedehnte Gewalt und Gerichtsbarkeit verbunden. Er mußte solches Amt eine Zeitlang, gemeiniglich ein Jahr, versehen, wenn er von der Republik dazu erwählt wurde.

de(*). Weil es aber eine Ehre war, die noch dazu viel Geld kostete, sehnte man sich eben nicht sehr darnach, daher auch die Philosophi, Rhetores, Grammatici und Medici davon befreyet waren (**). Die äussern Ehren=Zeichen des Gymnasiarchen waren ein purpurfarbenes Gewand und ein Stab (***).

Der Xystarch, Xystarcha, war über die in den Xystis, oder bedeckten und gegen den schädlichen Einfluß der Luft geschützten Gängen anzustellenden Uebungen, die vornehmlich im Ringen bestanden, gesetzt (****). Er unterwies eben nicht Andere, befahl aber doch was geschehen sollte, und sahe zu, was ein jeder Ringer machte, und theilte auch denen, die sich wohl hielten, die Belohnung aus. Es war eine so gar geringe Stelle eben nicht, denn er trug seinen Purpur, und hatte dabey das Jus virgae (†); er behielt auch dieses Amt zeitlebens, wenn er sich wohl verdient machte (††), und es folgten ihm auch seine Söhne darin nach, wofern sie ebenfalls *ἱερονῖκαι*, oder *περιοδονῖκοι*, waren, dergleichen er für sich auch seyn mußte; indessen stand er doch bey den Griechen allein dem Xystus vor, dem ganzen Gymnasium aber der Gymnasiarcha; in Italien hingegen war Xystarcha eben so viel, als in Griechenland der Gymnasiarcha (†††).

Der,

(*) *Aristot.* Polit. L. 6, c. 8.

(**) *Modestin.* l. si duas 6. alias l. sed et reprobati §. cum similiter ff. de excus. tutel. *Panciroll.* de Magistrat. municip. c. 22. *Grapold*, de part. dom. L. 2, c. 2, ap. *Pitisc.* h. t.

(***) *Hesych.* in *Γυμνασιάρχης* *Cic.* Verr. IV. c. 42.

(****) *Tertull.* ad Martyr. c. 3.

(†) *Ammian.* L. 21, c. 1.

(††) Inscript. vet. ap. *Pitisc.* in Xystarcha.

(†††) *van Dale* ap. *Pitisc.* l. c.

Der Gymnaſt, Gymnaſta, unterrichtete die Jugend in gymnaſtiſchen Uebungen nach den Regeln der Kunſt, und mit Prüfung der größern oder geringern Geſchicklichkeit und Anlage eines jeden Lehrlinges zu dieſen oder jenen Uebungen. Er unterſuchte auch, welche Uebungen dem Alter eines jeden angemeſſen waren; denn bey denen, die noch nicht die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatten, wurden leichtere Uebungen, γυμνασια κουφοτερα, gebraucht.

Der Paedotriba, Παιδοτριβης, Παιδοτριψ, beſchäftigte ſich ebenfalls mit Unterweiſung der Jugend in Leibes-Uebungen, ſo daß er mehr den praktiſchen als theoretiſchen Theil der Gymnaſtik trieb; wenigſtens ſcheint er dieſes ſein Amt unter Aufſicht und mit Beyhülfe des Gymnaſten gethan zu haben. Er zeigte den Epheben z. B. die Kunſtgriffe beym Ringen, u. ſ. w. Bey den Spartanern ſollen keine Pädotriben geweſen ſeyn, weil ſie nur durch Stärke, nicht durch Kunſtgriffe, überwinden wollten.

Auſſer dieſen Vorgeſetzten und Lehrern gab es noch manche Unter-Lehrer, die an dem Unterrichte in den Uebungen Theil nahmen, und einige Bediente, denen dabey verſchiedene Geſchäfte angewieſen waren. So waren z. B. die Sophroniſten zur Aufſicht über die Erhaltung der guten Sitten geſetzt. Die Alipten, Aliptae, Aliptes, Fricatores, Reunctores, waren dazu beſtellt, die Kämpfer mit Oehl zu beſchmieren und den Körper zu reiben, welches man mit Recht, zur Stärkung der Muskeln, für ſehr zuträglich hielt. Den Alipten eignet man auch das Amt des Arztes zu, welches *Mercurialis* den Gymnaſten beylegt; ſie hieſſen daher auch Ἰατραλειπται, Jatraliptae. Vielleicht waren die Alipten die Wundärzte, bey Verrenkungen ꝛc.; die Gymnaſten aber beſtimmten die Uebungen, welche die Jünglinge in Rückſicht auf ihre kör-

körperliche Constitution vornehmen sollten; beyde können übrigens selbst unterrichtet haben. Die Mediastini, und andere geringere Bediente, waren zu den niedrigen Diensten bestimmt, als: die Gebäude und Spaziergänge reinlich zu halten, u. s. w.

Ich endige hier die Bemerkungen über die Gymnasien, und die Personen, welche darin angestellt waren, und komme nun zu den Leibes-Uebungen selbst, welche theils in diesen Gymnasien als eigentliche Gegenstände des Unterrichtes getrieben, theils ausserdem willkürlich angestellet wurden, um den Körper zu bilden, zu stärken, und sich zu belustigen. Recht genau bestimmt findet man es indessen nicht, welche Uebungen bloß in den Gymnasien angestellt, und welche davon ausgeschlossen wurden, so wie man auch darüber nicht befriedigende Auskunft findet, ob die eigentlichen Athleten (in engerer Bedeutung des Wortes) d. h. diejenigen Personen, welche sich bloß den Kampf-Uebungen widmeten, um sich damit öffentlich sehen zu lassen, ob diese in den Gymnasien, welche zum Unterricht der Jugend bestimmt waren, sich zugleich mit übten, oder ob für sie eigene Anstalten vorhanden waren (*).

Von der ehemahls in Griechenland und Rom so sehr geachteten Gymnastik, oder Kunst der Leibes-Uebungen, finden sich schon zur Zeit des trojanischen Krieges Spuren, und Homer beschreibt uns, im 23 B. der Iliade, die Spiele, womit man das Leichen-Begängniß des *Patrocles* gefeyert hatte. Aus dieser Beschreibung, die das älteste Denkmahl ist, das wir von den griechischen Leibes-Uebungen haben, erhellet, daß dieses Volk sich schon zu der Zeit mit dem Wagen-Rennen, Klopffechten, Ringen, Wettlaufen

(*) Jenes ist Rambach's Meinung; s. Potter's Archäologie, Th. 2, S. 581. Dieses nimmt *Barthelemy*, Voyage du jeune Anach. Th. 2, S. 138, an.

zu Fuße, Gefechte auf Leib und Leben, und mit geschliffenem Stahl, Scheibenwerfen, Bogenschießen und Wurfspieße zu werfen geübt habe. Es zeigt sich so gar aus der Beschreibung, welche dieser Dichter von einer jeden dieser Leibes-Uebungen macht, daß schon zu dieser Zeit der Gymnastik zu dem Nahmen einer Kunst wenig gefehlt habe. Diese Beschreibung selbst, wird im Art. Leiche vorkommen.

Diese Gymnastik kann füglich in drey Arten abgetheilt werden: in die kriegerische, medicinische und athletische. Die erste härtete den Körper zum Krieg ab, und machte ihn zu kriegerischen Bewegungen und Fertigkeiten geschickt; die zweyte zeigte, wie man durch mancherley Arten von Bewegung und körperlichen Uebungen die Gesundheit sowohl erhalten, als wieder herstellen sollte; und die dritte diente endlich, die Athleten zu den berühmten heiligen und feyerlichen Spielen Griechenlandes zu bilden, deren Stelle in der Folge bey den Römern gewisser Maßen die Fechter, Gladiatores, haben ersetzen müssen. Wenn also *Galenus* behauptet, die Gymnastik sey zu Homer's Zeiten noch unbekannt gewesen, und erst um Plato's Zeiten üblich geworden, so redet er ohne Zweifel hier als Arzt, von der medicinischen Gymnastik. Diese entstand allerdings später, als die kriegerische, d. i. erst damahls, als in den mehr verfeinerten Zeiten die Krankheiten die Menschen nöthigten, ihre Zuflucht zu den Aerzten zu nehmen. Diese waren aber überzeugt, daß nichts so viel zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit beytrage, als eine Bewegung, die der verschiedenen Leibes-Beschaffenheit, dem Alter und Geschlechte, gemäß sey. Und da sie übrigens die Neigung des Menschen zu dieser Art von medicinischer Hülfe kannten, so nahmen sie keinen Anstand, sich alles dessen zu bedienen, was ihnen die Gymnastik vortheil-

theilhaftes an die Hand geben konnte, um zu diesem Zweck zu gelangen, wovon *Plinius* in Ansehung der etwas spätern Zeiten in der Person des berühmten Arztes *Asclepiades* ein merkwürdiges Beyspiel anführt, wo er sich des bedeutenden Ausdruckes ratione blandissima bedient. Nach dem *Plato* hat der Arzt *Herodicus* zuerst, und kurz vor den Zeiten des *Hippocrates*, die Leibes-Uebungen mit zur Heil-Kunde gezogen. Die Aerzte, die nach ihm kamen, und aus der Erfahrung überzeugt waren, wie nützlich diese Vereinigung wäre, bemüheten sich, diese Kunst immer höher zu treiben. *Hippocrates* hat uns in seinem Buche von der Diät, die Proben davon gelassen, indem er von den Leibes-Uebungen überhaupt redet, und in Absicht auf die Gesundheit, die Wirkungen des Spazierengehens, die verschiedenen Arten des Wettlaufens, zu Fuße oder zu Pferde, das Springen, das Ringen, das Spiel mit dem aufgehängten Balle, Coryeus genannt, der Chironomie, oder der durch viele Bewegungen der Arme und der Hände begleiteten Tanz-Kunst, des Salbens, des Reibens, des Herumwälzens im Sande ꝛc. ausführlich beschreibt.

Fast in keinem State wurde die kriegerische Gymnastik mit größerm Eifer getrieben, als in Lacedämon, wo Knaben und Jünglinge sorgfältig von ihren Aeltern abgesondert, erzogen wurden, weil man sie als ein Eigenthum des States, und nicht der Aeltern, betrachtete. Sie hatten ihre eigenen Aufseher, die Παιδονόμοι, Paedonomie, hießen, und welches Männer von Verdienst und mit obrigkeitlichem Ansehen begabt waren. Nach ihren Befehlen mußte jeder Unter-Aufseher, Βουαγωρ, die ihm anvertraueten Jünglinge anführen, und in den Leibes-Uebungen abrichten. Zu diesen Uebungen war jeder Jüngling, ohne Rücksicht auf seine Herkunft und auf sein Vermögen, um

so mehr verbunden, je weniger zu Lacedämon Vermögen und Geburt einen Vorzug gaben. Und so beschäftigten sich in Griechenland überhaupt die meisten Jünglinge in den Gymnasien mit Leibes-Uebungen, wenn sie sich gleich denselben nicht ganz, wie die Athleten, widmeten, sondern sie nur in der Absicht trieben, um ihren Körper durch oft wiederhohlte Bewegung munterer und gesunder, durch Anstrengung der Kräfte stärker, und durch Erduldung mancher Beschwerden, zu den Arbeiten des Krieges geschickter zu machen. Die griechische Geschichte ist voll von Beyspielen grosser Helden und Weisen, wohin z. B. *Epaminondas* und selbst *Alexander* gehören, die, nachdem sie einen Theil ihrer Jugend mit körperlichen Uebungen zugebracht hatten, sich höhern Beschäftigungen widmeten, und dem State mit glänzendem Ruhme dienten. Viele unter ihnen erreichten ein sehr hohes Alter; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gymnastik vieles dazu beygetragen hat.

Die körperlichen Uebungen, womit diese kriegerische, zum Theil medicinische und athletische Gymnastik sich beschäftigte, waren, ausser den Uebungen, die eine äusserliche Beyhülfe erforderten, die Orchestik und Palästrik. Die ganze Erziehung des griechischen Stats-Bürgers beruhete nähmlich auf zwey Haupt-Stücken: auf Musik und Gymnastik (*). *Plato* zergliedert beyde, und giebt der Gymnastik zwey Haupt-Theile, nähmlich: 1. Ορχησιν, Tanz-Gymnastik, und 2. παλην, Kampf-Gymnastik. Die Tanz-Gymnastik zerfällt bey ihm in zwey Haupt-Theile, nähmlich in die Nachahmung des Anständigen,

σπου-

(*) Τα δε μαθηματα πη διττα χρησασθαι συμβαινει αι τα μεν δια το σωμα, Γυμναστικης τα δε ευψυχιας χαριν, Μουσικης. *Plato* de Leg. VII.

σπουδαίου, und des Unanständigen, Φαύλου. Die anständige faßte in sich: die kriegerische oder pyrrhichische, die friedliche, und ein Mittelding, nähmlich die bachanalische Tänze (πολεμικην oder die πυρριχην, ειρηνικην, und αμφισβητουμένην). Die erste war Nachahmung der griechischen Taktik; die friedliche fand Statt bey allerley angenehmen Vorfällen als Ausdruck der Freude, des Vergnügens und des Dankes. Beyde begriffen wieder mehrere Arten des Tanzes unter sich, und waren mit Musik begleitet. Man sieht, daß diese Abtheilung bloß in moralischer Rücksicht gemacht ist. Nach andern alten Schriftstellern, als: *Mercurialis* ꝛc. gab es drey Haupt-Arten der Tanz-Gymnastik: 1. Die Kubistik, κυβιστμα, die Kunst, Burzelbäume zu machen, und allerley künstliche Wendungen und Stellungen des Körpers zu nehmen; 2. die Sphäristik, Σφαιρισις, welche alle Arten des Ball-Spieles in sich faßte, und in den Gymnasien späterhin ihren besondern Platz, Σφαιριστηριον, so wie ihren besondern Lehrer, Σφαιριστικον, hatte; 3. die eigentliche Orchestik, oder die theatralische Saltation. — Zur Kampf-Gymnastik, oder Palästrik, d. i. zu den eigentlichen gymnastischen Uebungen, rechnete man anfänglich nur fünf, die daher den Nahmen Fünfkampf, πενταθλον, Pentathlum, Quinquertium, führten; nähmlich: das Springen, Rennen, den Discus, den Wurfspieß, und das Ringen; Ἅλμα, ποδωκειην, δισκον, ἀκοντα, πάλην; so bezeichnet sie *Simonides* in einem Epigramm. Späterhin kamen der Faustkampf und wahrscheinlich mehrere andere Uebungen dazu, aber der Nahme Fünfkampf blieb. Es ist auch wahrscheinlich, daß man jene fünf Uebungen nicht immer allein, sondern bisweilen auch andere an ihrer Stelle darunter verstand.

Vor den Leibes-Uebungen in den Gymnasien, giengen verschiedene Vorbereitungen vorher, als: Baden, Salben, Reiben und Sandbestreuen. — Das Baden wurde sowohl vor, als nach den Uebungen, vorgenommen. In den ältesten Zeiten badeten die Griechen selten, in der Folge aber ward es sehr gewöhnlich. Die Einrichtungen dazu in den Gymnasien, sind oben angezeigt worden.

Die Nacktheit der Athleten war eine von den Ursachen, um deren willen sie sich salbten, rieben und badeten. Das Salben geschah insonderheit bey den Ringern und Paukratiasten, um die Glieder geschmeidiger zu machen, und den Ton der Nerven zu stärken, wie *Lucianus*, de Gymnasiis, c. 24, bemerkt; wie auch um den Körper zu reinigen, besonders aber ihm eine Glätte zu geben, damit die Hände der sie umfassenden Ringer desto eher abgleiten möchten. Denn es gereichte eben so wohl zum Ruhm der Athleten, als zum Vergnügen der Zuschauer, wenn die Kämpfer sich bald umfaßten, mit gleichsam verschlungenen Händen und Füßen sich fortdrängten, niederwarfen, auf der Erde wälzten, dann wieder durch künstliche Wendungen sich loswickelten, aufsprangen, und so entschlüpften, wie ein glatter Aal der Hand entschlüpft. Eben in dieser Absicht wurde der nackte Körper der Athleten bald mit Oehl, bald mit einer Art von Salbe, die aus Oehl, Wachs und Staub bestand, bestrichen. Diese Salbe hieß Κηρωμα, Ceroma, welchen Nahmen auch das Zimmer selbst, darin dieses Bestreichen geschah, und welches sonst Ἀλειπτήριον, Alipterium, oder Ἐλαιοθέσιον, Elaeothesium, hieß, führte, wie *Plinius*, L. 35, c. 2. bemerkt. Merkwürdig ist es, daß diese Salbe, wenn sie nach geendigter Uebung mit dem Schweiße des Körpers vermischt, als ein unreiner Schmutz wieder abgerieben wurde,

wurde, nach *Plinius*, L. 28, c. 4. und *Valer. Max.* L. 9, c. 14, n. 1. unter dem Nahmen Strigmenta, sorgfältig gesammelt und theuer verkauft wurde, weil man glaubte, daß sie einen medicinischen Nutzen habe, Entzündungen zu hemmen, verhärtete Drüsen zu erweichen, Glieder-Schmerzen zu lindern, u. d. m. Die Athleten salbten sich entweder einander selbst, oder es wurden, wie ich bereits oben erwähnt habe, eigene Leute dazu gebraucht, die von diesem Geschäfte Ἀλείπται, Aliptae, auch Ἰατραλείπται, Jatraliptae genannt wurden. Mit dem Salben des Körpers war zugleich das Reiben oder Frottiren, Τριψις, Fricatio, verbunden, welches ebenfalls oft von den Alipten verrichtet wurde. Die Athleten, wenn sie frottirt wurden, pflegten den Athem an sich zu halten, alle ihre Muskeln anzustrengen, und sich gleichsam der Hand dessen, der sie rieb, zu widersetzen, damit das über den Leib gestrichene Oehl desto mehr eingerieben werden, und desto mehr Wirkung thun möchte, wie *Plutarchus*, de tuenda sanitate, meldet. Nach geendigten Uebungen wurden die Athleten ebenfalls frottirt, um die durch heftige Anstrengung der Kräfte ermatteten Glieder wieder zu stärken, oder doch die Erschöpfung unschädlicher zu machen. Daher wurde diese nach vollendeten Uebungen vorgenommene Friction ἀποθεραπεία, Apotherapia, genannt, so wie die erstere, welche vor den Uebungen vorhergieng, παρασκευαστικη Τρίψις hieß. Aus gleichen Ursachen badeten die Athleten nach geendigten Uebungen, und reinigten dabey mit einem etwas gekrümmten Werkzeuge von Eisen, Messing oder Silber (Strigilis) ihren Körper vom Schweiß, Oehl, Sand und Staub, womit er bedeckt war. Denn auch mit Sand und Staub pflegten die Athleten, wenn sie mit Oehl gesalbt waren, sich zu bedecken,

oder bedecken zu lassen, indem sie sich in einer dazu bestimmten Abtheilung der Gymnasien, welche Κονιστήριον oder Κονίστρα, Conisterium oder Conistra, (L. Pulverarium, die Staub-Kammer,) hieß, entweder selbst im Staube wälzten, oder von Andern damit bestreuen ließen. Man bediente sich zu diesem Behuf gern des feinen Nil-Sandes, der besonders dazu aus Aegypten herüber gebracht wurde (*). Dieser dem ersten Ansehen nach lächerliche Gebrauch, diente erstlich dazu, daß die Ringer sich desto fester halten, und, wenn sie sich umfaßt hatten, desto weniger entschlüpfen konnten. Hiernächst hatte es die Wirkung, daß der während dem Kampfe erpreßte Schweiß nicht zu stark hervor drang, daß also die Kräfte nicht so bald erschöpft wurden, daß die Luft und der Wind nicht so leicht in die eröffneten Schweißlöcher eindringen und der Gesundheit schaden konnte; und endlich, daß nach geendigten Uebungen die Haut desto besser gereinigt, und der ganze Körper sauber gehalten wurde, wie dies alles *Lucianus*, de gymnasiis, c. 29, ausführlich meldet. Die zuerst angeführte Ursache ist vermuthlich die vornehmste gewesen, so, daß die griechische Benennung des von den Athleten gebrauchten Staubes, ἀφή, Haphe, von dem Worte ἅπτομαι, ich berühre, ergreife, hergeleitet worden zu seyn scheint. Diesen griechischen Ausdruck haben die Lateiner auch in ihre Sprache aufgenommen, wie wir aus *Seneca*, ep. 57. *Martialis*, epigr. VII, 66, und *Ouid.* Metam. L. 9, v. 35, ersehen, wo es besonders auch aus gewissen Ausdrücken scheint, daß der besagte Staub gelb gewesen ist. Dieses Bestreuen mit Staub gehörte so wesentlich zu den Vorbereitungen zum Kampf, daß man von Ringern und Pankratisten, die ohne

Mühe

(*) *Sueton.* Neron. c. 44. *Plin.* Hist. nat. L. 34, c. 13.

Mühe gesiegt hatten, zu sagen pflegte: sie hätten ἀκονιτι, ohne Staub, gesiegt. So siegte *Dioxippus* bey den olympischen Spielen, und so manche andere Athleten, die sich durch ihre Stärke und Geschwindigkeit in solches Ansehen gesetzt hatten, daß sich niemand mehr mit ihnen in einen Kampf einlassen wollte.

Das Ringen, Πάλη, Lucta, wahrscheinlich die älteste Uebung, und diejenige, wazu die meisten Vorbereitungen gemacht wurden. Von ihr hat der eine ganze Haupt-Theil der Gymnastik den Nahmen Palästrik erhalten; und selbst die Wörter Gymnastik und Gymnasium, von γυμνος, nacket, (s. oben, S. 484), sind vom Ringen entstanden, weil besonders dieses nacket verrichtet wurde. Man hatte bey dem Ringen, so wie bey mehreren Arten der gymnastischen Uebungen, eine dreyfache Absicht: man übte sich nähmlich als Athlet, oder als Krieger, oder man suchte dadurch seinen Körper zu stärken, ihn geschickt und derb zu machen, und seine Gesundheit zu erhalten. Anders rangen daher Athleten und Krieger, anders ruhige Bürger, Jünglinge und Knaben; bey Jenen wurde die Sache bis zum hohen Grade übertrieben, nicht selten sahe man gebrochene oder verrenkte Glieder, verdrehete Hälse, ja entseelte Leiber in den Palästern, als Erfolge athletischer Uebertreibungen; bey Diesen blieb man in den Schranken, welche der gemeine Menschen-Verstand festsetzte, obgleich nicht zu läugnen ist, daß man sie oft aus Nachahmungs-Sucht überschritt. Das athletische Ringen, zu dessen Behuf man seinen Körper ordentlich auf die Mast that, um durch eine dicke Fleisch-Decke Schläge und Stöße desto besser abhalten zu können, ward im Ganzen doch bey weitem nicht jedermanns Sache, obgleich die ganze Nation dem siegenden Athleten Beyfall klatschte, und seine Vaterstadt die Mauer durchbrach, um ihn im Triumph

umph hinein zu führen. Diese nationellen Züge gehörten mit Recht in den Charakter eines Volkes, welches alles auf Mannheit, nichts auf weibische Verzärtelung, setzte. Wenn daher weisere Männer auf der einen Seite die athletischen Kampf-Arten verächtlich machten, so empfehlen sie auf der andern das gemäßigte Ringen, als ein Mittel, welches die Glieder und Muskeln stärke, und die thierische Wärme vermehre.

Das Ringen erforderte bey den Alten jedes Mahl Vorbereitung, welche bey den übrigen Uebungen nicht Statt fand. Diese Vorbereitung bestand im Salben mit Oehl, nnd im Bestreuen mit Sande, wovon ich bereits oben geredet habe. Nach dieser Vorbereitung begann die Uebung selbst. So rang Herkules mit Achelaus (*). Das Ringen der Alten war dreyerley:

1. Die simpelste hieß ακροχειρισμος, ακροχειρη und ἀκροχειριξις, und war die, wo man sich bloß der Hände bediente, und wo es bloß darauf ankam, den Widerstand der Hand-Gelenke seines Gegners zu überwinden (**). Es geschah dieses so heftig, daß der eine Theil sich überwunden bekannte. Es faßten sich nähmlich beyde Gegner nur an den Händen an, und suchten sich so unterzubringen, oder einer den andern in die Lage zu setzen, daß er nicht mehr Widerstand thun konnte. Obgleich diese Art des Ringens, wegen der geringen Gefahr, nur wenig Ehre geben konnte, so nennt man doch einen gewissen *Sostratus*, der so stolz darauf war, 12 Sieges-Kränze im Acrochirismus davon getragen zu haben, daß er sich

(*) Brachiaque oppoſui, tenuique a corpore varas
In ſtatione manus, et pugnae membra paraui.
Ouid. Metam. IX. 32.

(**) *Hippocr.* de diaeta II. Sect. 42, n. 17. III. 23, n. 8.
Et digitos digitis et frontem frontis premebam.
Ovid. Metam. IX. 45.

ſich zu Olympia eine Statue errichten ließ, die noch zu den Zeiten des *Pauſanias* zu ſehen war.

2. Das Anpacken der Arme und des Leibes, um einander zu Boden zu werfen. So kämpften *Vlyſſes* und *Aiax:*

Αγχαι δ' αλληλων λαβετην χειρσι σιβαρησιν.

Complexuque ſe inuicem corripuerunt manibus acutis.

Hom. Ιλ. XXXIII. 711.

Hercules und *Aeneas:*

Conſeruere manus, et multo brachia nexu.

Lucan. IV. 617.

Dergleichen Ineinanderſchlingungen hießen συμπλοκαι, und ſolche ſtehende oder liegende Ringer Symplegma (*).

3. Das Niederwerfen auf die Erde, da man dem Gegner das Bein unterſchlug.

Ουτ' Οδυσευς δυνατο σφηλαι, ουδε τις αλλος,
Ουτ' Αιας δυνατο, κρατερη δ' εχεν ις Οδυσηος. —
Δευτερος αυτ' ανασειρε πολυτλας διος Οδυσευς,
Κινησεν δ' αρα τυτθον απο χθονος, ουδε τ' ασειρε.
Εν δε γονυ γναμψεν επι δε χθονι καππεσον αμφω
Πλησιοι αλληλοισι (**).

Neque

(*) Praxitelis filius Cephiſſodorus rei et artis heres fuit. Cuius laudatum eſt Pergami ſymplegma, ſignum nobile, digitis corpori verius, quam marmori, impreſſus. — Pana et Olympium luctantes, eodem loco Heliodorus, quod eſt alterum in terris ſymplegma nobile. *Plin.* L. 36, c. 5.

(**) Και νυ κε το τριτον αυτις ανηιξαν' ερεθισθεν,
Ει μη Αχιλλευς αυτος ανιστατο, και κατερυκε.

Ex certe iam tertio rurſus ſurgentes luctati fuiſſent, Niſi Achilles ipſe ſurrexiſſet, et cohibuiſſet.

Homer. Ιλ. I. c. v. 733.

Neque Vlyſſes poterat ſupplantare, ſoloque affigere,
Neque Aiax poterat; valida enim prohibebat vis
Vlyſſis. —
Secundus viciſſim tollebat laborioſus nobilis Vlyſſes,
Mouit autem paullulum a terrâ, neque leuauit;
Genu vero implicuit; et in terram ceciderunt ambo.

Il. XXIII. 719. 729.

Um ſich in den olympiſchen Spielen den Siegeskranz zu erringen, mußte man drey Mahl nach einander kämpfen, und ſeinen Gegner wenigſtens zwey Mahl zu Boden werfen. Dieſes nannten die Griechen ἰριαζειν (*).

Dieſe drey Gattungen des Ringens hießen Ορθοπαλη, Colluctatio, oder das Ringen ſtehenden Fußes (**). Eine andere Art war der Wälz-Kampf, und geſchah am Boden; ſie hieß Αναπλιοπαλη, Volutatio; man that hier alles, was bey dem aufrechten Ringen gewohnlich war, in ſofern ihm das Liegen nicht widerſprach. Man warf ſich dazu freywillig

(*) Daher das artige Sinngedicht des Lucill:

Εις ἱερον ποτ' αγωνα Μιλων μονος ηλθ' ὁ παλαιστης,
Τον δ' ευθυς στεφανουν αθλωθετης εκαλει.
Προσβαινων δ' ωλισθεν επ' ισχιον. Οἱ δ' εβοησαν
Τουτον μη στεφανουν, ει μονος ων επεσεν.
Ανσας δ' εν μεσσοισιν ανεκραγεν. Ουχι τρις εσιν;
Εν κειμαι, λοιπον τ' ἀλλα με τις βαλετω.

In ſacrum certamen Milo ſolus venit pugil,
Hunc vero ſtatim vt coronaret agonum curator, vocabat.
Progreſſus vero lubricans cecidit in nates. Spectatores vero clamarunt,
Ne illum coronaret, quia ſolus exſiſtens cecidiſſet.
Reſurgens vero in medio clamauit: Nonne tria ſteterunt?
Vno tantum pede iaceo. Ceterum in reliquis me quis deiiciat.

Anthol. L. 2, c. 1, ep. 11.

(**) *Fabri* Agoniſt. L. 1, c. 10. 11.

willig nieder, und kugelte sich mit einander herum, bis einer den andern unter sich fest hielt; wer zuerst entkräftet wurde, verlor den Sieg, und gab es durch Worte oder durch Ausstreckung eines Fingers zu erkennen (*).

Rom besitzt unter seinen griechischen Alterthümern, eine herrliche Gruppe von Marmor, welche zwey Ringer vorstellt, von denen der Unterliegende seine Kräfte noch anstrengt, um einen Rest von Sieg streitig zu machen. Man bewundert dieses Denkmahl aus den Zeiten des *Pericles* noch, wenn man auch erst im Homer, den Kampf des Ulysses und Ajax, und im Ovid den Kampf des Hercules und des Achelous, gelesen hat.

In des P. *Montfaucon* Cabinet, befinden sich zwey Kämpfer von Alabaster, deren einer, ob er gleich schon an der Erde, auf dem Rücken liegt, sich noch zu wehren sucht, und dem andern den Fuß wider die Nase stößt, davon der Abdruck, Fig. 4194 [a]) zu sehen ist. Unter den andern beyden, Fig. 4194 [b]), welche von einem römischen Marmor abgeschildert sind, sucht der eine, der bereits von dem andern niedergeworfen ist, sich wieder aufzurichten, und den andern unter sich zu bringen.

Plato giebt den Trojaner Antheus, der mit dem Aeneas nach Italien gieng, als den Erfinder der Ringe-Kunst an. Man kann wohl eigentlich nicht sagen, daß das Ringen erfunden sey. Es ist die erste und einfachste Art, einen Feind anzugreifen und zu überwinden. Es setzt keine Waffen voraus, der bloße Mensch kämpft gegen den bloßen Menschen. Als den ersten Stifter der Ringe-Schulen (Palästren) giebt man den Theseus an.

Von

(*) Non amo, qui vincit, sed qui succumbere nouit,
Et didicit melius την αγκαλιοπαλην.

Martial, XIV. ep. 201.

Von der Zeit an wurde es kunstmäßig getrieben, und wie es oft zu geschehen pflegt, möchten wohl die Lehrer dieser Kunst auch in ihrer Art manche Pedanterey getrieben haben. Luctandi magistri, schreibt *Mercurialis* (*), tempore Galeni varias ac multiformes membrorum distorsiones circumnexionesque inuenerant. Die hinzugefügten Abbildungen von Kämpfern, die sich auf der Erde wälzen, welche auch *Potter* zum 1 Th. seiner Archaeologie aufgenommen hat, sind so seltsam, daß man Mühe hat, die Gliedmaßen, die dem einen oder dem andern Kämpfer zugehören, zusammen zu finden. Solche Lagen des Körpers scheinen fast dem Baue des Menschen zu widersprechen. Sie sind vielleicht von alten syrakusanischen Münzen entlehnt, oder stellen vielleicht das oben erwähnte Symplegma vor, welches in der Galerie zu Florenz befindlich ist, und von Winkelmann sehr gelobt wird.

Nach der Bemerkung des *Galenus*, war das oben erwähnte Reiben und Salben für die Ringer so nothwendig, daß, wenn sie es ihnen unterließen, ihnen bey dieser gewaltsamen Uebung die Glieder zerbrochen oder ausgerenkt wurden. Dergleichen eräugnete sich ohnehin nicht selten, wenn sie sich auch mit aller Vorsicht vorbereitet hatten. Die Alipten, oder wer nun die chirurgischen Geschäfte zu besorgen hatte, waren aber sehr geschickt, diese Schäden auf eine besondere Art zu heilen (**).

Es kann seyn, daß die ἀναπλινοπάλη, wegen der sonderbaren Verdrehung der Glieder und des Herumwälzens an der Erde, für die Epheben weniger anständig gehalten worden, als die ὀρθοπάλη, und jene mehr für die eigentlichen Athleten gewesen ist. *Epaminondas* übte sich wenigstens nicht in dem Wälz-Kampfe, sondern so, *quoad stans* complecti posset atque contendere (***).

In Sparta auf der Insel Chio, und an einigen andern Orten, kämpften die Mädchen eben so wohl, als die Jünglinge, nacket; auch badeten sich beyde Geschlechter gemeinschaftlich.

Mit

(*) De arte gymnast. L. 2, c. 8.

(**) Luctantibus interdum ossa quaedam frangebantur et laxabantur, quae *palaestrico quodam pacto ab aliis diuerso* remittere consueuerunt.

(***) *Cornel.* Epam. c. 2.

Mit dem Ringen vereinigten die Athleten späterhin, den barbarischen Faust Kampf, Πυγμική Pugilatus, eine Uebung, die schon vor den Zeiten Troja's üblich war. Hieraus entstand die doppelte Kampf-Art, welche man Παγκράτιον nannte, die von Athleten bis zum hohen Grade getrieben, aber in den Gymnasien wohl schwerlich als ein Theil der medicinischen Gymnastik angesehen wurde und werden konnte. Kein alter Arzt empfiehlt den Faust-Kampf in medicinischer Rucksicht. Die Faust-Kämpfer legten gleichfalls alles darauf an, ihren Körper recht fleischig zu machen, um die Schläge des Gegners desto leichter ertragen zu können. Die geballte Faust war anfangs unbewaffnet; alle Bewegungen bestanden bloß in Zuschlagen und ausparíren, und der Kampf war zu Ende, sobald einer der beyden Athleten, durch Blut-Verlust geschwächt, oder durch Schmerz überwältigt, seinen Gegner um Gnade bat. Ob nun gleich der simple Faust-Kampf oft blutig genug, und zuweilen gar mörderisch war, so kam man doch in der Folge, der Natur-Kämpfe überdrüssig, auf den Gedanken, ihn noch fürchterlicher zu machen, indem die Athleten die Hand und den Arm mit ledernen Riemen umwickelten, welche bald parallel, bald ins Kreuz übereinander gewunden, und an mehrerern Stellen mit eisernen oder bleyernen Knöpfen besetzt waren, um ihre Oberfläche desto knotiger, und die Streiche damit desto nachdrücklicher zu machen. Diese Art Streit-Handschuh hieß Caestus. Mit diesem Caestus suchten sie sich Schläge in das Gesicht und an andern Stellen des Körpers beyzubringen, die, wenn sie nicht durch eine geschickte Wendung vermieden oder aufgefangen wurden, gefährliche Verletzungen oder gar den Tod zur Folge hatten. Einiger Maßen waren die Schläfe, als der schwächste Theil des Kopfes, durch eine Art Pickel-Hauben von Erz, welche man Αμφωτίδες

(Amphotides, Ohren-Decken) nannte, beschützt; indessen kam doch, wenn der Kampf sehr hitzig wurde, mancher Athlet, seiner Amphotis ungeachtet, um das Leben. Ein so grausamer Kampf wäre für die Ephehen in den Gymnasien sehr unzweckmäßig gewesen; diese schlugen daher entweder mit bloßen Fäusten; oder faßten eine metallene oder steinerne Kugel in die geballte Hand, daher im lezterm Falle der Kampf Σφαιρομαχία (Sphaeromachia, Kugel-Kampf) hieß. Die Athleten, die sich dem Faust-Kampfe mit dem Caestus widmeten, bedienten sich in ihren Vorübungen eben dergleichen Kugeln. Ein Mehreres von dem Faust-Kampfe, s. im XXXIV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 9 — 13, und die dazu gehörigen Fig. 1822 und 1823.

Die Faust-Kämpfer fochten allemahl stehend; sie packten sich nie, und warfen sich nie nieder, sondern schlugen bloß; die Ringenden aber durften nie schlagen; die Pankratisten vereinigten beydes, sie rangen und schlugen.

Das Ringen, und der Faust-Kampf, waren die beyden schweren Kampf-Uebungen, βαρεις αγωνες. Aus beyden war das Παγκράτιον, Pancratium, zusammengesetzt. Die Pankratisten rangen und schlugen sich zugleich, und zwar sowohl stehend, als auch indem sie sich auf der Erde wälzten.

Vom Rennen, oder Wett-Lauf zu Fuße, Δρόμος, Cursus, s. im LXVI Th., S. 52, fgg.

Das Springen, Ἅλμα, Saltus, als gymnastische Uebung, geschah entweder in die Nähe, oder in die Weite; entweder frey, oder mit Gewichten, die man auf dem Kopfe, auf den Schultern oder in den Händen trug, auch mit bleyernen Schuhen, — alles, um die Schnellkraft der Muskeln der untern Gliedmaßen desto mehr zu verstärken. Die Bley-Stücke, wel-

welche die Springer in den Händen trugen, hießen ἅλτηρες, welches Einige überhaupt von allen Gewichten, womit man den Körper beym Springen beschwerte, verstehen. Die Gestalt derselben war verschieden, einige länglich-rund mit Löchern oder Riemen versehen, um mit den Händen hineinzugreifen, andere kolbenförmig, in der Mitte wo sie angefaßt wurde, etwas dünner als an den beyden Enden. Einige glauben, diese Zuthaten hätte man anstatt der Balancir-Stangen zur bessern Haltung des Gleichgewichtes, oder vielmehr zur Beförderung des Sprunges gebraucht (*). Es finden sich bey einigen alten Schriftstellern Beweise dafür, indem sie behaupten, daß die Athleten mit diesen Gewichten besser springen könnten, als ohne dieselben in die Hände zu fassen; aber ohne Zweifel hatten sie diesen Zweck nicht immer dabey; denn wenn sie diese Bley-Klumpen auf dem Kopfe, den Schultern oder gar an den Füßen befestigten, so geschah es unstreitig, um diese Uebung zu er-

(*) Daß die ἅλτηρες dazu dienen sollten, den Körper während des Sprunges im Gleichgewichte zu erhalten, wie eine Balancir-Stange, ist, nach Hrn. Vieth Urtheil, nicht wahrscheinlich. Eine Balancir-Stange dient dazu, den Körper über einer schmahlen Basis, einem gespannten Seile, einem runden Balken oder dergl., im Gleichgewicht zu erhalten, indem man die Stange nach der einen Seite hin verschiebt, wenn der Körper nach der andern Seite hin fallen will. Es kommt hierbey auf eine geschickte und augenblickliche Verrückung des Schwer-Punctes an, um diesen immer senkrecht über der Basis zu halten. So etwas scheint aber beym Springen nicht Statt zu finden. Wenn man so schief sprünge, daß der Körper auf die eine Seite hin fallen würde, so könnte zwar durch Ausstreckung des Armes an der entgegengesetzten Seite das Gleichgewicht wieder hergestellet werden, und das allerdings besser, wenn am äussersten Ende ein Gewicht angebracht ist, weil dann das Moment auf dieser Seite größer wird; aber man müßte wahrlich sehr ungeschickt seyn, um so falsch abzuspringen, und wer das ist, wird schwerlich auch Geschicklichkeit genug besitzen, das Gleichgewicht auf die eben beschriebene Art während des Sprunges in freyer Luft wieder herzustellen.

schweren, und man erklärte dann denjenigen für den Sieger, der mit der größten Last am besten springen komte. Eine andere Absicht dabey war vielleicht medicinisch; man erschwerte die Uebung, um den Körper mehr anzugreifen. Man sprang übrigens in die Höhe, Tiefe und Weite; im leztern Falle hieß der Anfangs-Punct Βατηρ. Es geschahen mehrere Sätze hinter einander, und es kam wahrscheinlich darauf an, wer am nächsten an das Ziel (σταμμενα), oder darüber hinaus, kam; oder vielleicht zählte man die Sätze; und derjenige, welcher mit der bestimmten Zahl am weitesten kam, gewann. Es waren auch verschiedene Arten des Springens gewöhnlich, z. B. das Hinten-aus- und Anschlagen mit den Füßen, das Traben oder Aufhüpfen mit abwechselnden Beinen, das Springen auf einem mit Wein angefüllten, und auswendig mit Oehl überstrichenen Schlauche.

Zu den gymnastischen Uebungen gehörte ferner Discus, Δισκος, Discus, oder die Wurf-Scheibe. Dieses Wort bezeichnet in der Gymnastik der Alten sowohl eine gewisse athletische Uebung, als auch das dabey gebrauchte Werkzeug, nähmlich eine ordentlicher Weise runde, schwere und in der Mitte durchlöcherte metallene Scheibe, die mit der größten Anstrengung geworfen oder geschleudert wurde, wodurch die Stärke des Armes nach und nach ausserordentlich vermehrt, und diese Uebung also eine sehr gute Vorbereitung eines Soldaten in den damahligen Krieges-Uebungen werden mußte, wo man noch Wurf-Spieße und Lanzen warf. Dieser Discus war eine schwere Masse von Holz, oder von Stein, oder von Eisen, oder von Erz, wie *Eustathius* berichtet. Der eiserne Discus hatte noch einen besondern Nahmen bey den Griechen, die ihn Σολος, Solos, nannten, dessen Homer bey den Leichen-Spielen des *Patrochus* gedenkt. Aus dem ge-

gebrauchten Beyworte αὐτοχόωνος (im Guß sich selbst überlassen) erhellet, daß der Discus nicht künstlich bearbeitet, sondern eine rohe Masse von Eisen gewesen ist. Diese Masse aber war von solcher Größe, daß der Sieger, dem es zum Preis bestimmt war, 5 Jahre lang seine Hirten und Ackerleute würde damit haben versehen können, so groß auch immer seine Ländereyen gewesen wären. Die Wurf-Scheiben, deren sich, nach der Odyssee die Phäazier bedienten, waren von Stein eben so, wie diejenigen, deren *Pindarus* Erwähnung thut. Potter behauptet, dieser Solos der Griechen sey keine bloße unförmliche Eisen-Masse gewesen, sondern habe eine sphärische Gestalt gehabt, und sey breit gewesen. Die gewöhnlichsten Materien der Wurf-Scheiben, die man bey den Spielen gebrauchte, waren aber von Eisen oder Erz. Winkelmann (*) hat die Anmerkung gemacht, daß der Discus manchmahl am Rande eine Vertiefung hatte, um ihn mit den darein gelegten Fingern fester halten zu können; Lucian hingegen schreibt (**), der Discus wäre wie ein kleiner eherner Schild, mit einer ganz glatten Oberfläche, die ihn schlüpfrig macht, (wie ihn auch *Statius* in den Worten aheneae lubrica massae pondera vorstellt,) so daß es wirklich schwer gewesen sey, ihn nur in der Hand zu halten. Man findet eine Wurf-Scheibe dieser Art auf einem Basrelief, in der Villa Albani; Fig. 4195. Deswegen dann die Δισκοβολοι, Discoboli, oder diejenigen, welche diese Wurf-Scheibe schleuderten, den Discus

(*) Monumenti antichi inediti, p. 257. Auch im Museum zu Portici ist ein Discus von Erz, welcher 8 Zoll im Durchmesser, und in der Mitte ein Loch hat, dessen Rande sich auf einer Seite enger schließt. Winkelmann hat diesen im Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen, S. 59, beschrieben.

(**) Dialog. de Gymnas. p. 757. Vol. Opp. 1.

sowohl, als ihre Hand mit Sand oder Erde zu reiben pflegten, um diese so glatte Wurf-Scheibe desto besser fassen zu können. Wahrscheinlicher Weise war der Discus in der Mitte erhabener und dicker, als gegen den Rand zu, und glich also einer Linse, daher auch diese Frucht vom *Dioscorides* Discus genannt wird.

Nach dem *Eustathius* bediente man sich zuweilen auch gewisser Wurf-Scheiben aus Stein, welche im Mittelpuncte ein Loch hatten, und vermittelst eines Riemens mit größerer Leichtigkeit und Stärke geworfen werden konnten. Potter behauptet dieses von allen Discis überhaupt.

Nach *Banier*, B. 5, S. 472, sind die Wurf-Scheiben viereckig gewesen. Potter sagt dieses nur von Einer Art derselben. *Mercurialis* giebt die Abbildung einer Münze von Apollonia, die vom *Marcus Aurelius* soll seyn geschlagen worden, auf welcher die Athleten Discos von gleicher Dicke, und in der Mitte durchlöchert, haben. Allein, diese Münze ist verdächtig, weil sie sich in keiner Münz-Sammlung befindet.

Der Ursprung des Discus-Werfens verliert sich in den fabelhaften Zeiten. Perseus, der Diana Sohn, wird vom *Pausanias* für den Erfinder des Discus ausgegeben; und schon Apollo spielte damit, tödtete aber mit dieser Scheibe aus Versehen den jungen Hyacinthus, so wie Perseus seinen Großvater Acrisius.

Zu den Zeiten des trojanischen Krieges war, dem Homer zu Folge, der Discus sehr üblich. Mit diesem Spiele beschäftigten sich die Völker des Achilles bey der langen Weile, die ihnen der Zorn dieses Helden gegen den Agamemnon verschafft habe. Bey den Leichen-Spielen des *Patroclus* wurde er, wie schon gemeldet worden ist, auch gebraucht, und Ulysses fand ihn am Hofe des Alcinous. Castor und Jolaus werden in den isthmischen Oden des Pindar's als Meister in dieser Kunst besungen.

Die

Die olympischen Spiele bestanden schon nach ihrer ersten, vom Herkules erhaltenen, Einrichtung in 6 Uebungen, deren lezte der Discus war; und *Pindarus* meldet sogar den Nahmen des Athleten, der in diesem ersten Kampfe mit dem Discus den Preis davon trug. Als diese Spiele durch den Iphitus waren erneuert worden, erhielt der Discus erst in der 18ten Olympiade wieder seine Stelle darin, aber ohne daß für ihn ein Preis ausgesetzt wurde. Man krönte nur den Sieger im Fünf-Kampf (Pentathlon, Quinquertium.) In den pythischen, isthmischen und nemeischen Spielen scheint der Discus nicht zum Pentathlon gerechnet worden zu seyn.

Die Athleten, welche den Discus warfen oder schleuderten, hießen, bereits erwähnter Maßen, Discoboli. Einige Alterthums-Forscher sind der Meinung, daß sie die Scheibe in einer nackenden Stellung geschleudert und sich vorher gesalbt hätten. Sie berufen sich desfalls theils auf die Stelle des *Ouidius:*

Corpora veste leuant, et succo pinguis oliuae
Splendescunt latique ineunt certamina disci,

wo der Dichter vom Apollo und Hyacinthus redet; theils auf folgende Stelle aus dem zweyten Gespräche des Redners beym *Cicero:* cum omnia gymnasia Philosophi teneant, tamen eorum auditores *discum audire,* quam Philosophum malunt; qui simul increpuit, in media oratione de maximis rebus et grauissimis disputantem omnes *vnctionis* caussa relinquunt. Ita leuissimam delectationem grauissimae, vt ipsi ferunt, vtilitati anteponunt. Wäre hier von der Wurf-Scheibe, wie selbst *Ernesti,* in der Clavis Ciceroniana, dafür hält, die Rede, so wäre an der Salbung der Athleten bey dem Discus-Werfen nicht zu zweifeln; allein, das Zeit-Wort increpare, tönen, scheint sich nicht vom Discus sagen zu lassen. Die Meinung des *Burette* ist daher sehr wahrscheinlich, der sich unter diesem Discus des *Cicero* weiter nichts, als ein großes rundes Becken von Metall, vorstellt, worauf man etliche Schläge that,

um die Athleten, gleichsam wie mit einer Glocke, in das Gymnasium zu fordern. Diese Meinung ist um so viel wahrscheinlicher, da man in den Bädern (Thermis), die gemeiniglich einen Theil der Gymnasien und Palästra ausmachten, mit Instrumenten von Erz ein Getöse machte, um denen, die sich des warmen Bades bedienen wollten, ein Zeichen zu geben, daß solches wirklich angelassen worden ist. Denn wenn eine gewisse Stunde verflossen war, war man genöthigt, wofern man noch baden wollte, kalt zu baden. *Martialis* beweiset dieses in folgendem Distichon:

Redde pilam, sonat aes Thermarum; ludere pergis?
Virgine vis sola lotus abire domum?

Die Virgo war aber ein sehr kaltes Wasser zu Rom, darin man sich zu baden pflegte, um den Ton der Nerven zu stärken; und das sonat aes Thermarum des *Martialis* ist dasselbe, was *Cicero* mit dem increpuit discus sagen will. Ungeachtet also diese Stelle des *Cicero* für das Salben der Discobolen nichts entscheidet, so ist doch die des *Ouidius*, verglichen mit dem unläugbaren Nutzen des Salbens für solche Kämpfer, so beschaffen, daß sie, wo nicht den durchgängigen, doch wenigstens den zuweilen geschehenen Gebrauch der Salbung bey dem Discus-Werfen glaublich macht.

Die Athleten warfen den Discus auf eine doppelte Weise in die Luft, nähmlich manchmahl ganz lothrecht in die Höhe, um ihre Kräfte zu versuchen; manchmahl aber und gewöhnlicher Weise gerade vor sich hin, und zwar nach einem gewissen Puncte, den sie sich selbst mit den Augen absahen. Einige glauben aber, daß sie nach einem gewissen Ziele geworfen haben, und daß derjenige, welcher diesem Ziele am nächsten gekommen war, gewonnen habe. Den untersten Rand des Discus hielten die Discobolen allemahl

mahl in der Hand, und so, daß die vier Finger in einer gekrümmten Lage vorn hin zu stehen kamen, der Daumen aber die hintere Fläche stützte. Wenn sie die Scheibe werfen wollten, nahmen sie diejenige Stellung, welche die Heftigkeit des Stoßes am meisten beförderte, d. i. sie stellten den einen Fuß vor, bückten sich mit dem Leibe, schwungen die Hand, in welcher der Discus war, und dreheten ihn fast bloß horizontal herum, um ihn mit desto größerer Stärke zu werfen, bis sie ihn endlich mit der Hand, mit dem Arme, und gleichsam mit dem ganzen Körper, der gewisser Maßen dem Drucke noch nachzufolgen schien, fortschleuderten. Das Drehen in der Hand beschreibt *Statius* mit den Worten: vasto contorquet turbine. Eben dieser Dichter bestätigt, was ich schon oben gemeldet habe, daß sie nähmlich den Discus und die Hand durch Staub rauh gemacht haben: primum terra discumque manumque asperat. Die gewaltsame und kraftvolle Stellung der Discobolen ward den alten Bildhauern und Mahlern ein Gegenstand, an dem ihre Kunst sich übte. Quintilian (*) sagt von einem in Erz gearbeiteten Discobolus des berühmten Myron: quid tam distortum et elaboratum, quam est ille Discobolus Myronis? So errichteten auch die Athenienser dem Aristonicus Carystius, ein berühmter Ball-Meister des großen Alexander's, eine solche Bild-Säule, und gaben ihm zugleich das Bürger-Recht. Auch in den geschnittenen Steinen kommen Abbildungen solcher Athleten vor.

Nach der gemeinsten Meinung wurde der Wurf-Scheibe weiter kein Ziel vorgesteckt, als das, welches der stärkste Athlet von der Art erreichte, wenn er seinen Discus wirklich geworfen hatte. Man betrachtete daher den weitesten Wurf der stärksten Athleten,

(*) Instit. orat. L. 2, c. 13.

als ein bekanntes Maß. So sagt z. B. Homer von den Pferden des Antiochus bey einem Wettrennen, daß sie den Pferden des Menilaus um einen Discus-Wurf zuvorgekommen seyn, den ein junger Mensch thut, wenn er seine Kräfte probiert, und er bedient sich bey dieser Gelegenheit des Wortes διςκυρα, gleich als wenn es eben so viel als διςκυ ὅρος, die Gränze des Discus-Wurfes bedeute. Alle Wurf-Scheiben mußten ferner von einerley Größe und Schwere seyn. Man trug den Discus auch bis zum wirklichen Wurf auf die Schultern, wie aus dem Beyworte κατωμαδον des Homer's erhellet. Jeden Discus-Wurf bemerkte man mit einem Spieße, oder einem Pfeile; und wenn einem Athleten unter dem Wurfe die Scheibe aus der Hand glitschte, so hatte er weiter keinen Anspruch auf den Preis.

Da die alten Aerzte die gymnastischen Uebungen auch in Rücksicht auf die Gesundhtit betrachteten, so räth *Galenus*, der den Discus unter die gewaltsamsten Leibes-Uebungen rechnet, nur diejenigen zu dieser Anstrengung des Leibes, welche einen Aderlaß, oder sonst eine Abführung nöthig haben, wenn es ihnen an Gelegenheit fehlen sollte, diese Arzeney-Mittel zu gebrauchen. *Aretaeus* aber hält den Discus für nützlich für Schwindelige, und behauptet, daß Kranke von der Art durch gewisse Erschütterungen des Kopfes und der Arme curirt werden könnten.

Siehe auch weiter unten, im Abschnitt vom **Werfen**.

Die Schleuder, Σφενδόνη, L. Funda, Fr. Fronde. Von der Geschicklichkeit im Schleudern, habe ich bereits oben merkwürdige Beyspiele von andern alten Völkern angeführt. Die griechischen Nationen hatten ebenfalls darin eine ungemeine Fertigkeit, so, daß sie deshalb weit und breit berühmt wurden.

den. Ehe ich diese, die im eigentlichen Griechenland sich durch ihre Schleudern auszeichneten, anzeige, muß ich zuvor der Einwohner auf den balearischen Inseln Erwähnung thun. Die Balearen sollen, nach dem *Servius*, die ersten Erfinder der Schleuder gewesen seyn, womit aber die obige Nachricht vom *Plinius* nicht übereinstimmt, als welcher diese Erfindung den Phöniciern zuschreibt. *Strabo* eignet sie den Aetoliern zu. Es darf auch nicht nothwendig gerade ein Volk den Gebrauch der Schleuder von andern gelernt haben, sondern mehrere können, jedes für sich, auf eine solche Erfindung gekommen seyn, wie dieses der Fall bey vielen Erfindungen ist. Die Balearen mögen nun Erfinder der Schleuder gewesen seyn, oder nicht, so waren sie wenigstens in dem Gebrauche derselben sehr geschickt (*); daher auch der Ausdruck, balearis Funda (**). Diese Insulaner übten sich, von Jugend auf mit der Schleuder, und noch bis auf den heutigen Tag hat sich diese Uebung auf jenen Inseln erhalten, und die Einwohner wissen noch jezt mit der Schleuder, sehr gut umzugehen.

Die Art, wie sie ihre Kinder in dieser Kunst übten, war sehr zweckmäßig; sie gaben ihnen nähmlich nicht eher etwas zu essen, als bis sie ein gewisses Ziel getroffen hatten, oder die Speise selbst war das Ziel (***). Diese Methode ist noch bey vielen uncultivirten Völkern gebräuchlich.

Florus meldet, sie hätten im Kriege, jeder 3 Schleudern gehabt: Tribus quisque fundis proeliatur.

Stra-

(*) Baleares funda bellicosas Graeci *gymnasias* dixere. *Plin.* hist. nat. III. 11.

(**) z. B. *Virgil.* Georg. I. 309.

(***) Certos esse quis miretur ictus, cum haec sola genti arma sint; id unum ab infantia studium. Cibum puer a matre non accipit, nisi quem ipsa monstrante percussit. *Flor.* L. 3, c. 8.

Strabo, L. 3, giebt 3 Arten von Schleudern an, die unter den Balearen üblich waren: Macrocola, große lange Schleudern; andere von einer mittlern Gattung; und brachycola, kurze Schleudern. Die Nahmen kommen her von dem griech. Worte κῶλον, Habena, Schwung-Riemen.

Thucydides rühmt die Acarnanier als geübte Schleuderer (*).

Nach einer Stelle im *Livius*, L. 38, c. 29, hätten die Achajer (im Peloponnes auf der westlichen Küste) jene Balearen übertroffen. Der Consul *M. Fulvius* gebrauchte achajische Schleuderer gegen die Einwohner der Stadt Sames auf der Insel Cephalenia (heut zu Tage Cephalonia), welche hartnäckigen Widerstand thaten, nachdem die übrigen Städte sich gutwillig ergeben hatten. Ich setze die Stelle hierher, weil sie zugleich von der Beschaffenheit der Schleudern Einiges enthält, obgleich nicht so deutlich, als man wünschen möchte: „Vna ad coërcendos (Samaeos) „inuenta haud magna memorátu res est. Centum fundi„tores ab Aegio et Patris et Dymis (**) acciti. A pueris ii, „more quodam gentis, saxis globosis quibus ferme arenae „immistis strata littora sunt, funda mare apertum incessen„tes (***), exercebantur. Itaque (****) longius certiusque „et validiore ictu, quam Balearis funditor eo telo vsi sunt. „Et est non simplicis habenae. Vt Balearica aliarumque gen„tium funda, sed triplex scutale, crebris suturis duratum, „ne

(*) Acarnanes hoc pugnae genere excellere existimantur. *Thucyd.* L. 2.

(**) Aegium, Patrae und Dyme (Dymae) drey der zwölf Haupt-Oerter in Achaja.

(***) Diese Stelle übersetzt Hr. Vieth: „indem sie mit der „Schleuder ins offene Meer hinwarfen." Hochheimer hat incessantes, an statt incellentes, gesetzt, welches aber falsch, und vermuthlich nur ein Druckfehler ist. Incessere aliquem saxis, heißt: auf jemanden mit Steinen werfen.

(****) Das itaque scheint fast nicht am rechten Orte zu stehen. Daß die Achajer die Balearen im Schleudern übertrafen, rührte wohl nicht von der vielen Uebung her; denn die Letztern übten sich auch von Jugend auf, sondern von der Beschaffenheit ihrer Schleudern, die gleich darauf beschrieben wird.

„ne fluxa habena volutetur in iactu glans, sed librata
„quum sederit, velut neruo missa excutiatur (*). Coro-
„nas (**) modici circuli magno ex interuallo loci, assueti
„tra-

(*) Zu dieser Stelle macht Hr. Vieth folgende Anmerkung:
„Ich will diese Stelle, wo die Verschiedenheit der achaji-
„schen Schleudern von den sonst gewöhnlichen angegeben
„ist, so übersetzen oder vielmehr umschreiben, wie es mir
„am angemessensten scheint:

„Die achajische Schleuder hat nicht bloß einfa-
„che Schwung-Riemen, wie die Schleudern der
„Balearen und anderer Völker, sondern besteht
„aus dreyfachem, stark durchnähtem Leder, weil
„die Schwung-Riemen, wenn sie nur aus einfa-
„chem Leder bestehen, immer etwas schlottern,
„wodurch der geworfene Stein (oder die Kugel)
„im Wurfe sich hin und her wälzet. Wenn aber
„Alles aus dreyfach über einander genähetem Le-
„der besteht, so hat die ganze Schleuder mehr Con-
„sistenz. Der Stein bleibt, indem die Schleuder
„herumgeschwungen wird, am Bodenstücke in un-
„verrückter Lage, und wird mit eben der Stärke
„und Bestimmtheit fortgetrieben, wie ein Pfeil von
„der Sehne eines Bogens."

„Das ist freylich kein Muster einer guten Uebersetzung.
„Ich hoffe aber, daß die Stelle, die mir anfangs nicht recht
„verständlich war, doch einiges Licht dadurch erhält. Un-
„ter simplex habena einen einzelnen Schwung-Riemen zu
„verstehen, ist wohl der Sache nicht angemessen Eine
„Schleuder muß immer zwey Schwung-Riemen haben, ei-
„nen, den man fest hält, und einen, den man beym Wurfe
„los läßt. Wo ich Leder, Riemen, gesetzt habe, kann man
„vielleicht auch andere Materien verstehen. Ich finde, daß
„man auch Schleudern von Wolle, Hanf ꝛc. gemacht
„habe (†)."

(**) *Coronae* waren, wie es scheint, solche Scheiben, wie wir noch jezt beym Scheibenschießen gebrauchen. Wir hören hier, daß die alten Schleuderer sogar den Fleck im Gesichte des Feindes bestimmten und trafen. Man erinnert sich an David und Goliath. Mit einer Schleuder, wo ein kreisförmiger Schwung dem Steine seine Richtung und Ge-
schwind-

(†) Den Vers im Virgil Georg. I. 309.
Stuppea torquentem balearis verbera fundae
übersetzt Voß: Drehend den hanfenen Schwung der balearischen Schleuder. Statt torquentem finde ich auch torquentur.

„traiicere non capita ſolum hoſtium vulnerabunt, ſed quem „locum deſtinaſſent oris. Eae fundae Samaeos cohibuerunt, „ne tam crebro, neue tam audacter erumperent: adeo vt „precarentur ex muris Achaeos, vt parumper abſcederent, „& ſe cum Romanis ſtationibus pugnantes quiete ſpectarent."

Die Schnelligkeit des fortgeſchleuderten Stückes Stein oder Bley, war ohne Zweifel ungemein groß, aber wenn *Seneca* (*) ſagt: „Sic *liqueſcit* excuſſa glans funda et attritu aëris velut igne *diſtillat*," ſo möchte man ihm das im Ernſte nicht nachſagen. Unſere Büchſen treiben doch wohl die Kugel ſo geſchwinde fort, wie die beſten baleariſchen oder achajiſchen Schleudern, und noch dazu durch wirkliches Feuer, man hat aber nie bemerkt, daß die Kugel geſchmolzen wäre, oder Tropfen von geſchmolzenem Bley herab gefallen wären; auch würde damit keinem Schützen gedient ſeyn; eine weiche oder gar geſchmolzene Kugel könnte keine Wirkung thun. Beyläufig iſt hier noch zu bemerken, daß *Vegetius*, in ſeinem Buche de re militari, verlangt, den Stein bloß nach einem einmahligen Umſchwunge um den Kopf fortzuſchleudern. Siehe auch weiter unten im Abſchnitt vom Werfen.

Der Wurf-Spieß, L. Jaculum, war von verſchiedener Länge und Schwere, und ſchon ſeit den älteſten Zeiten im Gebrauch. Die gewöhnlichen wurden mit über dem Kopfe in die Höhe gehaltenem Arme ungefähr horizontal fortgeworfen. Große, 4 Ellen lange und ſehr ſchwere Wurf-Spieße, wurden mit Rie-

ſchwindigkeit giebt, iſt eine ſolche Genauigkeit in der That auſſerordentlich, und noch in höherm Grade bewundernswürdig, als die Geſchicklichkeit des Bogen-Schützen *Aſter*, der, aus Rache für verſchmähte Dienſte, dem Könige Philipp bey der Belagerung von Methona das rechte Auge mit einem Pfeile ausſchoß, auf welchem man die Worte fand: dem rechten Auge Philipps!

(*) Nat. quaeſt. L. 2, c. 57.

Riemen versehen, um sie nach geschehenem Wurfe wieder zurück zu ziehen. Noch andere wurden vermittelst eines in der Mitte angebrachten Riemens fortgeworfen. Ein Mehreres hiervon wird im Art. Wurf-Spieß vorkommen. Siehe auch weiter unten im Abschnitt vom Werfen.

Der Bogen, eine der ältesten Waffen, war gewöhnlich von starkem und elastischem Holze, auch zuweilen von Horn, z. B. von Steinbock-Hörnern. In spätern Zeiten machte man sie auch von Stahl und Fischbein. Welche Geschicklichkeit die alten Bogen-Schützen sich erwarben, davon ist oben ein Beyspiel von dem *Aster* angeführt worden. Die Kretenser werden als besonders geübte Bogen-Schützen gerühmt, so wie sie auch im Schleudern sehr geschickt waren. Ihre ganze Lebens-Art und Erziehung war der spartanischen sehr ähnlich. Die Sehne des Bogens wurde aus ledernen Riemen, und in der Folge aus Pferde-Haaren verfertigt; die Pfeile waren aus leichtem Holze vorn mit einer Spitze, und hinten mit einem Gefieder versehen. Mehrere Nachrichten hiervon werden für den Artikel Pfeil bestimmt. Siehe auch weiter unten, im Abschnitt vom Werfen.

Wer Leibes-Kräfte genug besaß, das Ringen, das Wettlaufen, das Springen, das Scheiben-Werfen und Wurffpieß-Schleudern auszuhalten, wurde ein Pentathlet genannt, so wie derjenige den Nahmen Pankratist erhielt, welcher die Fertigkeit zum Ringen, Schlagen mit dem Caestus, und Wettlaufen besaß. Anfänglich waren diese athletischen Uebungen bestimmt, die Jugend zur Arbeit, zur Tapferkeit und zu den Strapazen des Krieges zu gewöhnen und abzuhärten; nach und nach verwandelten sie sich in Schauspiele, und endlich wurden solche Kämpfer auf Kosten des States erhalten, um sie bey feyerlichen Gelegenheiten auftreten zu lassen.

Die

Die Unterweisung der Athleten und besonders ihre feyerlichen Uebungen, erforderten strenge Gesetze, ohne welcher mancher gefährliche Mißbrauch einer an sich guten Sache zu befürchten gewesen seyn würde. Diese mit vieler Klugheit geordneten Gesetze wurden genau beobachtet, und zogen den Uebertretern nachdrückliche Strafen zu. Hier sind die vornehmsten derselben. 1. Kein Athlet, und überhaupt kein Jüngling, der sich im Gymnasio übte, durfte etwas thun, was die Keuschheit und die guten Sitten beleidigen konnte, zumahl, da bey den meisten Uebungen der Leib entblößt war (*). 2. Keiner durfte Wein trinken, der Wollust und der Liebe ergeben seyn, um nicht dadurch den Körper zu erhitzen, oder zu entkräften. Keinem war erlaubt, durch gesetzwidrige und boshafte Kunstgriffe sich den Sieg zu verschaffen. So durfte also kein Wett-Läufer dem andern ein Bein stellen, ihn mit der Hand zurückstoßen, und dgl. Kein Ringer oder Pankratist durfte den andern vorsetzlich tödten. Dadurch unterschieden sich diese Kämpfer von den blutigen Fechter-Spielen der Römer. Geschah es aber, daß einer beym Kampfe sein Leben einbüßte, so wurde derjenige, welcher am Leben und Sieger blieb, zwar nicht am Leben gestraft, aber der Sieg wurde ihm nicht zuerkannt. 3. Kein Ringer und Pankratist durfte den andern beym Kampfe beißen, ihm in die Augen schlagen, ihn in die Seite stoßen, und so an die Gurgel fassen, daß er Gefahr lief, erdrosselt zu werden. Das alles nannte man *κακομαχειν*. Doch war dies den lacedämonischen Athleten nicht untersagt, wovon *Plutarchus*, in Apophtheg. Laconicis

eine

(*) Die Uebungen der Athleten wurden meistens mit nacktem und entblößten Körper angestellt; nur beym Werfen mit dem Discus und Wurf-Spieße, und beym Wagen-Rennen, waren die Kämpfer mit einem leichten und kurzen Gewande bekleidet.

eine artige Anekdote anführt. 4. Kein Athlet, zumahl wenn er in feyerlichen Spielen um den Preis kämpfen wollte, durfte von unfreyen Aeltern gebohren, durch üble Sitten berüchtigt, oder gar durch Schand-Thaten gebrandmarkt seyn. 5. Wer sich nicht zur gesetzten Zeit bey den feyerlichen Spielen einfand, verlor die Erlaubniß, öffentlich um den Preis zu kämpfen. 6. Wer aus Zaghaftigkeit, oder aus einer andern Ursache, sich weigerte, mit seinem ihm angewiesenen Gegner zu kämpfen, oder wer vor Entscheidung des Kampfes seinen Gegner zu entrinnen suchte, wurde für überwunden erklärt. 7. Keiner durfte seinen Gegner bestechen, und sich also gleichsam den Sieg erkaufen.

Um diesen und andern Gesetzen, die sowohl in den Gymnasien, als auch besonders bey den heiligen Spielen beobachtet wurden, den nöthigen Nachdruck zu geben, waren gewisse Strafen auf die Uebertretung derselben gesetzt. Die empfindlichste Strafe bestand in der Ausschließung vom Kampfe, und von Theilnehmung an Sieg und Belohnung. Hatte ein Kämpfer sich Leibes-Strafen schuldig gemacht, so waren dazu die Rhabduchen, ῥαβδοῦχοι, und Mastigophoren, μαστιγοφόροι, bestellt, die auf Befehl der Richter diejenigen schlagen mußten, welche, ehe das Signal zum Laufen oder Ringen gegeben war, in das Stadium vorsprangen, oder ihren Gegner angriffen, ingleichem diejenigen, welche sich beym Pankratium unter einander zu schonen suchten, und nachlässig kämpften. Man strafte auch diejenigen Athleten am Leibe, welche sich unterstanden, auf den Kampf-Platz zu treten, wenn sie davon waren ausgeschlossen worden (*).

Auffer-

(*) So bekam, nach dem *Thucydides*, Lichas aus Sparta Schläge von den Rhabduchen, weil er es wagte, auf den Kampf-

Ausserdem gab es auch Geld-Strafen. Insonderheit waren solche bey denen gewöhnlich, die entweder selbst, oder durch andere Personen ihre Gegner bestochen hatten. Von den gesammleten Geld-Strafen machte man den Gebrauch, daß man zur Ehre der Götter Bild-Säulen dafür errichten ließ, die Ζανες genannt wurden.

Das Reiten, ist zur Jagd und zum Kriege zu nothwendig, und überhaupt zu angenehm, als daß diese Leibes-Uebung von den Griechen hätte sollen vernachlässigt werden; doch wurde sie nicht so vorzüglich als ein Gegenstand der Erziehung angesehen, wie bey den Persern. Bey den öffentlichen Spielen wurden auch Wett-Rennen mit Pferden angestellt, wovon im Art. Rennen, gehandelt werden wird. In Athen waren zu den Zeiten des Solon nur wenige, welche Pferde hielten; allein nachher stieg der Luxus auch in diesem Stücke sehr hoch, und es gab unter den Griechen eben solche leidenschaftliche Pferde-Liebhaber, wie heutiges Tages in England und Deutschland. Alcibiades, zeichnete sich, wie in vielen andern Stücken, so auch hierin aus. Ein Mehreres ist im Art. Reiten zu erwarten.

Vom Fahren ist hier bloß zu bemerken, daß die Alten, auch wenn sie mit vier und mehrern Pferden fuhren, alle neben einander spannten, nicht wie jezt gewöhnlich ist, zwey und zwey hinter einander.

Das Schwimmen wurde unstreitig von allen griechischen Nationen als Gegenstand der Erziehung angesehen. Die spartanischen Jünglinge und Mädchen waren sehr darin geübt; es war ihnen ein Leichtes, durch den Eurotas zu schwimmen. Die Athenienser hiel-

Kampf-Platz zu treten, da doch die Spartaner damahls von den olympischen Spielen ausgeschlossen waren, so, daß sie weder mit opfern, noch mit kämpfen durften.

hielten das Schwimmen für eine, jedem Menschen so nothwendige Kunst, daß sie es ihren Kindern in der frühesten Jugend lernen liessen, und die Unkunde im Schwimmen mit der Unwissenheit im Lesen parallel stellten, daher das Sprichwort: μήτε νεῖν, μήτε γράμματα ἐπισαθαι, von einem ganz unwissenden Menschen gebraucht wurde. Mit dem Schwimmen war zugleich das Tauchen verbunden; besonders werden die Taucher von Delos gerühmt. Siehe Schwimmen, und Taucher.

Die Sphäristik, oder die Kunst den Ballon zu schlagen, wird, wie ich schon oben erwähnt habe, von Einigen zu der Orchestik gerechnet. Man muß das eigentliche Ballspielen von den Tanz-Uebungen, wobey man zugleich Bälle in die Luft warf und wieder auffieng, wie auch von den Uebungen im Faust-Kampfe, wobey man einen Ball in die Faust nahm, der sich zum Caestus eben so verhielt, wie Rappier zum Degen, unterscheiden. Siehe in den Supplem. Ball-Spiel.

Unter der Orchestik der Griechen, muß man nicht bloß das eigentliche Tanzen verstehen. Die Griechen dehnten die Bedeutung dieses Wortes weiter aus; es bezeichnete bey ihnen das ganze Geberden-Spiel, wodurch Gemüths-Stimmungen und Leidenschaften ausgedruckt und Handlungen nachgeahmt werden können. Sie brachten es in diesem Ausdrucke, in diesen Nachahmungen unglaublich weit. Die Tänzer (um diesen Ausdruck hier im seltensten Sinne zu nehmen,) übten sich mit der größten Sorgfalt darin, und die Zuschauer wurden durch das öftere Anschauen dieser Tänzer mit der Bedeutung der Geberden-Sprache, worin vielleicht auch manches Conventionelle mit einschleichen mochte, vertraut. Siehe Tanz-Kunst.

Zu den Leibes-Uebungen bey den Griechen, gehören noch einige vermischte körperliche Belustigungen, als:

1. Ασκωλιασμὸς, Ascoliasmus. Der Nahme kommt her von gewissen Bacchus Festen, welche Ascolia genannt wurden, von ἀσκὸς, ein Schlauch. Die Einwohner von Attika feyerten dieses Fest jährlich dem Bacchus zu Ehren mit einem Bocke, welchen sie dem Gotte des Weines und der Freude opferten. Sie wählten aber dieses Thier zum Opfer, weil es den Weintrauben schädlich war. Aus den abgezogenen Häuten der Opfer-Thiere verfertigten sie große Schläuche oder Ballons, welche aufgeblasen wurden, um welchen die jungen Leute herum tanzten, so, daß sie den einen Fuß in der freyen Luft hielten. Die Schläuche selbst waren mit Oehl beschmiert, um sie desto schlüpfriger, und die Kunst desto schwerer zu machen. Bey vollen Bechern und unter fröhlichen Scherzen sahe man viele mißlungene Versuche, bis endlich der Sieger sich im Gleichgewichte erhielt, und den Schlauch selbst, der wahrscheinlich nicht mit Luft, sondern mit Wein angefüllt war, zum Preis seiner Geschicklichkeit erhielt. Diese Art von lustigem Spiele, wurde Ascoliasmus genannt. Zuweilen forderte man bey diesem Spiele nicht, sich im Springen auf den entweder mit Wein angefüllten, oder auch nur als Ballons aufgeblasenen Schläuchen, aufrecht zu erhalten, und dabey einen Fuß in der freyen Luft zu halten, sondern es war schon genug, wenn man auf einem Fuße tanzen und in dieser Stellung am längsten aushalten, oder andere Tänzer, die sich aber beyder Füße bedienen durften, einhohlen konnte.

2. Βίβασις, Bibasis. Diese Uebung wird von Einigen zur Orchestik gerechnet. Sie war bey den Lacedämoniern üblich, und bestand darin, daß Knaben

ben und Mädchen in die Höhe sprangen, so daß sie mit den Ferſen an den Hintern schlugen. Die Zuschauer zählten die Sprünge. *Mercurialis* spricht davon bey dem Scheinlaufen, wovon er es aber nicht gehörig unterscheidet. Βίβασις und πηδᾶν sind so verschieden, wie Springen und Laufen. Uebungen dieser Art wurden auch mit bleyernen Schuhen vorgenommen.

3. Τροχὸς, Trochus, der Kreisel. Die Art, mit diesem Spielwerk sich die Zeit zu vertreiben, wird vermuthlich mit der unsrigen einerley gewesen seyn. Siehe im XLVIII Th., S. 563, f.

4. Αἰώρα, soll eine Art Schaukel gewesen seyn.

5. Πέταυρον, Petaurum. *Mercurialis* führt Petaurum auch als eine Art Schaukel an, die aber mehr Aehnlichkeit mit einer russischen Schaukel (s. Th. LXXI, S. 588), als mit unsern gewöhnlichen Strick-Schaukeln, hatte.

6. Κρικιλασία, etwa von κρίκος, welches mit κίρκος, Circulus, einerley ist, und von λάσιος, hirsutus? Die Cricilasia oder Circilasia war eine kreisförmige Scheibe, oder ein Reif, der wie ein Rad herumgedrehet wurde, vielleicht so, wie unsere Knaben den Ball vor sich her treiben. So ungefähr beschreibt es *Mercurialis*. Der Reif war von Eisen, und mit Ringen versehen, die ein Geklingel verursachten, wenn er herumgetrieben wurde. Nach *Mercurialis* war er von der Größe eines kleinen Wagen-Rades, und wurde mit einem eisernen Stabe, welcher einen hölzernen Handgriff hatte, getrieben. Siehe auch unten Reiftreiben.

7. Διελκυστίνδα, Dielcystinda, war, nach der Erklärung des *Pollux*, ein Spiel der Kinder, da sie sich in zwey Reihen stellten, auch an den Händen anfaßten, und einer den andern auf seine Seite zu zie-

hen suchte. Die Knaben welche also spielten, hießen Κινδαλοπαίνται.

8. Κινδαλισμός, Cindalismus, ebenfalls eine jugendliche Belustigung, da man zugespitzte runde Hölzer, Pfähle oder Pflöcke in einen lockern Boden schlug, und sie mit andern Pfählen auf eine geschickte Weise umzuwerfen oder heraus zu prellen suchte. *Pollux*, L. 9, c. 7. Siehe auch weiter unten Pfahl-Spiel.

9. Ἑλκυστίνδα, Helcystinda, beschreibt *Meursius* so, daß einer den andern in die Höhe zu ziehen suchte; indem zwey sich an ein Seil hiengen, welches oben über eine Rolle gieng.

Aus diesem Verzeichnisse der unter den Griechen gebräuchlichen Leibes-Uebungen, und aus den ihnen gewidmeten Anstalten, wie sehr man darauf bedacht war, körperliche Kräfte und Geschicklichkeiten auszubilden, und welchen Werth man sowohl in Rücksicht auf Erziehung, als auch in Rücksicht auf Vergnügungen, darauf legte. Nichts aber beweiset die Wichtigkeit, welche dergleichen Uebungen für die Griechen hatten, mehr, als die öffentlichen Kampf-Spiele, und die Ehrenbezeigungen, die dem Sieger wiederfuhren. Die berühmten öffentlichen oder heiligen Spiele waren folgende vier: die olympischen, die pythischen, die isthmischen und die nemeischen. Von den isthmischen Spielen, s. im XXXI Th., S. 84, f. Von den nemeischen, olympischen und pythischen, wird an seinem Orte gehandelt werden.

Wir verlassen nun die Griechen, und wenden uns zu den Römern.

Obgleich die Römer in vielen Stücken Nachahmer der Griechen waren, so giengen sie doch auch in mancher Rücksicht ganz von diesen ab. Ihre Mythologie, ihre

ihre Kunſtwerke, ihre öffentlichen Vergnügungen waren von Griechen und Etruriern erborgt, bekamen aber unter ihren Händen jenen Charakter der Größe des Gigantiſchen, welches alle ihre Werke auszeichnet. Wenn ſie ihre vortreffliche Lehrerinn verließen, ſo gaben ſie ihren Werken, ſtatt jener geſchmeidigen griechiſchen Simplicität, kühne ägyptiſche Größe und verſchwenderiſche aſiatiſche Pracht.

Was die Leibes-Uebungen und die darauf ſich beziehenden Einrichtungen und Anſtalten betrifft, von denen ich hier zu reden habe, ſo iſt auch darin zwiſchen Griechen und Römern jene Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zu bemerken.

Die Griechen fanden großes Vergnügen an Schauſpielen von Wett-Kämpfen; die Römer nicht minder. Jene machten große und koſtbare Anlagen dazu; Dieſe übertrafen ſie noch darin. Jene ließen bey ihren feſtlichen Mahlzeiten die Gäſte durch Tänzer und Tänzerinnen unterhalten; Dieſe ebenfalls. Aber von der andern Seite: bey den Griechen waren Leibes-Uebungen ein wichtiges Stück der Erziehung; ſie baueten große Gymnaſien, meiſtens bloß zu dieſem Behuf; Tanz und Muſik waren bey ihnen Geſchicklichkeiten, die Jedem, auch dem Vornehmen, Ehre machten. Bey den Römern hingegen wurde die Jugend nicht ſo allgemein und methodiſch im Ringen und Laufen ꝛc. geübt, doch waren die paläſtriſchen Uebungen noch diejenigen, welche am meiſten geachtet wurden; Tanzen aber war bey ihnen eine Sache, deren vornehme Perſonen ſich ſchämten (*). Gymnaſien wurden erſt in ſpätern Zeiten erbauet; und es ſcheint nicht, daß es jemahls griechiſche Gymnaſien im gan-

(*) Scimus enim, muſicen noſtris moribus abeſſe a principis perſona; ſaltare vero etiam in vitiis poni. Quae omnia apud Graecos et grata et laude digna ducuntur. *Cornel.* Epam. c. 1.

zen Sinne des Wortes geworden sind. Die Römer waren damahls in der ganzen Lebens- und Denkungs-Art schon zu sehr von ihren Vorgängern unterschieden; zwar die herrschende Nation der Erde, aber selbst unter dem Joche eines Tyrannen.

Aus der oben angeführten Stelle des *Vitruvius* erhellet, daß zu den Zeiten dieses Baumeisters Gymnasien noch nicht in Italien gewöhnlich waren. Erst unter der Regierung des Nero wurde ein solches Gebäude eingerichtet (*). Man sieht, daß er die Griechen nachahmte, und alles hierin auf griechischen Fuß einrichten wollte; allein der Geist des freyen Volkes, der in Griechenland allen solchen Einrichtungen Reiz, Leben und etwas Edles gab, fehlte. Nero war von Jugend auf ein großer Liebhaber der Leibes-Uebungen; er ritt sehr gut, übte sich im Fahren ꝛc., besonders wendete er eine in das Lächerliche fallende Sorgfalt auf seine Stimme, der Singe-Meister (Phonascus) mußte ihm zur Seite stehen, um ihn zu errinnern, seine Stimme nicht zu sehr anzustrengen. Er hatte die Thorheit, in allen solchen Dingen excelliren zu wollen, so auch in pantomimischen Vorstellungen. Er nahm an den Wett-Kämpfen in den olympischen Spielen Theil, und hatte das Glück, den Sieg davon zu tragen; er hielt einen triumphirenden Einzug in Neapel und Rom, als er von Olympia zurück kam. Wie reizend seine Stimme und seine Vorstellungen gewesen seyn mögen, davon findet man eine merkwürdige tragisch-komische Erzählung im *Suetonius* (**). Caligula

(*) Dedicatis thermis atque gymnasio Senatui quoque et equiti oleum praebuit. *Sueton.* Nero, c. 12.

(**) Wenn er sang, so durfte keiner, auch wegen der wichtigsten Ursachen nicht, weggehen; daher kam es, daß einige Weiber im Theater niederkamen, und viele vor Ekel und Langeweile über alles Hören und Loben, heimlich von der Mauer sprangen, weil die Thüren verschlossen waren, oder sich

ligula war, wie Nero, ein Freund des Tanzes und Gesanges, und hielt sich selbst für sehr geschickt in diesen Uebungen. Die Senatoren mußten des Nachts wenn es ihm einfiel, zusehen. *Suetonius* führt ausdrücklich dabey an, daß er nicht habe schwimmen können.

Wenn gleich die Römer auf die Bildung des Körpers nicht so viel Sorgfalt gewendet zu haben scheinen, als die Griechen, so haben sie doch auch dieselbe nicht ganz vernachlässigt. Junge und Alte badeten öfters, wozu theils öffentliche Bäder mit vielen Kosten erbauet waren, theils auch angesehene Privat-Personen in ihren Häusern die nöthigen Einrichtungen hatten. Die Römer kannten auch schon jene wollüstige Kunst, die fast im ganzen Orient, in der Türkey, in Persien, in Ost-Indien, und China, und sogar auf den einsiedlerischen Inseln der Süd-See, bekannt und beliebt ist, da nähmlich die Muskeln zusammengedrückt und gleichsam geknetet, und die Gelenke gedehnt werden, wodurch der Körper eine gewisse Behaglichkeit empfindet. Im Orient ist es allgemein gewöhnlich, wenn man aus einem warmen Bade kommt, wovon nachher noch ein Mehreres zu sagen seyn wird (*).

sich todt stelleten, um so hinausgetragen zu werden. *Sueton.* Nero, c. 23.

(*) Daß die Römer diese Manipulations-Methode schon gekannt haben, ist ganz deutlich aus den Versen des *Martialis* zu ersehen, wo es heißt:

Percurrit agili corpus arte tactatrix
Manumque doctam spargit omnibus membris

Diese kunsterfahrnen *Tactatrices* sind ein klarer Beweis, daß die alten Römer sich sehr auf Wollust verstanden. Der jüngere *Plinius* beschreibt, in einigen seiner Briefe, seine Villa, und die Art, wie er daselbst den Tag verlebte. Es waren da Bäder, warme sowohl als kalte, Bassins zum Schwimmen, Xystus und Porticus zur Ambulation und Gestation ꝛc. L. 2, ep. 17. Siehe auch im LIX Th. gegenwärtigen Werkes, S. 471, f.

Reiten, Schwimmen, Gehen, Laufen, Springen, Werfen; Uebungen, die bey einer so kriegerischen, Nation, für die Jugend nothwendig waren, wurden nicht verabsäumet (*). Die Soldaten mußten in voller Rüstung gehen, laufen und springen, vieler andern Waffen-Uebungen (deren bereits im LII Th., S. 334, fgg. Erwähnung geschehen ist,) nicht zu gedenken. Die vornehmen römischen Jünglinge ließen sich in öffentlichen Ritter-Spielen, wovon nachher noch Einiges gesagt werden wird, sehen.

Die öffentlichen Schauspiele der Römer, so wie ihre Privat-Ergetzungen bey Gastmahlen, und die Feyerlichkeiten bey Leichen-Begängnissen, bestanden zwar größten Theils, so wie bey den Griechen, aus Kampf-Spielen; allein es ist doch ein auffallender Unterschied zwischen den griechischen und römischen Spielen. An Pracht und Aufwand fehlte es bey den leztern nicht, darin übertrafen sie jene; aber es fehlte ihnen das Edle, National-wichtige, was jene so sehr auszeichnete. Auch in Ansehung der Uebungen selbst unterschieden sich beyde. In Griechenland waren es Wett-Rennen, Fünf-Kampf und musikalische Wett-Streite; in Rom zwar auch Wett-Rennen und andere Kampf-Uebungen, aber musikalische Wett-Streite schienen nicht beliebt gewesen zu seyn, desto mehr aber blutige Gefechte der Gladiatoren, Vorstellungen von Land- und See-Schlachten, und Thier-Gefechte. Diese leztern grausamen Schauspiele waren dem großen Haufen des römischen Volkes am angenehmsten.

Die

(*) Ante vrbem pueri et primaeue flore iuuentus
Exercentur equis, domitantque in puluere currus
Aut acres tendunt arcus aut lenta lacertis
Spicula contorquent, cursuque ictuque lacessunt.

Virgil.

Die Schauspiele der Römer wurden eingetheilet in circensische und scenische. Die circensischen Spiele hatten ihren Nahmen vom Circus, wiewohl nicht bloß diejenigen darunter begriffen waren, welche in dem Circus selbst, sondern auch solche, welche im Amphitheater vorgestellt wurden; auch können einige sowohl im Circus, als im Amphitheater, gehalten worden seyn. Es gehörten dazu:

1. Der Fünf-Kampf, oder das Certamen gymnicum, welches, wie oben bey den Griechen gesagt ist, in Ringen, Faust-Kampf, Laufen, Springen und Werfen, bestand. Es wurde von den Athleten nacket vorgenommen, und war von dem bey den Griechen gebräuchlichen nicht unterschieden, daher hier nichts besonders dabey zu bemerken ist.

2. Das Wett-Rennen mit Wagen und Pferden, wovon im Art. Rennen gehandelt werden wird.

3. Vorstellungen von Land- und See-Schlachten; Pugna pedestris, equestris, naualis, s. Naumachia. Siehe Schlacht.

4. Der Kampf mit wilden Thieren, oder Thier-Gefechte und Thier-Hetzen; Venatio, Pugna ferarum, wo sowohl Thiere mit Thieren, als Menschen mit Thieren kämpften. Dieses waren blutige Schauspiele nach dem Geschmacke des römischen Volkes. Löwen, Elephanten, Tieger, Bären, Wölfe ꝛc. wurden zu Hunderten aus allen Ländern zusammengebracht, um hier mit einander, oder mit Menschen, zu kämpfen. August ließ 36 Krokodille in den Circus Flaminius bringen; Caligula 400 Löwen, und noch eine eben so große Anzahl anderer wilden Thiere. Aehnliche Verschwendungen waren schon vorher nicht unerhört. Probus ließ den ganzen Kampf-Platz zu einem Walde umschaffen, indem er große Bäume mit der Wurzel ausreissen und in den Circus verpflanzen ließ.

ließ. Tausende von Thieren, Strauße, Gemsen, wilde Schweine, und andere, wurden auf ein Mahl in diesen künstlichen Wald eingelassen, und von dem Volke getödtet. Am folgenden Tage wurde das Schauspiel mit reissenden Thieren wiederhohlt. 100 Löwen, 200 Leoparden und 300 Bären wurden zugleich in den Circus gelassen. Wenn Thiere parweise mit einander kämpften, so nahm man dazu gern zwey von verschiedener Art, z. B. einen Löwen gegen einen Tieger, einen Stier gegen einen Elephanten, u. s. f. Menschen, die mit Thieren stritten, waren entweder solche, die sich freywillig dazu verstanden, theils für Geld, theils aus Begierde sich zu zeigen. Bestien-Kämpfer (Bestiarii), oder solche, die als Verbrecher dazu verurtheilt waren, ad bestias damnati. Die Leztern, die zur Strafe ihrer Verbrechen, mit wilden Thieren fechten mußten, warf man den Thieren ganz nacket und meist ohne viele Waffen vor, und wenn sie auch gleich das Glück hatten, ein wildes Thier zu überwinden, so mußten sie doch wieder von neuem mit einem andern kämpfen, und der Kampf endigte sich nur erst mit dem Tode des Verurtheilten. Die wilden Thiere waren gemeiniglich Löwen, Bären, Tieger; und man kann sich leicht vorstellen, daß ein Mensch nicht leicht zwey Mahl zum Gefechte kam. Cicero redet von einem Löwen, der allein 200 Menschen tödtete. Da diejenigen, die das Glück hatten, das Thier zu erlegen, doch wieder von neuem mit einem andern kämpfen mußten, so brachten sich viele sogleich lieber selbst um (*); doch konnten sie sich auch mit ihrem Jäger-Spieße das Leben retten, wurde es ihnen hernach auch wohl vollends geschenkt (**). Obwohl die Verurtheilung ad bestias insgemein äusserst bos-

(*) *Seneca* de benefic. L. 2, c. 19. Eb. Dess. Ep. 70.

(**) *Cellarii* Antiq. Rom. c. 9, §. 2.

boshafte Knechte, oder auch Personen, denen man, ihrer Uebelthaten wegen, solche Strafe zuerkannte, traf (*), so war dieselbe doch gar gemein auch für die ersten Christen, wenn sie nicht abtrünnig werden wollten, da es sofort hieß: Christianos ad leonem! Christianos ad bestias! wenn nur etwa die Tiber ausgetreten war, oder sich sonst einiges Unglück ereignete (**); und zwar wurden diese auch oft sofort an einen Pfahl gebunden, und mußten sich also ohne Gegenwehr zerreissen und fressen lassen (***); dergleichen aber andern doch auch wiederfuhr (****), und selbst Frauenspersonen (†). Dieses traurige Schicksal traf zuweilen auch solche Christen, welche das römische Bürger-Recht gegen diese Art von Grausamkeit hätte schützen sollen. Waren diese Unglücklichen von den Thieren nicht zerrissen, so mußten sie sich gleichsam zum Intermezzo in der Mittags-Stunde von Fechtern tödten lassen (††). Diese bestialische Weise, einen Menschen hinzurichten, soll von den Athenienfern hergekommen seyn (†††); doch wird mit mehrerm

Grun-

(*) *Alex. ab Alex.* L. 3, c. 5.

(**) Si Tiberis ascendit in moenia, si Nilus non ascendit in arua, si coelum stetit, si terra mouit, si fames, si lues; statim *Christianos ad leones! Tertull.* Apolog, c. 4. *Cyprian.* ep. 54.

(***) *Tertull.* de pudicit. c. vlt.

(****) *Poll.* Galien. c. 12.

(†) *Appul.* Met. L. 10.

(††) Um diese Zeit gieng ein Theil der Zuschauer aus dem Amphitheater nach Hause; ein Theil aber, dem dieses zu beschwerlich war, brachte sich Essen mit, und blieb auch den Mittag über im Amphitheater. Zur Unterhaltung dieser Dagebliebenen wurden dann noch diese Zwischen-Spiele angestellt, wovon *Seneca* mit Recht sagt: Intermissum est spectaculum, interim iugulantur homines, ne nihil agatur . . . Mera homicidia sunt. Nihil habent quo tegantur ad ictum totis corporibus expositi.

(†††) *Cassiod.* L. 5, ep. 42.

Grunde geglaubt, daß die Römer dergleichen von den Karthaginensern gelernt haben (*). — Die zweyte Art von Bestien-Kämpfern waren junge Leute, welche sich durch Thier-Gefechte, in den Waffen und zum Kriege üben wollten. Man könnte diese die freywilligen Bestien-Kämpfer nennen. Sie hatten eine Aehnlichkeit mit den spanischen Rittern, die, zur Ehre ihrer Damen, im gefährlichen Stier-Gefechte Leib und Leben wagen. August suchte die jungen Leute zu dieser Art von blutigen und gefährlichen Uebungen zu ermuntern. Nero wagte sich selbst in solche Thier-Gefechte, und Commodus erhielt den Nahmen des römischen Herkules, weil er in einem solchen Kampfe gesieget hatte. — Eine dritte Art von Bestien-Kämpfer machten diejenigen aus, welche das Fechten mit den Thieren für Geld, als ein Handwerk trieben (**). Die lezte Art focht in Gesellschaft, und freywillig, gegen eine bestimmte Anzahl von Bestien; sie könnten also zur zweyten Classe gerechnet werden, von denen sie nur in der Anzahl unterschieden sind. Sie, und die durch richterlichen Ausspruch dahin Verurtheilten, wurden für ehrlos gehalten (***).

Siehe auch im XXXIV Th., S. 43, f.

Zu diesen Spielen gehört auch noch die Tauroca-thapsia, welche darin bestand, daß ein Reiter einem Stier nachjagte, sich auf ihn hinauf schwang, und ihn so bis zum Hinstürzen ermattete, da er ihn dann erstach; oder wie andere wollen, ihn bey den Hörnern ergriff, und durch einen eigenen Handgriff zu Boden warf. Die Thessalier waren die Urheber dieses Spieles, und vorzüglich geübt darin. *Julius Caesar* führte es

(*) *Fab.* Semestr. L. 2, c. 7. *Bulenger.* de venat. c. 33.

(**) *Manil.* L. 4, v. 125. *Firmic.* L. 8, c. 13.

(***) L. 1. §. 5. ff. de Postul.

es bey den Römern ein (*). Die nachherigen Kaiser gaben dergleichen Spiele ebenfalls, weil das Volk Geschmack daran fand. *Suetonius* meldet es vom Claudius (**).

Als vorzüglich berühmte Kämpfer in dem Kampfe gegen wilde Thiere, werden unter andern genannt: *Lucius Priscillianus*, der oft überwunden hatte, und sogar gegen zwey Thiere zu gleicher Zeit, z. B. gegen einen Bär und Parder, gegen einen Löwen und eine Löwinn kämpfte, und sie besiegte, wie *Dio Cassius* berichtet. *Carpophorus*, ein Liebhaber Domitian's, der einen Löwen, einen Bär und ein Panterthier tödtete (***).

5. Fechter-Spiele, Munera gladiatoria, Ludi gladiatorii, gaben den beyden andern an Grausamkeit nichts nach, und waren so beliebt bey dem Volke, daß eben daher der Nahme Munus, ein Geschenk, hergeleitet werden kann. Man konnte nähmlich dem Volke keine größere Freude machen, als durch die Anstellung solcher Schauspiele. Von den Fechter-Spielen der Römer, s. im XXXIV Th., S. 13 — 43.

6. Das Troja-Spiel, Ludus Troiae, oder Ludus Troianus, war, wie bereits im XXXIV Th., S. 57, erwähnt worden ist, eine Uebung zu Pferde, worin die Söhne der römischen Ritter sich sehen ließen, um sich dadurch Sicherheit und Gewandtheit zu Pferde, und Fertigkeit in allerley kriegerischen Bewegungen zu erwerben (****). Aeneas brachte dieses Spiel zu-

(*) Thessalorum gentis inuentum, equo iuxta quadrupedante cornu intecta ceruice tauros necare Primus id spectaculum dedit Romae Caesar Dictator. *Plin.* hist. nat. c. 40.

(**) Praeterea Thessalos equites, qui feros tauros per spatia circi agunt insiliuntque defessos et ad terram cornibus detrahunt. *Sueton.* Claud. c. 21.

(***) *Martial.* de Spect. epigr. 15.

(****) *Liuius*, V, 596.

zuerst in Sicilien auf, und stellte es mit den jungen Trojanern an, woher das Spiel auch Troia genannt wurde; hernach setzte es Ascanius zu Alba mit den Lateinern fort, und von diesen kam es zu den Römern. Lange Zeit war es nachher in Vergessenheit gerathen, aber *Julius Caesar* brachte es zuerst wieder in Gang (*), da denn hernach August (**), Tiberius (***), Caligula (†) und andere Kaiser, dasselbe zum öftern vorstellten, und den Knaben dabey Helme, Spieße ꝛc. als Belohnung ihres Wohlverhaltens austheilten, deren aber auch manche dabey zu Schaden kamen, und ein Bein brachen oder sonst verletzt wurden, die aber denn auch, zur Recreation, eine desto ansehnlichere Verehrung, als: goldene Ketten, und dgl. bekamen (††). Das Spiel wurde auf freyem Felde, und in der Folge im Circus maximus, gehalten. Die jungen Leute theilten sich in zwey, oder, wie Andere wollen, in drey Haufen, jeder von 12 Personen. Sie führten Waffen von Horn, einen kleinen Wurf-Spieß nebst Bogen und Pfeilen. Jeder Haufe hatte einen Anführer, welcher Princeps juuentutis hieß; eine Benennung, welche die kaiserlichen Prinzen in der Folge als einen Ehren-Titel führten. Wenn ein Ludus Troiae gehalten wurde, zogen die Haufen unter Anführung des Principis, auf das zum Tummel-Platz bestimmte Feld, oder in den Circus, theilten sich sodann, sprengten auf einander los, machten allerley Schwenkungen und Waffen-Uebungen, vereinigten sich wieder und zogen ab. Man sieht, daß unser Carousel und Pferde-Ballet einige Aehnlichkeit mit die-

(*) *Sueton.* Jul. Caes. c. 39.

(**) *Suet.* Aug. c. 43.

(***) *Sueton.* Tiber. c. 6.

(†) *Suet.* Caligula, c. 18.

(††) *Suet.* Aug. c. 43.

dieſen Uebungen hat; nur daß bey dem Troja-Spiele noch mehr Nachahmung eines Gefechtes war, dagegen die eben erwähnten heutigen Uebungen bloß aus Wendungen und Kunſtſtücken beſtehen, um die Geſchicklichkeit des Körpers zu zeigen.

Suetonius hat ein Buch de puerorum luſibus geſchrieben, welches aber vermuthlich verloren gegangen iſt, worin er auch vom Ludo Troiae handelt. *Virgilius*, der glückliche Nachahmer Homer's, beſchreibt, im 5ten Buche der Aeneis, die Spiele, welche der fromme Aeneas bey dem Grabe des Anchyſes anſtellt. Er ſchildert 5 Arten von Wett-Kämpfen, das Wett-Rudern, den Wett-Lauf, den Fauſt-Kampf, das Pfeil-Schießen, und das Pferde-Rennen. Das leztere Kampf-Spiel, das Pferde-Rennen, oder vielmehr die Uebungen der Jugend zu Pferde, welche nachher, um ihren Urſprung anzuzeigen, Ludus Troiae genannt wurden, beſchreibt er, v. 545, fgg. alſo:

At pater Aeneas, nondum certamine miſſo
Cuſtodem ad ſeſe comitemque impubis Juli
Epytiden vocat, et fidam ſic fatur ad aurem:
Vade age; et Aſcanio, ſi iam puerile paratum
Agmen habet ſecum, curſusque inſtruxit equorum:
Ducat auo turmas, et ſeſe oſtendat in armis.
Dic, ait. Ipſe omnem longo decedere circo
Infuſum populum, et campos iubet eſſe patentes.
Incedunt pueri, pariterque ante ora parentum
Frenatis lucent in equis: quos omnis euntes
Trinacriae mirata fremit Troiaeque iuuentus.
Omnibus in morem tonſa coma preſſa corona:
Cornea bina ferunt praefixa haſtilia ferro,
Pars leues humero pharetras: it pectore ſummo
Flexilis obtorti per collum circulus auri.
Tres equitum numero turmae, ternique vagantur
Ductores: pueri biſſeni quemque ſecuti,
Agmine partito fulgent, paribusque magiſtris.

Nachdem ſie ſich geſtellt hatten, fangen die Uebungen ſelbſt an.

Poſtquam omnem laeti conſeſſum oculosque ſuorum
Luſtrauere in equis: ſignum clamore paratis

Epytides longe dedit, insonuitque flagello.
Olli discurrere pares, atque agmina terni
Diductis soluere choris: rursusque vocati
Conuertere vias, infestaque tela tulere.
Inde alios ineunt cursus, aliosque recursus,
Aduersis spatiis, alternosque orbibus orbes
Impediunt: pugnaeque cient simulacra sub armis.
Et nunc terga fugae nudant, nunc spicula vertunt
Infensi; facta periter nunc pace feruntur
Vt quondam Creta fertur Labyrinthus in alta
Parietibus textum caecis iter, ancipitemque
Mille viis habuisse dolum, qua signa sequendi
Falleret indeprensus et irremeabilis error:
Haud aliter Teucrum nati vestigia cursu
Impediunt, texuntque fugas et praelia ludo:
Delphinum similes, qui per maria humida nando
Carpathium Lybicumque secant, luduntque per vndas.
Hunc morem, hos cursus, atque haec certamina primus
Ascanius, longam muros quum cingeret Albam
Rettulit, et priscos docuit celebrare Latinos:
Quo puer ipse modo, secum quo Troïa pubes
Albani docuere suos: hinc maxima porro
Accepit Roma, et patrium seruauit honorem
Troiaque nunc, pueri, Troianum dicitur agmen.
Hac celebrata tenus sancto certamina patri.

Eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ehemahligen ludo Trojae der Römer, hat das ritterliche Spiel der Spanier, Pareja, dessen weiter unten Erwähnung geschehen wird.

Von den scenischen Spielen, oder theatralischen Vorstellungen, und den Tänzen der Römer, wird unter Schauspiel und Tanz gehandelt werden.

Hier ist auch noch einiger künstlicher Leibes-Uebungen Erwähnung zu thun, womit gewisse Leute für Geld sich sehen ließen, und das Volk, welches sich haufenweise um sie versammelte, belustigten. Den Nachrichten zu Folge, welche man davon bey dem *Manilius* und Andern findet, waren die Kunststücke der damahligen Balanceurs, Seil-Tänzer u. s. w.

nicht

nicht minder kühn, und zum Theil erstaunenswürdig, als die wir in unsern Tagen sehen.

Die Petauristen, Petauristae, gehören zuvörderst hierher. Diese Leute, welche auf verschiedene Weise mit ihrem Lusu petauri allerley Gaukelspiel machten, kamen am meisten mit unsern heutigen Tramplain-Springern überein. Sie hiengen zwey, drey oder mehr Ringe oder Reife hintereinander auf, und durch dieselben kann ein Petauriſt hindurch, ohne die Reifen zu berühren. Die Reife hiengen an einem Balken, war aber auch unten an der Erde befestigt, damit sie parallel und unbeweglich blieben. Diese Art des Petaurismi ist in Fig. 4196 deutlich abgebildet. Wollte man die Kunst noch höher treiben, so machte man Feuer dabey an, oder bewickelte die Reife, welche alsdann von Eisen waren und an eisernen Ketten hiengen, mit brennbaren Materialien, oder bestrich sie mit Pech, und zündete unter denselben das Feuer an, da dann der Petauriſt durch ein Meer von Flammen springen konnte, ohne sich zu verletzen (*), so wie man mit dem Finger durch eine Licht-Flamme fahren kann, ohne sich zu verbrennen, wenn es nicht zu langsam geschieht. Man machte auch wohl Feuer auf der Erde im Kreise herum an, und einige giengen mit bloßen Füßen durch dasselbe hin. Andere hoben mit den Zähnen einen Eimer oder ein Gewicht auf (**), und dgl. m. Eben so gewagt war ein anderes Kunststück der Petauristen, worauf schon oben, wo bey den Griechen von den Petauro die Rede war, gezielt wurde. Diese, in Fig. 4197 abgebildete Art des Petaurismi,

(*) Davon handelt die, ohne diese Bemerkung sehr schwere, Stelle des *Manilius*, L. 5, v. 437.

Membraque per flammas orbesque emissa flagrantes
Molliter vt liquidis per humum ponuntur in vndis

(**) *Petron.* c. 53, p. 197.

bestand darin, daß man ein großes Schwung-Rad, durch welches eine lange Axe gieng, senkrecht aufrichtete, in welchem die Axe horizontal lag. An einem oder beyden Enden der Axe standen ein Par Leute, und dreheten dieselbe, folglich auch das daran befestigte Rad, vermittelst einer Kurbel, schnell herum. An einer Seite, oder an zwey einander gegenüber stehenden Seiten des äussern Randes vom Rade legten sich ein oder zwey Petauristen, hielten sich mit Händen und Füßen daran fest, und ließen sich mit herum drehen, so daß, wenn einer oben war, der andere sich unten befand. Wenn sie sich nun einige Mahl schnell hatten herum drehen lassen, und durch diese schnelle Bewegung in einen rechten Schwung gekommen waren, oder eine große Flieh-Kraft erlangt hatten, ließ der, welcher oben am obersten Rande des Rades war, plötzlich los, da er denn weit weggeschleudert wurde; darin aber bestand seine Kunst, daß er sich dabey so zu wenden wußte, daß er nicht nur keinen Schaden bekam, sondern sich auch in der Luft ein oder zwey Mahl umschlug, und entweder rechts auf den Füßen, oder auf den Händen, oder verkehrt auf den Händen zu stehen kam. Darauf folgte der andere, wenn der untere Rand des Rades in die Höhe kam, nach, und machte ebenfalls solche Wendungen. Dadurch wurden die Zuschauer sehr ergetzt (*).

Seil-

(*) *Iuuenalis*, Sat. 14, v. 265.

An magis oblectant animum iactata petauro
Corpora?

und *Manilius*, L. 5, v. 432, fgg. beschreibt dieses Spiel ebenfalls, obgleich auch dunkel, wenn man nicht schon von der Sache einen Begriff hat. Es heißt daselbst also:

Adnumeres etiam illa licet cognata per artem
Corpora, quae saliunt *valido excussa petauro*
Alternosque cient motus; elatus et ille
Nunc iacet, atque huius casu suspenditur ille.

Seil-Tänzer und Drath-Tänzer, Funambuli und Neurobatae, waren in alten Zeiten schon eben so geübt, als jezt. Sie giengen auf dem Seile und auf Darm-Saiten, welche man in der Luft nicht sehen konnte, daher man sie Viatores aëreos, und das Seil oder die Saite, und den Drath, worauf sie giengen, funem aëreum nannte.

Mit diesem Seiltanzen war viele Lebens-Gefahr verbunden, wie die tägliche Erfahrung zeigt; es finden sich aber auch schon von jenen Zeiten Zeugnisse da von einer Bande von 40 Personen, in kurzer Zeit 21 zu Tode fielen.

Folgende Nachricht finden wir im *Nicephorus Gregor.* Histor. Byzant. L. 8, c. 10, (Paris. 1702,) p. 214, sqq. Es wird in dieser Stelle von den damahligen Gaukeleyen eine sehr ausführliche Nachricht gegeben, daß ich, weil das Buch selten anzutreffen ist, die Stelle hier in einer Uebersetzung, und in der Note (*) mit des Verfassers eigenen Worten, anführen will.

(*) Sub hoc tempus Constantinopolin obiter ingressos vidimus mirabilium operum arte instructos viros, non paucorum viginti, quales nemo vnquam prouectae aetatis homo vel audierat, vel viderat.

Qui primum ex Aegypto egressi; veluti circulum quandam confecerant, ac versus quidem orientem et septentrionem, Chaldaeam, Arabiam, Persidem, Mediam et Assyriam peragrauerant: deinde deflexo ad occasum itinere, Iberiam Caucaso finitimam, Colchidem, Armeniam, ceterasque gentes peruagati, quae inde Byzantium vsque habitant artem suam in omnibus prouinciis ostentarant.

Quae autem ab illis agebantur, erant illa quidem monstrosa et sane mirabilia; non tamen quidquam cum diabolicis praestigiis commune habebant; sed erant studia quaedam dexteri ingenii, longo tempore in huiusmodi rebus versati. Vt autem breuiter pauca ex illis narremus, en qualia ab iis spectacula exhibebantur.

Nauis onerariae malos binos vel ternos, alicubi in solo fixos et erectos, funibus inter se firmabant, ne in alteram partem inclinarent. Deinde funem alium ex vnius mali cacumine in alterius cacumen extendebant; praeterea alium funem a solo ad cacumen circumplican-

tes,

„Wir sahen in Konstantinopel eine Gesellschaft von „nicht weniger als 20 Personen, die eben zu der Zeit da„selbst angekommen waren, Leute, welche in bewunderns„würdigen Kunststücken eine ungemeine Fertigkeit be„saßen.

„Sie waren ursprünglich aus Aegypten gekommen, „und schon weit und breit in Ländern, die gegen Morgen „und Mitternacht liegen, umher gereiset; durch Chaldäa, „Arabien, Persien, Medien und Assyrien. Sodann hat„ten sie sich nach Aberd gewendet, durch Iberien am Kau„kasus, Colchis, Armenien; sie hatten ihre Künste bey „allen Völkern gezeigt, welche bis Byzanz wohnen.

„Die Stücke, womit sie sich sehen ließen, waren unge„heuer, und in der That bewundernswürdig; doch hatten „sie nichts mit teuflischen Gaukeleyen gemein, sondern „waren die Frucht einer beharrlichen Anstrengung und ei„ner langen Uebung. Um aber kürzlich Einiges davon zu „erzählen, so war Folgendes vorzüglich auffallend.

„Sie richteten zwey oder drey große Schiff-Masten „auf, befestigten sie in der Erde; und damit sie auf keine „Weise sich neigen könnten, wurden noch Seile daran an„gebracht, (wie an den Masten auf den Schiffen selbst.) „Darauf spannten sie ein anderes Seil von der Spitze des „einen Mastes zu der andern; sodann wickelten sie ein „Seil vom Boden an bis an die Spitze um den Mast her„um, und machten dadurch gleichsam kreisförmige Stu„fen

tes, gradus quosdam in gyri speciem, quibus ascenderent, faciebant; per quos vnus ex iis cum euasisset, nudo cacumini mali insistebat, nunc altero in pede stans, nunc ambos versus caelum distendens, caput vero deorsum versus ad mali cacumen adplicans. Post, subito saltu facto; vnaque mane sune adprehenso fortiter, inde pendebat, et ita saepe sese rotabat et circumvoluebat, ac sursum versus caelum, et infra versus terram paulo momento et continenter rotae in morem pedes circumagebat. Deinde non manu, sed inflexo crure, reste adpreherfa, supinus pendebat, atque ita rursus eodem modo se rotabat ac circumvertebat. Mox rectus in medio sune stans, accepto arcu et sagittis ad scopum eminus positum collimabat adeo solerter, vt, qui humi consisteret, melius non posset. Deinde clausis oculis, accepto in humeros puero, quasi viator quidam aëreus, per funem gradiebatur, ab altero malo ad alterum. Et haec quidem iste.

„sen an dem Maste, vermittelst deren sie hinaufstiegen. „Nachdem nun Einer von ihnen schnell hinauf geklettert „war, stellte er sich auf die bloße Spitze des Mastes, bald „auf dem einen, bald auf dem andern Fuße, bald beyde „Füße gen Himmel gerichtet auf dem Kopfe. Plötzlich „that er einen heftigen Sprung, ergriff mit der einen Hand „zugleich das Seil, und hieng sich daran. Nun drehte er „sich wie ein Rad um die Axe, so daß die Füße in dem „Umfange des Kreises sich schnell herum bewegten, jetzt „gen Himmel, jezt zur Erde gerichtet. Bald ergriff er „das Seil nicht mit der Hand, sondern mit gebogenem „Beine, hieng nun verkehrt daran, und machte auch auf „diese Art jene Rad-Bewegung. Dann stellte er sich mit „den Füßen aufrecht auf das Seil, nahm Pfeil und Bo„gen, hielte und traf so geschickt ein in der Entfernung „angebrachtes Ziel, daß Einer, der auf festem Boden „stand, es nicht besser hätte machen können. Endlich „gieng er mit verschlossenen Augen, einen Knaben auf „den Schultern tragend, auf dem Seile von dem einen „Maste zum andern, wie ein Luft-Wandler."

Hr. Vieth findet hierbey bemerkungswerth, daß hier nichts von der Balancir-Stange erwähnt wird, da doch diese Nachricht von den Seiltänzer-Stücken ziemlich ausführlich ist. Sollte man sie damahls noch nicht gekannt haben? Ohne sie sind zwar die meisten Stücke schwerer und gefährlicher, aber weniger schön.

Voltigir- und Reit-Künste, wurden ebenfalls von diesen Leuten in hohem Grade getrieben. Die eben angeführte Stelle beschreibt sie so (*):

(*) Alius autem equo insidens ad cursum equum exstimulabat, eoque currente nunc erectus in sella stabat, nunc ante in iuba, nunc retro in clunibus, pedibus semper dextre implexis, et velut auis in morem, volitans: nunc ex equo currente descendens, eiusque cauda prehensa insiliens, rursus in sella sedens conspiciebatur, et inde rursus ex altera sellae parte se demittens, et circum equi ventrem se circumagens, facile ex altera parte ascendebat, ac rursus in eo vehebatur. Quibus rebus cum occuparetur, ne id quidem negligebat, vt equum flagello ad cursum excitaret. Et hoc alter e monstrificis illis hominibus faciebat.

„Ein Anderer saß auf einem Pferde, trieb es zum Lau„fen an, und im vollen Laufe stellte er sich aufgerichtet im „Sattel auf die Füße, bald stand er vorn auf der Mähne, „bald hinten auf der Croupe; dabey wußte er die Beine „auf eine geschickte Art zu biegen, und schien wie ein Vo„gel dahin zu schweben. Nun sprang er vom Pferde her„unter, indem dieses immer fortlief, und ergriff den „Schweif des Pferdes, schwang sich so von hinten wieder „hinauf, und man sah ihn wieder im Sattel sitzen. Wie„derum ließ er sich von der andern Seite herunter, wand „sich unter dem Bauche des Pferdes durch, setzte sich mit „Leichtigkeit von dieser Seite wieder in den Sattel, und „ritt nun auf die gewöhnliche Art. Indem er alle diese „Kunst-Stücke machte, vergaß er dennoch nicht das Pferd „von Zeit zu Zeit mit der Peitsche anzutreiben.“

Von den Balancier-Stücken giebt der Geschicht-Schreiber folgende Nachricht (*):

„Ein Anderer stellte eine etwa Ellenlange Stange auf „den Kopf, und oben darauf ein mit irgend einer Flüssig„keit angefülltes Gefäß; damit gieng er frey umher, und „das Gefäß blieb unerschüttert stehen.

„Noch ein Anderer nahm einen, etwa 3 Klafter lan„gen Spieß, wickelte einen Strick von unten bis an die „Spitze um denselben herum, so daß dadurch solche Stu„fen entstanden, wie vorhin bey dem Maste, und stellte „ihn auf seinen Kopf. Ein Knabe kletterte mit Händen „und Füßen hinauf bis auf die Spitze des Spießes, und „eben so wieder herunter, und der, welcher den Spieß auf „dem Kopfe trug, gieng beständig umher.“

Zu

(*) Alius vero cubitali claua capiti impoſita, ac vaſe humoris pleno in eius ſumma parte collocato, ita circumibat, vt vas diu immotum ſeruaret.

Alius et ipſe longam haſtam in capite ſuo ſtatuebat, tribus orgyis non breuiorem, ſuue inferne rurſus apicem circumplicato, graduum inſtar; quos puer manibus et pedibus aſcendebat, paullum alternantibus, vſque ad haſtae cacumen, et rurſus inde deſcendebat. At qui haſtam in capite gerebat, continenter obambulabat.

Zu diesen Stücken gehörte auch das Ballspielen, welches auf eine künstliche Art geschah, so, daß der Ball nicht bloß mit den Händen, sondern auch mit den Füßen und andern Theilen des Leibes aufgefangen und wieder in die Höhe geworfen wurde. Sie machten dergleichen auch, um die Sicherheit ihrer Kunst zu zeigen, mit einer gläsernen Kugel.

Nicephorus erzählt (*): „Ein Anderer warf eine gläserne Kugel in die Höhe, und wenn sie wieder herunter „fiel, so fieng er sie bald mit der Spitze eines Fingers, „bald mit dem Elbogen, bald auf diese, bald auf jene Art."

Ich setze noch den Schluß dieser Stelle her (**).

„Ich übergehe verschiedene Arten von Tänzen, und „andere Uebungen, womit diese Leute uns ein Schauspiel „gaben.

„Es konnte aber nicht bloß Einer diese Art, der Andere jene Art von Kunst-Stücken machen, sondern Jeder „war in allen Arten geschickt, und ausser denen, die ich „erzählt habe, machten sie noch tausend andere Stücke.

„Allein ungeachtet ihrer großen Geschicklichkeit, waren sie doch auch nicht frey von der Gefahr, welche mit „solchen Stücken verbunden ist. Oft waren schon einige

(*) Alius vitreum globum in altum iactabat, et relabentem nunc extremo manus vngue excipiebat, nunc posteriore cubiti parte, nunc aliter atque aliter.

(**) Omitto saltationum varia genera ceterasque exercitationes, quascunque illi spectandas nobis exhibuerunt.

Neque vero singuli ea singula, sed omnes vniuersa callebant; neque ea, quae exposui tantum, sed alia sexcenta sciebant.

Sed cum ea studia periculosa sint, ne ipsi quidem periculorum expertes fuerunt, sed saepe praecipitati aliqui perierunt. Nam cum amplius quadraginta, patria excessissent, pauciores viginti Byzantium peruenerunt; vidimus et nos vnum malo delapsum interire.

Magnam itaque pecuniam a spectatoribus colligendo, quouis terrarum proficiscebantur, partim lucri faciendi caussa, partim artis suae ostendendae gratia. Digressi autem Byzantio, per Thraciam et Macedoniam Gades vsque peruenerunt, toto fere terrarum orbe, artis suae theatro constituto.

„gestürzt, und hatten ihr Leben dabey eingebüßt. Als sie „aus ihrem Vaterlande giengen, waren ihrer mehr als „40 Personen gewesen, und als sie nach Byzanz kamen, „waren nur noch 20. Wir selbst sahen Einen von dem „Maste herunter stürzen, und den Geist aufgeben.

„Sie zogen viel Geld von den Zuschauern, wohin sie „auch kommen mochten, um etwas zu verdienen, und um „sich mit ihrer Kunst zu zeigen. Nach ihrer Abreise aus „Byzanz reiseten sie durch Thracien und Macedonien, und „sie sind bis nach Gades (Cadix) gekommen; fast in der „ganzen Welt hatten sie ihre Künste sehen lassen."

Bey den Ludis saecularibus der Römer, ließen sich auch solche Künstler sehen, welche Pyramiden von Menschen formirten; daß z. B. 15 Personen Kegel- oder Pyramiden-förmig einer dem andern auf den Schultern stand, so, daß in der untersten Reihe 5, in der folgenden 4, in der dritten 3, in der vierten 2, und in der fünften 1 Kerl auf des andern Schultern stand; auf dessen Kopfe war ein Knabe, der seinen Kopf auf den Kopf des leztern Mannes, und die Füße in die Höhe gerichtet hatte (*). Fig. 4198. macht dieses deutlich. In Venedig lassen sich dergleichen Leute noch mit ihrer Kunst sehen, wie ich weiter unten, bey der Geschichte der Leibes-Uebungen der neuern Italiäner, melde.

Aſcoliaſten, oder Schlauch-Tänzer und Cubiſtiſter, deren bereits bey den Griechen Erwähnung geſchehen iſt, fanden ſich auch bey den öffentlichen Spielen der Römer ein, um dem Volke Beluſtigung zu verſchaffen.

Die

(*) *Claudianus* de Mallii conſulatu giebt nur allein davon Nachricht, v. 320 — 324.

Corporaque aedificent celeri crescentia nexu
Quorum compositam puer amentatus in arcem
Emicet, et vinctus plantae vel cruribus haerens,
Pendula librato figat vestigia saltu.

Die Deutschen, dieses so merkwürdige Volk, wurden den Römern ungefähr 100 Jahr vor Christi Geburt bekannt, und von diesem Zeitpuncte an, datiren sich denn auch die ältesten Nachrichten römischer Schriftsteller. Das, was sie von den alten Deutschen sagen, ist schon hinlänglich, diese, obgleich damahls noch rohe, Nation schätzen zu lernen; hätten die Deutschen selbst Geschicht-Schreiber unter sich gehabt, vielleicht würden die Nachrichten dann noch rühmlicher lauten. Dafür haben aber diejenigen, welche auf uns gekommen sind, da sie von Schriftstellern eines feindlichen und unterdrückenden Volkes herrühren, desto mehr Gewicht, in sofern sie gewiß nicht parteyisch für die Nation sind, die der Macht der Römer einen Damm entgegen setzte.

Da hier von Leibes-Uebungen die Rede ist, so scheint es, nach Hrn. Vieth Urtheil, am schicklichsten zu seyn, die Geschichte in drey Perioden zu theilen; die erste: von den ältesten Zeiten, worin Deutsche bekannt wurden, bis auf den Anfang der Turniere; die zweyte: vom Anfang der Turniere bis zu ihrem Aufhören; die dritte: vom Aufhören der Turniere bis auf unsre Zeiten.

1. Die Deutschen nannten sich von ihrem angeblichen Stamm-Vater, Tuisten oder Tuiskon; auch findet man sie unter den Nahmen Teutonen. Sie wurden den Römern schon, etwan 100 Jahr vor Christi Geburt, als eine tapfere und kriegerische Nation bekannt, da sie das römische Gebieth durch ihre Einfälle beunruhigten, und eben so lernten die Römer sie in der Folge noch mehr kennen, als diese Welt-Beherrscher sich vergebens bemüheten, ganz Deutschland zu einer römischen Provinz zu machen. Größe und Stärke des Körpers zeichnete die Deutschen so sehr aus, daß die römischen Geschicht-Schreiber den Eindruck nicht stark genug machen können, den diese rohen

hen Krieger auf ihre Soldaten machten. Krieg war die Lieblings-Beschäftigung der Deutschen. Immer waren sie bereit gegen den Feind zu ziehen; in öffentlichen und Privat-Geschäften, immer waren sie unter Waffen. Der Jüngling wurde, wenn man ihn öffentlich für fähig erkannt hatte, von dem Oberhaupte, oder von dem Vater, oder von einem der Verwandten mit Schild und Spieß bewaffnet. Schwerter und lange Spieße brauchten sie wenig. Ihre Spieße, die in ihre Sprache Framen (Frameae) hießen, hatten eine schmahle und kurze eiserne Spitze, aber so scharf und so gut zu gebrauchen, daß sie mit diesem Gewehre, nach Beschaffenheit der Umstände, in die Ferne stritten. Ihre Reiterey hatte keine andere Waffen, als Spieße und Schilde. Die Fußvölker aber brauchten auch Wurf-Pfeile, wovon jeder mehrere mit sich führte, und welche sie erstaunlich weit warfen, wobey ihnen ihre Nacktheit oder leichte Bedeckung sehr zu Statten kam. Aus Schönheit im Aeußerlichen machten sich diese rohe Krieger nichts; nur ihre Schilder bemahlten sie bunt. Panzer und Helme waren sehr selten unter ihnen.

Nach dem *Tacitus*, waren ihre Pferde weder schön, noch gut dressirt. Im ersten stimmt *Caesar* mit ihm überein. Vielleicht waren es meistens wilde, oder unmittelbare Abkömmlinge von wilden Pferden, welche nicht schön, aber sehr schnell sind. *Caesar* aber schreibt zugleich, daß ihre Pferde gut abgerichtet, und in dem Kampfe zu Pferde sehr geschickt gewesen seyn. Sättel brauchten sie gar nicht. Aus einer Stelle im *Caesar* erhellet, daß die Reiter sich eine ihnen gleiche Anzahl Fußgänger wählten, die im hohen Grade Schnelligkeit und Stärke besaßen. Die begleiteten die Reiter allenthalben in der Schlacht, unterstützten sie, wo es hart hergieng, kamen den Verwundeten zu Hülfe, und wenn die Reiter an einem entfernten Orte

sprengs-

sprengten, oder sich eilig zurück ziehen mußten, so hatten die Fußgänger sich durch Uebung eine solche Schnelligkeit erworben, daß sie neben den Pferden herliefen, indem sie diese an der Mähne faßten (*). Diese Geschwindigkeit der Fußgänger rühmt auch *Tacitus* (**).

Ueberhaupt machte die Uebung der Jugend in den Waffen, die Haupt-Sache der National-Erziehung der alten Deutschen aus, da sie sich beständig ihrer Haut zu wehren hatten; und sie handelten hierin weit zweckmäßiger, als ihre spätern Nachkommen, die künftige Hof-Leute roh und wild aufwachsen lassen. Was aber am meisten dabey zu bewundern ist, ist dieses, daß die römischen Legionen den schnellen Anlauf und das Einsprengen (velocitatem & insultum) (***) der deutschen Infanterie so ausserordentlich fürchteten. Dieses setzt voraus, daß jene in vollem Anlauf, ungefähr wie unsere heutige Cavallerie, in den Feind setzte, und ihn unter die Füße trat. Die gefälleten Spieße der Römer, womit sie sonst eine gute Reiterey abhalten konnten, mochten dagegen nicht viel wirken, weil die Deutschen mit einem raschen Sprunge darüber hinweg setzten, und mit ihren kurzen und scharfen Framen den Römern die Brust durchbohrten. Was gehörte aber nicht dazu, um solche Springer, die sich mit offenen Augen in den Tod stürzten, zu bilden! Wie mußten die Sehnen und Muskeln dieser Kerle von Kindesbeinen an gewöhnt und gestärkt seyn! und was für Grundsätze von Ehre und Schande mußten diesen krie-

(*) *Caesar* de bell. gall. I. 48.

(**) Germ. c. 6.

(***) *Tacitus* erwähnt dessen bey zwey Gelegenheiten: ein Mahl, da Germanicus ein Treffen mit ihnen in der Ebene vermied; und das andere Mahl, da die Deutschen so in die Enge getrieben waren, daß sie assultu et velocitate corporum nichts ausrichten konnten. Annal. L. 2, c. 21.

kriegerischen Seelen eingeprägt seyn! — Ihr einziges und ewiges Spiel war, auf scharfe Spieße einzudringen (*), um Körper und Auge zu gewöhnen, und ihre Grundsätze waren jenem Zwecke völlig angemessen. Wer im Anlaufe auf den Feind zu langsam war (ignavus), oder aus Angst nicht rasch genug einsetzte (imbellis), oder wohl gar auf eine schändliche Art seine Sehnen unbrauchbar gemacht hatte (corpore infamis), den erstickten sie in dem nächsten Sumpfe, und eine ewige unauslöschliche Schande verfolgte diejenigen, die ihren Dienst-Herrn in der Schlacht verließen. — Diese Springer waren aber auch nur in der ersten Linie, und die edelsten Jünglinge der Nation (**). Rüben-Fresser schickten sich dazu nicht; und nur unter den Engländern, einer mehrentheils von Fleische lebenden Nation, sieht man hier und da noch Jünglinge, die ohne Zulauf, über eine Hecke von 6 Fuß hinweg setzen. — Ueberhaupt übertrafen sie alle Nationen im Springen. Der König der Cimbern Teutoboch setzte gewöhnlich über 4 und 6 Pferde weg (***), und der König ist selten der erste und einzige dieser Art. Ohne Zweifel gehörte also das Voltigiren zur National-Erziehung, und das Gefolge (comitatus) des Königs war vrrmuthlich noch stärker in dieser Kunst, als er. Der Nerv ihres Armes, womit

sie

(*) Genus spectaculorum vnum, atque in omni coetu idem. Nudi iuuenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu iactant. *Tacit.* G. 24. Hierdurch erreichten sie jene Spring-Kraft. Ignauos et imbelles et corpore infames coeno ac palude mergunt. G. c. 12 Wenn man dieses nicht von der augenblicklichen Situation des Anlaufes versteht, so ist es nichts.

(**) In vniuersum aestimanti, plus penes peditem roboris: eoque mixti praeliantur, apta et congruente ad equestrem pugnam *velocitate peditum quos ex omni iuuentute delectos ante aciem ponunt.* *Tacit.* Germ. c. 6.

(***) Quaternos senosque equos transilire solitus.

sie einen Wurfspieß auf eine ungeheure Weite schleudern konnten (*), mußte an der Mutter Brust gespannet seyn. Da sie alles in Absicht auf den Krieg thaten, so ist auch kein Zweifel, daß das Voltigiren nicht zugleich seine unmittelbare Beziehung auf das Reiten hatte, wie sie denn auch mit einer bewunderswürdigen Fertigkeit von ihren Pferden auf und ab sprangten. Die deutsche Cavallerie war in allen Schlachten der römischen überlegen; und die römischen Schriftsteller sind froh, wenn sie sagen können: equites ambigue certauere (**).

Wenn nicht Kriege den Deutschen beschäftigten, so war es die Jagd. Deutschland war in jenen entfernten Zeiten noch voller Waldungen und Moräste. Vom Ackerbau wußten die Einwohner wenig, und verachteten denselben; sie erkämpften sich lieber Beute von den Feinden in einer blutigen Schlacht, als daß sie sich ihre Nahrung im Schweiße ihres Angesichtes auf eine friedliche Art erworben hätten. Das Land war also wenig angebauet, und wilde Thiere gab es daher in großer Menge und von aller Art. Bären, Wölfe, Auerochsen, Elenthiere und andere Thiere, die jezt fast ganz in unsern Gegenden ausgerottet sind, waren damahls häufig in den ungeheuern Wäldern. Ihre Felle dienten den Einwohnern zur Decke und zur Kleidung. Mit Bären-Häuten deckten sie ihr Lager, worauf sie, wenn nicht Krieg und Jagd sie beschäftigte, den größten Theil des Tages gedankenlos und müssig lagen; davon kommt das noch jezt übliche Wort Bärenhäuter her. Die Hörner der Auerochsen dienten ihnen zu Trink-Geschirren; wohlhabende Personen ließen den Rand desselben mit Silber einfassen. Sie fiengen diese Thiere in Gruben. Die Jünglinge übten sich

(*) Missilia in immensum vibrant. *Tacit.*

(**) *Flor.* III. 3.

ſich durch dieſe Art von Jagd, härteten ſich durch dieſelbe zu Arbeiten und Beſchwerlichkeiten ab, und erwarben ſich Ruhm, wenn ſie viele Hörner als Beweiſe von gefangenen Auerochſen vorzeigen konnten (*).

Auch die Beluſtigungen der alten Deutſchen hatten einen rohen kriegeriſchen Charakter, und waren ſehr einfach. Dem Würfel-Spiele waren die Deutſchen ſo ſehr ergeben, daß ſie ſich ſelbſt verſpielten. Griechiſche Grazie und Kunſt darf man bey den alten Kriegern nicht ſuchen. Sie verachteten griechiſche und römiſche Tänzer. Die ganze Orcheſtik der alten Deutſchen, und zugleich ihr ganzes Schauſpiel, beſtand in einer Art von Pyrrhiche, oder in einem Krieges-Tanz. Jünglinge tanzten in mancherley Sprüngen und Wendungen zwiſchen Schwertern und Spießen, deren Spitzen auf ſie gerichtet waren, herum. Nach dem Zeugniſſe des *Tacitus*, hatten ſie es durch Uebung zu einem gewiſſen Grade der Kunſt darin gebracht. Ihre Bewegungen hatten Anſtand und Zierlichkeit (**).

Wir gehen jezt aus dieſem älteſten Zeit-Alter der Deutſchen zu dem Zeit-Alter der fränkiſchen Monarchie über. Krieg und Jagd waren immer noch die Haupt-Beſchäftigungen, obgleich die zum Theil mit Gewalt eingeführte chriſtliche Religion in dem Charakter der Deutſchen eine merkliche Veränderung hervorbrachte. Bisher waren die Deutſchen immer bewaffnet gegangen; eine Gewohnheit, die freylich einem freyen kriegeriſchen Volke anſtändig iſt, aber

auch,

(*) *Caeſar* de bell. gall. VI, 28.

(**) Genus ſpectaculorum vnum, atque in omni coetu idem. Nudi iuuenes, quibus id ludicrum eſt, inter gladias ſe, atque infeſtos framoas, ſaltu iaciunt. Exercitatio artem parauit, ars decorem: non in quaeſtum tamen aut mercadem: quamuis audacis laſciuiae pretium eſt voluptos ſpectantium. *Tacit.* Germ. c. 24.

auch, nothwendiger Weise, zu vielen Gewaltthätigkeiten Anlaß geben mußte. Karl der Große suchte dieselbe abzuschaffen, allein er fand hier den größten Widerstand. Durch die Veränderungen, die dieser Kaiser vornahm, um die Sitten des Volkes nach und nach zu verfeinern, und durch die christliche Religion, gieng unstreitig etwas von der altdeutschen Tapferkeit verloren. Die Deutschen zogen jezt in Kriegen den kürzern, wo sie vorher entweder gesiegt, oder mit gleichem Vortheile gefochten hatten; doch waren die Niederlagen, die sie erlitten, von je her den ungewohnten Waffen ihrer Feinde, als einem Mangel an Tapferkeit zu zuschreiben. Immer waren die Deutschen gewohnt, Mann gegen Mann in der Nähe zu kämpfen; hier entschied Stärke des Armes und Geschicklichkeit in Führung des Schwertes und der Lanze, und darin siegte der deutsche; aber, hatten sie Feinde gegen sich, wie die Hungaren, die mit ferntreffenden Pfeilen kämpften, welche von starken hölzernen Bogen abgeschossen wurden, und die es nicht einmahl zum Handgemenge kommen ließen, sondern gegen ihre Feinde ansprengten, Pfeile auf sie abschossen, und schnell wieder zurückprallten, so konnten sie mit aller ihrer Tapferkeit und Stärke nichts ausrichten.

Von der Jagd waren die Franken und ihre große Könige große Liebhaber. Man hielt Hunde, Falken, Habichte, die zur Jagd abgerichtet waren, im höchsten Werthe; die Großen hatten eingezäunte Waldungen, wo sie sich mit der Jagd belustigten. Geistliche und Frauenzimmer nahmen leidenschaftlich Theil daran; doch war es den Geistlichen, als ihrem Stande unanständig, verbothen. In einer Beschreibung eines Jagd-Festes, am Hofe Karl's des Großen, findet man, daß die Frauenzimmer sich zu Pferde setzten, und mit in den Wald ritten.

Die öffentlichen Vergnügungen waren unter den Franken etwas mannigfaltiger geworden, als wir sie vorhin unter den ältesten Deutschen fanden. Der römische Geschmack an circensischen und amphitheatralischen Spielen, ward zwar nicht allgemein; Jagden und Trink-Gelage waren immer reizendere Vergnügungen; doch finden sich Spuren von circensischen Spielen unter den Merowingern. Ausserdem werden Leute erwählt, welche die Vornehmen und selbst die Bischöfe sich eigens dazu hielten, um als Lustigmacher zu dienen. Sie werden Jaculatores genannt. Ob unter dieser Benennung Tänzer, Seil-Tänzer, oder bloße Possenreisser und Hof-Narren zu verstehen seyn, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

2. Wir kommen nun zu einem Zeitraume, der in der Geschichte der Leibes-Uebungen merkwürdig ist, wo wir Kampf-Spiele entstehen sehen, die für Deutschland und mehrere andere Länder von Europa, so Etwas waren, wie die olympischen und übrigen öffentlichen Spiele für Griechenland. Obgleich das Land und dessen Bewohner etwas cultivirter geworden waren, als in der vorigen Periode, so war doch beydes, im Ganzen genommen, noch ziemlich roh. Wie sehr die Beschaffenheit des Landes von der heutigen verschieden gewesen sey, läßt sich unter andern daraus schließen, daß noch Elenthiere in den Rhein-Gegenden sich aufhielten. Auch Bären waren damahls noch ein Gegenstand der Jagd. Diese war und blieb, wie vorhin, das größte Vergnügen für die zum Kampf gewohnten Deutschen. Auch die Geistlichen konnten derselben nicht entsagen; obgleich, wie ich bereits oben erwähnt habe, die Jagd dem geistlichen Stande, als ein unschickliches Vergnügen, untersagt, dieses Verboth auch jezt wieder erneuert, und die Entfernung von geistlichen Amts-Geschäften als Strafe darauf gesetzt war, so unterließen sie doch nicht

mit

mit Jagd-Hunden und Stoß-Vögeln sich die Zeit zu vertreiben.

Kriegerischer Geist war von je her, so auch in diesem Zeitraume, ein Zug in dem Charakter der deutschen Nation. Hitzig und kampflustig, waren sie bey jeder Gelegenheit bereit, ihre Waffen zu ergreifen, und ihren Feind zu Boden zu schlagen. Ein solcher Charakter, wenn er nicht in Zaum gehalten wird, artet leicht in Wildheit und Zanksucht aus, zumahl wenn noch Trunk-Liebe hinzu kommt, und dies ist es, was man in der That nicht ohne Grund den Deutschen vorwerfen kann. Man nehme diesen Charakter und diese Sitten der Einwohner mit dem Umstande zusammen, daß die Gesetze und Gerechtigkeits-Liebe äusserst mangelhaft waren, so wird man sich eine Vorstellung von dem damahligen Zustande Deutschlandes machen können. Streitigkeiten, welche nothwendig sehr häufig seyn mußten, wurden nicht durch Rechts-Sprüche entschieden; das war den Deutschen noch jezt fast eben so zuwider, als den alten Tuisken die Versuche des Varus, römische Justiz bey ihnen einzuführen. Der Zweykampf entschied über Recht und Unrecht. An statt der Gesetze galt das Faust-Recht, und statt gerichtlicher Beweise, nahm man zu Ordalien seine Zuflucht. Bis zur Einfuhruug des Schieß-Pulvers, welches in die Mitte dieses Zeitraums fällt, kam alles im Kriege auf persönliche Tapferkeit an. Faust-Recht und Duelle konnten überdies Jeden täglich in die Nothwendigkeit setzen, sein Leben mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen; was konnte wohl Angelegentlicheres seyn, als Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen, körperliche Stärke und Muth! Nur hierdurch konnte man sich Recht und Ansehen verschaffen; nur dies waren die Eigenschaften, die von einem Manne gefordert wurden; daher denn auch von Jugend auf, Leibes-Uebungen das Hauptstück der Er-

ziehung ausmachten. Insonderheit kamen in diesem Zeitraume die Deutschen in der Reit-Kunst merklich weiter; auch gebrauchten sie jezt Sättel, welches im vorigen Zeitraume für unmännlich gehalten wurde.

Nichts belebte den Eifer, sich in Leibes-Uebungen Geschicklichkeit zu erwerben, so sehr, als die Einrichtungen, welche Heinrich der Vogler machte, als er von einem Kriegeszuge gegen die Hunnen zurück kam. Dieser Kaiser, überzeugt von der Nothwendigkeit solcher Geschicklichkeiten, vornehmlich bey den damahligen Waffen, führte beständige kriegerische und ritterliche Uebungen ein, und bewirkte durch sein eigenes Beyspiel Nacheiferung, indem er selbst eine so große Fertigkeit in diesen Uebungen hatte, daß er allen andern ein Schrecken einjagte. Sie und die Jagd waren seine Lieblings Vergnügungen. Oft fieng er in einem Tage, wie Wittichind erzählt, mehr als 40 wilde Thiere. Daß Heinrich I. besonders ein großer Liebhaber vom Vogelfange gewesen sey, erhellet schon aus dem Beynahmen, den ihm die Geschichtschreiber gegeben haben. Selbst Liebhaber und Kenner, machte er die ritterlichen Kampf-Uebungen zur National-Erziehung, zum Schauspiel, und verband mit denselben Ehre und Ruhm. Anfangs wurden diese Spiele nur an seinem Hofe gehalten, bald aber wurden sie allgemeiner. So entstanden in Deutschland die Turniere, von deren merkwürdigen Geschichte, und den dabey beobachteten Gesetzen und Gebräuchen, an seinem Orte ausführlicher gehandelt werden wird. Der verfeinerte Ritter der neuern Zeiten fand keinen Geschmack mehr an Spielen, wo er durch Turnier-Kolben geblauet, oder durch zersplitterte Lanzen um sein Leben gebracht werden konnte. Um aber doch die Belustigung ohne die Gefahr zu genießen, und um Geschicklichkeit im Reiten und Gewandtheit des Körpers zu zeigen, erfand man Carousselle, welche eine

Zeit

Zeit lang gleichzeitig mit den Turnieren im Gebrauch waren, und endlich allein übrig blieben. Das Carouſſel begreift verſchiedene Uebungen, insbeſondere das Quintan Rennen, Ring-Rennen, und das Kopf Rennen, doch brach man in den beyden vorigen Jahrhunderten im Carouſſel auch Mann gegen Mann Lanzen, wovon im Art. Ritter-Spiel zu reden, Gelegenheit ſeyn wird.

Auſſer dieſen in der Geſchichte der Leibes-Uebungen vorzüglich merkwürdigen Spielen des Mittel-Alters, ſind bey den paläſtriſchen Uebungen der Deutſchen auch noch die damahligen Fechter zu bemerken, welche eine eigene Zunft ausmachten, und vom Kaiſer privilegirt waren. Sie hatten viel Aehnlichkeit mit den Laniſten und den ihnen untergebenen Gladiatoren der Römer, (ſ. im XXXIV Th., S. 16, fgg.) Im J. 1179 wurden ſie von dem Papſte verbothen. Im 16ten Jahrhundert, unter andern am Ende deſſelben, auf dem im J. 1585, bey der Vermählung des Prinzen Johann Wilhelm von Julich, Cleve und Bergen, mit der Prinzeſſinn Jacobine von Baden, zu Düſſeldorf gehaltenen Carouſſel, kommen ſie noch vor. Dieſe Klopf-Fechter (die nach verſchiedenen Claſſen Feder Fechter, Lux-Brüder, Marx-Brüder, hieſſen,) zogen in den vorigen Jahrhunderten auf den Jahr-Märkten herum, und ließen ſich mit ihren Fechter-Künſten für Geld ſehen. Bey Vermählungen und andern feyerlichen Gelegenheiten wurden ſie von großen Herren zum Vergnügen der Anweſenden gemiethet, um ſich den Hals zu brechen, während die hohen Zuſchauer an der Tafel ſaßen; oder ſie kamen auch von freyen Stücken dahin, um nach erhaltener Erlaubniß des Fürſten ihre Fecht-Schule zu eröffnen, welche ſie dann unter Trommel-Schlag (*) ausriefen, und alle

(*) Pauken durften nur die Ritter, nicht dieſe Fechter von Profeſſion, haben.

gute Gesellen dazu einzuladen pflegten; anbey sich jedem, der ihrer begehrte, für Geld oder Geldeswerth anbothen.

Bey vorgedachtem Feste zu Düsseldorf ließen sich denn auch solche Fechter sehen. In der Bekanntmachung, oder, wie es damahls genannt wurde, Befreyung der Fecht-Schule, erzählt der Fecht-Meister zuvörderst seine kaiserlichen Privilegia, und ruft sodann alle gute Gesellen auf: „durch ihre Kunst dem Frauenzimmer, löblichen Rit„tern und Herren, Freude und Kurzweil zu machen, um „den aufgestellten Preis aufzuheben, und die gebührlichen „Gänge nach altem löblichen Fechtbrauch zu machen.“ Er selbst sey entschlossen: „über alle solche gute Gesellen, wie „einem ehrliebenden Meister des langen Schwertes ge„bühren wolle, unparteyisch zu halten, dieselben zu schü„tzen und zu schirmen wider und gegen Uebermuth und Un„gebühr; wollte auch weiter auf seiner Schule verbothen „haben, Knauf und Inlauf, und andere falsche Stücke; „auch wo einer oder mehrere gute Gesellen vorhanden, die „seiner begehren würden, es sey um Geld oder Geldes„werth, oder um einen guten Streich, truck oder naß, „möge er freygeherzt und wohlgemuth hervortreten, nach „Brauch des Schwerts Gerechtigkeit frey aufheben, scho„nen des Schwerts nit, sondern sich selbst der Finger „brauchen und schlagen zwischen den Ohren, da das Haar „am dicksten steht, treffen mich auch mit, dieweil ich auch „ein guter Geselle bin.“

„Schwing mich im Nahmen Jesu Christ,
„Fürcht kein'n Fechter wie wild er ist.
„Ist ein Trotzbruder vorhanden,
„Wird getroffen, weichen mit Schanden.
„Darum Trommelschläger, schlag auf
„Und wart ein jeder seinen Kopf!“

An dem Fechter-Spiele selbst nahmen nicht die Ritter, denn diese hielten es unter ihrer Würde, sondern nur ihre Trabanten, welche im Fechten geübt waren, Theil. Manche zogen mit blutigen Köpfen ab, von dem tröstenden Spruche des Siegers begleitet: „Man

„Man muß dem Tuche also thun, sonst verliert er „seine Farbe.“

Obgleich ihre Kunst damahls noch weit mehr Nutzen hatte, als unsere Fecht-Kunst heutigen Tages, so sieht man doch, daß diese Fechter von Profession selbst nicht sehr in Ansehen standen, ungefähr wie die Athleten von Profession unter den Griechen. Die herumziehende Lebens-Art ist der bürgerlichen Achtung nicht zuträglich. Es geht unsern herumziehenden Kunstreitern, Balanceurs, Taschenspielern, und selbst den nicht fixirten Schauspieler-Truppen noch eben so. Man sieht sie gern, und belustigt sich an ihrer Kunst; aber es ist doch immer, als ob etwas Geringschätziges ihnen anklebe; so sehr manche durch ihre weit getriebene Geschicklichkeit unsere Bewunderung verdienen, so sind doch nur wenige, denen wir unsere Achtung schenken. Auch ist das sehr natürlich. Bewunderung kann man durch ein einziges Kunststück in kurzer Zeit erregen; aber Achtung einzuflößen, dazu wird meistens eine Reihe von Handlungen in einem langen Zeitraume erfordert. In Situationen, wo ihre Kunst glänzt, zeigen sich diese herumziehenden Künstler jedes Mahl, wenn sie sich zeigen; aber sich in Situationen zu zeigen, wo ihr Charakter im vortheilhaftem Lichte erscheint, dazu ist, zumahl bey einem kurzen Aufenthalte, nicht so oft Gelegenheit. Hierzu kommt, daß viele Mitglieder solcher Gesellschaften in der That durch die unstäte Lebens-Art an ihrem moralischen Werthe verlieren.

Was von der Orchestik der Deutschen im Mittel-Alter zu sagen ist, wird im Art. Tanz vorkommen.

3. Ich komme zur dritten und lezten Periode in der gymnastischen Geschichte der Deutschen, wo wir die Leibes-Uebungen wieder in einer ganz veränderten Gestalt antreffen. Die palästrischen Uebungen, die sich meistens auf Krieg, Zweykampf und Jagd bezie-

hen, wurden allmählich durch die allgemeine Einführung des Feuer-Gewehres verändert. Andere Waffen erforderten nothwendig auch eine andere Behandlung. Vorher waren Streit-Aexte oder Streit-Kolben, Lanzen, breite Schwerter, mit unter auch Spaten und Heu-Gabeln, die Nähe-Waffen, und dieser bediente sich der Deutsche am meisten. Hier kam alles auf die Stärke und Schnelligkeit seines Armes, auf die Güte seiner Waffen und seines Pferdes an, und gegen die Streiche des Gegners deckte ihn Schild, Brust-Harnisch, Arm-Schienen, Bein-Schienen, und der Helm mit heruntergelassenem Visier. In der Ferne bediente er sich der Armbrust, von welcher er eiserne Bolzen abschoß, und großer Stein-Schleudern. Nun aber kamen Donner-Büchsen, Haken-Büchsen, Musketen, Pistolen und Mörser, die in einer weit größern Entfernung tödteten, wogegen Schild und Harnisch nicht schützen. Die Nähe-Waffen wurden nun weniger gebraucht. So wie jene auf eine größere Ferne hinreichten, so wurden diese kürzer. Die Lanzen und Streit-Kolben kamen ganz ab. Die Schwerter machte man kürzer und kleiner; die Feuer-Gewehre wurden mit Bajonetten versehen.

Die Krieges-Uebungen wurden nun von ganz anderer Art; die Krieger lernten in Reihe und Gliedern bleiben, mit gleichen Schritten marschieren, und zu Pferde und zu Fuße tausend Stellungen und Evolutionen zu machen, woran vorher gar nicht gedacht war. Die persönliche Tapferkeit ward zwar nicht ganz überflüssig, aber doch weniger entscheidend durch die neuere Taktik, die durch die großen preussischen Monarchen, besonders durch den unsterblichen Friedrich II., zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht wurde. Die Bedienung des schweren Geschützes, so entscheidend im Treffen, erforderte nicht sowohl körperliche Kräfte, als Anwendung mathematischer Theorien.

rien. Durch die Abschaffung des Faust-Rechtes, und durch die Einführung stehender Armeen, fiel für den Bürger die Nothwendigkeit, bewaffnet und in Waffen geübt zu seyn, hinweg.

Der Zwey-Kampf wurde nun nicht mehr als ein Mittel, wodurch die Gerechtigkeit einer Streit-Sache bewiesen werden konnte, angesehen. Statt dessen wurden Justinian's Gesetz-Bücher, und mit ihnen Processe eingeführt. Der Zweykampf also ward seltener, für den Bürger ganz überflüssig, wie er vorher gesetzmäßig gewesen war, so ward er jezt gesetzwidrig. Doch erhielt sich der Gebrauch desselben in einigen Classen und in gewissen Fällen; nähmlich: unter Militär-Personen, unter Adelichen und unter Studenten, in solchen Fällen, wo der Ehr-Punct (Point d'honneur) angegriffen wurde. Diese Fälle scheinen allgemein einzutreten, wo die Herzhaftigkeit oder die Redlichkeit in Zweifel gezogen oder abgesprochen werden. Bey solchen Beleidigungen ist man, wie durch ein inneres Gefühl bewogen, stillschweigend übereingekommen, der Gesetze und Strafen ungeachtet, seine Ehre mit dem Degen in der Faust zu retten.

Die Jagd ist in unsern Zeiten nicht mehr so gefahrvoll und muhsam, wie ehemahls. Reissende Thiere, als: Bären, Wölfe, Auerochsen, sind in Deutschland fast ganz ausgerottet, und die Waffen sind vollkommener geworden so, daß jezt die Erlegung eines Wildes nur Spielwerk ist, wenn man nicht selbst Schwierigkeiten und Gefahren freywillig damit verbindet, weil es sonst etwa nicht unterhaltend genug wäre. Von dieser Art ist die Parforce-Jagd, die noch an einigen deutschen Höfen gebräuchlich ist.

Personen, die nun Krieg und Jagd zu ihrer Lebens-Art wählen, brauchen noch die heutigen palästrischen Uebungen, welche dieser Bestimmung gemäß sind. Wenige andere treiben sie, um bloß Geschick-

lichkeit, Stärke und Gesundheit des Körpers zu erlangen. Zu diesem leztern, für jeden Menschen wichtigen Endzweck, würden auch manche andere Uebungen, die jezt ganz auser Gebrauch sind, schicklicher und zuträglicher seyn, als die sogenannten ritterlichen Uebungen, die noch unter uns gelehrt werden. Ringen, Laufen, Springen und Schwimmen sind zu jenen Endzwecken vortrefflich, allein sie sind es gerade, die am wenigsten oder fast gar nicht mehr getrieben werden. Fechten und Reiten sind die eigentlichen sogenannten ritterlichen Uebungen, und werden kunstmäßig getrieben, allein, ohne ihren Werth abzuläugnen, sind es doch nicht gerade die gemeinnützlichsten. Das Voltigiren, eine vortreffliche Uebung, vorzüglich für den Reiter, wird, dessen ungeachtet, nur von sehr wenigen erlernt. Das Schießen, besonders dem Soldaten und dem Jäger brauchbar, ist noch eine Belustigung der Bürger in vielen Städten Deutschlandes. Zwar haben die Schützen-Gesellschaften bey unserer jezigen bürgerlichen Verfassung keinen reellen Nutzen; indessen ist das Schießen nach der Scheibe, nach dem Vogel, nach dem Hirsch, nach dem wilden Manne, mit Büchse und Armbrust, wobey Preise ausgesezt werden, jezt noch fast das einzige Kampf-Spiel, was wir kennen; und es wäre zu wünschen, daß an statt vieler sizenden Spiele, wobey Gesundheit und Geld verloren gehen, mehrere von jener Art gebräuchlich wären.

Die Nothwendigkeit paläistrischer Uebungen, für den künftigen Soldaten insbesondere, hat gemacht, daß in den Anstalten, wo junge Krieger gebildet werden, in Militär-Schulen und Akademien, in Cadetten-Häusern ꝛc. auf diese Uebungen hauptsächlich Rücksicht genommen wird. Auf den Universitäten sind ebenfalls öffentliche Lehrer darin angestellt, deren Unterricht aber verhältnißmäßig von wenigen, und selten

so,

so, daß der vortheilhafte Einfluß sichtbar wäre, genußt wird. In der That ist bey denen, die sich dem gelehrten Stande widmen, nicht vorauszusetzen, daß sie jemahls den Degen zur Vertheidigung oder zum Angriff brauchen werden; und kommen sie ja in den Fall des Zweykampfes, so bestraft eben die Akademie, die den Fecht-Meister besoldet, die Ausübung seiner Kunst. Dennoch sind die Fecht-Böden nicht von den Universitäten zu verbannen, weil sie immer etwas zur körperlichen Bildung, zur Erhaltung eines gewissen männlichen Sinnes in der zahlreichen Classe von Menschen, die in der Studier-Stube leicht etwas unmännlich werden, beytragen könnten. Aber dieser Zweck ließe sich durch andere gymnastische Uebungen, die in jeder kunftigen Lebens-Art brauchbarer wären, als die Behandlung des Rappieres, besser erreichen. Bis eine gymnastische Bildung Mode wird, bis wir werden wie die Griechen, mussen wir mit dem zufrieden seyn, was wir haben.

Neuerer Erziehungs-Anstalten, welche diese gymnastische Bildung als einen wichtigen Gegenstand der Erziehung behandeln, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

In den neuern Waffenübungen sind die Deutschen unstreitig noch jezt allen übrigen Nationen des Erdbodens wenigstens gleich an Geschicklichkeit, und vielleicht gar überlegen. Wer das Manoeuvriren preußischer Truppen gesehen hat, wird hier eben das Urtheil fällen.

In der heutigen Orchestik, sind die Deutschen Nachahmer der Franzosen geworden, wie im Art. Tanz gezeigt werden wird.

Eine Uebung, die gewisser Maßen zur Orchestik gerechnet werden kann, ist der Eis-Lauf. Die Deutschen geben in dieser Kunst keinem Volke etwas nach. Ueberall findet man Liebhaber, und nicht selten

Mei-

Meister darin. Im Art. Schlittschuh wird davon gehandelt werden.

Das Schwimmen wird in Deutschland weniger geübt, als es verdiente; doch findet man an manchen Orten, die an der See oder an großen Flüssen liegen, gute Schwimmer. Meister im Schwimmen und Tauchen sind die Haloren in Halle, welche, wie Amphibien, im Wasser gleichsam ihr zweytes Element finden, und sich von einer großen Höhe in den Fluß stürzen. Von den neuerlich angegebenen Vorschlägen und Mitteln, vermittelst Schwimm Kleider, Soldaten durch Ströhme zu bringen, wird im Art. Schwimmen Nachricht erfolgen.

Scenische Spiele, wovon die Orchestik einen so wichtigen Theil ausmacht, haben wir, obgleich in etwas veränderter Form, mit den Alten gemein; circensische und gymnische Kampf-Spiele haben in Deutschland doch auch nicht ganz aufgehört.

Im Dessauischen wird, nach Hrn. Vieth Bericht, im September am sogenannten Drehberge ein Wett-Lauf von Knaben und Mädchen, und ein Wett-Rennen mit Pferden gehalten, wobey gewisse Preise ausgesetzt werden, welche die fürstlichen Personen entweder selbst, oder durch Stellvertreter, an die Sieger und Siegerinnen austheilen. Ländliche Tänze verschiedener Dorfschaften unter freyem Himmel beschließen diese Lustbarkeit, welche durch Zeit und Ort zur Feyerlichkeit wird; jene ist nähmlich der Geburtstag der Fürstinn, dieser eine kreisförmige Anlage, in der Mitte ein Tempel zur Grabstätte des Fürsten und der Fürstinn von ihnen selbst geweiht. Es ist zugleich ein Fest der Wohlthätigkeit, indem an diesem Tage einige Mädchen, die von ihrer guten Aufführung das Zeugniß der Aeltesten der Gemeinde vorzeigen können, jede eine gewisse Summe als Ausstattung erhalten, wovon sie jährlich die Zinsen genießen, bis sie sich verheurathen und etabliren (*). Eine Beschreibung dieses interessanten

(*) Dieses leztere ist jedoch, weil man die gute Absicht durch Miß-

essanten Festes findet man im philantropischen Lesebuch für die Jugend uno ihre Freunde, Oct. 1779. S 136, f. Nach geendigter Feyerlichkeit auf dem Drehberge werden zuweilen einige der schönsten Partien im Wörlitzer Garten, auch wohl das Schloß, illuminirt. Diese sehr geschmackvolle Erleuchtung vom ruhigen See zurückgestrahlt, ist von ungemeiner Schönheit.

Nach jenem Schauspiele im griechischen Geschmack, mag hier in der Beschreibung ein anderes von demselben sehr verschiedenes, im römischen Geschmack, (welcher Zusatz im römischen Geschmack, eben keine Lobrede ist, wenn von amphitheatralischen Spielen die Rede ist,) folgen. Die wiener Hatz, ein amphitheatralisches Spiel von eben der Art, wie die Venationes der alten Römer, nur nicht in derselben Größe, ist ein Lieblings-Schauspiel des wienerischen Publicum, weches ich im XXXIV Th., S. 48 — 56, ausführlich beschrieben habe.

Die oben erwähnten Spiele des Mittel-Alters, die Turniere, sind fast ganz ausser Gebrauch. In Deutschland haben sie sich noch am längsten gehalten. Die Beyspiele neuerer Turniere sind zu selten, als daß man sie in diesem Zeitraume unter die öffentlichen Spiele zählen könnte. — Carousels sind ebenfalls sehr selten geworden. Auf einigen Reit-Bahnen, wie z. B. in Göttingen, wird noch Unterricht in den dazu gehörigen Uebungen gegeben. Der Platz zum Carousseel Reiten liegt gleich hinter der Reit-Bahn, ist von hinlänglicher Größe und mit Schranken und Räumen umgeben. In Leipzig ist im Zwinger zwar auch ein Plätzchen hinter der Reit-Bahn, was zum Carousseel dienen soll, allein es ist viel zu klein.

Eine Art von Kampf-Spiel, welches uoch an einigen Orten Deutschlandes, z. B. in Leipzig, besteht, ist

Mißbrauch vereitelte, seit einigen Jahren nicht mehr geschehen.

ist das im XIII Th., S. 801, erwähnte Fischerstechen. Die Halloren in Halle haben eine ähnliche Lustbarkeit.

Folgende gymnastische Spiele, sind noch unter den Deutschen gebräuchlich, doch meistens nur ein Zeitvertreib der Kinder und der gemeinen Volks-Classen.

Das Werfen in die Wette, ist noch eine Belustigung, welche wenigstens in der Gegend an der Nord-See im Winter angestellt wird, wenn der Boden hart gefroren ist. Man bedient sich dazu hölzerner, mit Bley ausgegossener Kugeln von bestimmtem Gewichte, z. B. 1 Pfund. Zwey einzelne Personen, oder auch zwey Parteyen, setzen einen gewissen Preis aus. Wer zuerst ein gewisses vorher bestimmtes Ziel erreicht, hat gewonnen. Zuweilen stellt eine ganze Dorfschaft gegen die andere die Wette an; jede stellt einen oder ein Par ihrer besten Werfer. Der Preis ist entwedr eine Summe Geldes, oder ein Faß Bier oder Wein. In beyden Fällen wird nach alter deutscher Sitte die Wette vertrunken. Die Entfernung vom Stand-Puncte bis zum Ziele, ist bey großen Wetten ganzer Dorfschaften ziemlich groß, etwa eine Viertel-Meile, und gewöhnlich pflegt vom Ziele wieder rückwärts nach dem Stand-Orte zu geworfen zu werden, da denn die Weite, um welche der Eine dem Andern zuvorgekommen war, dem Ersten zu gute kommt, indem er an die Stelle tritt, wo seines Gegners Kugel liegt, und umgekehrt.

Z. B. wenn in einigen Würfen (in der Figur sind nur drey angenommen) der Erste bis B, der Andere bis C gekommen wäre, so werden beym Rückwerfen die Plätze verwechselt; der Erste tritt in C, der Andere in B. Jede Partey erwählt ausser den Kämpfern aus

ihrer

ihrer Mitte noch einen Bahn-Weiser, welcher um einen Wurf vorausgeht, um dem Werfer seiner Partey die beste Stelle anzuzeigen, wo die Kugel aufsetzen muß, um noch weiter zu recocheriren. Bey beträchtlichen Weiten folgt ein zahlreicher Zug von Menschen, Junge und Alte, den Werfern. Es werden Separat-Wetten gemacht, jede Partey interessirt sich lebhaft für ihren Kämpfer, worunter einige sich durch öftere Siege einen Nahmen in der ganzen Gegend machen; man läuft, springt, jubelt, zankt und schlägt sich mit unter, und beschließt das Spiel durch ein Trink-Gelag. Einzelne Unglücks-Fälle fallen dabey vor; es geschieht zuweilen, daß Einer von einer Kugel getroffen wird, und das Leben dabey einbüßt. Sonst ist es eines der angenehmsten und gesundesten Spiele. In einigen Gegenden nennt man es Kloorscheten (Kugel-schießen).

Bey den Berg-Schotten ist Clochneart das Werfen in die Weite; s. unten.

Die Kletter-Stange; s. im LXXI Th., S. 564. — Die Schaukeln; s. eb. das. S. 586. — Das Laufen auf Walzen, s. im LXVI Th., S. 75, f. — Ein anderes ziemlich langweiliges Spiel ist das Holz-Tragen. Holz-Scheite werden in einer gewissen Entfernung hinter einander gelegt; man geht vom Stand-Puncte aus um alles Holz hier zusammen zu tragen, doch so daß man immer nur ein Stück zurück bringt, und die ganze Arbeit in einer besetzten Zeit vollende, Es ist eine ähnliche Uebung, wie das ευπλεθριζειν der alten Griechen. — Das Spiel auf der Beilke-Pielke Tafel, welches mit runden Stein-Scheiben (wenn man will auch mit Species-Thalern) gespielt wird, die man auf ein schmahles Bret hinwirft, ist noch auf einigen Dörfern gebräuchlich (*). — Die Spie-

(*) Die Beilke- oder Pielke-Tafel, das deutsche Billiard, ist eine

Spiele mit den Knipp-Kugeln (s. im LIV Th., S. 642, fgg.), mit dem Kreisel (s. im XLVIII Th., S. 563, fgg.), und mit dem Reife, sind bloß für Knaben.

Spiele, die mit Leibes-Uebung verbunden sind, und bey den höhern Ständen sonst sehr beliebt waren, sind von unsern jezigen sitzenden Spielen verdrängt. Kegel-Spiel (s. im XXXVI Th., S. 699, fgg) und Billiard sind noch allenthalben gebräuchlich, aber als Leibes-Uebung betrachtet, von geringerer Wichtigkeit als Ball-Spiel, Maille-Spiel, und andere ähnliche Spiele.

Ich komme zur Geschichte der Leibes-Uebungen bey den alten und neuern Franken. Die Gallier waren eine kriegerische und in den Waffen wohl geübte Nation, und zu den Zeiten der römischen Herrschaft wurden auch die römischen Spiele bey ihnen eingeführt. Noch jezt findet man in mehrern Gegenden Frankreichs, Ruinen von Amphitheatern, welche

zu

eine lange und schmahle Tafel mit einem Rande, und zu beyden Seiten mit zwey Rinnen oder Krippen, zwischen welchen man mit dazu geschliffenen runden Steinen die Tafel lang hinschiebt, und derjenige gewonnen hat, dessen Stein unberührt, am nächsten beym Ende stehen bleibt.

Beilke-Tafel ist eigentlich die niedersächsische Benennung dieser Tafel, und in Ansehung ihrer ersten Hälfte das Diminut. von Ball, eine Kugel, wovon auch das Französ. Billiard seinen Nahmen hat, welches aus diesem Spiele entstanden ist. Im Oberdeutschen heißt diese Tafel Druck-Tafel, Trock-Tafel, und das Spiel selbst Druck-Spiel oder Trock-Spiel, weil die Steine mit einem Drucke fortgeschoben werden. In Nürnberg heißt sie Schieß-Tafel; im Altfranz. Bellent, im mittlern Lat. Belencus. In einer Verordnung des pariſischen Parlamentes von 1371, bey dem *Carpentier* heißt es: Emolumentum ex *ficca tabula* seu ludo ad *belencum* proveniens ordinavimus converti in solutionem redituum ad vitam; wo der Ausdruck ficca tabula merkwürdig ist, der eine sehr ungeschickte buchstäbliche Uebersezung des oberdeutschen Nahmens Druck-Tafel ist.

zu diesem Behuf erbauet waren; z. B. zu Nismen. Unter den Merovingern wurde im Anfange noch von diesem Vergnügen vieles beybehalten. Chilperich ließ zu Soissons einen Circus bauen, um dem Volke öffentliche Schauspiele zu geben. Im mittlern Zeit-Alter waren die Turniere in Frankreich eben so im Gebrauch, und wurden für eben so wichtig gehalten, wie bey den Deutschen, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde.

In den Leibes-Uebungen der neuern Zeit: Reiten, Tanzen und Fechten, sind die Franzosen immer sehr geschickt gewesen. Natürliche Lebhaftigkeit und gute körperliche Disposition, macht, daß ihnen alle diese Uebungen mit einer gewissen Leichtigkeit und Zierlichkeit von Statten gehen. Vornehmlich ist dieses der Fall beym Tanz, worin sie, wie an seinem Orte gezeigt werden wird, die Lehrer der übrigen Nationen sind. Reit Kunst und Fecht-Kunst sind ebenfalls in Frankreich sehr cultivirt, doch kann man ihnen darin nicht so, wie im Tanzen, den Vorzug vor den übrigen Nationen zugestehen. Fast alle Kunst-Wörter in den modernen Leibes-Uebungen: Reiten, Tanzen, Fechten und Voltigiren, sind französischen Ursprunges; ein Beweis, daß die Franzosen diese modernen Uebungen zuerst in formam artis gebracht haben. Auch sind die meisten Schriften über dieselben von französischen Verfassern. Dieses gilt auch von den gymnastischen Spielen, welche sonst bey den höhern Ständen so beliebt waren, z. B. vom Ball-Spiele und Maille-Spiele.

Daß in Frankreich irgendwo amphitheatralische oder circensische Spiele im Gebrauche wären, ist mir nicht bekannt. Reste von römischen Amphitheatern findet man auch daselbst; und vielleicht führt ein Mahl diese Nation, die in neuern Zeiten so viel Römisches zeigt, auch römische Spiele wieder ein. Vor-

schläge, die auf so etwas abzielen, sind bereits einige Mahl der National-Versammlung vorgelegt worden (*). Die geschicktesten Seil-Tänzer, Drath-Tänzer, Balanceurs und Tramplain-Springer sind gemeiniglich Franzosen.

In Spanien, diesem Vaterlande der Chevalerie, waren Turniere zu ihrer Zeit sehr beliebt. In heutigen palästrischen und orchestischen Uebungen, stehen die Spanier ziemlich weit hinter den Franzosen zurück. Am besten sind sie jedoch im Fechten geübt, und wirklich ist auch Spanien wohl das Land, wo man von dieser Kunst den meisten Gebrauch zu machen Gelegenheit hat. Man geht hier mehr bewaffnet, und ist sehr geneigt selbst Beleidigungen zu rächen. Einige Wörter in der Fecht-Kunst sind spanischen Ursprunges. — Zum Reiten bedient man sich in Spanien häufig der Maulthiere, zu einer Reit Kunst aber gehören Pferde. — Amphitheatralische Spiele haben sich noch in Spanien erhalten; ich meine: die berühmten Stier-Gefechte (Corridas de toros), die von Einigen so sehr verschrien und lächerlich gemacht, von Andern erhoben und ein sehenswürdiges Schauspiel genannt werden, wo der spanische Muth, die erworbene Geschicklichkeit und die Verachtung der Gefahr sich vor den Augen einer zahlreichen Versamnlung entfalten. Von diesen

(*) Memoires sur les courses de chevaux et de chars en France, envisagez sous un point d'utilité publique, presenté à l'assemblée nationale au departement et à la municipalité de Paris, par *Esprit Paul de la Fond-Poulati*, 1791. Der Verf. thut den Vorschlag, das Pferde- und Wagen-Rennen der Griechen und Römer in Frankreich einzuführen. Er zeigt, daß die Vollkommenheit der engländischen Pferde von dem dort eingeführten Wett-Rennen herrühre, und daß die nordamerikanischen Pferde zuerst nach dem Kriege geschickt und flüchtig geworden seyn, da man Wett-Rennen in allen Provinzen einführte, an statt daß sie vorher plump und schwerfällig waren.

ſen Spielen und allen dabey vorfallenden Scenen, werde ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln. In den Amphitheatern, in welchen dieſe Spiele gehalten werden, werden zuweilen auch Rohr-Spiele (Juegos de cannas) gegeben, wo Kämpfer zu Pferde, Röhre gegen einander werfen; ein Ueberbleibſel von Turnieren. Die Mauren haben dieſe Uebung, die mit ihren Djered-Werfen übereinkommt, wahrſcheinlich nach Spanien gebracht. Die Leidenſchaft der Spanier für dieſe Spiele, inſonderheit für die Stier-Gefechte, geht zum Erſtaunen weit. Manche, die ſich kaum des Hungers erwehren können, ſuchen doch ſo viel zu erübrigen, daß ſie einen Platz in dem Amphitheater bezahlen können; und nichts iſt eine größere Verführung für ein armes Mädchen, als ihm einen Platz zum Stier-Gefecht zu verſchaffen. Die Regierung ſucht dieſe Spiele nach und nach zu vermindern, aber ſie getrauet ſich nicht dem Geſchmacke der Nation entgegen zu arbeiten.

Ein Par Gewohnheiten erwähne ich hier noch, die im iezigen (18ten) Jahrhunderte abgekommen ſind, oder wenigſtens ſehr ſelten werden, wie ſie es wirklich ihrer Ungereimtheit wegen verdienen; ich meine die Rondalla, und die Pedreades. — Die Rondalla iſt eine kleine Schlacht, die zu ernſthaft iſt, um ſie ein Luſt-Gefecht zu nennen, wo nähmlich zwey Truppen von Muſikanten ſich Fehde anſagen, mit Feuer- und Seiten-Gewehren auf einander los gehen, und auf einander ſchießen und einhauen. In Navarra und Aragon beſteht dieſe ſonderbare Gewohnheit noch jezt. — Die Pedreades beſtanden ebenfalls in ſolchen Gefechten, wo zwey Parteyen, nachdem ſie einander Fehde angekündigt hatten, mit Schleudern auf einander los giengen, und ſich mit Steinen todt warfen. Sie haben erſt ſeit Kurzem aufgehört. — Wett-Rennen mit Pferden aus der Barbarey, wurden ſonſt in Aran-

juez auf der Calle de la Reyna gehalten. Der Hof theilte sich dabey in Parteyen, und machte Wetten; seit einigen Jahren aber sind andere Uebungen angeordnet. Diese sind: die Parejas; sie werden kurz vor der Abreise des Hofes von Aranjuez angestellt, waren schon sonst gebräuchlich, und nur seit 20 Jahren durch den Krieg unterbrochen.

Der Ritter v. Bourgoing, der in den Jahren 1782 bis 1788 sich in Spanien aufhielt, giebt (*) folgende Nachricht davon:

„Es wird eine Escadron von 4 Quadrillen, jede 12 Mann stark, errichtet. Sie sind insgesammt vom Kopfe bis zum Fuße nach altspanischer Tracht gekleidet; nur hat jede Quadrille ihre eigene unterscheidende Farbe. Dieses vortheilhafte Costume giebt dem ganzen Schauspiele ein kriegerisches und altes Ansehen, welches die Schauspieler in das Zeit-Alter ihrer Vorfahren versetzt, und den Zuschauern jenes Interesse einflößt, das sich allezeit unsers Gemüthes bey einem Bilde vergangener Dinge bemächtigt. Die Ritter üben sich lange Zeit vorher auf diese Vorstellung; dies giebt ihnen häufige Gelegenheit, die Gelehrigkeit und zierliche Geschmeidigkeit ihrer Pferde zu üben, die dabey immer die schönsten sind, welche die spanischen Stutereyen liefern. Sobald Pferd und Reiter ihre Rolle gehörig können, wird der Tag zur ersten Vorstellung (**) anberaumt. Der Schauplatz ist ein großer viereckiger Hof vor einer Façade des Schlosses. Die glänzende Reiterey kommt da unter Trompeten- und Pauken-Schall in Zügen an. Voran gehen Laufer, und Reit-Knechte führen reich gesattelte Hand-Pferde. Man hält einen Augenblick vor dem Balcon des Königes, und grüßt ihn. Der Zug geht hierauf um den Platz herum. Wenn er den König wieder im Gesichte hat, fällt er in einen kur-

(*) In seiner neuen Reise durch Spanien, vom J. 1782 bis 1788, aus dem Franzöf. 2 B. (Jena, 1790, gr. 8.) S. 95, f.

(**) Gewöhnlich werden drey Vorstellungen gegeben. Der König wohnt nur der ersten bey; die Prinzessinn von Asturien aber war immer bey allen dreyen.

kurzen Galopp, und das Spiel beginnt. Die Figuren desselben lassen sich am besten mit den Touren der französischen Contre-Tänze vergleichen. Die vier Quadrillen entfernen und nähern sich wechselsweise unter dem Vorritte ihrer Anführer. Bald reiten sie um den Kampf-Platz, bald quer über denselben, bald beschreiben sie Zirkel, bald schlangeln sie sich in Spiral-Linien. Dieses alles geschieht mit einer Genauigkeit und mit einem Einklange in die Musik, daß Auge und Ohr in gleichem Grade daran Vergnügen finden. Das Herz fühlt freylich bey diesem etwas einförmigen Schauspiele nichts; es ist schwaches Nachbild der Turniere, und Erinnerung an diese Feste, wo die Ritter unter den Augen der Könige und der Damen dem Rufe des Ruhmes und der Liebe folgten; wo der Beyfall der Schönen, die über ihre Herzen herrschten, sie mit einem unschätzbaren Preise für die Anstrengung ihrer Geschicklichkeit und ihres Muthes belohnte. Daher hat dieser Centauren-Ball auch für seine spielenden Personen nur in so fern Reiz, als er ihnen die Ehre verschafft, mit den Söhnen ihres Monarchen zugleich auf der Bühne zu erscheinen, und zu ihrem Vergnügen beyzutragen. Nach ungefähr 20 Minuten marschirt die Escadron in derselben Ordnung wieder ab, wie sie aufmarschirt war. Wer seine Neugierde, diese Feyerlichkeit zu sehen, schon in den vorhergehenden Jahren gesättigt hat, dem ist der gewöhnlich darauf folgende Ball mit Erfrischungen, ungeachtet er nur eine Neben-Sache ist, immer das Vorzüglichste dabey. Bey schönem Wetter spazieren die Parejantes, (so heißen die Figuranten des ritterlichen Contre-Tanzes,) in ihrer Tracht im Schloß-Garten, und mischen sich unter die Zuschauer. Alsdann glaubt man die Unterthanen Kaisers Karl V. und Königs Karl III beysammen zu sehen. Die Phantasie stellt beyde Regierungen neben einander, und vergleicht nicht ohne Vergnügen das Zeit-Alter des vorigen spanischen Glanzes mit dem Glanze seiner Erneuerung."

Wenn man dasjenige, was oben vom ludo Trolae der Römer gesagt ist, mit der Beschreibung der spanischen Parejas vergleicht, so wird man eine auffallende Aehnlichkeit zwischen beyden bemerken. Dort waren auch Quadrillen von 12 Personen, jede unter ihrem Anführer. Die Theilnehmer waren auch Prinzen und die vornehmsten

Jünglinge; die Touren der Pferde scheinen auch von eben der Art gewesen zu seyn.

Das Volk in Spanien übt sich noch öfters in dem Juega de la-barra. Dieses Spiel besteht darin, daß man eine schwere eiserne Stange nach einem gewissen entfernten Ziele wirft. Bourgoing nennt es ein schwaches und trauriges Bild von jenen Spielen, welche die Stärke und Geschwindigkeit der alten Spanier in unaufhörlicher Thätigkeit erhielten.

Die Tänze der Spanier tragen das Gepräge von dem Charakter der Nation. Sie stellen das Gemählde von mancherley Situationen eines verliebten Pares dar, und zwar mit einem Ausdrucke, welcher der pantomimischen Darstellung der Tänzer alle Ehre macht. Insonderheit sind zwey Arten von National-Tänzen, nähmlich die Sequidilla und der Fandango, zu bemerken, wovon im Art. Tanz Nachricht ertheilt werden wird.

Die Engländer hatten, den historischen Nachrichten zu Folge, sehr früh Turniere unter sich eingeführt; nur sind freylich die Erzählungen von den Rittern der Tafel-Runde nicht zuverlässig genug, um darauf die Behauptung, daß diese Spiele in Groß-Britannien zuerst aufgekommen seyn, zu gründen.

Wie sehr in unsern Tagen die Engländer im Reiten und in andern gymnastischen Uebungen excelliren, ist bekannt. Die engländischen Bereiter erregen mit ihrer weit getriebenen Kunst, Pferde abzurichten und auf denselben allerley Bewegungen zu machen, überall Bewunderung. Im Voltigiren sind sie von allen andern Nationen unübertroffen.

Das Pferde-Rennen macht eine der vorzüglichsten Lustbarkeiten des engländischen Volkes aus, und die bewundernswürdige Schnelligkeit ihrer Pferde ist bekannt, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen

men wird. Auf dem Lande sieht man auch oft Esel wettlaufen, die sich um desto sonderbarer bey dieser Rolle ausnehmen, da ihnen die Ohren dicht am Kopfe abgeschnitten sind.

Ringer- und Fechter-Uebungen gehören in England auch noch zu den Schauspielen, worin das Volk und nicht eben bloß das gemeine Volk, Gefallen findet. Auch daraus wird eine Wette gemacht. Die engländischen Pankratiasten lassen sich vor den versammelten Zuschauern mit ihrer Kunst zu boxen (baxen) sehen, und der Kampf wird oft mit Lebens-Gefahr geführt; s. im XXXIV Th., S. 12, f. Einige dieser Baxer sind durch ihre Stärke und öftere Siege im Faust-Kampfe dort nicht minder berühmt, wie die vorzüglichsten Athleten bey den Griechen waren. Insonderheit sind die Einwohner von Cornwall als nervige und geübte Ringer in ganz England berühmt. Auch andere Personen, die nicht vom Baxen Profession machen wollen, nehmen bey den Meistern dieses Kampfes Unterricht darin, der ziemlich theuer bezahlt wird, z. B. für die Stunde 1 Gulden nach unserm Gelde. — Auch Fechter-Uebungen mit dem Degen werden öffentlich angestellt. So ließ sich z. B. die Ritterinn d'Eon, d. 30 May 1793, in ihrer Kunst im Fechten, vor einer großen Versammlung sehen. Eigentliche gladiatorische Gefechte mit großen Schwertern, sind jezt abgekommen. Uffenbach sah noch dergleichen. Ein Mohr und ein Engländer zeigten sich auf einer hohen hölzernen Bühne ohne Geländer, und giengen einander mit breiten Schwertern zu Leibe.

Was die Orchestik der Engländer betrifft, so wird der Art. Tanz darüber nachzusehen seyn.

Schlittschuh-Laufen soll in England nicht so gewöhnlich seyn, wie in den benachbarten Ländern, vielleicht weil die Winter, im Ganzen genommen, sehr gelinde sind. Aber Engländer, die es in Deutschland

lernten, hat man in kurzer Zeit eine groſse Fertigkeit darin erlangen gesehen, weil sie durchgängig eine gute körperliche Dispositon zu starken Leibes-Uebungen und einen ziemlichen Grad von Kühnheit haben. — Ball-Spiel und andere gymnastische Spiele werden sehr von den Engländern geliebt, und, mehr als in Deutschland, von Erwachsenen getrieben.

Die Berg-Schotten zeichnen sich durch viele Eigenheiten vor allen übrigen europäischen Nationen aus. Biederkeit, Muth, Tapferkeit, körperliche Stärke, Frugalität, Freyheits- und Vaterlands-Liebe, Anhänglichkeit an Sitten und Gebräuchen der Vorfahren, — diese Eigenschaften, die wir an den Alpen-Bewohnern lieben und ehren, finden wir bey den Bewohnern der schottischen Hochländer wieder, wie sie sich denn überhaupt in den Gebirgen am längsten erhalten; und diese Eigenschaften machen sie auch zu vorzüglich schätzbaren Kriegern, obgleich ihr Aufzug von dem Aufzuge der übrigen Soldaten sehr unterschieden ist. Sie tragen keine Hosen, sondern einen Schurz. Merkwürdig ist es in der That, daß dieses einzige kleine Volk ein Kleidungsstück nicht angenommen hat, welches alle übrige europäische Völker für das unentbehrlichste halten. Sie halten sehr eifrig über dieser Sitte. Als man ihnen einst höhern Ortes den Befehl ertheilt hatte, Hosen zu tragen, eludirten sie denselben, und trugen Hosen, aber nicht an den Schenkeln, sondern über einem Stocke hängend auf der Schulter. Die schottische Sans-culotterie ist in unsern Tagen von Hrn. D. Faust als ein Mittel der Selbstschwächung vorzubeugen, anempfohlen worden, zu welchem Zwecke auch gymnastische Uebungen, der Erfahrung nach, das sicherste Mittel sind.

Die alten Berg-Schotten hatten sonst viele gymnastische Uebungen und Spiele unter sich eingeführt,

die

die aber zum Theil in Abnahme gekommen sind, zum Theil ganz und gar aufgehört haben, wohin unter andern das Bogen-Schießen gehört. Diese ihre ehemahligen National Spiele machten vorzeiten nebst den Lob-Gedichten, worin ihre alten Helden besungen wurden, und den Erzählungen von Geschichten der Vorzeit, ihre Ergetzungen aus, wie sie es noch jezt bey den Irländern sind. Welche Belustigung könnte auch eines freyen und tapfern Volkes würdiger seyn!

Die Uebungen, welche noch aus jenen alten Zeiten sich erhalten haben, sind folgende: Clochneart, besteht darin, daß mehrere Personen einen schweren Stein in die Wette werfen; wer den schwersten Stein am weitesten werfen kann, trägt die Ehre und den ausgesetzten Preis davon. — Pennystone (Pfennig-Stein), besteht darin, einen Stein nach einer aufgestellten Scheibe zu werfen. — Shinty; dieses Spiel hat die meiste Aehnlichkeit mit dem holländischen kolfspeel, oder mit dem französischen Mail Spiel. Die Gesellschaft der sämmtlichen Mitspieler theilt sich in zwey Haufen. Jeder Haufen hat sein eigenes Ziel, bis zu welchem eine hölzerne Kugel, mit einer Keule fortgetrieben wird. Wer am ersten das Ziel erreicht, hat gewonnen. Von dem schottischen Mail, oder Golf, der angenehmsten Sommer-Belustigung der Schottländer, welche in einem Spiele mit Schlägeln (clubs) und Bällen besteht, werde ich weiter unten, bey Beschreibung der Kugel-Spiele, handeln.

Auf den hebridischen Inseln sind noch folgende Uebungen gebräuchlich. Die Bewohner der Insel Jlay, üben sich fleißig im Ringen und Springen. Eine andere Art gymnastischer Uebung ist folgende. Zwey starke Männer fassen eine Stange, und halten sie ungefähr in der Höhe der Schultern horizontal. Ein Dritter kniet zwischen ihnen unter der Stange nieder, ergreift sie mit seinen Händen, hebt sich hin-

auf, küßt sie, und springt wieder herunter. Wer es versucht hat, wird wissen, daß das keins der leichtesten gymnastischen Kunststücke ist; die innern Arm-Muskeln müssen hier alles bewirken, und den ganzen Körper heben. Von den Knien auf ist es noch schwerer, weil da die Waden-Muskeln nichts beytragen können, um den Anfang des Schwunges zu erleichtern. — Ein hierher gehöriges Spiel dieser Insulaner ist, daß sie sich in einen Kreis stellen, so, daß sie nicht nahe an einander, sondern in gewissen Entfernungen Einer von dem Andern stehen, Einer in den Mittelpunct tritt, und einem Andern im Kreise eine Mütze, oder dergleichen zuwirft. Diese wird mit der größten Schnelligkeit von Einem zum Andern geworfen, bis sie der in der Mitte wieder erhascht, da denn der, welcher sie zulezt warf, an dessen Stelle tritt.

Die Holländer sind die Phönicier der neuern Zeit. In palästrischen und orchestischen Leibes-Uebungen kommen sie den bisher genannten europäischen Völkern nicht bey, und bey der Erziehung wird im Ganzen wenig darauf Rücksicht genommen.

Die eigentlich sogenannten holländischen Tänze sind, wie ich an seinem Orte zeigen werde, ohne Abwechselung und ohne Nachdruck. — Im Schlittschuh-laufen sind die Hölländer Meister. Ein Land, welches gleichsam aus Wasser besteht, und von langen Wintern erstarrt, muß nothwendig in dieser Kunst Meister hervorbringen.

Die gymnastischen Spiele der Holländer sind zum Theil etwas unschmackhaft, und selbst grausam, doch haben sie auch wieder andere, die unsern Beyfall verdienen. Zu jenen gehören das Vogelschneiden, das Gänseziehen, und das Katzenknitteln. Beym Vogelschneiden, wird eine Gans, oder ein Hahn, oder irgend ein anderer Vogel von ziemlicher Größe, lebendig bey den

den Füßen an einem Stricke aufgehängt; und die Kunst besteht darin, daß einer im vollen Traben unter dem Stricke wegreitet, und dem armen Thiere den Kopf abhauet. — Ein eben so seltsames Vergnügen ist das Gänseziehen. Eine Gans wird an einem Stricke über einem Canal aufgehängt, der herunterhangende Kopf wird mit Oehl beschmiert, und man sucht diesen, indem man mit möglichster Schnelligkeit darunter wegrudert, zu fassen und abzureissen. — Das Katzenknitteln besteht darin, daß man eine Katze in eine Tonne sperrt, diese an einem Stricke aufhängt, und aus einer gewissen Entfernung den Boden der Tonne mit einem Knittel einzuwerfen sucht, so daß die Katze herausspringt.

Eine vernünftigere Belustigung ist das Kolfspeel (Kolben-Spiel), welches in Holland sehr häufig gespielt wird, und mit welchen das oben erwähnte Shinty-Spiel der Bergschotten eine Aehnlichkeit hat. Die Kolben-Bahn ist eine 40 bis 60 Fuß lange, ebene Tenne, mit einer ein Par Fuß hohen breternen Wand umgeben, und zuweilen mit einem Dache bedeckt, übrigens von allen Seiten offen. An den beyden Enden sind, einige Fuß von den Wänden entfernt, zwey Pfähle eingerammt. Jeder Spieler hat einen ledernen Ball, und einen 4 Fuß langen Kolben, der unten etwas gekrümmt, und an dem dicksten Theile mit Messing, oder Silber, beschlagen ist. Der Spieler, welcher anfängt, tritt bey dem obersten Pfahl, und schlägt seinen Ball so auf der Erde hin, daß er den untersten Pfahl zu treffen sucht. Ein gleiches thut der Mit-Spieler. Dieses wird nach dem obersten Pfahl wiederhohlt, wer beyde Pfähle am ersten getroffen hat, und wessen Ball sodann am weitesten von dem obersten Pfahle abliegt, der hat das erste Point gewonnen. Diese Art unter zwey Personen ist die einfachste. Mit drey oder vier Personen ist es zu-

sam-

sammengesetzter und schwerer. Gemeiniglich spielt man bloß um die Zeche; zuweilen aber werden auch Wett-Spiele, welche die Gast-Wirthe und Kolben-Bahn-Halter vorher in Zeitungen ankündigen. Der Preis pflegt bey solchen Spielen ein mit Silber beschlagener Kolben zu seyn.

Pferde-Rennen sind in Holland ebenfalls im Gebrauch, wovon an seinem Orte Nachricht erfolgen wird. Man stellt auch oft Wett-Rennen mit Wägen, und im Winter mit Schlitten, an.

Noch ein Kampf-Spiel, welches in den größten Städten von Holland, in Amsterdam und Rotterdam, jährlich im August angestellt wird, verdient hier erwähnt zu werden. Es ist eine Wasser-Fahrt, welche vielleicht die famosissima Ragatta di Venetia übertrifft. Man nennt es das Admiralschaps-Zeilen (Admiralschafts-Segeln). Die schönsten Jachten, Schaluppen, und andere kleine Fahrzeuge, versammeln sich in einer auf dem Y (Pisluß) oder der Maas bestimmten Gegend, und werden daselbst in zwey feindliche Flotten vertheilt. Jede Flotte wählt sich einen Admiral, Vice-Admiral, Schout-by-Nacht, u. s. f. Man rangirt sich in Schlacht-Ordnung, die prächtigsten Flaggen und Wimpeln werden aufgezogen, Hahnen-Federn, zum Zeichen der Ausforderung, auf die Spitzen der Masten gesteckt, und wenn alles in gehöriger Ordnung ist, das Zeichen zum Abfahren gegeben. Nun segelt man um die Wette. Die zahllosen Zuschauer interessiren sich, für die eine oder andere Partie, und wetten mit unter auf ihren Liebling. Endlich ist der Sieg entschieden, und der Triumphierer eilt, unter dem Jauchzen des Schiffvolkes und der Zuschauer, nach der Stadt zurück, erhält die Glück-Wünsche seiner Freunde, und schließt mit einem lustigen Bankete das Fest. — Auch giebt es fast in allen Dörfern, die an einem Fahr-Wasser liegen, we-

nig-

nigstens in der Provinz Holland, noch dann und wann unter Fischern, Bauern und Schiffern, ein lustiges Wett-Fahren. Die Schenk-Wirthe setzen in dergleichen Fällen einige Flaggen zum Preise aus, welche ihnen durch den Aufwand für die Verzehrung der Wett-Fahrer und Zuschauer reichlich bezahlt werden. Die Wett-Fahrer erscheinen in Böthen oder leichten kleinen Schiffen, die durch Ruder und Segel zugleich getrieben werden. Jeder wählt sich seinen Mann, mit dem er in die Wette fahren will. Man setzt die Bedingungen fest, welche gewöhnlich darin bestehen, daß der Sieger so und so viel Flaschen Wein zum besten geben muß, unterzeichnet sie, loset um die Nummer, steigt ein, zieht die Segel auf, erwartet das Zeichen zur Abfahrt, und fliegt nach dem Ziele. Nichts wird hier gespart; Stärke, List und Geschicklichkeit wird hier wechselseitig und vereinigt aufgebothen, um einander den Vortheil abzugewinnen. Das Lustigste für den unbefangenen Zuschauer hierbey ist, das große Point d'honneur, welches diese Leute in ihrer Kunst setzen. Keiner will durch seine Ungeschicklichkeit verloren haben. Bald ist der Wind, bald das bessere Fahrzeug des Gegners, bald ein anderer Zufall, Schuld daran (*).

Wie tapfer und waffengeübt die Schweizer vormahls waren, und, im Ganzen genommen, noch jetzt sind, ist bekannt, und ihre Unterdrücker haben es oft genug zu ihrem Schrecken erfahren. Der Schweizer ist ein geborner Soldat, und um die Waffen, wenn es nöthig ist, zur Vertheidigung des Vaterlandes zu führen, muß er sie von Jugend auf gebrauchen lernen. Die Schweizer haben einen starken, gesunden Kör-

(*) *J. Grabner* Briefe über die vereinigten Niederlande, (Gotha, 1792, 8.) S. 343, fgg.

Körper zu mannigfaltigen und starken Bewegungen, zur Ertragung von Beschwerden geschickt. Die Beschaffenheit ihres Landes, dessen unebener gebirgiger Boden, macht tägliche Anstrengungen nöthig, deren der Bewohner ebener Gegenden überhoben ist. Die reine Berg-Luft stählt die Fibern der Alpen-Bewohner. Uebungen im Gebrauch von allerley Werkzeugen und Waffen erhalten ihren Körper stark und biegsam. Die Jagd in ihren Gebirgen härtet gegen Unbequemlichkeiten ab, und gewöhnt an Gefahren.

Zwar sind die Schweizer nicht mehr ganz das, was sie vormahls waren; wie wäre das auch möglich, da sie von üppigen und weichlichen Nachbaren umgeben, und oft besucht werden; aber doch giebt es unter ihnen mehrere, die eines Wilhelm Tell, als unter den Deutschen, die eines Herrmann Ebenbild sind.

Wilhelm Tell — sein Nahme verdient auch hier in der Geschichte körperlicher Geschicklichkeit, wie in der Geschichte der Staten und Revolutionen, mit Auszeichnung genannt zu werden, besaß zu viel edeln Stolz, zu viel Gefühl seiner Kraft und seines Werthes, um sich vor Geisler's Hut zu erniedrigen. Der aufgebrachte Tyrann befahl ihm, aus einer großen Entfernung einen Apfel von dem Kopfe seines Sohnes mit einem Pfeile herunter zu schießen. „Lieber gieb mir den Tod!" antwortete Tell. „Den Tod Euch Beyden," sprach der Grausame: „falls du dich weigerst." Tell schoß ab; und der Pfeil nahm den Apfel hinweg, ohne den Knaben zu verletzen.

In den kleinen Cantons der Schweiz ist ein gewisses gymnastisches Spiel gebräuchlich, welches das Schwingen genannt wird. Es ist eine Art von Ringen, wozu eigene Beinkleider (Schwing-Hosen) angezogen werden, in deren Ermangelung man ein Schnupftuch um die Lenden bindet, woran man sich fasset, um sich zu Boden zu werfen. Der Kämpf wird nicht durch den Fall allein, sondern durch den Fall auf den Rücken, entschieden. Diese nebst noch

an-

andern gymnastischen Uebungen werden an bestimmten Tagen gehalten, welche in dem helvetischen Kalender unter dem Nahmen Schwinge-Tage angegeben sind. Die Landleute und Mädchen der Kampfer, die Richter und viele Fremde, finden sich an solchen Tagen ein, um dem Kampf-Spiele beyzuwohnen (*).

Von der gefahrvollen Gemsen-Jagd, findet man im XVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 294, fgg. Nachricht.

Der Geschmack an Kampf-Spielen hat sich auch bey den Italiänern des mittlern und neuern Zeit-Alters erhalten. Von den Turnieren werde ich an seinem Orte sprechen. — Die Palästrik und Orchestik der neuern Zeit wird in Italien nach der jezigen Art getrieben, denn die alte Gymnastik ist es nicht mehr. Tanzen, Reiten und Fechten sind die drey Uebungen, welche in der heutigen Welt überhaupt nur noch gelehrt, und als Stück der galanten Erziehung betrachtet werden. Die übrigen nicht minder vortrefflichen, oft noch zweckmäßigern gymnastischen Uebungen: Laufen, Springen, Ringen, Werfen, Schwimmen, bleiben den Kindern überlassen, und weit entfernt, sie dazu anzuhalten, pflegt man sie vielmehr davon abzuhalten, und stellt ihnen dieselben als unanständig vor. Ich rede hier nicht bloß von Italien, sondern von der, unter uns cultivirten Menschen, jezt gewöhnlichen Erziehung, wo der muntere Knabe sich kein größeres Lob verdient, als wenn er fein lange still sitzt, und in Gesellschaft fein gerade steht, auf eine gute Manier die vom Tanz-Meister erlernte Verbeugung macht, und, welches die Haupt-Sache ist, recht viel ins Buch sieht.

Von

(*) Meiners Briefe über die Schweiz, 2 B.

Von den theatralischen Tänzen in Italien wird an seinem Orte gehandelt werden.

In den schweren und gefährlichen Künsten der Gaukler findet man nirgends größere Kühnheit und Geschicklichkeit, als in Venedig. „Die Vergnügungen des Markus-Platzes", sagt Hr. v. Archenholz (*): „bestehen theils in den allgemeinen Maskeraden, theils in den Uebungen der Taschen-Spieler, Gaukler und Ringer. Man muß gestehen, daß diese Leute in ihren Künsten sehr geschickt sind. Unter andern excelliren sie vorzüglich in der halsbrechenden Kunst, eine Pyramide von Menschen zu machen. Sie steigen sechs, auch sieben Mann hoch auf einander. Die Basis besteht aus 16, auch mehrern Leuten, und so geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Last verhältnißmäßig nach oben zu, wo denn endlich ein auf dem Kopfe stehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Diese Gaukler-Uebung, die man ausser Venedig fast gar nicht sieht (**), war, nach dem Claudian, schon den alten Römern bekannt, und zwar machte man es damahls genau auf eben diese Weise." Siehe oben, S. 538, und die dazu gehörige Fig. 4198.

Oeffentliche Kampf-Spiele giebt es zwar noch in Italien, aber freylich sehr unterschieden von den circensischen und amphitheatralischen Kampf Spielen der alten Römer; dergleichen sind das Wett-Rudern, das Wett-Rennen, und das Stier-Gefecht, von welchen allen an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

(*) England und Italien, von J. W. von Archenholz, 4 Th. (Lpz. 1787, 8.) S. 29, f.

(**) Vielleicht nicht in der Vollkommenheit; sonst findet man in den Städten Deutschlandes auch herumziehende Gesellschaften solcher Künstler.

wird. — Nach Moritz Berichte (*), kann man das Ballon-Spiel auch als öffentliches Kampf-Spiel ansehen.

„Dieses Spiel," sagt er: „ist eine ernstliche Angelegenheit der Römer. Was für die Engländer Pitt und Fox, das sind für sie die Haupt-Spieler der beyden Parteyen. Dicht bey dem vatikanischen Pallaste schließt ein bretternes Amphitheater den Schauplatz ein. Der Adel, an dessen Spitze der Nepote steht, hat an dem obern Ende eine Loge für sich, die mit einem Netze überzogen ist, damit der große mit Luft gefüllte Ball, wenn er sich auf seiner Bahn verirrt, nicht etwa einem von der hochansehnlichen Versammlung ins Angesicht fliege. Zwey Parteyen, jede mit ihrem Anführer an ihrer Spitze, schlagen nun den Ball einander zu, und ein Knabe thut den Ausruf, wie oft gefehlt und getroffen sey. Wenn der Ball über die Zuschauer weg aus den Gränzen des Platzes fliegt, so ist dies immer ein Fehler, welcher durch ein lautes fallo! (gefehlt!) von dem Volke gerüget wird; so wie hingegen ein beyfallgebendes Zujauchzen den Spieler belohnt, der mit Geschicklichkeit und Stärke hoch an dem vatikanischen Pallaste hinauf den Ball empor zu schlagen weis. Den Haupt-Spielern giebt das Volk einen eigenen Nahmen; so heißt jezt der eine, welcher ein Venetianer ist, gran Villano (der große Bauer), und der andere, welcher ein Römer ist, Romanone (der große Römer). Der gran Villano ist dieses Mahl der Liebling des Adels, und der Romanone der Liebling des Volkes. Wenn der Romanone einen Fehler macht, so bedauert und entschuldigt ihn das Volk; fehlt aber der gran Villano, so hört es nicht auf zu schreyen: fallo! fallo! Darüber hat sich der Nepote, der den gran Villano in seine Protection genommen hat, schon ein paar Mahl so geärgert, daß er sich mit dem ganzen römischen Volke gezankt hat. Ein solches Ball-Spiel ist sehr unterhaltend, nicht sowohl des Spieles selber, als vielmehr der Zuschauer wegen, wovon denn einige aus dem Volke auch schon gewisser Maßen

(*) In seinen Reisen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788. 2 Th. (Berl. 1792, 8.) S. 207.

ßen Aristokraten und auf der Seite des Adels sind, welche mit den andern Wetten anstellen, die freylich nicht sehr ins Große gehen, sondern höchstens einen Scudo, oft auch nur wenige Paoli, betragen, aber doch das Interesse an dem Spiele ausserordentlich vermehren. Von den spielenden Parteyen kann man auch gewiß nicht sagen, daß sie mit dem Spiele spielen, sondern sie nehmen sich der Sache so mit Ernst an, daß sie oft mit einem ordentlichen Jammer-Geschrey, und per l'amor di dio! einander zu Hülfe rufen, um den Ball in das feindliche Gebieth wieder zurück zu schlagen. Man ermüdet nicht, einem solchen Spiele 3 bis 4 Stunden in einem fort zu zusehen. Es wird von Personen aus allen Ständen besucht, und selbst Cardinäle sehen aus den Fenstern und von den Balcons des vatikanischen Pallastes mit theilnehmendem Ergetzen auf dieses interessante Schauspiel herab."

Von den Uebungen der alten Einwohner Schwedens und Norwegens hat der Erz-Bischof zu Upsal, *Olaus Magnus*, ziemlich ausführliche Nachrichten hinterlassen. Nach Dessen Berichte, bedienten sich die Einwohner in Schrickfinnland, gewisser langer und ebener Hölzer, welche vorn bogenförmig gekrümmt sind, und die sie unter die Fuß-Sohlen binden, um vermittelst derselben über den Schnee wegzugehen. Sie können damit in den unebensten Gegenden fortkommen, aufwärts und niederwärts rutschen, wie es ihnen gefällt, indem sie ihren Lauf mit einem Stabe, welchen sie in der Hand haben, lenken. Das eine Holz muß einen Fuß länger seyn, als das andere, und muß die Länge sich nach dem Maße des Mannes, oder der Frau, welche sich ihrer bedienen wollen, richten. Diese Hölzer werden von unten mit Rennthier-Fellen überzogen, so, daß der Haarstrich von vorn nach hinten geht; wodurch das Vorwärtsgleiten desto mehr erleichtert, das Rückwärtsgleiten aber verhindert wird. Wenn sie mit diesen Schnee-Schuhen laufen gelernt haben, ist ihnen kein Berg zu hoch, und kein Felsen

zu

zu steil, den sie nicht zu übersteigen vermögend wären. Im Winter geht das Laufen schneller und bequemer, als im Sommer, wenn die Oberfläche des Schnees von der Sonne aufgethauet und naß ist. Sie bedienen sich dieser Werkzeuge mit vielem Vortheile auf der Jagd, wovon sie große Liebhaber sind, und laufen auch zum Vergnügen damit in die Wette. — Zum Ueberzug der Schnee-Schuhe, bedient man sich auch der Seehund-Felle, welche nach dem Haar-Striche sehr glatt, gegen den Strich aber sehr struppig, folglich zu dieser Absicht vorzüglich geschickt sind. Die Schnee-Schuhe hat der Lappländer mit den Nord- und Finnländern gemein; s. im LXIV Th., S. 774, und die dazu gehörige Fig. 3907. Sie werden in Norwegen Sky genannt, und es wird daselbst ein eigenes Corps Soldaten von etwan 600 Mann gehalten, welche mit solchen Schuhen versehen und im Gebrauche derselben geübt sind, und welche deshalb Skylöpers genannt werden. Der Stab, dessen man sich dabey bedient, ist unten mit einer horizontalen Scheibe versehen, um nicht zu tief einzusinken. Daß das Verhüten des Einsinkens der Haupt-Zweck bey den Sky's ist, fällt von selbst in die Augen. Die Last eines Menschen von etwa 120 Pfund, die sonst auf der sehr unbeträchtlichen Fläche beyder Fuß-Sohlen, oder bey dem gewöhnlichen Gange, nur auf der Fläche Einer Fuß-Sohle ruhet, die nicht einen Viertel-Quadratfuß beträgt, wird durch Hülfe der Schnee-Schuhe auf eine Fläche von 4 bis 6, und mehrern Quadrat-Fußen verrheilet, da denn auf 1 Quadrat-Fuß ein so mäßiger Druck kommt, daß der Zusammenhang des Schnees demselben hinlänglichen Widerstand thun kann. Durch Ausdehnung in eine größere Fläche kann man, bekannter Maßen, Bley schwimmen machen. Der Gebrauch der Schnee-Schuhe ist nicht bloß in Lappland, oder in Norwegen, son-

dern überhaupt in dem ganzen nördlichsten Striche von Europa und Asien, allgemein. Die ostiakischen Hermelin-Fänger, und Andere, bedienen sich derselben auf eben die Art, wie die Lappländer. — Sollte es nicht rathsam seyn, sie auch bey uns einzuführen? da doch der Winter auch in unsern Gegenden oft lange genug dauert, und mehrere Wochen hindurch die Erde mit Schnee bedeckt ist, so dürften sie eben so schicklich, als nützlich und angenehm, seyn. Wir haben von südlichen Nationen so viel Moden angenommen, die sich zum Theil sehr wenig zu unserm Klima schicken; warum wollten wir nicht auch einmahl eine von Lappländern und Ostiaken hernehmen, wenn sie sich als brauchbar zeigte? In einer Gegend der Tyroler Alpen, wo man überhaupt auch in anderer Rücksicht sich nach Lappland versetzt glaubt, sind die Schnee-Schuhe ebenfalls gebräuchlich.

Ferner beschreibt *Olaus* eine Uebung der jungen Leute zu Winterszeiten, dazu sie von ihren Aeltern angehalten werden, um ihnen einen Vorschmack an kriegerischen Unternehmungen zu geben. Es ist dieses das Schneeball-Gefechte. Sie machen nähmlich von Schnee eine Art von Castell oder kleiner Festung, mit Fenstern, Schießscharten ꝛc. Durch Begießen mit Wasser erhalten diese Schnee-Gebäude eine maueräbnliche Festigkeit, weil das Ganze zu einer Masse von Eis zusammen friert. An diesen Gebäuden arbeitet man vornehmlich an Sonn- und Fest-Tagen. Nachdem alles vorbereitet ist, versammelt sich an einem bestimmten Tage die junge Mannschaft, und theilt sich in zwey Parteyen, deren jede ihren Anführer wählt. Die eine Partey wirft sich in das Castell, um es zu vertheidigen; die andere lagert sich ausserhalb desselben, um es anzugreifen und zu bestürmen. Es werden dabey keine andere Waffen gebraucht, als Schnee-Bälle, die sie mit den Händen

nach

nach einander werfen. Es ist strenge verbothen, harte Körper, als: Stein, Eisen, oder Stücke Eis, in diese Schnee-Bälle zu thun; wer wider dieses Geboth handelt, wird nacket in kaltes Wasser getaucht. Ein Theil der Belagerer sucht die Festung zu unterminiren. Sind die Feinde hinein gekommen, so beginnt ein Faust-Gefecht, wobey es mit nicht geringerm Eifer zugeht, als wenn Haus und Hof, und des Landes Wohlfahrt vom Siege abhienge. Die Furchtsamen werden mit eiskaltem Wasser betröpfelt, oder man stopft ihnen den Hals voll Schnee, und jagt sie fort. — In der That, keine üble Pädagogik! Neuere Erzieher haben in eben der Absicht militärische Spiele mit ihren Eleven vorgenommen, um die dabey vorkommenden militärischen Strafen den Knaben gegen Schmerz abzuhärten, welches gewiß gut ist, wenn es in gehörigem Maße geschieht.

Hierauf beschreibt *Olaus* das Pferde-Rennen auf dem Eise, das Wett-Laufen mit Schnee- und Schlitt-Schuhen, das Bogenschießen, und das Ueben im Tanze zwischen gezogenen Schwertern und scharfen Spießen ꝛc. wovon ich an seinem Orte handeln werde.

Abgeschieden von der übrigen Welt liegt im hohen Norden jene merkwürdige Insel, Island, welche die Natur gleichsam zum Kampf-Platz der Elemente gewählt zu haben scheint. Immer neuen Verwüstungen eines unterirdischen Feuers ausgesetzt, von allen Seiten vom beeiseten Welt-Meere umschlossen, scheint dieses unwirthbare Land der Verbannungs-Ort der Erde zu seyn, und durch alle Schrecknisse der Natur jeden Ankömmling zurück zu scheuchen. Dennoch aber beherbergt es ein altes biederes Volk voll Liebe für sein Vaterland, und voll Anhänglichkeit an Sitten und Gebräuche des grauen Alterthumes. So merk-

würdig das alte Thule dem Geschicht-Forscher, dem Naturkundigen, dem Geographen ist, eben so merkwürdig ist es auch dem Gymnastiker. Hier unter dem Polar-Kreise, findet er ein Land, wo seine Kunst noch National-Interesse hat, wie bey den Griechen, die übrigens, was Klima, Gegend und Cultur betrifft, so unendlich von den Isländern abstehen.

Von den ältesten Zeiten her, sahen die Isländer Leibes-Uebungen als eine zum physischen Wohl des Menschen höchst nöthige Sache an, brachten einige, insonderheit das Ringen, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit, und setzten Regeln fest, nach welchen die Wendungen und Bewegungen kunstmäßig ausgeführt wurden. Oeffentliche Spiele wurden angestellt, wo, wie bey den olympischen, Kampf-Uebungen die Haupt-Sache waren. Man nehme das Wesentliche aus den Uebungen des alten glücklichen Griechenlandes; man sondere das davon ab, was höhere Cultur, was Bau-Kunst, was Bildhauer-Kunst und Reichthümer hinzuthaten; Gymnasien, Xysten, Stadien, u. s. w. — und man findet keine näheren Kunst-Verwandten der Gymnastik, als Griechen und Isländer.

Aber, ach! das goldene Zeit-Alter der Gymnastik ist für Island auch vorbey. Die öffentlichen Spiele haben, wenigstens beynahe, aufgehört. Viele der alten Uebungen sind ganz in Vergessenheit gerathen. National-Tänze, bey feyerlichen Gelegenheiten, sonst eine Haupt-Lustbarkeit der alten Isländer, sind abgeschafft, — und was ist die Ursache dieser nachtheiligen Veränderungen? Der Verfasser der philosophischen Schilderungen der gegenwärtigen Verfassung von Island, (Altona, 1786, 8.) mag hierauf antworten:

„Die Geistlichkeit, die aus mißverstandener Frömmigkeit so viel Gutes in der Welt dem Menschen entzieht, hat

hat auch diese unschuldigen Freuden abgebracht. Sie sucht noch immer durch bedenkliches Schmählen dem armen Arbeiter seine Vergnügungen zu entreissen; eine menschenfeindliche Beschäftigung, die der Lehre, welche sie vortragen sollen, nicht entspricht. In Island zumahl hätte man alle Ursache von der Welt, die Einwohner aufzumuntern, und Leben und Thätigkeit in ihnen zu erwecken, die so oft durch Armuth niedergedrückt wird. Indessen hat es allerdings die Folge gehabt, daß der gemeine Mann in den meisten Gegenden weit weniger sich zu vergnügen sucht, als sonst, und zwar hauptsächlich in Ansehung der körperlichen Bewegung."

Das Ringen ist eine Lieblings-Uebung der Isländer, hat sich auch noch am längsten erhalten, und ist zu einer Kunst geworden, die ihre bestimmte Regeln hat. Man hat zweyerley Arten des Ringens, die man Lause-töck, und Glúmalúst nennt. Lausetöck, d. h. regelloses Ringen, ist nur die natürliche Art, da einer den andern, so gut wie er kann, umfaßt, und durch die Kraft seiner Arme zu Boden zu werfen sucht, wobey auch der Kopf gebraucht wird, um den Gegner aus dem Gleichgewichte zu bringen. Bey dieser unkünstlichen Art siegt bloß Kraft. Geschicklichkeit und Gewandtheit kommen nicht so sehr dabey in Anspruch. Die Glúmalúst ist weit künstlicher. Hier sind gewisse regelmäßige Schwingungen der Arme und Beine, die so wohl calculirt seyn sollen, daß einer, der dieser Kunst Meister ist, jeden andern, Uneingeweiheten, und wenn er auch sonst der stärkste wäre, in kurzer Zeit zu Boden werfen kann. Die Bewegungen dabey haben jede ihre besondere Benennung, z. B. Miadmar-Bragd, Hal-krokúr, Sweifla, u. s. f. Ehemahls war die Glúmalúst eine Uebung, woran die Angesehensten und Tapfersten des Volkes Antheil nahmen, und worin sie sich bey öffentlichen Spielen sehen ließen; nach und nach aber ist sie zu der niedrigsten Volks-Classe und zum Jugend-Spiel her-

herabgesunken. An der westlichen Seite von Island in Sneefiälds-Syßel, ist sie jedoch noch auch bey Erwachsenen und Vornehmen im Gebrauch, und einige machen sich dadurch im ganzen Lande berühmt. Hier wird sie auch noch zu öffentlichen Kampf-Spielen angewendet, die man Bonda-Glüma nennt. Es werden zwey Ringer von anerkannter Geschicklichkeit gewählt, die Bondar genannt werden. Jeder dieser beyden wählt sich so viel Glüma-Männer, als er bekommen kann, welche sodann als Theilnehmer an dem Kampfe auf seine Seite treten, und ihm den Sieg erfechten helfen. Bey diesem Anwerben beobachtet man folgendes Verfahren, welches die Zwistigkeiten, die dabey vorfallen könnten, verhüten soll. Die beyden Haupt-Ringer oder Bondar geben sich andere Nahmen, ohne daß die Glüma-Männer wissen, wem der eine oder der andere Mann zukomme. Jeder wird nun gefragt, zu welchem Nahmen er sich bey dem Kampfe halten wolle. Auf diese Weise wird gleichsam wie durch das Los entschieden, welche und wie viel Theilnehmer jeder Bondar bekommt. Fällt das Los zu ungleich, so giebt der eine Bondar, welcher die zu schwache Partey auf seine Seite hat, sich entweder sogleich für überwunden, wenn er nicht etwan Einen unter seinen Mit-Kämpfern hat, der mehrere von der Gegen-Partey gewachsen ist, oder er fordert den andern Bondar allein heraus. Das Spiel wird, wie zu vermuthen ist, am Ende immer etwas ernstlich. Unter den sitzenden Spielen ist das Schach-Spiel dasjenige, wobey der Verlust am meisten schmerzt, weil man dem Glücke keinen Theil daran zuschreiben kann, sondern der Verlust ein Beweis von geringerer Kraft ist, wodurch wir unser ganzes Wesen gleichsam verringert fühlen. Unter den gymnastischen Uebungen scheint das Ringen diejenige zu seyn, bey der eben das vorzüglich Statt findet. Hier ist Mann gegen Mann un-

unmittelbar im Kampfe. Hier mißt sich Kraft gegen Kraft ohne Waffen und ohne Wehr. Es ist der Mensch allein, wie die Natur ihm werden ließ, der hier überwindet, oder unterliegt. Der Ueberwundene findet keine Ausflucht vor dem demüthigenden Vorwurfe, den er selbst in seiner ganzen Bitterkeit fühlt: „Ich bin der Geringere an Kraft, d. h. ich habe eine „niedrigere Stufe in der Reihe der Wesen, als meine „Ueberwinder."

Unter den Ueberbleibseln alter Sitten hat sich in Island auch noch ein Spiel erhalten, welches den Nahmen Ringbrud (d. h. Ringbrechen) führt. Es besteht darin, daß mehrere Männer einen Kreis schließen, indem sie sich bey den Händen anfassen, zwey Andere ausserhalb des Kreises stehen, und ihn zu durchbrechen suchen.

In dem westlichen Theile von Island sind auch noch eine Art pantomimischer Spiele übrig geblieben, welche man Gládir nennt. Die Anwesenden führen in den Zwischenzeiten einen Vike-Vaka auf, — ebenfalls eine alte Sitte, wo Männer und Weiber sich parweise anfassen, und nach verschiedenen Melodien Lieder absingen, die von einiger Bewegung des Körpers begleitet werden.

Das Reiten wird in Island als eine männliche Uebung sehr von den Einwohnern geliebt. Man übt die Jugend in der Kunst, ein Pferd mit Leichtigkeit zu besteigen und mit Sicherheit zu lenken. Der Jüngling erwirbt sich den Beyfall seiner Geliebten, wenn er darin Geschicklichkeit zeigt, und sich ohne Steigbügel auf das Pferd schwingen kann. Es ist psychologisch merkwürdig, daß die Geschicklichkeit zu Pferde dem Manne aller Orten den Beyfall des schönen Geschlechtes erwirbt. Die isländischen Weiber reiten auf Quer-Sätteln, welche auch für das weibliche Geschlecht die schicklichste Art ist.

Die abgehärtete und kriegerische Nation der Russen, ist in gymnastischer, wie in politischer Rücksicht, eine von den merkwürdigsten der neuern Zeiten. Leibes-Uebungen, sowohl die palästrischen, als orchestischen, machen bey den Russen den wichtigsten Theil der öffentlichen und allgemeinen Belustigungen aus. Das Baden ist bey ihnen noch so, wie bey den morgenländischen Nationen, Bedürfniß und Vergnügen zugleich, und unter den europäischen Völkern sind sie vielleicht die einzigen, wo diese nützliche und der Gesundheit so vortheilhafte Gewohnheit noch allgemein genug beybehalten ist. Man badet in öffentlichen Bade-Häusern, wenigstens ein Mahl wöchentlich, und zwar immer warm. Besonders liebt man die Dampf-Bäder, da in einem verschlossenen Zimmer ein Ofen geheizt und mit Wasser besprengt wird, welches sich durch die Wärme in Dünste auflöset. Diese warme und feuchte Dünste, die den ganzen Raum erfüllen, durchdringen die Haut des Badenden, der sich nacket der Wirkung derselben aussetzt. Wenn er ganz von Hitze glüht, und alle Pori geöffnet sind, läßt er sich mit trocknen belaubten Birken-Reisern peitschen, und sodann mit einem wollenen Lappen abreiben. Die bey den Süd-Asiaten und Süd-Indianern gebräuchliche Methode, die Muskeln durchzukneten und die Gelenke knacken zu machen, findet man in der Beschreibung der russischen Bäder nicht erwähnt. Nicht bloß Personen von niedrigem Stande, sondern auch Vornehme, machen von öffentlichen Bädern Gebrauch. Beyde Geschlechter baden in abgesonderten Zimmern. Nachdem sie kaum aus dem Dampf-Bade gekommen sind, wo sie sich in einer Temperatur von etwan 45 Grad des Reaumür. Thermometers, also in einer Hitze, wie sie selten am Senegal empfunden wird, befanden, werfen sich manche in den kalten Fluß, oder wälzen sich, wenn es Winter ist, nacket in den Schnee.

Sol-

Solche schnelle Abwechselungen von zwey Extremen können nur Körper ertragen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, und schon mit erblicher Stärke ausgerüstet, geboren werden. Welche Verschiedenheit unter menschlichen Körpern und Körper-Cultur! Jener springt aus dem Dampf-Bade in den kalten Strohm, und fühlt sich wohl dabey; dieser bekommt Schnupfen und Halsweh, wenn er aus einer Stube in die andere geht. Der spartanische Jüngling springt, erhizt von den Uebungen des Stadiums, plözlich in den Eurotas; der Sibarit klagt über den Druck der Rosen-Blätter, womit er sein Bette bestreuet. Dort wird ein neugebornes Kind von den Popen in die beeisete Newa getaucht, hier wird es in Windeln gefesselt, in Feder-Betten erstickt, in Wärm-Körben gebraten! — Wer ist so verweichlicht, daß er nicht lieber Spartaner, als Sibarit, seyn möchte? Aber früh muß dann der Anfang gemacht werden, sich dazu zu bilden. Kalte Bäder müßten schon die Fibern der Säuglinge stählen; man könnte, nach Hrn. Vieth Meinung, eine ähnliche Taufe, wie die russische Newa-Taufe, vornehmen, und an statt: entsage da dem Teufel? 2c. die Formel einführen: entsagest du der Weichlichkeit? denn der Geist der Weichlichkeit ist in der That einer der bösesten Geister, die existiren können.

Das Ringen ist eine Uebung, die in Rußland noch häufig gesehen wird, aber freylich ist sie, ihrer Vortrefflichkeit ungeachtet, wie in andern Ländern, zur gemeinen Volks-Classe herab gesunken. Man könnte sagen, das macht ihr keine Schande, weil sie dieses Schicksal mit vielen Tugenden gemein hat, die sich in die Herzen der Niedrigen geflüchtet haben, da die Herzen der Hohen zu voll von andern Dingen sind. Allein, die Ringe-Kunst verdient in der That auch von den höhern Ständen geübt zu werden.

Sie

Sie ist ganz vorzüglich geschickt, die Kräfte aller Muskeln zu entwickeln. Die Russen pflegen bey öffentlichen Lustbarkeiten, unter andern auch im Ringen ihre Gewandtheit und Stärke zu zeigen. Sie suchen einander nicht bloß zu fassen und niederzuwerfen, sondern schlagen auch dabey auf einander wie die Boxer in England, und suchen einander ein Bein unterzuschlagen, welches einer der Haupt-Kunstgriffe ist, den Gegner zu überwältigen.

Von einem solennen Ringen russischer Bauern, welches auf Veranstaltung des Grafen Orlow Tschesminski in seinem Reit-Hause angestellt wurde, giebt ein Augen-Zeuge folgende Beschreibung:

„Es waren gegen 300 Bauern beysammen, die sich in zwey Haufen theilten, davon jeder einen Anführer wählte, der die Kämpfer hervor rief, und sie gegen einander aufhetzte. Es durfte nur immer Ein Par kämpfen. Sie hatten dicke lederne Faust-Handschuh an, die so steif waren, daß sie die Hand kaum zu einer Faust ballen konnten, daher auch viele mit der offenen fochten. Sie standen mit dem linken Fuße und der linken Seite vor, streckten den linken Arm gegen ihren Feind, um dessen Schläge abzuhalten, und hielten den rechten Arm schwebend in einiger Entfernung von einander. Sie schwangen den rechten Arm, wenn sie aushohlten, in einer zirkelförmigen Richtung, und zielten immer nach dem Gesichte und dem Kopfe, niemahls aber auf die Brust oder die Seiten. Wenn ein Kämpfer den andern zu Boden geschlagen hatte, so wurde er als Ueberwinder erklärt, und die Fehde hatte zwischen diesem Pare sogleich ein Ende. Einige von diesen Kämpfern hatten eine ungemeine Stärke, aber ihre Art zu kämpfen verhinderte, daß ein Unglücksfall dabey geschähe; es erfolgten weder Arm- noch Bein-Brüche, noch heftige Quetschungen, womit die Ringe-Uebungen in England sich gemeiniglich endigen. Beyde Parteyen nahmen sich ihrer Kämpfer sehr eifrig an, schienen auch einige Mahl zur Unterstützung derselben helfen zu wollen, aber jedoch Ausbruch einer Streitigkeit wurde von dem Gra-

Grafen, der den Mittler machte, sogleich wieder friedlich beygelegt."

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, 6 B. (Hamb. 1788, gr. 8.)

Das bey den Holländern gewöhnliche Schnelltraben (Harddraven), ist auch in St. Petersburg eingeführt, wie im Art. Pferde-Rennen gemeldet werden wird.

Das Reiten ist in St. Petersburg auch unter dem weiblichen Geschlechte sehr beliebt. Man sieht Frauensperson von höherem und geringern Stande, welche in dieser, wenn sie mäßig getrieben wird, eben so angenehmen als nützlichen Uebung viel Sicherheit und Geschicklichkeit zeigen.

Gesang und Tanz kann kein Volk mehr lieben, als die Russen. Bey jeder Gelegenheit singt man Volks-Lieder, und bey den reizenden Wasser-Fahrten auf der Newa ertönen die Fahrzeuge von Volks-Liedern in Chören abgesungen und von taktmäßigem Schlage der Ruder begleitet. Die russischen Stimm-Organe sind sehr beweglich und melodisch, und selbst der Gesang des gemeinen Volkes ist in den Ohren sehr angenehm. Zu ihren Tänzen bedürfen sie weiter keiner Musik, als eines einfachen Volks-Liedes, welches dazu abgesungen wird. Von ihren Tänzen wird an seinem Orte ein Mehreres zu sagen seyn.

Vom Ball-Spiele sind auch in Rußland mehrere Arten im Gebrauch. Eine besteht darin, daß ein großer ausgestopfter Ball mit den Füßen in die Luft gegeschlagen wird, worin es Viele zu einer großen Fertigkeit bringen.

Das Ring-Werfen besteht darin, daß man einen schweren spitzigen eisernen Nagel so durch einen Schwung zu werfen sucht, daß er mit der Spitze in einem kleinen Ringe stecken bleibe. Siehe auch weiter unten Ring-werfen.

Von

Von der Strick-Schaukel, der gemeinen rußischen Schaukel, und der Rad-Schaukel, habe ich bereits im LXXI Th., S. 586, fgg. gehandelt.

Die Eis-Fläche der Newa, biethet im Winter einen großen Schauplatz des Vergnügens und allerley Uebungen dar. Schlittschuh und Dreh-Schlitten sind allenthalben bekannt genug. An statt des Dreh-Schlittens hat man auch eine Nachahmung davon, nähmlich einen Dreh-Wagen erkannt, worin man sich mit großer Schnelligkeit um einen Mittelpunct herumfahren läßt. Eine den Russen eigne Uebung ist aber die Fahrt vom Eis-Berge. Man pflegt diese Eis-Berge besonders in der sogenannten Butter-Woche auf der Newa zu errichten. Sie bestehen in einem Gerüste, welches etwan 6 Klaftern, oder 30 bis 40 Schuh hoch von Balken errichtet wird. An der einen Seite ist es mit Stufen versehen, um bequem hinauf steigen zu können, an der andern Seite aber sieht man eine schräge Fläche, welche von dem Gipfel des Gerüstes bis an die Eis-Fläche, unter einem Winkel von 20 Grad, mit dem Horizonte sich herab senkt. Diese schräge Fläche wird mit Eis-Quadern belegt, welche, wohl an einander gefügt, eine einzige Eis-Fläche bilden, auf welcher die Schlitten mit ungemeiner Schnelligkeit herunter glitschen, die um desto größer wird, je weiter sie auf dieser schrägen und glatten Bahn herunter kommen. Die höhere Mechanik zeigt, daß die Räume, welche ein Körper sowohl bey dem freyen senkrechten Falle, als auch bey dem Falle auf einer gegen den Horizont geneigten Ebene, in der ersten, zweyten, dritten Secunde ꝛc. zurücklegt, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5 ꝛc. wachsen. Wenn also der Schlitten unten angelangt ist, so hat er eine so große Geschwindigkeit erlangt, daß er noch eine beträchtliche Strecke auf der horizontalen Eis-Fläche fortglitscht. Im Kleinen sehen wir auch in unsern

Be-

Gegenden dergleichen Uebungen von Knaben zur Winterszeit anstellen. — Eine Fahrt von einer schrägen Fläche, die wohl am meisten ins Große geht, ist die sogenannte Ramasse auf dem Berge Cenis, auf der Seite nach Savoyen. Man setzt sich bey dem weit oben am Berge liegenden Wirths-Hause à la ramasse in einen kleinen Schlitten, der von einem vorn aufsitzenden Führer mit einer Stange gelenkt, aufgehalten und im Gleichgewicht erhalten wird, und fährt bis Lanebourg mit unglaublicher Schnelligkeit hinab.

Die Eis-Berge auf der Newa stehen unter Aufsicht der Polizey, und sind öffentlich. Jeder der Lust hat, kann für 1 oder 2 Kopeken die Fahrt anstellen. Junge Leute von allen Ständen, auch Frauenzimmer, leztere jedoch nur von geringem Stande, nehmen Antheil daran. Auf die gute Stellung des Schlittens auf dem Gipfel des Gerüstes kommt alles an. Während der Fahrt muß man die Füße so gerade halten, daß sie das Eis nicht berühren, weil sonst der Schlitten aus seiner Richtung kommen und umschlagen könnte. Diese sind sehr klein, so daß man sie unter den Arm nehmen, damit das Gerüst an der hintern Seite wieder hinauf steigen, und die Fahrt zum zweyten Mahl anstellen kann. Einige sind so beherzt und geübt, daß sie die Eisberge bloß mit Bretern unter den Füßen, ungefähr wie die Schnee-Schuhe der Lappländer, oder auch auf Schlitt-Schuhen, herunter rutschen. Die Newa ist in der Butter-Woche um die Eis-Berge her mit Menschen, Wägen und Schlitten bedeckt. Wer auch weiter keinen Theil daran nehmen mag, findet sich doch wenigstens ein Mahl als Zuschauer ein. Kleinere Eis-Berge findet man in den meisten Höfen hinter den Häusern, wo Kinder und Gesinde sich belustigen.

Die Eis-Gerüste auf der Newa dienen zum Vergnügen des großen Haufens, und finden nur im Winter Statt. Um der vornehmen Welt ein ähnliches Vergnügen zu verschaffen, welches auch im Sommer genossen werden kann, sind in den Gärten zu Peterhof und Oranienbaum Rutsch-Bahnen angelegt. Man nennt sie auch Schlitten-Berge und fliegende

Berge.

Berge. Die zu Peterhof steht in der Mitte eines länglich runden Platzes, der durch eine offene Colonnade mit plattem Dache eingeschlossen wird, welche zum Schauplatz für die Zuschauer eingerichtet ist. Der Umfang desselben beträgt über eine Viertel-Stunde. Der fliegende Berg reicht beynahe von einer Seite zur andern. Es ist ein hölzernes auf Pfeilern ruhendes Gerüst, welches einen Berg, dessen Abhang aber eine Wellen-Linie bildet, so daß derselbe aus drey Absätzen oder Hügeln besteht, wovon einer immer tiefer, als der andere, liegt, und welche durch Zwischenräume getrennt werden, die gleichsam die Thäler zwischen jenen Hügeln sind. Von den Gipfeln geht ein mit Bretern belegter Weg bis auf den Boden herunter, in welchem drey mit einander parellel laufende Fugen angebracht sind. Ein kleiner Wagen, worin nur für Eine Person Platz ist, wird auf die oberste Spitze in die mittlere Fuge gestellt, und rollt sogleich mit der äussersten Geschwindigkeit von dem obersten Hügel herunter. Die Geschwindigkeit, welche er durch dieses Herunterrollen bekommt, verursachet, daß er den zweyten Hügel von selbst hinauf fährt. Nachdem er von diesem herabgerollt ist, wird er auf eben die Art, auf die dritte und lezte Erhöhung hinauf getrieben, von welcher er sodann bis zur Ebene des Platzes hinunter kommt, wo er dennoch eine Weile fortrollt. Darauf wird er in eine von den beyden Seiten-Fugen gestellt, und mit einem Seile vermittelst einer Winde wieder in die Höhe gezogen. Die Fahrt kommt dem, der sie zum ersten Mahle sieht, etwas gefährlich vor; indessen ist kein Unfall dabey zu befürchten, da die Fugen den Wagen immer in der gehörigen Richtung erhalten.

Von den Leibes-Uebungen der Eleven in einer öffentlichen Anstalt in Moskau, findet man in den Cahiers de lecture, v. J. 1792, Nachricht.

Die-

Diesen Bemerkungen über die bey den Russen gebräuchlichen Leibes-Uebungen, füge ich noch einige Nachrichten von verschiedenen, unter russischer Regierung stehenden Völkerschaften hinzu.

Von den sibirischen Tataren berichtet Gmelin und Müller, daß bey ihren Hochzeit-Festen, der Anfang der Feyerlichkeiten mit einem Pferde-Rennen gemacht wird. Russische und tatarische Knaben reiten um die Wette nach einem entfernten Ziele. Den Siegern werden Preise ausgetheilt, welche vom Bräutigam und von der Braut ausgesetzt, und vor dem Hochzeit-Hause auf einer langen Stange zur Schau gestellt werden. Sie bestehen in allerley Zeugen, Fellen, Instrumenten, z. B. tatarischen Trommeln, und dgl.

Der tatarischen Tänze wird an seinem Orte Erwähnung geschehen.

Die Kosaken sind, wie Pallas meldet, von Jugend auf zu starken Leibes-Uebungen gewöhnt. Sowohl im Gebrauche des Bogens, der Lanze und des Feuer-Gewehres, als auch im Reiten, erlangen sie eine ausserordentliche Fertigkeit. Ihre Pferde gehorchen ohne Lenkung des Zügels, dem bloßen Drucke des Schenkels, und laufen mit ungemeiner Schnelligkeit. Die Hochzeit-Feste der Jaiker Kosaken werden mit allerley Spielen und Tänzen gefeyert. Die tatarischen Tänze sind bey ihnen gewöhnlich; und man sieht viele junge Leute, welche die unzähligen abwechselnden Bewegungen bey diesen Tänzen mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und Stärke ausüben. In Akschinsk sahe Pallas mit Verwunderung die Uebungen tunguſischer Kosaken. Ein Pfeil wurde in die Erde gesteckt; sie sprengten im vollen Galopp vorbey, nahmen Bogen und Pfeil, wobey sie, da beyde Hände dadurch beschäftiget waren, keinen Zügel gebrauchen konnten, sondern das Pferd bloß durch die Bewegung des Lei-

bes und der Schenkel, regierten. Ungeachtet man hätte glauben sollen, daß sie sich auf diese Weise nicht auf den Pferden würden erhalten, so sahe man sie doch mit der größten Sicherheit alle Bewegungen darauf vornehmen, den Bogen spannen, den Pfeil zurecht legen, zielen und abschießen. Der zum Ziel gesteckte Pfeil wurde bis auf die Erde hinunter abgeschossen.

Die Tänze der Wogulen, Ostiaken und Kamtschadaten, werden an seinem Orte beschrieben werden.

Die Belustigungen der Samojeden bestehen im Kämpfen und im Springen über ein Ziel. Von ihren Tänzen, im Art. Tanz.

Wenn die Kalmücken an einem Orte lange ruhig stehen, so ergetzen sie sich mit allerley zum Zeitvertreib und zur Uebung dienenden Spielen und Lustbarkeiten, welche insonderheit auch bey festlichen Gelegenheiten angestellt werden. In der warmen Jahrszeit versuchen sich die jungen Leute im Ringen oder Bogenschießen nach einem Ziele. Es werden Wett-Rennen zu Pferde angestellt, wobey es ziemlich halsbrechend zugeht, und doch auch Mädchen sich sehen lassen.

Das Ringen (Albaldänä) hat insonderheit seine festgesetzten Regeln bey den Kalmücken. Die Haupt-Sache besteht darin, daß einer den andern ohne Eifer und vorsetzliche Verletzung auf die Erde, und zwar auf den Rücken niederzulegen suchen muß, um als Sieger zu gelten. Die Ringer entkleiden sich bis auf ihre langen leinenen Beinkleider, und auch diese werden von unten auf, bis über die halbe Lenden hinaufgewickelt. Bey förmlichen Ringer-Spielen stehen hinter jeden Ringer zwey oder drey Secundanten als Zeugen, damit nach den Regeln verfahren werde, auch einer mit einer Kanne kalten Wassers, um, wenn das Gefecht lange dauert, dem Ringer von seiner Partey den Rücken damit anzufrischen. Wenn die Ringer gegen

ein-

einander auftreten, so neigen sie sich, nehmen beyde Hände voll Staub, und lassen ihn wieder fallen, gehen darauf einige Zeit im Kreise gegen einander herum, um sich aufs vortheilhafteste zu fassen. Das Gewöhnlichste ist, daß einer den andern mit der rechten Hand hinten am Hosen-Gurte angreift, und den andern Arm bis zur bequemen Zeit frey zu behalten sucht. Keiner von beyden giebt den geringsten Laut von sich. Keiner darf zu hitzig werden; insonderheit darf keiner den andern bey der Kehle oder am Haar-Zopfe anpacken, oder ihn durch Kratzen, Stoßen und dgl. verletzen. Geschieht etwas von der Art, so werden die hitzigen Ringer durch die Sekundanten aus einander gebracht, und der Thäter wird äusserst beschimpft. Der Kampf dauert oft sehr lange, und einer lüftet den andern gar oft fruchtlos beym Gurte in die Höhe, ohne ihn aus dem Gleichgewichte bringen zu können. Ja, mancher weis selbst im Fallen noch den Vortheil zu gewinnen, und seinen Gegner, den er nicht los läßt, über sich zu Boden zu werfen. Wer solcher Gestalt auf den Boden völlig ausgestreckt auf dem Rücken zu liegen kommt, muß dem andern den Sieg zugestehen. Es ist merkwürdig, daß dieselben Regeln auch bey den in der Schweiz gebräuchlichen Schwinge-Uebungen gelten.

Vom Bogenschießen wird im Art. Pfeil gehandelt werden.

Bey langen Winter-Abenden ergetzt sich das junge Volk in den Hütten der Reichen, wo es sich besuchsweise versammelt, mit Tanzen, Singen und Musik. Siehe Tanz.

Obgleich die Türken eine müßige und weiche Lebens-Art lieben, so sind sie doch in manchen Leibes-Uebungen sehr geschickt. Ihr Körperbau ist von Natur fest und ansehnlich, und ihre Kleidung, welche

sehr bequem ist und jedem Gliede freye Bewegung verstattet, befördert die Entwickelung der Gestalt und der Kräfte. Diejenigen Türken, welche ihre Kräfte anstrengen, gelangen zu einer ungemeinen Stärke. *Du Mont*, in seinen Reisen (*), führt insonderheit von den türkischen Last-Trägern an, daß sie eine Last von 900 Pfund ohne Mühe tragen, weil sie von Kindheit auf dazu gewöhnt werden, indem der Gebrauch der Schub-Karren bey den Türken nicht eingeführt ist. Die Angabe scheint uns gewöhnlichen Leuten übertrieben; indessen zeigt sich *du Mont* sonst als ein glaubwürdiger Mann, und solche Beyspiele werden ohne Zweifel selten seyn.

Die Türken werden in der Jugend im Reiten, Wurfspießwerfen, Bogenschießen, Laufen, Ringen, Tanzen, und verschiedenen gymnastischen Spielen fleißig geübt. Mit dem Laufen und Ringen werden die Jünglinge vom 15ten bis zum 20sten Jahre beschäftigt. Zuweilen werden bey feyerlichen Gelegenheiten Wett-Kämpfe darin angestellt. *Chandler* beschreibt ein solches Spiel, dem er selbst beywohnte, und welches ein reicher Türke, zum Vergnügen seines Sohnes und anderer Knaben, welche bald beschnitten werden sollten (**), anstellte. Der Platz zum Wett-Kampfe war ausserhalb der Stadt; man zog in Procession hinaus. Eine Anzahl der angesehensten Personen eröffneten den Zug auf reich geschmückten Pferden. Hierauf folgten die jungen Kämpfer in zierlichen Kleidern. An dem bestimmten Platze wartete eine Menge Zuschauer mit feyerlicher Stille. Der Wett-

Lauf

(*) Voyages de Mr. *du Mont* en France, en Italie, en Allemagne, à Malthe et en Turquie. T. IV. à la Haye, 1699.

(**) Die Ceremonie der Beschneidung geschieht bey den Türken nicht so früh, wie bey den Juden, sondern sie können bis in das 15te Jahr, auch noch länger, damit warten.

Lauf machte den Anfang. Nachdem dieser geendigt war, begab sich die Gesellschaft an den zur Ringe-Uebung bestimmten Ort, und schloß einen Kreis. Die Kämpfer waren übrigens nacket, nur daß sie enge anliegende Beinkleider oder Unter-Hosen anhatten, welche stark mit Oehl bestrichen waren, um das Anfassen an diesem Orte zu verhindern.

Nichts ist den Türken ein größeres Bedürfniß als das Bad. Bemittelte Personen haben Bäder in ihren Wohnungen, und lassen sich dabey von ihren Sclaven bedienen. Andere bedienen sich der öffentlichen Bäder. Die Frauenspersonen müssen wenigstens alle 8 Tage ein Mahl baden. Ihre Bäder sind sorgfältig von den Bädern der Mannspersonen abgesondert. Die Fenster sind sehr hoch angebracht, damit sie sich in aller Sicherheit entkleiden, und entweder bloß in dem heißen Dunste, oder in dem warmen Wasser selbst, baden können.

Ein Umstand, welcher hier vorzüglich erwähnt zu werden verdient, ist das Reiben und Schampuen, welches gewöhnlich nach dem warmen Bade vorgenommen wird, und im ganzen südlichen Asien, in der Türkey, in Arabien, in Persien, in Indien, in China, und auch auf den Inseln der Süd-See, sehr gebräuchlich ist. Reisende, die es selbst versucht haben, ein Bad auf morgenländische Art zu nehmen, können die wohlthätigen und angenehmen Wirkungen davon nicht genug rühmen. Man fühlt sich, sagen sie, gleichsam wie neugeboren; die ganze Maschine des Körpers empfindet eine ungemeine Behaglichkeit; es ist, als wenn ein frischer elektrischer Strohm durch alle Fibern sich ergösse. Die Morgenländer halten diese Operation, so wie das Bad selbst, für wesentlich nothwendig zur Gesundheit. Die Russen baden ebenfalls häufig. Das Abreiben geschieht mit einem wollenen Lappen, oder auch mit einem Handschuh von Pferde-Haaren,

wodurch alle Unreinigkeit hinweg genommen, und die Ausdünstung befördert wird. Auch bedienen sich die Morgenländer dazu, schon von alten Zeiten her, des Bimsteines. Die andere Operation, das Schampuen, Tschamping, besteht in einem gewissen Drücken und gleichsam in einem Durchkneten der Muskeln, und in einem Ziehen der Gelenke, welches in dem Orient eine eigene Art von Wollust ausmacht, indem es, wenn es auf die gehörige Art geschieht, einen ausserordentlich behaglichen Zustand, eine wollüstige Schwingung aller Nerven hervorbringt. Das Verfahren dabey, ist bey den Türken, Persern ꝛc. zu einer Kunst erhoben, welche die Sclaven, welche in den Bädern zur Bedienung sind, verstehen müssen. In der That dürfte es auch nicht rathsam seyn, sich von dem ersten besten so manipuliren zu lassen, wie die Türken von ihren Bade-Knechten. Der Gebadete legt sich, der Länge nach, auf den mit Steinen gepflasterten Boden des Bade-Zimmers. Der Sclave fängt nun die Operation damit an, daß er Jenen überall drückt und durchknetet, indem er das Fleisch der Muskeln am ganzen Körper mit den Händen zusammendrückt. Man begreift leicht, daß dadurch die Gefäße wechselsweise zusammengedrückt, also verengert und erweitert werden, folglich das Blut und andere Flüssigkeiten sich bald durch engere Canäle drängen, bald in weitere fließen muß. Wenn er dieses einige Zeit fortgesetzt hat, steigt er mit den Knien auf den Andern, und drückt ihn bald hier, bald da, mit dem ganzen Gewichte seines Körpers zusammen, indem er ihn dabey gewisser Maßen wälzt, als ob er ihn quetschen wollte, ergreift dabey zugleich seine Gliedmaßen, zieht und beugt sie nach allen Richtungen, so daß sie knacken. Ja so gar, was uns fast gefährlich zu seyn scheint, thut er eben dieses mit den Wirbelbeinen des Rückgrathes. Eine solche Behandlung könnte unter

unge-

ungeschickten Händen leicht gefährlich werden, und man könnte seine gesunde Glieder dabey einbüßen; allein, die türkischen Bader wissen es so gut zu machen, daß man in die angenehmste Empfindung dadurch versetzt wird. Besonders thut diese Procedur sehr ersprießliche Dienste, nach der eigenen Versicherung der Türken, wenn heiße Witterung ist, so daß sie keine Leibes-Uebungen vornehmen können, da denn diese passive Uebung ihnen dir Stelle aller übrigen vertritt, wie auch nach Ermüdungen durch anhaltende Arbeit, und nach gewissen andern Ermattungen. Die durch schwüle Luft, oder Anstrengung verlorne Elasticität der Fibern wird durch dieses Mittel wieder hergestellt. Es fällt hierbey die Bemerkung auf, daß durch diese derben Betastungen frisches Leben durch den Körper verbreitet wird, dagegen durch die sanfteren Manipulationen, die bey dem vor einiger Zeit so berüchtigten Magnetisiren vorgenommen werden, das leidende Subject in einen schläfrigen Zustand versetzt wird. Dies die Verschiedenheit. Darin aber scheinen die Wirkungen beyder Methoden einiger Maßen ähnlich zu seyn, daß etwas Wollüstiges in den Empfindungen liegt, die durch diese Behandlungen hervorgebracht werden.

Aus Stellen in alten Schriftstellern, unter andern im *Martialis*, erhellet, daß diese Methode schon den Römern bekannt gewesen, und von ihnen angewendet worden ist.

Was die physiologische Erklärungen dieser Wirkungen betrifft, so wird, wenn die Lehre von der animalischen Elektricität erst mehr aufs Reine gebracht seyn wird, auch über die Phänomene, von denen hier die Rede ist, sich mehr Licht verbreiten. *Galvani* hat in seiner Abh. über die Kräfte der thierischen Electricität auf die Bewegung der Muskeln, (Prag, 1793.) sehr interessante Versuche und Beobachtungen über diesen Gegenstand angestellt, deren im Art. Muskel Erwähnung geschehen wird.

Aus Stellen in alten Schriftstellern, unter andern im *Martialis*, erhellet, daß diese Methode schon den Römern bekannt gewesen, und von ihnen angewendet worden ist.

Die Spiele der Türken, sind zum Theil den unsrigen ähnlich. So haben sie z. B. Ball-Spiel, Wurf-Stein, und dgl.

Die neuern Griechen haben noch manches, unter andern in ihren Tänzen, von den alten Griechen beybehalten. Diese sind von den türkischen sehr unterschieden. So ist z. B. noch der sogenannte Kranich-Tanz (γερανος) in Griechenland gebräuchlich, wovon im Art. Tanz Nachricht erfolgen wird.

Die Uebungen der heutigen Aegypter, oder der Mamlucken, beschreibt Volney, im 1sten Theil seiner Reisen nach Syrien und Aegypten. Die ganze Erziehung der Mamlucken besteht in Uebungen, die zum Kriege nöthig und nützlich sind. Mit Anbruch des Morgens reiten sie auf die Ebene vor Cairo hinaus, wo sie ihre verschiedenen Uebungen anstellen. Sie bestehen in dem Schießen nach dem Ziele mit dem Carabiner und mit Pistolen, in Führung des Säbels und in dem Dsjerid-werfen. Zum Schießen nach dem Ziele ist ein irdener Topf das Ziel. Sie sprengen im vollen Galopp an, nehmen den Carabiner aus dem Bandelier, schießen ihn ab, und stecken ihn sodann unter die Schenkel. Die Pistolen werfen sie, nachdem sie abgeschossen haben, über die Schulter, um sich die Zeit zu ersparen, sie in den Gürtel zu stecken, und die folgende desto schneller losdrücken zu können. Zu dem Ende sind sie mit einer Schnur an den Kleidern befestigt. Wer am ersten das Ziel trifft, wird von den Begs, die bey diesen Uebungen zugegen sind, mit Lobsprüchen und Geschenken belohnt. — Den Säbel wissen sie mit Nachdruck und Behendigkeit zu führen;

vor-

vorzüglich üben sie sich auf die Hiebe von unten nach oben, weil diese schwerer zu pariren sind. Sie bedienen sich lauter krummer Säbel, deren Klingen nach der Krümmung, welche sie haben, gemessen, etwa 30 Zoll, die gerade Linie vom Griffe bis zur Spitze nur 24 Zoll hält. Solche krumme Säbel schneiden leichter und tiefer ein, als geradelinige. Das Dsjeridwerfen ist ihre Lieblings-Uebung. Der Nahme Dsjerid bedeutet ein Rohr-Stängel, und man braucht es überhaupt von einem jedem Stocke, den man mit der Hand nach einem Ziele wirft. Die Mamlucken bedienen sich zu diesen Wurf-Spießen eines Stockes von einem Dattel-Baume. Sie sind ungefähr 4 Fuß lang, und wiegen 5 bis 6 Pfund. Diesen Wurf Spieß wirft der eine, indem er sein Pferd in vollen Lauf setzt, auf seinen Gegner, in eine beträchtliche Entfernung. Dieser sucht durch eine behende Wendung seines Pferdes dem Wurfe auszuweichen, und jener wendet ebenfalls sein Pferd, sobald sein Wurf geschehen ist, um dem Wurf-Spieße des Gegners auszuweichen. Sie erlangen durch die tägliche Uebung in diesem Spiele eine solche Fertigkeit, und werfen den Dsjerid mit solcher Kraft, daß, wenn der andere ihm nicht ausweicht, gefährliche und tödliche Wunden dadurch verursachet werden. Ihre Pferde sind aber auch in schnellen Wendungen und plötzlichen Pariren aus dem gestrecktesten Laufe sehr gut dressirt, und kommen ihrem Reiter von selbst zu Hülfe. Die Vornehmen in Aegypten üben sich im Bogenschießen. Man sieht viele kleine Säulen in der Gegend von Kahira, wo diese Uebungen angestellt werden, welche denen zu Ehren errichtet sind, die sich besonders darin hervor gethan haben. Wenn der Nil hoch ist, so vergnügen sich die kahirischen Vornehmen in ihren prächtig kleinen Fahrzeugen auf den großen Birkets in der Stadt; man sieht alsdann öfters Feuerwerke, und Musik fehlt bey sol-

chen Gelegenheiten auch nicht. Sonst ist jeder vornehmer Herr des Abends in seinem Harem, und womit er sich allda vergnügt, das bekommt kein reisender Europäer zu sehen. Einer aus Tripolis in der Barbarey erzählte Hrn. Niebuhr (*), daß der dasige Pascha vor einiger Zeit an einem gewissen Tage zwey Gerüste hätte errichten lassen, zwischen welche kleine Schiffe mit Kanonen von proportionirter Größe auf Stricken von einem zu dem andern gezogen werden konnten. Diese kleinen Schiffe hielten See-Gefechte in freyer Luft. Bey einem jeden Gerüste commandirte ein See-Capitain, der sein Schiff hin und her ziehen ließ, wie er es für gut befand, und derjenige, dessen kleine Kanonen des Andern Schiff beschädigten, hatte den Sieg davon getragen. Dieses wurde Hrn. Niebuhr als ein artiges Schauspiel beschrieben; aber obgleich dieses Gefecht nur zum Vergnügen geschieht, so ist deswegen doch bisweilen Streit zwischen den commandirenden Officiers entstanden; und weil einmahl beyde Parteyen mit ihren Untergebenen, dieser Lustbarkeit wegen, ein Gefecht im Ernste gehalten haben, so ist es wieder abgeschaffet worden. — Die Bedienten der vornehmen Kahirer üben sich, einen 5 bis 6 Fuß langen Stock in einer horizontalen Richtung zu werfen, wie bey A, Fig. 4199, abgebildet ist. Dies ist die Vorbereitung, um den Dsjerid zu Pferde gebrauchen zu können. Die gemeinen Leute in Aegypten, bis auf die Felachs, d. i. Bauern, belustigen sich mit Fechten nach gewissen Regeln mit großen Stöcken, womit sie einander Hiebe anzubringen suchen: wie B. zeigt. Die Kunst erfordert bey dem Anfange dieses Spieles gewisse Wendungen mit dem Stocke zu machen, so wie das Compliment mit dem

(*) S. Dessen Reisebeschreibung nach Arabien ꝛc. 1 B. (Kopenh. 1774, gr. 4.) S. 169.

dem Rappier auf unsern Fechtböden den Anfang macht; und jeder schlägt nachher nur nach dem Kopfe seines Gegners, der alsdann, den Schlag mit seinem Stocke zu pariren verstehen muß. Andere ägyptische Klopf-Fechter sind bey C abgebildet; diese schlagen bloß nach den Armen. Sie haben in der rechten Hand einen Stock, und in der linken ein Polster mit einem Handgriffe, welches die Stelle des Schildes vertritt, indem sie dadurch den Hieb auffangen. Dieses Spiel nennt man Läbelhakken. Ringer von Profession, lassen sich für Geld auf den Straßen der ägyptischen Städte sehen.

Bey den Chinesen, sind gymnastische Uebungen nicht so beliebt, wie bey den Persern. Waffen-Uebungen werden als ziemlich unbedeutend beschrieben. Die erstaunliche Steifheit und das ceremoniellvolle Wesen dieser Nation, die ein in der That seltenes Phänomen von Beharrlichkeit in Gebräuchen, Sitten und Kleidern abgiebt, scheint sich zu lebhaften körperlichen Uebungen wenig zu schicken, In Ansehung des schönen Geschlechtes kommen noch die enge Schuh, und die dadurch erblich gewordene Schwäche und Kleinheit der Füße hinzu, die allem Tanzen und Springen ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legen. Nichts übertrifft aber die Geschicklichkeit der chinesischen Gaukler im Springen und in Balancir-Künsten.

In der Gesandtschaft der ostindischen Gesellschaft in den vereinigten Niederlanden, an den tartarischen Cham und nunmehr auch sinischen Kaiser, durch Hrn. Joh. Neuhof, (Amst. 1669, f.) S. 240, f. befindet sich folgende Beschreibung:

„Hiernächst ergriff ein anderer mit seltsamen Geberden ein Bambus-Rohr, welches wohl 18 bis 20 Fuß hoch war; unten hatte es die Dicke von anderthalb Spannen, oben hinauf aber lief es spitzig zu. Diesen Rohr-Stock setzte er mit dem dicken Ende in seinen Gürtel, den er mit-

mitten um seinen Leib gewunden hatte; alsobald sprang ein Jüngling aus der Gaukler-Gesellschaft von etwa 20 Jahren demselben auf die Schultern, und kletterte sofort mit großer Behendigkeit das Rohr hinauf, auf welches er mit einem einzigen Fuße sich stellte, und sich sonst an nichts fest hielt; Fig. 4200 a). Dieses Stückchen kam uns überaus seltsam vor, aber unsere Verwunderung vermehrte sich, als der Rohr-Träger das Rohr nicht mehr mit den Händen hielt, sondern dasselbe bloß in dem Gürtel stehen ließ, und mit starken Schritten auf und ab wandelte, doch so, daß die Last an ihrem Orte unbeweglich blieb. Unter diesem Fortgehen streckte er den Bauch, um das Bambus-Rohr desto besser im Gleichgewichte zu halten, weit voraus, setzte seine Hände in die Seiten, und sahe stets in die Höhe, nach der Bewegung desjenigen, den er trug, nach welchem er seinen Leib bald hier, bald dort hin, geschicklich zu schlenkern und zu lenken wußte, woraus wir sehen konnten, daß diese Kunst vielmehr in einer beständigen Uebung und genauen Gleichgewichthaltung, als in der Zauberey, bestände. Nachdem der Jüngling wieder herunter gekommen war, und einige Gaukel-Sprünge verrichtet hatte, lief er zum andern Mahl, wie eine Katze, das Rohr hinauf, legte sich mit dem Bauche recht mitten auf dessen Spitze, und streckte Hände und Füße von sich, wie ein geflügelter Cupido sich zu präsentiren pflegt. Mit dieser anders gepackten Last begann der Träger abermahl in langen und herzhaften Schritten umher zu wandeln, ohne daß man an ihm die geringste Sorge, seiner Bürde wegen, bemerkt hätte; Fig. 4200 b). Zum dritten Mahl setzte der eine das Rohr oben auf seine Mütze, und derjenige, welcher darauf gelegen hatte, setzte sich nun mit untergeschlagenen Beinen auf die höchste Spitze des Rohres; Fig. 4200 c); worauf der unterste mit aller Macht anfieng zu laufen, hin und wieder zu rennen, und sich augenblicklich herum zu drehen, daß ein Jeder in Sorgen stand, der oberste würde bald der unterste werden, und einen gefährlichen Sprung thun; aber er wußte sich mit den Armen dergestalt im Gleichgewichte zu halten, daß er ohne einigen Schaden und wohlgemuth wieder herunter kam."

So

So unglaublich diese Stücke den meisten Europäern scheinen möchten, so lassen sich doch auch in Deutschland solche Gaukler sehen, welche den chinesischen und persischen an Geschicklichkeit im Springen und Balanciren nichts nachgeben.

Das Baden und die dabey gewöhnliche Operation des Reibens und Durchknetens der Glieder, wovon ich oben, S. 598, geredet habe, ist in China, wie im ganzen südlichen Asien, gebräuchlich, und unter andern auch auf der Insel Timor. „Die Einwohner in Timor," sagt Capitain Bligh, „üben das in „den freundschaftlichen Inseln gebräuchliche Tudschi-„Tudschi, welches hier Tumbock heißt, und das in „Otaheite gebräuchliche Roomi, welches hier Ramas „genannt wird. Das Tudschi-Tudschi, oder Tum-„bock, besteht darin, daß ein Mann, um einzuschla-„fen, sich von zwey Mädchen auf dem ganzen Leibe „herum trommeln läßt; das Roomi aber ist das be-„schriebene Durchkneten der Muskeln."

Die heutigen Perser zeichnen sich, wie die alten, noch durch viele Dinge sehr zu ihrem Vortheil unter allen asiatischen Nationen aus. Ihre Frugalität, ihr kriegerischer Muth, der ihnen angeboren zu seyn scheint, und ihre Gymnastik, die, wie bey den alten Griechen, den wichtigsten Theil ihrer Erziehung ausmacht, und regelmäßig auch von Erwachsenen getrieben wird; alles dieses ist schätzbar und nachahmungswürdig. In gymnastischer Rücksicht, ist uns diese Nation weit vor, und könnte uns zum Muster dienen. Zu den vornehmsten ihrer Uebungen gehören folgende.

1. Das Bogen-spannen; siehe unter **Pfeil.**

2. Die Führung des Säbels. Um dem Faust-Gelenke Stärke und Behendigkeit zu verschaffen, besteht die Vorübung zu der Kunst, den Säbel zu führen, darin, daß man dem Jünglinge an jeder Hand

ein Gewicht bindet, und mit demselben nach oben, nach unten, und nach allen Richtungen, sehr starke und schnelle Bewegungen und Wendungen machen läßt. Zu gleicher Zeit werden auf die Schultern zwey Gewichte gelegt, die wie Huf-Eisen gemacht sind, um die Gliedmaßen und den ganzen Körper zur Anstrengung zu gewöhnen, und die Kräfte zu vermehren. Diese Uebung ist zum Kämpfen und Ringen vortrefflich.

3. Das Reiten. Die neuern Perser sind im Reiten noch so geschickt, wie ehemahls. Sie lernen sich im stärksten Galopp gerade auf dem Pferde erhalten, ohne aus ihre Lage zu kommen, und es mitten im Laufe ganz kurz anzuhalten. Sie sind so leicht und beweglich auf den Pferden, daß sie kleine Körper, z. B. Münzen, von der Erde aufnehmen können, ohne den Lauf zu stören. Viele können mit geraden Füßen im Sattel aufrecht stehen, und dabey das Pferd in Carriére laufen lassen, welches noch mehr sagen will, als was unsere Kunst-Reiter sehen lassen, die mit eigens dazu eingerichteten Zügeln und Sätteln im sanften Galopp auf den Pferden stehen. Sie sißen etwas seitwärts auf dem Pferde, weil diese Stellung zu verschiedenen andern Uebungen, welche sie auf dem Pferde vornehmen, die bequemste ist. Diese Uebungen sind hauptsächlich: das Masch-Spiel, das Bogen-schießen, und das Wurfspieß-werfen. Das Masch-Spiel hat Aehnlichkeit mit dem ziemlich aus der Mode gekommenen Maille-Spiele, oder mit dem oben, S. 571, beschriebenen Kolben-Spiele der Holländer. Auf einem großen Platze stehen Pfeiler neben einander. Eine Kugel wird mitten auf den Platz hingelegt, diese wird von den Reitern mit einem Schlägel so fortgetrieben, daß sie zwischen jene Pfeiler hindurch läuft. Das Forttreiben der Kugel geschieht im vollen Galopp, und der Schlägel ist so kurz, daß der Reiter

sich

sich herab biegen muß, um damit den Boden zu erreichen. Funfzehn bis 20 Personen spielen gegen eine eben so große Anzahl Gegen-Spieler. — Das Bogenschießen zu Pferde, besteht darin, daß man hauptsächlich rückwärts den Pfeil mit Sicherheit abzudrücken verstehe, indem das Pferd in vollem Galopp vorwärts läuft. Oben auf einer Säule ist eine Kugel gelegt. Der Reiter galoppirt aus der Entfernung nach dieser Säule hin, und wenn er vor ihr vorbey gesprengt ist, wendet er sich mit dem Oberleibe herum, und drückt den Pfeil ab. Dieses Spiel ist in allen großen Städten Persiens gebräuchlich; selbst Könige üben sich darin. Hr. v. Thevenot erwähnt es ebenfalls, in seiner Reise nach der Levante, und zwar insonderheit desjenigen, was auf dem Meidan zu Ispahan angestellt wird. Auf eben diesem Meidan, der als einer der schönsten Plätze beschrieben wird, sind an den Seiten hohe bedeckte Gänge zum Masch-Spiele. In der Mitte des Platzes steht die Säule mit der auf der Spitze gesteckten Kugel zum Pfeil-schießen. — Im Wurfspießwerfen sind die Perser so geübt, daß einige den Wurf-Spieß an 6 bis 700 Schritt weit werfen können. Der Wurf-Spieß heißt in ihrer Sprache Gerid, welches mit Dsjerid oder Dscherid einerley ist. Er wird aus trockenem Palmbaum-Holze gemacht, und ziemlich schwer, so daß eine große Kraft erfordert wird, ihn zu werfen.

4. Das Kämpfen und Ringen, ist eine Uebung, worauf die Vornehmen sich nicht so sehr legen, wie auf die Uebungen zu Pferde, und welche mehr von der geringern Classe des Volkes getrieben wird. Es giebt Ringer von Profession in jeder Stadt, welche sich für Geld sehen lassen. Sie kämpfen fast nacket, bloß mit einem leinenen Gurte um den Leib und mit ledernen Hosen. Beydes, Gurt und Hosen, sind mit Oehl beschmiert, um den Gegner zu hindern, da anzupacken,

weil

weil er sich die Hände schmierig machen würde, und dann nirgends würde fest halten können. Der Kampf dieser Pankratiasten geschieht bey Trommel-Schall; sie schlagen sich nach dem Tacte der Trommel. Der Sieg ist dadurch entschieden, wenn man seinen Gegner mit dem Bauche ganz der Länge nach auf die Erde legt.

5. Das Fechten ist ebenfalls eine Uebung zum Schauspiel. Die Fechter legen erst ihre Waffen vor ihren Füßen hin; sie bestehen in einem geraden Säbel und einem Schilde; sodann legen sie sich auf die Knie, küssen ihre Waffen mit dem Munde, und berühren sie mit ihrer Stirn. Nach dieser Ceremonie stehen sie auf, ergreifen ihre Waffen, tanzen und springen erst eine Zeit lang nach dem Schalle einer kleinen Trommel herum, wobey sie mit vieler Geschwindigkeit tausenderley Posituren und mannigfaltige Bewegungen mit den Waffen machen. Nachdem diese Pyrrhiche geendigt ist, fangt der eigentliche Kampf an. Sie fechten nur auf den Hieb; bloß wenn der Gegner zu nahe rückt, hält der andere ihm die Spitze vor. Das Gefecht wird oft hitzig und blutig. Man bringt sie aber alsdann auseinander, und läßt sie sich nicht, wie römische Gladiatoren, einander tödten.

Mancherley andere Uebungen werden, so wie das Ringen, in besondern dazu eingerichteten Häusern vorgenommen. Was bey den Griechen das Gymnasium war, das ist bey den Persern das Surchone, d. i. das Haus der Stärke. Von diesen öffentlichen Häusern, in welchen von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen, förmlich Gymnastik getrieben wird, s. oben, S. 426, und die dazu gehörige Fig. 4192. Die Uebungen in dem Surchone werden gemeiniglich Vormittags getrieben; Nachmittags werden die Uebungen zu Pferde vorgenommen — also ein eigentlich gymnastisches Leben. Guelin beschreibt

Spiele,

Spiele, die unsern ehemahligen Turnieren ähnlich sind. Viele Ritter tummeln sich im Kreise herum, und Einer sucht dem Andern einen Wurf mit dem Dsjerid beyzubringen, wobey sie eine unglaubliche Behendigkeit zeigen. Von dem Dsjerid merkt eben dieser Schriftsteller an, daß er an einem Ende glatt, an dem andern zugespitzt sey.

Von dem Pferde-Rennen der Perser wird an seinem Orte gehandelt werden.

Das Laufen wird nicht durchgehends von den Persern geübt, sondern ist bloß für die Fuß-Knechte oder Läufer der Großen, die in persischer Sprache Chatirs heißen, eine Haupt-Uebung. Einer der zum Chatir des Königs angenommen werden soll, muß zuvor eine starke Probe aushalten. Dieses macht zugleich eine Feyerlichkeit und eine Art von Volks-Fest aus, und besteht darin, daß der Läufer von dem Thore des Pallastes, bis zu einem etwa anderthalb franzöf. Meilen davon entfernten Orte ausserhalb der Stadt, in 12 Stunden 12 Mahl hin und her laufen muß, um 12 Bogen, einen nach dem andern, zum Pallast zurück zu bringen. Ein Mehreres davon s. im LXVI Th., S. 81, f.

Die Bäder sind in Persien, wie im ganzen Orient, Bedürfniß. Das Bade-Zimmer wird von unten her geheizt, so, daß der Fußboden nicht mit bloßen Füßen betreten werden kann. Nachdem man einige Zeit sich entkleidet in dieser Atmosphäre aufgehalten hat, und die Pori der Haut durch einen starken Schweiß geöffnet sind, legt man sich auf eine Marmor-Tafel, wo sodann die Bade-Diener warmes Wasser über den Leib gießen, und die Haut stark mit einem wollenen Zeuge abreiben. Hierauf ergreifen die Bade-Diener die Glieder, und machen sie knacken, in welcher Kunst sie so geübt sind, daß kein Schmerz dadurch verursachet wird. Das Hauptstück ihrer ge-

schickten Operation ist, den einen Fuß auf die Lenden, den andern auf die Schulter des Gebadeten zu setzen, wobey dieser in allen Theilen des Körpers eine ziemlich unsanfte Erschütterung verspürt, aber sich auch desto besser und leichter darnach befindet.

Noch ist anzumerken, daß es in Persien sehr geschickte Seil-Tänzer und Voltigirer giebt, und daß verschiedene gymnastische Spiele, die unter uns noch gespielt werden, als: Kegel und Ball, zwar auch bekannt, aber wenig im Gebrauch sind.

Die südlichen Asiaten haben, im Ganzen genommen, mehr Biegsamkeit und Schnelligkeit, als Stärke; daher sind sie zu vielen Spielen, zu Gaukler-Künsten, zu Tänzen, besser disponirt, als zu den starken Leibes-Uebungen. Dieses gilt auch von den Einwohnern der Insel Sumatra. Sie sind besonders geschickt in mehrern Arten von orchestischen Uebungen, die man bey den Griechen findet. So haben sie z. B. eine Uebung mit dem Ball, welche man den Ball-Tanz nennen könnte, und welche derjenigen sehr ähnlich ist, die Homer beschreibt, bey Gelegenheit der Spiele, welche die Phäacier dem Ulysses zu Ehren anstellten. Eine andere Uebung ist ein Krieges-Tanz, der mit dem pyrrhischen Tanze der Griechen viele Aehnlichkeit hat. Ich werde davon, wie auch von den gewöhnlichen Gesellschafts-Tänzen der Sumatraner, im Art. Tanz reden.

Von den Uebungen der Malabaren giebt *Jan Nieuwhof*, ein Holländer, einige Nachrichten, die immer noch interessant sind, obgleich seine Reise-Beschreibung nicht eben zu den neuesten gehört. Die Zeit, da er Ost-Indien bereisete, fällt in der Mitte des vorigen (17ten) Jahrhunderts. Die Malabaren, sagt er: welche, vermöge der Gesetze, Waffen führen dür-

dürfen, wissen sich derselben mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen, und verfertigen sie größten Theils selbst. Von Kindheit auf üben sie sich, mit Bogen und Pfeilen die Vögel zu bekriegen, und nach dem Ziele zu schießen, daher sie in dem Gebrauch dieser Waffen besonders geschickt sind, ob sie gleich auch Kugel-Büchsen mit vieler Genauigkeit abschießen, und ihre Lanzen gut zu werfen wissen. Die Sicherheit, mit welcher sie den Bogen treffen, ist zum Erstaunen. Eins der ausserordentlichsten Stücke, die *Nieuwhof* von ihnen anführt, und welches beynahe unglaublich scheint, ist dieses: sie schießen mit etwas gemäßigter Kraft einen Pfeil in die Luft; kaum fliegt er davon, so schießen sie ihm einen zweyten Pfeil mit größter Kraft nach, so, daß dieser leztere den zuerst abgeschossenen in der Luft überhohlt, und ihn zerspaltet. Die Jünglinge von der vornehmen Classe kommen in ihrem 10ten oder 12ten Jahre, in eine Anstalt, die das ist, was unsere Ritter-Academien und Cadeten-Häuser sind, wo sie sich auf Waffen-Uebungen legen, und in Gegenwart der Könige von Zeit zu Zeit ihre Fortschritte darin zeigen müssen. Die Geschicktesten unter ihnen werden zu Kampf-Spielen ausgewählt, welche in Gegenwart von Kampf-Richtern gehalten werden, und wobey es oft am Ende ziemlich ernstlich wird. Die Jagd ist eine Lieblings-Beschäftigung. Zum Jagen wilder Thiere bedient man sich zahmer Leoparden.

Im Gebrauche der Waffen nach ihrer Art, sind die Hottentotten, wie alle uncultivirte Nationen, sehr geübt; auch rühmt man ihre Geschwindigkeit im Laufe. Am merkwürdigsten sind ihre Tänze, die ich an seinem Orte beschreiben werde. Nach geendigtem Tanze beschäftigen sich die Hottentotten oft noch bis in die spate Nacht mit Spielen, wovon hier folgende zwey

zu bemerken sind. Das eine besteht darin, daß eine Anzahl Personen sich um einen Aschen-Haufen im Kreise herum setzt, und unaufhörlich Bewegungen mit den Armen nach oben, nach unten, ins Kreuz und in die Quere macht, ohne daß diese sich berühren. Sie halten dabey einen Pflock zwischen den Fingern, und wobey sie, wie es scheint, gewisse Regeln beobachten, so daß dabey gewonnen oder verloren wird. Oft schlagen sie in der Hitze des Spieles in den Aschen-Haufen, und schreyen dazu beständig die Worte: Hey pruam prhanka! Sie finden so viel Unterhaltung in diesem Spiele, daß sie die ganze Nacht, von Abend bis an den Morgen, damit zubringen können, ohne dessen müde zu werden. — Eine andere Uebung, die Sparrmann nach einem geendigten Balle von ihnen anstellen sahe, war die, daß die Gesellschaft sich in einen Kreis setzte, und bey einem beständigen eintönigen Gesange, den Ober-Theil des Körpers in immerwährender einförmiger Bewegung hielt, indem sie denselben abwechselnd vorwärts und rückwärts beugen. Einer machte dazu eine Musik auf der Trommel, worauf er mit den Fingern trommelte, und eine Frau, welche die Haupt-Person zu seyn schien, dirigirte Bewegung und Musik.

In Amerika, feyern die Californier ihr großes Aerndte-Fest mit Tänzen und andern Lustbarkeiten, welche zum Theil etwas Theatralisches haben sollen. Sie stellen nähmlich in ihren Tänzen die verschiedenen Verrichtungen, welche bey dem Fischfange, bey der Jagd, im Kriege, und bey andern wichtigen Vorfällen vorzukommen pflegen, durch pantomimische Bewegungen dar.

Als Cortes, im Anfange des 16ten Jahrh. Mexiko eroberte, fand man in dieser bis dahin unbekann-

kannten Welt, unter mehreren andern Einrichtungen, die von Cultur zeigten, auch merkwürdige Spiele und körperliche Uebungen. In dem Vorhofe des Tempels wurden vor dem Götzenbilde, welches die Priester aus dem Tempel in den Vorhof brachten, Kämpfe, Wettläufe, Luftschießen und Ballspiel angestellt, woraus man sieht, daß sie, wie die Griechen, religiöse Ideen mit körperlichen Uebungen verbanden. Es zeigten sich auch Seil-Tänzer, die mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit, ohne Balancir-Stange, auf dem gespannten Seile ihre Künste sehen ließen. Jagd und Fischfang sind die Haupt-Beschäftigungen der mexikanischen Indianer. Die Kinder werden, von Jugend auf, zu den dazu bestimmten Uebungen angehalten, und erlangen darin große Fertigkeit. Man will gesehen haben, daß Knaben von 8 Jahren, mit einem vom Bogen abgeschossenen Pfeile, in einer Entfernung von 20 Ellen ein Rohr spalten, und einen Vogel im Fluge treffen. Die geschicktesten unter allen sind die Mosqueto-Indier in der Provinz Honduras; sie sind lang und wohlgebauet, stark und schnell in ihren Bewegungen, und in ihrer Lebens-Art gegen alles Ungemach abgehärtet. Die Lage ihrer Wohn-Plätze macht ihnen die Beschäftigung mit Harpunen, Wurf-Spießen, Pfeil und Bogen, von Jugend auf nothwendig. Sie wissen einen auf sie geworfenen Pfeil mit einem dünnen Rohr zu pariren. Den Gebrauch des Feuer-Gewehres lernen sie ebenfalls sehr bald, und werden gute Schützen. — Die Tänze dieser Indianer, werden bey der Musik von Trommeln und Pfeifen aus Schilf-Rohr angestellt, und bestehen in mannigfaltigen, zum Theil possierlichen Bewegungen und Stellungen, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Die Delawaren und Irokesen, und die mit ihnen verbundenen Nationen, haben in ihrem Körperbaue viel Aehnliches. Die Mannspersonen sind mehrentheils schlank, von mittelmäßiger Größe und gut gewachsen; selten sieht man unter ihner Verwachsene und Krüppel. Die Frauenspersonen sind klein, nicht so wohl gebildet, und plump von Ansehen. In Ansehung der Leibes-Kräfte haben sie vor den Süd-Amerikanern und den Bewohnern der westindischen Inseln einen merklichen Vorzug. Die Mannspersonen haben einen festen, sichern und männlichen Gang, sind überaus leicht auf den Beinen, und zum schnellen Laufen ungemein geschickt. Sie haben einen sehr feinen Geruch, und ein überaus scharfes Gesicht und Gehör. — Die Jagd ist die vornehmste und nöthigste Beschäftigung der Indianer, wird auch bey ihnen für die rühmlichste nächst dem Kriege gehalten; daher findet man auch unter ihnen, und vornehmlich unter den Delawaren, sehr viele geschickte und erfahrne Jäger. Schon als Knaben, lernen sie auf Bäume klettern, um etwas zu fangen, oder auch nur um sich umzusehen und ihr Gesicht zu schärfen; daher können sie so gut in die Ferne sehen, welches ihnen auf der Jagd besonders zu Statten kommt. Ihre Sinne sind überhaupt durch die Uebung dermaßen geschärft, daß sie fast besser, wie abgerichtete Spür-Hunde, das Wild aufzufinden, und seine Spur mit Gewißheit zu verfolgen wissen. Weil sie sich von Jugend auf im Laufen üben, so erlangen sie eine solche Fertigkeit darin, daß sie einem Hirsch, der auf den ersten Schuß nicht fällt, sogleich nachsetzen, und ihn gemeiniglich einhohlen. Ehemahls brauchten die Indianer zur Jagd nur Bogen und Pfeile, deren Spitze ein längliches, scharfes und spitziges Dreyeck von Feuerstein war. Auch jezt noch bedienen sich ganze indianische Nationen in West und Nordwest keines andern Gewehres zur Jagd.

Es

Es ist der Vortheil dabey, daß das Wild nicht so sehr scheu gemacht wird, als durch Feuer-Gewehr. Die Delawaren und Irokesen aber brauchen jezt gezogene Büchsen mit vieler Geschicklichkeit, und ausser der Jagd üben sie sich, damit nach dem Ziele zu schießen. — Der Tanz ist einer ihrer liebsten Leibes-Uebungen, wovon an seinem Orte Nachricht erfolgen wird.

Auch die Tänze der Caraiben, einer Nation, welche sonst mächtiger war, als jezt, sind merkwürdig.

Sehr merkwürdig sind die Probe-Uebungen, welche die ehemahligen Inkas von Peru in ihrer Jugend aushalten mußten. Die erste Probe war das Fasten, und bestand darin, daß die jungen Inkas, wenn sie ihr 16tes Jahr angetreten hatten, in ein besonders dazu bestimmtes Haus gebracht wurden, wo man ihnen, 6 Tage lang, täglich nur eine Handvoll Mays und etwas Wasser gab. Einige aus ihrer Familie leisteten ihnen, während dieser Zeit, Gesellschaft, fasteten mit ihnen, und beteten zu der Sonne, daß sie den Jünglingen ihres Stammes Kräfte und Muth schenken möge, diese Probe mit Ehren auszuhalten, damit sie, Kinder der Sonne zu heißen würdig wären. Wenn diese erste Probe überstanden war, und die Jünglinge sich vom Fasten wieder erhohlt hatten, so folgte die zweyte, das Laufen, wo die Jünglinge von einem, anderthalb Meilen von Chusko gelegenen Hügel ununterbrochen bis an die Stadt laufen mußten. Um sie während des Laufes anzufeuern, stellten sich die Verwandten längst dem Wege, sprachen ihnen Muth ein, und ermahnten sie, lieber ihr Leben zu verlieren, als in dieser Probe zu ermatten. War auch dieses geendigt, so folgte das dritte Probe-Stück. Man sonderte die junge Inkas in zwey Haufen ab, wovon einer einen befestigten Ort vertheidigen, der andere ihn zu erstürmen suchen mußte. Die Waf-

sen, welche man ihnen dazu gab, waren zwar stumpf, dennoch aber wurde das Gefecht oft hitzig, und endigte sich nicht, ohne daß einige dabey blieben, oder wenigstens gefährlich verwundet wurden. War dieser Kampf vorüber, so mußten sie noch im Ringen, im Springen, im Werfen, mit Steinen und Wurf-Spießen, im Bogenschießen und im Werfen mit der Schleuder, Proben ihrer Stärke und Behendigkeit ablegen. Nunmehr mußten sie mehrere Nächte hindurch schlaflos zubringen, alsdann unter Peitschen-Hieben ihre Duldungs-Kraft zeigen, und sie ohne Zucken, und ohne Merkmahl der Empfindung von Furcht oder des Schmerzes, standhaft ertragen, wenn sie künftig der Familie der Inkas angehören wollten. Muth und Furchtlosigkeit wurde noch auf eine andere Art auf die Probe gestellt, nähmlich dadurch, daß gelernte Fechter mit scharfen Waffen auf sie los giengen, als ob sie ihnen die Augen ausstoßen, oder ihnen die Arme und Beine abhauen wollten, wobey sie sich ganz gelassen, ohne irgend ein Merkmahl von Angst, verhalten mußten. Wenn alle diese Proben bestanden waren, mußten sie noch selbst Bogen, Pfeile, Spieße, Schleuder, Schuhe u. s. w. verfertigen, um zu zeigen, daß sie selbst für ihre Bedürfnisse zu sorgen wüßten.— Man sieht leicht, wie zweckmäßig diese Probe-Uebungen waren, und wie sehr sie verdienten, noch jezt in manchen Fällen unter uns eingeführt zu werden. Es konnte nicht fehlen, daß viele in den Proben, aus Mangel an Kräften und Geschicklichkeit, durchfielen; diese wurden aus der Gesellschaft der Inkas ausgeschlossen, mithin kamen nur solche Subjecte hinein, die an körperlichen Vorzügen die übrigen übertrafen. Aus ähnlichen Ursachen waren die Ritter im Mittel-Alter über andere an körperlicher Größe und Kraft erhaben.

In Chili, sollen die Einwohner im Reiten sehr geübt seyn. Die Frauenspersonen unter andern in der Stadt Conception sind berühmt, daß sie ungemein gut reiten. Auf der Jagd sowohl, als im Kampfe, bedienen sie sich der Schlingen, welche sie mit großer Geschicklichkeit zu werfen wissen. Eben diese Art, den Feind oder ein wildes Thier zu fangen, ist bey den Patagoniern gebräuchlich, die wegen ihrer Geschicklichkeit im Gebrauche der Schlingen und Schleudern, so wie wegen ihrer körperlichen Größe und Stärke, berühmt sind. Die Abiponen, eine Nation in Paraguay, sind der Beschreibung nach, den alten Deutschen sehr ähnlich, kriegerisch, spiel- und trunkliebend, und geübt zu Pferde.

Die Bewohner der merkwürdigen Inseln des Süd-Meeres, die uns erst seit des Welt-Umseglers Cook Reisen eigentlich bekannt geworden sind, dürfen in diesen Beyträgen zur Geschichte der Leibes-Uebungen nicht übergangen werden. Unter einem schönen Klima, auf einem Boden, der seine Bewohner bey geringer Arbeit ernährt, bey einfachen Nahrungs-Mitteln, bey täglichem Baden, und überhaupt bey einer der Natur gemäßen Lebens-Art in einem von der Natur begünstigten Lande, hat der menschliche Körper auf den Inseln des Süd-Meeres sich zu großer Kraft der Muskeln, und zu ausgezeichneter Schönheit und Gestalt entwickelt.

Die Bewohner der Gesellschafts- oder Societäts-Inseln stehen, in dieser Rücksicht, oben an. Sie haben regelmäßige Züge, einen schönen und starken Körper-Bau, an dem alle Theile das richtigste Verhältniß gegen einander haben; doch will man bemerkt haben, daß ihre Füße, im Ganzen genommen, etwas zu groß sind. Man muß hierbey nicht vergessen, daß Europäer diese Bemerkung machten, nach deren Be-

griffen ein kleiner Fuß für schön gehalten wird. Das weibliche Geschlecht ist von einer Gestalt, die zum Modell einer mediceischen Venus dienen könnte. Die Einwohner von der Insel Tanna sind gemeiniglich groß, stark und wohlgebildet; ihre Züge sind männlich und voll Kühnheit. Einzelne Männer, mit Spieß und Schleuder bewaffnet, stellten sich herzhaft mehrern Europäern entgegen, um ihnen das Eindringen in das Innere des Landes zu verwehren. — Von ihren Leibes-Uebungen geben uns neuere Reise-Beschreiber, interessante Nachrichten. Diese Uebungen machen einen wesentlichen Theil ihrer Beschäftigungen, und ihres Privat-Zeitvertreibes, so wie ihre öffentlichen Lustbarkeiten, aus. Die Spiele der Kinder bestehen, wie allenthalben, so auch hier, aus körperlichen Bewegungen; und es ist merkwürdig, daß sie denen, die wir täglich von unsern Knaben anstellen sehen, in allen Stücken so ähnlich sind. Laufen, Ringen, Springen, Werfen ꝛc. sind so natürlich, und der Mensch wird so unmittelbar dazu veranlasset, daß es nicht auffallend ist, diese Uebungen auf der ganzen Erde verbreitet zu sehen. Aber etwas mehr Aufmerksamkeit erregt es, daß andere Uebungen, bey denen weniger natürliche Veranlassung, und mehr Willkür und Einfall Statt finden, auch in diesen entfernten und isolirten Inseln in eben der Gestalt angetroffen werden, wie bey uns. Dahin rechne ich, z. B. das Ball-Spiel, womit die otaheitischen Knaben, wie die unsrigen, sich belustigen; ferner Springen durch ein Seil, welches über den Kopf und unter die Füße, während man aufspringt, hindurch geschwungen wird; so auch das Gehen auf Stelzen. Auch Erwachsene belustigen sich in ihren müßigen Stunden mit mancherley Uebungen im Ringen, Lanzenwerfen, Bogenschießen, sowohl in die größte Weite, als auf ein gewisses Ziel, mit Tanz und Musik.

Ein

Ein Theil des Strandes, (schreibt einer der neuesten Reisenden,) dem das Schiff am nächsten war, war allmählich ein Ort des gemeinschaftlichen Verkehres geworden. Eine Stunde vor Sonnen-Untergang fiengen die Einwohner an sich zu versammeln, und mit Lanzenwerfen, Tanz und andern Spielen, sich die Zeit zu kürzen, bis es fast ganz finster ward, worauf sie sich denn nach Hause begaben. Jeden schönen Abend waren wir Zuschauer und Theilnehmer an diesen frohen Auftritten.

Im Schwimmen haben die Otaheiter jeden Alters, Geschlechtes und Standes, eine bewundernswürdige Fertigkeit. Männer und Weiber schwammen vom Lande nach den Schiffen der Engländer, die doch in einer großen Entfernung von der Küste lagen, und spielten wie Amphibien im Wasser um die Schiffe herum. Korallen, Nägel, und andere kleine und schwere Körper, die vom Schiffe herunter in das Meer geworfen wurden, hohlten sie sogleich wieder aus der Tiefe herauf, indem sie mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den Grund hinab schossen.

Das Ringen wird von den Otaheiten stark geübt, und es ist bey ihnen zum öffentlichen Kampf-Spiel geworden. Die versammelten Zuschauer, die sich bey einem öffentlichen Ringen in zahlreicher Menge einfinden, schließen einen weiten Kreis; innerhalb desselben stehen die Ringer, deren bey solchen Gelegenheiten oft eine große Anzahl ist. Es erfolgt nunmehr eine allgemeine Herausforderung, die darin besteht, daß der Ringer die linke Hand auf die rechte Brust legt, den Elbogen unter der linken Brust andruckt, und sodann mit der rechten etwas hohl gehaltenen Hand, in die Beugung des linken Elbogens schlägt. Durch diesen Schlag, entsteht ein Schall, welcher ziemlich weit gehört werden kann, so daß, wenn mehrere sich auf diese Art heraus fordern, es ungefähr so klingt, wie man

in einiger Entfernung eine Menge Leute in einem Walde Holz fällen hört. Wenn zwey Ringer sich abgesondert haben, um ihre Kräfte gegen einander zu versuchen, so stellen sie sich einander gegen über, und jeder sucht seinem Gegner irgend eine Schwäche abzugewinnen. Endlich kommen sie sich näher, ergreifen sich bey den Haaren, und werden gewöhnlich von den Zuschauern auseinander gebracht. Den Europäern aber scheint es, daß die Ringer zwar viel Stärke, aber weniger Geschicklichkeit und Gewandtheit zeigten. Bey dergleichen Kampf-Spielen verwalten Einer oder Mehrere von den Vornehmern das Richter-Amt. Wie in Sparta, so ringen auch in Otaheite Weiber mit Weibern, und Weiber mit Männern, obgleich das schöne Geschlecht auf dieser Insel nichts weniger, als stark und vierschrötig, sondern von feinem Glieder-Bau, ist. Uebrigens hat man auch bey diesen Gelegenheiten die Bemerkung gemacht, daß die Weiber weit hitziger im Kampfe werden, und sich weniger zu mäßigen wissen, als die Männer. Verrenkungen der Glieder, welche bey dem Ringen etwa vorfallen könnten, wissen sie ziemlich gut zu heilen. Ein Par starke Kerl nahmen einen jungen Mann, der sich durch einen unglücklichen Sprung den Arm im Elbogen-Gelenke ausgefallen hatte, und richteten das Gelenk auf der Stelle wieder ein, wobey sie ihm ihre Füße an seine Rippen stemmten.

Der Tanz, der zu allen Zeiten, und in allen Ländern bey Vergnügungen eine Haupt-Sache ist, wird auch von den heitern Otaheiten, und den Einwohnern der übrigen Societäts-Inseln, als: Otaha, Watiu, der Carolinen- und Pelew-Inseln, der Insel Hapai und Tongatabu, und der Sandwich-Inseln, sehr geliebt, wie ich an seinem Orte ausführlicher melden werde. — Auch kennt man in Otaheite die Operation des Manipulirens, die, wie ich oben,

S. 597, erwähnt habe, in den orientalischen Ländern vornehmlich in den Bädern gebräuchlich ist. Man nennt sie hier Roomi (Rumi), und bedient sich ihrer insonderheit, um bey starken Ermüdungen den Körper wieder zu stärken und zu erfrischen. Europäische Reisende, welche von einem beschwerlichen Wege ganz ermattet in der Wohnung eines Eingebornen hinsanken, fühlten die wohlthätige Wirkung dieses Verfahrens, da ein Par otahetische Frauenzimmer sich zu ihnen setzten, und mit ihren weichen Händen die Arme und Schenkel der Europäer rieben, wobey sie das Fleisch der Muskeln sanft drückten.

Das Schwimmen ist bey den Einwohnern der Sandwich-Inseln, sowohl ihrer Lebens-Art und der Lage ihres Landes wegen ein Bedürfniß, als auch einer ihrer Lieblings-Zeitvertreibe, daher sie denn auch eine ausserordentliche Fertigkeit darin erlangen. Ein besonderes Manoeuvre, welches, so gefahrvoll es ist, doch den Insulanern ein großes Vergnügen macht, verdient hier angeführt zu werden. Wenn die Brandung an der Küste am stärksten ist, bey stürmischem Wetter und hoher See, nehmen etwan 20 bis 30 geübte Schwimmer und Taucher, jeder ein schmahles Bret, welches an beyden Enden abgerundet ist, und stoßen zu gleicher Zeit vom Lande ab. Bey jeder Woge, die ihnen entgegen kommt, müssen sie zu rechter Zeit untertauchen, um unter der Woge weg zu schwimmen. Verfehlt einer den rechten Augenblick, so wird er mit der größten Gewalt gegen das Ufer zurück geschleudert, wobey denn viele Geschicklichkeit nöthig ist, um nicht an dem Felsen zerschmettert zu werden. Durch viele Anstrengung kommen sie endlich auf diese Art durch die Brandung, welche sich etwan bis anderthalb hundert Schritt vom Ufer erstreckt. Sind sie nun in der ruhigern Gegend der See angekommen, so legen sie sich der Länge nach auf ihr Bret, und lassen

sen sich von den Wogen der Brandung nach ihrem Ufer hintragen. Diese Rückfahrt ist aber nicht, wie man vielleicht denken möchte, der leichtere und bequemere, sondern vielmehr der gefährlichste und verwegenste Theil des ganzen Unternehmens, und zwar aus mehr als Einer Ursache. Erstlich ist die Schnelligkeit, womit sie von den Wellen an das Ufer getrieben werden, ungemein groß. Ferner müssen sie sich eine von den größten Wogen der Brandung auswählen, um sich den Rücken derselben anzuvertrauen, denn gemeiniglich ist die dritte Woge größer, als die beyden vorhergehenden; diese kleineren brechen sich schon, ehe sie das Ufer erreichen, und werden von den nachfolgenden größern verschlungen. Wollte sich iemand also auf eine kleine Woge legen, so würde er der Wuth der folgenden nicht anders, als durch schnelles Untertauchen und Zurückschwimmen entgehen können. Endlich, wenn er sich auch auf den Rücken einer großen Woge gelegt hat, so gehört immer noch viel dazu, sich und das Bret, worauf er liegt, in gehöriger Richtung zu erhalten, um sich an eine solche Stelle des Ufers antreiben zu lassen, wo eine Oeffnung zwischen den Felsen ist, weil sie sonst unaufhaltsam gegen diese würden geschleudert werden. Verfehlt jemand solche Stellen, so ist keine andere Rettung, als sein Bret fahren zu lassen, schnell unterzutauchen, zurück zu schwimmen, und die gefährliche Fahrt von neuem zu unternehmen. Die Reisenden sahen mehrmahls, wie einer auf diese Art sich aus der Gefahr zog, und wie das Bret in dem Augenblicke, wo er es fahren ließ, gegen die Felsen zertrümmert wurde. Die Kühnheit und Geschicklichkeit, sagt der Reisebeschreiber, womit die Einwohner diese beschwerliche und gefahrvolle Uebung in unserer Gegenwart vornahmen, ist bewundernswerth und kaum glaublich. — Die Spiele der Kinder sind den schon erwähnten auf den

Ge-

Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln ähnlich. Ihre Bälle sind von grünen, zusammengedrückten und mit Bindfaden umwickelten Blättern gemacht. Sie werfen und fangen diese nicht bloß mit der Hand, sondern, welches weit künstlicher ist, und weit mehr Uebung voraussetzt, sie bedienen sich auch dazu eines Holzes oder kurzen Stockes, an dessen Ende ein Quer-Holz durchgeschlagen ist, welches zu beyden Seiten wie ein spitziger Zapfen hervor steht; mit dieser Spitze fangen sie den Ball auf, wenn er herunter fällt, schnellen ihn wieder in die Höhe, drehen, während er in der Luft ist, das Instrument um, und fangen ihn mit der andern Spitze auf. Auf diese Art fahren sie lange fort, ohne den Ball fallen zu lassen. Mit eben so vieler Geschicklichkeit können sie auch mehrere Bälle nach einander in die Luft werfen, und wieder fangen. Man sahe oft Kinder, welche auf diese Art beständig fünf Bälle im Gange erhielten.

Der Krieges-Tanz der Neu-Seeländer, ist, wie bey den Irokesen, schrecklich, und besteht in den heftigsten und abscheulichsten Verdrehungen. Die Zunge wird weit aus dem Munde heraus gestreckt, und die Augen werden so entsetzlich verdrehet, daß die ganze Horn-Haut in die Augen-Höhle hinein gekehrt ist, und das Weiße fast zirkelförmig heraus steht. Sie schwingen ihre Speere, werfen ihre Wurf-Pfeile in die Luft, und heulen dabey ihren wilden Schlacht-Gesang, wobey jede Strophe sich mit einem tiefen Seufzer endigt.

Die Neu-Holländer besitzen eine ungemeine Geschicklichkeit und Stärke im Werfen der Speere. Sie bedienen sich dazu eines Wurf-Stockes, d. i. eines etwan 3 Fuß langen Stockes, dessen unteres Ende mit einem 4 Zoll breiten Querstücke versehen ist. Auf das obere Ende wird der Speer in seinem Schwer-Puncte aufgelegt, zu welchen Behuf in demselben ein

Loch

Loch angebracht ist. Der Wurf-Stock mit dem horizontal darauf liegenden Speer, wird so in die Höhe gehalten, daß beym Fortwerfen das untere Ende mit dem Quer-Stücke an die Schulter anstößt. In dem Augenblicke da dieser Stoß erfolgt, fliegt der Speer mit großer Kraft und Geschwindigkeit davon. Sie wissen dabey so geschickt zu zielen, wie man nur immer mit einer Flinte zu thun vermögend ist.

Nähere Betrachtung einiger Leibes-Uebungen und Bewegungs-Spiele.

Vom Anhängen um die Wette, siehe im LXXI Th., S. 567.

Das Baden. Das natürlichste Mittel, Reinigkeit zu befördern, und eine Menge unangehmer Zufälle zu verhüten, ist das Bad, und doch wird es von einem sehr großen Theile der cultivirten Welt sehr vernachlässigt. Unser Körper dünstet beständig aus, und eine Menge Staub-Theilchen und andere Unreinigkeiten fallen von Zeit zu Zeit auf denselben nieder; die Oberfläche der Haut bedarf also schon deswegen einer oft wiederhohlten Reinigung. Die Natur hat uns dazu ein bequemes und angenehmes Mittel allenthalben dargebothen, — das Wasser; aber Viele unter uns nutzen es in der That sehr wenig. Gesicht und Hände, bisweilen etwan auch die Füße, bloß diese Extremitäten des Körpers werden gewaschen; die übrigen Theile von sehr vielen Personen vielleicht nur zwey Mahl, nähmlich: gleich nach der Geburt, und gleich nach dem Tode, wovon lezteres ihnen nicht einmahl zu gute kommt. Es ist wahrlich eine Ekel erregende Idee, daß die Haut manches Menschen in 50 und 60 Jahren nicht einmahl gewaschen wird, und doch verhält es sich unstreitig so.

Bey den meisten Völkern der alten Zeit hingegen, wie auch bey vielen der neuern, wurde das Baden als eins der unumgänglichsten Bedürfnisse angesehen; einige Gesetzgeber dieser Völker, von der Nothwendigkeit einer oft wiederhohlten Reinigung überzeugt, haben es sogar zu einer religiösen Ceremonie gemacht, um das Volk desto besser dazu zu verbinden, z. B. bey den Aegyptern, Israeliten, Muhamedanern. Es ist bekannt, wie viel die Griechen auf Bäder hielten. Pythagoras betrachtete die religiösen Gebräuche der Aegypter, und sahe den vorzüglichsten Nutzen des Badens aus dem rechten Gesichtspuncte; dieses trug vielleicht dazu bey, daß es in der Folge so allgemein ward. Die Römer wurden seit den Zeiten des Asklepiades aufmerksam darauf, und die Schüler dieses Arztes, Themison und Antonius Musa, machten den Gebrauch des Bades immer allgemeiner. Die alten Deutschen badeten sich täglich in den Flüssen, wie noch jezt die Othaheiter und andere Nationen, die sich noch näher an die Natur halten, als wir Europäer. Ganz ist jedoch auch in Europa das Baden nicht abgekommen. Die Hochländer bedienen sich in ihrem, obgleich kalten, Klima dieses Mittels häufig; bey den Russen ist es durchaus gebräuchlich. Bey uns Deutschen ist es freylich eine lange Periode hindurch sehr selten gewesen. Der Nahme Bader, der noch den Barbieren in vielen Städten übrig geblieben ist, erinnert an die ehemahlige Gewöhnlichkeit; und neuerlich ist es einsichtsvollen Aerzten wieder gelungen, die heilsame Gewohnheit einiger Maßen wieder in Aufnahme zu bringen.

Man kann zwey Arten von Bäder unterscheiden: Luft-Bäder und Wasser-Bäder, wiewohl die leztern insbesondere den Nahmen Bäder zu führen pflegen. Die Luft-Bäder bestehen bloß darin, daß man sich nacket der Wirkung der Luft aussetzt. Eine Methode,

die Franklin noch in seinem Alter beobachtet haben soll, indem er sich auf dem Altane seines Hauses des Morgens eine Zeitlang entblößt hin zu setzen pflegte. Ein Mehreres davon wird im Art. Luft-Bad vorkommen. Zu den Luft-Bädern können auch die Dampf- Dunst- oder Schwitz-Bäder gerechnet werden, deren man sich häufig in Rußland bedient; s. im VIII Th., S. 736, fgg. Sich einer heißen trocknen Luft aussetzen, ist eine Methode, die unsere Stuben-Freunde 7 Monath des Jahres hindurch, obgleich, nicht mit dem besten Erfolge für ihre Gesundheit, anwenden. Man hat hierin das Maximum versucht, was ein menschlicher Körper auszuhalten vermag, wovon ich im XXIV Th., S. 12, fgg. Nachricht ertheilt habe.

Die Wasser-Bäder sind entweder warme, oder kalte. Die warmen Bäder sind wohl nicht die ältesten und natürlichsten, sondern eine Einrichtung des Luxus und der Weichlichkeit; wenigstens findet man, daß die alten Nationen, so lange sie eine harte und einfache Lebens-Art beobachteten, sich bloß der kalten Bäder bedienten. So waren z. B. bey den Macedoniern die warmen Bäder in Verachtung, weil sie Weichlichkeit und Wollust begünstigten, und aus eben der Ursache verboth Scipio der Afrikaner den Gebrauch derselben in seinem Lager.

Nach einer Erfahrung von Jahrhunderten, ist das kalte Bad von unglaublichem Nutzen für die Gesundheit. Das Beyspiel alter Nationen, die fast in jedem Hause ein Bad hatten, oder öffentliche Bäder besuchten; die religiöse, auf Politik gegründete Sitte des Badens bey Juden und Muhamedanern; das Beyspiel unserer ältesten Vorfahren, welche den Neugebornen in der kühlen Quelle abhärteten; die fast allgemeine Sitte des Badens bey ganz rohen und halb cultivirten Natur-Völkern, denen wir an Gesundheit

und

und körperlicher Stärke weit nachstehen, und endlich der allgemeine Ausspruch älterer und neuerer Aerzte zum Besten des Badens; alles dieses sollte uns aufmuntern, ein Gleiches zu thun; aber unsere Bade-Stuben sind überall eingegangen, und die löbliche Sitte, seinen Körper von Zeit zu Zeit zu reinigen, seine Haut, seine Muskeln und Nerven zu stärken, und dadurch menschlicher und gesunder zu werden, wird beynahe überall, wenigstens in den meisten kleinen Städten, als etwas unsittliches angesehen, das der hochweise Magistrat wohl gar verbiethet, und das auf vielen Schulen und Universitäten mit Strafe belegt ist. Dieses wahrhaftig schmutzige Vorurtheil ist allgemein Mode; man hält es für ein Zeichen der Ehrbarkeit sich nicht zu baden, weil man, da keine besondere Anstalten dazu da sind, sich im Freyen entblößen muß; man trägt sich also lebenslang mit einer wirklichen Unhäutung von Schmutz herum, die bey lebhafter Vorstellung unüberwindlichen Ekel erregt, und nach welcher man, wie der vortreffliche Frank (*) sich ausdrückt, wie aus den Jahr-Ringen eines abgesägten Baumes, die Alters- oder Lebens-Jahre berechnen könnte.

Ist eine so allgemeine Unreinlichkeit, die man gemeiniglich nur von denen Theilen des Körpers, wo sie ins Auge fällt, wegnimmt, nicht entsetzlich? Sollte man glauben, daß sie bey einer gesitteten Nation Statt finden könnte, bey welcher es doch Schande ist, in schmutzigen Kleidern einherzugehen? Ist es denn schon hinlänglich, mit reinlichen Kleidern den Schmutz, der den ganzen Körper überzieht, zu bedecken? Unzer sagt von Leuten, welche sich der Unreinlichkeit aus Affectation überlassen: „sie sind werth, daß man

(*) Im 3 B. seines System einer medicinischen Polizey, (Mannh. 1783, gr. 8.) S. 999.

„Buch über sie halte; diese Niederträchtigkeit sollte „billig eine allgemeine Verachtung nach sich ziehen.“ Eine andere Folge des Nichtbadens betrifft die Gesundheit, welche ohne vollkommene Reinlichkeit unmöglich bestehen kann. Unser Leib dunstet, so lange er gesund ist, beständig eine kleberige Feuchtigkeit aus, die sich an die Haut anlegt, und sich an den unbedeckten Theilen mit dem darauf fallenden Staube und anklebenden Schmutze vereinigt (*). Hierdurch werden das Gesicht, der Hals, die Hände, ja, der ganze Leib, mit einer Schmutz-Rinde überzogen, welche die Ausdunstung hindert, indem sie die Schweißlöcher verstopft. Um dieses nun zu verhüten, muß man sich waschen, oder vielmehr, da dieses, wenn es über den ganzen Leib geschehen soll, zu umständlich ist, sich baden. Die übeln Folgen der durch eben beschriebene Unreinigkeit gehemmten Ausdunstung, sind: Schnupfen, Husten, Zahn- und Kopf-Schmerzen, Reissen in den Gliedern, Hals- und Augen-Krankheiten, mancherley Haut-Zufälle, und dgl. Wir haben uns an diesen Sachen gewöhnt, wir glauben, das sey nun einmahl so, und es fällt fast Keinem mehr ein, die Ursache davon wenigstens größten Theils einer Unreinlichkeit, die allgemein Mode geworden ist, zu zuschreiben. Es ist aber ausgemacht, daß eine große Menge von Krankheiten aus Mangel der Reinlichkeit und dadurch gehemmter Ausdunstung entstehen, daß folglich ein großer Theil des menschlichen Elendes gehoben werden könnte, wenn man das Baden in den Familien ein-

(*) Alle bedeckten Theile des Körpers dunsten gemeiniglich noch stärker aus, als die unbedeckten. Die Kleider halten den Staub nicht ganz zurück, er zieht sich nach und nach hindurch bis auf die Haut. Die Kleidung selbst aber, durch die Bewegung und durch das unaufhörliche Reiben abgenutzt, setzt eine Staub-ähnliche Masse auf die Haut ab, die mit der Ausdunstung eine Kruste über den ganzen Leib bildet.

einführen, und selbst durch öffentliche Anstalten unterstützen wollte.

Wenn wir so sehr auf die Erhaltung eines einzelnen, durch Frost, Dämpfe oder Wasser verunglückten Mitgliedes unserer Gesellschaft sehen, und wenn zu diesem Zwecke in den meisten Gegenden schon herrschaftliche Befehle und Ermahnungen vorhanden sind, so lasset uns doch consequent handeln? es muß ja weit wichtiger seyn, das Wohlseyn von mehrern Millionen Individuen zu sichern, als einen schon Halbtodten das Leben zurück zu geben, was er nur gar zu oft unwillig annimmt, weil es sein Wunsch war, dasselbe nicht zu besitzen. Dem ungeachtet sind öffentliche Bade-Anstalten noch sehr selten, und Aufmunterungen zu dieser allgemein zu verbreitenden größern Reinlichkeit kennen wir noch gar nicht. Doch ist in der Gegend von Speyer, Manheim, Maynz ꝛc. der Rhein wieder in dem Besitze des Rechtes, seine Ufer-Bewohner, nach altdeutscher Sitte abzustählen. In Paris hat *Poitevin*, auf Empfehlung seines Vorhabens von Seiten der Polizey und der medicinischen Facultät, von dem Könige die, unter d. 13 Aug. 1761, in dem Parlament eingeschriebene, Erlaubniß erhalten, ein öffentliches Gesundheits-Bad zu errichten, von dessen Einrichtung ich im III Th., S. 412, fgg. eine deutliche Beschreibung geliefert habe. Eben so erhielt D. Ferro, in Wien, die Erlaubniß, ein öffentliches kaltes Bade-Haus anzulegen, und dadurch der zunehmenden Weichlichkeit der Deutschen, der Hypochondrie, Hysterie und allen andern Nerven-Krankheiten, vorzubauen. Die Bade-Zimmer ruhen auf einer Flöße, die aus dicken rund gelassenen Bäumen zusammengesetzt, und oben mit aufgelegten Bretern gleich gezimmert ist; diese Flöße steht dem Strohme des Flusses (der Donau) quer über, doch so, daß die meisten Bäume gerade mit dem Strohme zu liegen

kommen. Sie wird entweder mit starken Ketten am Ufer festgehalten, oder man schlägt starke Pfähle an jede Ecke der Flöße in den Grund des Flusses, wo dann die Flöße mit einem Ringe an den Pfählen angemacht, nie weichen, und doch mit dem Wasser auf und nieder gehen kann, je nach dem das Wasser steigt oder fällt. Die Bade-Zimmer stehen auf dieser Flöße in zwey Reihen, zwischen welchen auf der Mitte der Flöße, der Länge nach, ein Gang ist, der mit dem Ufer vermittelst einer Brücke zusammenhängt. Die Zimmer haben ihre Thüre auf den Gang hin; in jedem derselben ist an der einen Seite des Bodens eine Oeffnung, in Form eines länglichen Viereckes, durch welche man, vermittelst einer Stiege, in einem geräumigen, am Boden des Zimmers fest gemachten Kasten in das fließende Wasser hinab geht; dieser Kasten kann nun tiefer oder seichter in das Wasser gelassen werden, je nach dem man in die an seinem Eck-Pfosten angebrachten Löcher, und am Boden des Zimmers ebenfalls angeschraubte eiserne Ringe, welche auf diese Löcher passen, einen eisernen Nagel durchzieht; denn der Kasten muß immer auf diese Art an dem Boden fest gehalten werden, weil er vom Wasser sonst immer in die Höhe steigt; und weil er alle Abende herausgenommen werden muß, um von dem sich etwan angesetzten Schlamme gereiniget zu werden, so muß er nur locker in der Oeffnung hangen. Dieser Kasten aber kann, nach Belieben des Unternehmers, breiter oder schmähler, kürzer oder länger gemacht werden; die im Bade des Hrn. Ferro sind in allem 5 Fuß lang, 3 breit, und $4\frac{1}{2}$ Fuß tief. Unten hat jeder Kasten einen festen Boden, der aber doch durchlöchert seyn muß. Die Seiten-Wände desselben bestehen aus nicht zu dicken, in Form eines Gitters von einander abstehenden Balken, durch welche das Wasser beständig aus und einfließen kann. Nebst diesen

wird

wird derselbe von aussen mit eisernen Bändern und Reifen fest gehalten, davon zwey bey dessen breitern Theil, und einer bey dessen schmahlen Theil, um den ganzen Kasten herum gehen, so daß diese zwey Reifen sich unter den Boden des Kastens durchkreuzen, und solcher Gestalt denselben unbeweglich mitten im Strohme des Wassers hangend erhalten. Diese Oeffnungen der Bade-Kasten können, damit das Wasser des einen Bades nicht auf das Bad des gegenüber stehenden Zimmers fließe, schiefwärts gegenüber stehend angebracht werden. Der ganze Ober-Bau muß so leicht, als immer möglich ist, die Wände einfach, und das Dach von starker angespannter Leinwand gemacht werden. Wenn die Flöße demnach durch die Gewalt des Strohmes tiefer in das Wasser zu sinken drohen sollte, muß man vorn und hinten große und breite Schiffe anheften, und vermittelst zwey starker Bäume, die von einem dieser Schiffe auf dem andern liegen, die ganze Bade-Flöße in die Höhe heben, damit dieselbe solcher Gestalt auf den beyden Schiffen ruhe.

Herr D. Ferro, welcher dieses kalte Bad angelegt hat, hat auch zugleich eine Abh. vom Gebrauch der kalten Bäder (*) herausgegeben, aus welcher auch vorstehende Beschreibung genommen ist, und in welcher man auch den Grundriß der Bäder sehen kann.

Wenn nun die Polizey dafür sorgt, daß (wie sonst leicht geschehen dürfte,) dergleichen Bade-Häuser nicht zum Sammel-Platz ausschweifender Menschen, und folglich zur Quelle der Entschöpfung und wechselseitigen Ansteckung mit einem die Zeugungs-Theile angreifenden, und durch kein fließendes Wasser, wie man

(*) Paskal Joseph Ferro vom Gebrauch der kalten Bäder. Wien, 1781, 8.

Zweyte verm. Aufl. 1792, 8. 1 A. n. 4 K. T.

sich vielleicht einbilden möchte, abzuspühlenden Gifte, ausarten, und wenn auch sonst die Ordnung getroffen würde, daß man nicht jedem, in vollem Schweiße daher rennenden und erhitzten Jünglinge sogleich gestatte, sich, auf gut russisch, mit dampfendem Körper, in das kalte Wasser zu stürzen, als wovon viele üble Folgen entstehen können; so sind dergleichen Gelegenheiten zur öftern Abwaschung des Körpers, und zur Stärkung seiner Nerven und Fasern durch die unnachahmliche Wirkung kalter Bäder, gewiß eins der größten und natürlichsten Mittel zur Wiederherstellung aller der Vorzüge deutscher Mannhaftigkeit und Spannkraft, welche, unter der entlehnten Verzärtelung und dem affectirten Zurückbeben vor jedem kalten Tropfen Wassers, so wie unter tausend andern ausländischen, sowohl physischen, als moralischen (wie Frank es nennt,) Zimpferlichkeiten, und mehr als weibischer Empfindlichkeit, anfiengen, zur Schande des deutschen Volkes, nach und nach zu erlöschen.

In Ansehung der Sittsamkeit und Bequemlichkeit ist das Baden in dazu eingerichteten Gebäuden vielleicht vorzuziehen, sonst aber ist es doppelter Genuß, sich im freyen Flusse, unter freyem Himmel, von Wiesen und Wald umgeben, zu baden. Die Polizey an solchen Orten, wo tiefe Ströhme sind, sorgt dafür, daß Plätze im Flusse abgesteckt werden, wo man ohne Gefahr hinein gehen kann, und läßt jährlich untersuchen, ob der Fluß sein Bett etwan ausgewühlt habe. Eine nothwendige Vorsicht, wegen der großen Begierde, welche junge Leute zu dieser wohlthätigen Uebung antreibt!

Im J. 1784 ließ der Rath zu Leipzig nachstehende Verordnung, in Ansehung der sichern Bade-Plätze und der beym Baden nöthigen Verhaltungs-Regeln, ergehen.

Bey den leider nur allzu häufigen Beyspielen so vieler beym Baden in den hiesigen Flüssen verunglückter Personen, legt uns unser obrigkeitliches Amt die Pflicht auf, für die Verhütung ähnlicher Unglücksfälle in der Zukunft, so viel möglich, besorgt zu seyn. Da nun die Ursachen der erwähnten traurigen Fälle nicht allein in der unschicklichen Wahl der Bade-Orte zu liegen scheinen, sondern auch eben sowohl in einem fehlerhaften Verhalten beym Baden selbst zu suchen sind, da z. B. durch plötzliche Erkältung des Körpers die augenscheinlichste Gefahr einer tödtlichen Erstarrung und eines Schlagflusses veranlasset werden kann, wobey das Leben der Unglücklichen, denen dergleichen Zufälle im Wasser begegnen, selten zu retten ist: so haben Wir durch gegenwärtiges Patent theils einige vor jezt sichere Bade-Plätze anzeigen, theils aber auch einige nöthige Verhaltungs-Regeln beym Baden selbst, nach der Vorschrift einsichtsvoller Aerzte, bekannt machen wollen.

Als dermahlen völlig sichere Bade-Plätze sind, nach vorgängiger Untersuchung und Anzeige verpflichteter Personen, 1. der 210 Ellen lange Platz in der Elster, hinter den Wiesen der Funkenburg, an dem Raths-Gehölze, zwischen der dritten und vierten oder der sogenannten Kuhthürmer und lindenauer Allee im Rosenthale; 2. der 150 Ellen lange Platz unterhalb der golisser Mühle, wozu die sogenannte möckerische Allee den Eingang vom Rosenthale aus bemerkt; 3. der über 700 Ellen lange Platz in der alten Pleisse, zwischen der Saubrücke und dem Krumbhaarischen, sonst Fregischen Garten, befunden worden, an welchen Plätzen denn auch, wie weit man daselbst sicher baden könne, durch besondere in dieser Absicht errichtete Steine, wovon der eine den Anfang, der andere das Ende des sichern Bade-Ortes anzeigt, deutlich bemerkt worden ist; und obgleich noch an andern Orten hin und wieder einzelne sichere Stellen anzutreffen seyn möchten, so wechseln sie doch mehrentheils mit unvermutheten Tiefen ab, oder sind wegen Trieb-Sandes und öfterer Veränderungen des Fluth-Bettes, zu meiden, daher alle Badende vor andern minder sichern Stellen hier-

mit gewarnet, und sich eines der oben angezeigten Orte zu bedienen, ernstlich ermahnet werden.

Hiernächst hat man beym Baden selbst, zu Erhaltung der Gesundheit und zu Vermeidung unglücklicher Zufälle, folgende Verhaltungs-Regeln zu beobachten: daß man 1) nicht gleich nach gehaltener Mahlzeit, sondern entweder vormittags nach einem leichten Frühstück, oder gegen Abend, wenn die Verdauung der Mittags-Speisen meist vorüber ist, bade; 2) am wenigsten aber alsdann, wenn man kurz vorher geistige Getränke, als: Bier, Wein, oder wohl gar Brandwein zu sich genommen hat; 3) daß man sich nicht nach vorhergegangener Erhitzung auf dem Wege plötzlich auskleide, noch mit erhitztem Körper ins Wasser steige, vielmehr eine Zeitlang am Flusse ausruhe, bis sich der Schweiß verloren, und der Körper durchaus eine gleiche und mittelmäßige Wärme erlangt hat; 4) daß man nicht auf ein Mahl mit dem ganzen Körper ins Wasser springe, sondern nach und nach hinein steige, auch die ganze Oberfläche des Körpers immerfort fleißig abreibe; 5) daß man alle Erhitzung des Kopfes bey erkältetem Körper sorgfältig vermeide, deswegen auch den Kopf nicht dem anhaltenden Sonnenscheine aussetze, vielmehr gleich beym Einsteigen ein zusammengefaltetes Tuch ins Wasser tauche, und um den Kopf schlage; daß man endlich 6) nach überstandenen Krankheiten, und wenn die Natur einen Ausschlag aus dem Körper getrieben hat, nie ohne Beyrath eines verständigen Arztes bade; welche wohlgemeinten Anzeigen und Vorschriften Wir unter ernstlicher Ermahnung zu deren Befolgung, und in der Hoffnung mittheilen, dadurch, nächst Gott, die Anzahl der traurigen Begebenheiten dieser Art vermindert zu sehen. Wonach sich jedermann zu achten hat, widrigenfalls aber die sich zugezogene Gefahr und übeln Folgen lediglich sich selbst zuzuschreiben haben wird, immaßen es Unserer Seits an heilsamen Warnungen und nöthigem Unterrichte nicht gefehlt hat. Urkundlich mit dem gewöhnlichen Stadt-Siegel bedruckt. Leipzig, den 9ten August 1784.

Der Rath zu Leipzig.

Hier

Hier verdient auch des Hrn. Hofmed. und Prof. May patriotischer Brief an seine Mitbürger, über den Gebrauch und Mißbrauch der Rhein-Bäder, aus Dessen vermischten Schriften (Mannh. 1786, 8.) eine Stelle.

„Liebe, gute Mitbürger!

Wie angenehm ist mir das Geschäft, wenn ich etwas zu Ihrem Besten, zur Erhaltung Ihrer Gesundheit beytragen kann! Wie schmeichelnd wird das Vergnügen für mich seyn, wenn ich so glücklich bin, durch diesen Brief, den ich mit warmem Gefühle einer wahren Freundschaft hergeschrieben habe, einige bey dem vorjährigen Gebrauche der Rhein-Bäder eingeschlichene Fehler niederzureissen, und ihre Gesundheit dadurch zu schützen.

Ich hatte den verflossnen Sommer Gelegenheit, verschiedene Zufälle, welche unmittelbare Folgen des Mißbrauches der gedachten Bäder gewesen sind, mit Wehmuth zu bemerken. Bey einigen vollblütigen Frauenzimmern erfolgte Schwindel, Blutspeyen, Engbrüstigkeit. Bey schwächlichen bemerkte ich Schluchsen, Nesselsucht, hartnäckige Husten und Schnupfen. Einige Frauen, welche gesegnet waren, erlitten Blutflüsse aus der Gebärmutter mit augenscheinlicher Gefahr einer unzeitigen Geburt. Viele Jünglinge und Männer klagten unmittelbar nach dem Bade über eine ausserordentliche Schwere in den Gliedern, und über Neigung zum Schlafe. Andere fühlten eine Niedergeschlagenheit des Gemüthes mit einem beschwerlichen Athemholen. Bey einigen erfolgte gar Gliederreissen mit einer wirklichen Geschwulst der Gelenke. Manche bekamen Durchfälle mit Leibreissen, und konnten sich lange Zeit nach dem Bade nicht erwärmen.

Alle diese hier beschriebenen Zufälle waren betrübte Folgen eines fehlerhaften Gebrauches der Rhein-Bäder. Man ließ sich von dem herrschenden Vorurtheil hinreissen, als wäre das Rhein-Bad ein allgemeines untrügliches Mittel wider alle Uebel. Man bediente sich der Bäder, weil es ein neuer Gebrauch war. Einige glaubten, ihren Gebrechen dadurch zu steuern;

viele

viele thaten es wegen der Reinlichkeit, die meisten aber badeten aus Wollust. Man machte keinen Unterschied zwischen den Tages-Zeiten. Morgens früh nach kühlen Nächten, unmittelbar vor und nach dem Essen; Abends, nachdem durch Gewitter und Hagel die Luft und das Wasser zu viel abgekühlt waren; zu allen Zeiten wurden die Bäder gebraucht. Der größte Theil lief bey der stärksten Sonnen-Hitze hinaus; und ungeachtet sie keine Nordländer sind, so legten sie ihren von Schweiße noch dampfenden Leib doch in den Rhein, welcher selten wegen des fast beständig wehenden Nord-Windes eine angemessene Wärme hätte. Einige unserer ausschweifend lustigen Mitbürger trotzten aller Gefahr, nahmen im Bade eine Herzstärkung von Schinken und Butterbrod, und zechten herzhaft am Rande schwer drohender Krankheiten.

Diese Fehler und Unbilden, womit man auf die Gesundheit losgieng, wurden dadurch noch bedenklicher, weil viele zu lange, zu tief, und ohne die Oberfläche ihres Körpers mit beständigem Reiben zu reizen, im Bade still und ruhig sitzen blieben. Sie setzten ihre Brust, ihren Unterleib dem mächtigen Drucke des Strohmes völlig aus, welcher der Ausdehnungs Kraft der Brust- und Bauch-Muskeln die äusserste Gewalt anthat. Man machte keinen Unterschied, ob das Wasser hell, oder trüb und leimartig war; man bekümmerte sich wenig darum, ob der Rhein das Schnee-Wasser der Schweizer-Gebirge mit sich fortreisse, oder nicht; ob die Kräfte ihres Herzens, ihrer Schlag-Adern, und ihres überhaupt verzärtelten Leibes mit der Gewalt des so heftig drückenden Wassers in einigem Gleichgewichte stünden.

Mir war es daher nach Betrachtung alles dieses nicht unbegreiflich, warum so mannigfaltige Zufälle erfolgten, welche man zwar fühlte, aber dem Bade nicht zuschrieb, und geduldig verschmerzte, ohne es einem Arzte zu entdecken. Ich sah klar ein, warum bey Vollblütigen Schwindel, Engbrüstigkeit und Blutspeyen, bey Schwächlichen Schwermuth und Steifigkeit, Durchfälle und Gliederreissen, Schnupfen und Husten, unmittelbare Zufälle der Rhein-Bäder gewesen sind. Alle diese Zufälle waren bey dem gemeinen

Manne

Manne nicht so merklich, als bey den mürben Stadt-Gesundheiten. Jene widerstunden diesen übeln Folgen zum Theil durch mehr gestalte Leibes-Beschaffenheit, und fortgesetzte Leibes-Bewegung; diese hatten wenigstens einige Tage zu schmachten, bis sie die ihren Hasen-Körperchen zugefügten Unbilden des Rhein-Bades mit Chocolade und fremden Kraft-Weinen wieder ausgeätzet hatten.

Es ist ein großer Unterschied, liebe Mitbürger! zwischen einem Haus- oder Gesund-Bade, und zwischen einem Bade im vollen Rheine. In einem Bad-Zuber kann vielleicht das Gewicht von 4 bis 500 Pfunden auf die Oberfläche des Körpers wirken, da in dem vollen weiten Rheine viele tausend Pfunde auf eben die Oberfläche von allen Seiten drücken. Es läßt sich daraus begreifen, warum schwächliche Menschen, sobald sie aus dem unendlich leichtern Luft-Kreise in einen ströhmenden Fluß übergehen, sogleich eine Engbrüstigkeit und Beklemmung spüren, und bey vermehrtem Eintauchen ersticken wollen. Auch dem stärksten Körper würde der Druck dieser ungeheuern Wasser-Menge endlich nachtheilig werden, wenn er sich einfallen ließe, lange Zeit tief bis an den Hals eingesenkt ruhig sitzen zu bleiben. Ich will hier nichts von der besondern Wirkung der oben berührten Kälte des Wassers reden, welche manchmahl bey heftigen Gewittern durch Hagel-Fall und den Schweizer-Schnee auch mitten in den Sommer-Tagen wächst, und manchem badenden Weichlinge trotz dem Vorurtheile, daß das kalte Wasser stärke, sehr gefährlich wird. Der Himmelsstrich, den wir bewohnen, die verzärtelte Erziehung, der Mißbrauch des warmen Getränkes, und andere Jugend-Fehler, schwächen unsern Körper, und machen ihn gegen die leichteste Krankheits-Ursache empfindlich. Die seit einigen Jahren her beständige Witterung, und ihr jählinger Uebergang vom Heißen ins Rauhe, erfordert ebenfalls einen wohl überlegten, behutsamen Gebrauch.

Dieses sind, liebe Mitbürger! die durch die Vernunft und Erfahrung bestätigten übeln Folgen des mißbrauchten Rhein-Bades. Ich habe mich mit Fleiße keinem gar zu mathematischen Beweise überlassen wollen,

len, damit diese meine freundschaftliche Absicht desto gemeinnüziger und unbeschränkter seyn möchte. Wäre unsere körperliche Erziehung der alten Deutschen und Römer, der Scythen und Russen gleich, so würden diese meine Warnungen platterdings den Stämpel einer bloß beschaulichen Träumerey verdienen.

Sie werden mich also fragen, liebe Mitbürger! welche die Vorsorgen seyn, die wir bey dem Gebrauche des Rhein-Bades zu beobachten haben? Ich muß die Antwort nach der Verschiedenheit der Bad-Gäste austheilen. Es giebt halbgesunde, säuberliche, gesellschaftliche und wollüstige Badende.

Die erste Gattung badet, um gesund zu werden; die zweyte, um gesund zu bleiben; die dritte, aus gesellschaftlichem Triebe, oder platterdings deswegen, weil das Bad-Wasser ihrem durch die Sonnen-Hitze glühenden Gefühle schmeichelt. Unter die Halbgesunden rechne ich die Blutspeyer, die Engbrüstigen, die Gliedersüchtigen, die Uebelgebildeten, die Aussätzigen, und die seufzenden Schwermüthigen. Allen diesen würde ich ein Haus-Bad, wenn es doch gebadet seyn soll und muß, von Rhein-Wasser anrathen, weil man den gewaltsamen Druck der Wasser-Menge verhüten, und dem Bad-Wasser nach den Umständen des Uebels den gehörigen Grad der Wärme geben kann. Der eigensinnige Gebrauch des Bades im vollen Rheine kann den Blutspeyern und Engbrüstigen tödtlich seyn, den Schwermüthigen aber Anfälle von Krämpfen und Leibreissen verursachen.

Gar oft schlägt eine heilsame Unternehmung für die Gesundheit fehl, wenn man seinen Eigendünkel um Rath fragt, und ihm allein folgt. Das Rhein-Wasser, da es keine mineralische Salz-, Schwefel- oder dergleichen Theile hat, kann bey dem Kranken nur auf zweyerley Art wirken. Entweder stärkt es durch seine Kräfte, oder erschlaffet durch die von der Sonnen-Hitze beygebrachte Wärme. Bey diesen beyden sich einander entgegengesetzten Eigenschaften wird der seichte Mitbürger immerhin vernünftiger handeln, wenn er seine schwächliche Gesundheit nicht nach dem Beyspiele kernhafter Brüder, dem reissenden Strohme des Rheines aussetzt, sich geduldig eines Bad-Zubers bedient, und

und die Maßregeln von seinem Arzte bestimmen läßt; sonst möchte er in demselben Bade, wo er seine Gesundheit sucht, den Tod finden.

Der säuberliche Mitbürger, welcher durch das Rhein-Wasser mir den öhligen scharfen Schweiß seiner Haut abwaschen will, übrigens aber eine standhafte Gesundheit hat, wird so leicht nicht beschädiget werden, wenn er folgenden Maßregeln zu folgen geneigt ist. 1) Die beste Zeit, das Rhein-Bad zu gebrauchen, ist bey schönem heiterm Himmel, morgens zwischen 10 und 11 Uhr, und abends zwischen 6 und 7 Uhr, in welchen Zeiten gemeiniglich der Magen von Speisen leer ist. Jene lustige Brüder, welche auf der Mühl-Aue oder Bleiche tobend tanzen, den Magen mit Speisen anfüllen, herzhaft darauf los schwelgen, und sich alsdann bey dem Rückwege im Rhein-Bade abkühlen wollen, haben allerhand betrübte Zufälle, besonders den Schlagfluß zu befürchten. 2) Wenn man weder Mittel noch Gelegenheit hat, bey starker Sonnen-Hitze an das Bad zu fahren, so muß man, ehe man sich auskleidet, eine gute Viertel-Stunde ruhen, bis die Oberfläche des Leibes zu dampfen aufhört. Schwächliche Personen können durch die Vernachläßigung dieser Vorsorge mit Schnupfen und Flußhusten, auch wirklichen Brust-Krankheiten und Gliederreissen, überfallen werden. 3) Wenn man sich tief, ungefähr bis an den Hals, in das Wasser tauchet, so sey man besorgt, den Rücken gegen den Strohm zu wenden, wenn man den Gefahren der auf die Brust und den Unterleib gewaltig drückenden Wasser-Menge ausweichen will. Ein jeder Badende wird es selbst bemerken, wie ihm nach und nach das Athemhohlen beschwerlicher wird, wenn er seine Brust dem reissenden Strohme entgegen hält. 4) Man handelt vernünftig, wenn man ein Stück Flanell mit ins Bad nimmt, und sich damit am ganzen Leibe reiben läßt, oder selbst reibt. 5) Wenn durch ein Gewitter das Wasser zu sehr erfrischt worden ist, oder jählings anwächst und leimartig wird, so ist den meisten hiesigen Einwohnern, welche aus verschiedenen Ursachen scharfe Säfte haben, das Bad schädlich. Man hat öfters wegen der zurückgetriebenen Ausdunstung, Blasen, Nesselsucht, Roth-

lauf

lauf und Halsweh bemerkt. 6) Man muß nicht zu tief und nicht zu lange im vollen Rhein sitzen bleiben. Fünf Minuten sind hinlänglich, um die ganze Oberfläche des Leibes zu reinigen. 7) Schwächliche, oder auch vollblütige, und besonders schwangere Frauenzimmer handeln vernünftiger, ein Haus-Bad, jedoch nach Gutbefinden ihres Arztes, von Rhein-Wasser zu gebrauchen, um den Folgen dieses gefährlichen Mißbrauches auszuweichen. 8) Reizbaren, studierenden Männern, welche öfterm Kopfweh und Schwindel, oder hartnäckigen Flüssen unterworfen sind, wie auch jenen Handwerksleuten, welche ihr Brod mit sitzender Arbeit verdienen müssen, kann das Rhein-Bad schädlich werden. 9) Jene, welche nach dem ersten Bade Trägheit, Schwere und Niedergeschlagenheit spüren, und sich einige Tage nach einander nicht wohl befinden, besonders diejenigen, welche sich gar nicht erwärmen können, belieben das zweyte Bad zu meiden, wenn sie nicht Lust haben, dem Arzte und Arzeney-Händler zinsbar zu werden. 10) Nach dem Bade ist es nützlich, den ganzen Leib mit einem trocknen Stücke Flanell zu reiben, und durch eine gelinde Leibes-Bewegung die einiger Maßen unterbliebenen Ausdünstungen wieder herzustellen. 11) Wenn der Magen durch Fehler in der Speise-Ordnung verdorben ist, so hüte man sich sorgfältig vor dem Baden im vollen Rhein. 12) Das Nacht-Essen muß nach dem Gebrauche des Bades sehr mäßig seyn. Ein gutes Glas Burgunder oder Champagner ist eine nützliche Nach-Cur, welche die Ausdunstung vollkommen befördert. Die Menschen-Haut scheint überhaupt mehr für die Luft, als Wasser-Bäder, geschaffen zu seyn.

Die gesellschaftlichen und wollüstigen Bad-Gäste werden wohl thun, wenn sie denselben Vorsorgen, die ich hier aufgezeichnet habe, nachfolgen. Es ist nicht nöthig, seinen Körper durch das tiefe Eintauchen und lange Sitzenbleiben dem oben beschriebenen Drucke preis zu geben. Ein großer Schwamm, welchen man über dem Kopfe und den Schultern ausdrückt, und womit man hernach den ganzen Leib wäscht und reibt, wirkt gut, und ohne Gefahr übler Folgen. Man trotzt öfters wollüstig auf seine starke Leibes-Beschaffenheit,

bis

bis die beleidigte Natur ihre strafende Hand aufhebt, und die Verwegenheit mit Nachdruck züchtigt."

Doch ich komme zu der eigentlichen Absicht, warum ich hier von dem Baden handle, und betrachte dasselbe als gymnastische Uebung, nach der Beschreibung und Vorschrift, die Hr. Gutsmuths (*), Erzieher zu Schnepfenthal, davon ertheilt.

„Ich halte das kalte Baden für einen Haupt-Punct einer guten physikalischen Erziehung, und glaube, daß eine Bade-Anstalt für öffentliche Schulen und Erziehungs-Häuser unentbehrlich sey. Oeffentliche Gebäude sind dazu just nicht nöthig; ein sicherer, etwas abgesonderter Platz scheint mir dazu völlig hinreichend. Ließe man hier die Jugend unter guter Aufsicht baden, so würde sie nicht in Versuchung gerathen, der älterlichen Aufsicht zu entwischen, den ängstlich zitternden Aeltern Besorgnisse zu verursachen, beym Baden Unsittlichkeiten zu treiben, oder gar zu ertrinken. Verliert unser Vaterland jährlich nicht einige Hundert seiner hoffnungsvollsten Söhne auf diese Art?

„Man kann mir hier mancherley einwenden, z. E. das Baden ist nicht an allen Orten thunlich, weil es an Wasser fehlt; wer soll die Aufsicht übernehmen? wer die Bade-Kleidung bezahlen? u. s. w. Alle dergleichen Einwendungen zeigen bloß, daß man nicht ernstlich will, und daß man besonders die eigentliche Erziehung, Unterricht abgerechnet, mit einer Gleichgültigkeit ansieht, die uns keine Ehre macht.

„Der Vortheil, welchen die Jugend aus kalten Bädern ziehen würde, ist sehr begreiflich. Ich sage mit Fleiß: aus kalten Bädern; denn ich würde selbst

Das

(*) In seiner Gymnastik für die Jugend, S. 490, fgg.

das an Sommer-Nachmittagen schon lauere Wasser nicht dazu benutzen lassen, sondern das weit kühlere am frühern Morgen dazu anwenden. Alle Nerven und Muskeln werden dadurch gestählt, der Körper wird gegen Kälte ungemein duldsam gemacht, die Haut, auf deren Derbheit oder Weichlichkeit so viel ankommt, wird gegen den Einfluß der Luft abgehärtet, und fähig erhalten, ihr natürliches Geschäft, die Ausdunstung, gehörig zu unterhalten. Es scheint mir zugleich, daß dergleichen Bäder dem Geschlechts-Triebe entgegenwirken können. Doch darüber mögen Aerzte entscheiden; desto gewisser ist es, daß sie den ganzen Körper anfrischen, den ganzen Menschen thätiger und munterer machen, und besonders in heißen Sommer-Tagen ungemein dienlich sind, das Blut abzukühlen. Da dieser Gegenstand ganz vorzüglich Sache des Arztes ist, und ich ihn vom D. Hufeland kurz und vortrefflich abgehandelt finde: so kann ich wohl nichts besseres thun, als daß ich meinen Lesern einen kurzen und wörtlich getreuen Auszug einer Stelle aus einer Abhandlung desselben hier mittheile (*): „Grundlage der Erziehung sey: möglichste Stärkung der „schlaffen Fasern des Kindes; Haltung ihrer Reizbarkeit „in den gehörigen Schranken, ohne sie durch übertriebene „Abhärtung unempfindlich oder steif zu machen; successive „Gewöhnung an die Elemente, und stete Beybehaltung „eines einzigen Tones in der Erziehung, und Entfernung „aller Hindernisse der natürlichen Entwickelung, vielmehr „Unterstützung derselben, ohne die Sache zu übertreiben. „Vorzüglich suche man gleich vom Anfange an, jenes „herrliche Gleichgewicht der Kräfte und Bewegungen der „Seele und des Leibes zu gründen und zu erhalten, in „dem allein die wahre Gesundheit des Leibes und der „Seele liegt. Man kann versichert seyn, daß man durch „eine

(*) Im Journal des Luxus und der Moden, 1792, St. 5, S. 226, kann man die ganze treffliche Abhandlung nachlesen.

„eine, diesen Grundsätzen angemessene, physikalische Er-
„ziehung nicht bloß den Körper, sondern auch die Seele
„bildet, und daß man, schon im ersten Jahre, dadurch
„selbst den Seelen-Organen eine ungemeine glückliche
„Richtung geben kann, welche die nachherige moralische
„Bildung unbeschreiblich erleichtert, ja, nach meiner
„Meinung, ein wesentliches Stück derselben ist." — —
Zur Ausübung der obigen Vorschriften wird hierauf vorgeschlagen: „1) Waschen mit kaltem Wasser,
„schon in der vierten Lebens-Woche. Glücklich sind die
„Menschen, denen man diese Gewohnheit des täglichen
„allgemeinen kalten Waschens von Kindheit an eigen und
„wirklich zum Bedürfniß gemacht hat. Sie besitzen darin
„eine der größten Schutzwehren gegen Gicht, Flüsse, Ner-
„ven-Schwäche, Katarrhe, u. s. w., eins der stärksten
„Erhaltungs-Mittel der Gesundheit, und sie werden es
„gewiß Denen zeitlebens verdanken, die ihnen dieses heil-
„same Bedürfniß aufgelegt haben. 2) Wöchentliches
„ein- und zweymahliges Baden vom Anfange an. Ist
„irgend ein Mittel, was alle Erfordernisse dieses Zeit-Al-
„ters erfüllen, und Gesundheit, Festigkeit, Harmonie und
„schöne gleichförmige Entwickelung der Kräfte sowohl,
„als der Organe zu bewirken vermag, so ist es gewiß die-
„ses. Wirkungen desselben in der ersten Lebens-Periode,
„sind: 1. Beförderung der Reinlichkeit. Das gewöhn-
„liche Waschen ist nicht hinlänglich, die bis in die Haupt-
„Poren gedrungenen Unreinigkeiten wegzubringen. Beym
„Nichtbaden entsteht leicht Ausschlag, Grind, Rauhigkeit
„der Haut, und Verderbung der Säfte. 2. Erfrischung
„und Belebung der Haut-Organisation, die bey der ge-
„wöhnlichen Behandlung ihre Wirksamkeit verliert, und
„theils todte Schlaffheit, theils kränkliche Reizbarkeit an-
„nimmt. Durch fleißiges Baden erhält das Kind ein für
„unsere Generation fast verlornes Gut, nähmlich: Ton,
„Festigkeit und natürliche Wirksamkeit der Haut, folglich
„nicht allein Befreyung von allerley Haut-Krankheiten,
„nicht allein größere Fähigkeit die unvermeidlichen, als:
„Blattern und Masern, zu überstehen, sondern auch, ver-
„möge der bekannten Sympathie der äussern Oberfläche
„mit der innern, mit Stärkung der äussern Haut, auch
„Stärkung der innern Systeme; — der dritte Theil aller
„Krankheiten wird uns durch die Haut mitgetheilt.

„3. Kein Mittel wirkt so gegen Stockungen, Unordnungen „der Bewegungen und Circulation, bringt so Leben und „Thätigkeit in alle, auch die entferntesten Organe und „Functionen, folglich Harmonie ins Ganze, regulirt so „sehr das wichtige Geschäft der Entwickelung und Aus„bildung der Organe und Kräfte, und sorgt so sehr für die „gleichförmige Vertheilung der leztern, als das Baden.“ Recht sehr viel Beherzigung verdient Folgendes: „4. Ein hauptsächlicher, bisher ganz übersehener Vortheil „des frühzeitigen Badens ist endlich der, daß dadurch der „ganzen Natur, d. h. der lebendigen Wirksamkeit der „Kräfte und Organe mehr Richtung und Antrieb nach der „Oberfläche und in die äussern Theile gegeben, und folg„lich der heilenden Natur in Krankheiten mehr die Kraft „und Gewohnheit mitgetheilt wird, ihre kritischen Beweg„ungen nach der Haut zu determiniren, und die Haut„Absonderung zur Entscheidung und Hebung der Krank„heiten zu benutzen. Ich kenne,“ setzt dieser vortreffliche Arzt hinzu: „nichts verderblicheres, nichts, was „den Begriff von Schwäche und Kränklichkeit so vollkom„men enthielte, als der in unsrer Zeit allgemein gewor„dene Charakter der menschlichen Natur, von aussen nach „innen zu reflectiren und alle Ablagerungen der Krank„heits-Stoffe sowohl, als ihre Krisen auf die innern „Theile, besonders auf die Verdauungs-Werkzeuge, zu „machen. Es ist eine wahre Umkehrung der Natur, wo „die innere Oberfläche die Dienste der äussern thut, da im „regelmäßigen Natur-Zustande das ganze Schema gera„de entgegengesetzt, und die Richtung der Bewegung vom „Mittelpuncte nach aussen seyn soll.“ So weit der Arzt.

„Es könnte dennoch zärtliche Aeltern geben, die im Gegentheile Schnupfen, Husten und andere Krankheiten vom kalten Baden befürchteten. Ihnen zum Troste muß ich hier meine Erfahrung anführen. Ich habe nun mehrere Jahre, nicht bloß im Sommer, sondern auch den ganzen Herbst hindurch bis gegen den Winter, einige 30 junge Leute baden gesehen, bey großer Hitze sowohl, als auch im Regen, an kühlen Tagen, bey

bey dick liegendem Reife und gefrornen Pfützen, einmahl sogar kurz vor Weihnachten bey schnell eingefallenem Thau-Wetter, in einem Teiche, dessen hand- und daumendickes Eis an einer Stelle mit einer starken Säule entzwey gestoßen werden mußte, und auf welchem die Badenden herum giengen; ein ander Mahl in einer tiefen Sammlung von Schnee-Wasser, und beyde Mahl auf dringendes Bitten dieser jungen Leute. Ich habe, selbst weichlich erzogen, und den daher stammenden Vorurtheilen nicht frühzeitig entrungen, genau beobachtet, und auf die Frage: sollte denn das wirklich angehen, ohne zu schaden? von der Erfahrung immer die gerade, nur mit wenigen Bedingungen verknüpfte, Antwort erhalten: ja, es geht nicht nur, sondern ist für körperliche Gesundheit zuträglich. Ich habe weder Schnupfen, noch Husten, noch sonst eine Krankheit darnach entstehen sehen, sondern gefunden, daß Personen, die sich diesem kräftigen Gesundheits-Mittel unterwerfen, beynahe ganz und gar von allen diesen Zufällen frey sind, und daß sie das, was die meisten Leute wie die Pest fürchten, das Erkälten kaum kennen.

„Beyspiele dieser Art sind leider bey uns Deutschen, oder vielmehr bey uns verfeinerten Europäern, überhaupt sehr selten, wir staunen sie nur in den gemeinen Russen an, der aus seiner heißen Backofen-Stube hinaus in das Schnee-Bad geht, und schieben dieses auf die Härte und Rohigkeit seiner Natur. Gesund seyn, heißt aber nicht roh seyn, und Gesundheit ist mehr, als alle weibische Verfeinerung, als aller Geschmack. Ich führe daher noch ein merkwürdiges Beyspiel an. Es kam am 8 Aug. 1791 zu Schnepfenthal ein kleines Mädchen zur Welt. Sein Vater nannte es Thusnelda Gertrud. Es ist ein kleines fröhliches Ding. Er tauchte es am 6ten oder 7ten Tage, nachdem es vorher ununterbrochen reine

und kühle Luft geathmet hatte, ihr auch oft ganz nacket ausgesetzt, und häufig ganz kalt gewaschen worden war, am kalten Quell unter, und wiederhohlte dies alle 2 bis 3 Tage. Das Kind erschrack gleich anfangs sehr wenig, denn die Empfindung junger Säuglinge ist noch gar nicht verfeinert, und noch weniger bis zur Nerven-Schwäche herabgestimmt. Doch weinte es wohl zu Zeiten. Nach und nach trat aber die Gewohnheit so völlig ins Spiel, daß es beym Untertauchen seltener einen Laut von sich gab. Es wurde kalt, der Winter kam, oft war denn das Wasser mit Eise überzogen, aber Thusnelda hielt sich dabey sehr gut. Man trug sie nebenbey oft halb, oft ganz nacket im Winde, im Regen, im Schnee-Gestöber herum, und Thusnelda — — verzeiht mir ihr zärtlichen, ewig um eure Lieben ängstlich bekümmerten Mütter, daß ich euch hier ein Beyspiel aufstelle, welches aus der alten, biedern, deutschen Welt entlehnt zu seyn scheint, und das gegen eure Grundsätze in der physischen Erziehung so ausserordentlich absticht — Thusnelda genoß einer so ununterbrochenen Fülle von Gesundheit, einer solchen Körper-Stärke, als ich bey einem Kinde von dem Alter fast noch nie bemerkte. Da dachte ich oft, unsere alten gesunden Stamm-Aeltern hatten doch wohl Recht, wenn sie die Kinder hart gewöhnten; denn harte Gewöhnung ist, allem Anscheine nach, der einzige, wahre Weg zur Gesundheit.

„Wir wählen uns also am benachbarten Flusse — denn Teiche sind nie so angenehm — eine bequeme Stelle. Das Ufer ist von Gebüschen umkränzt, die Tiefe ist uns genau bekannt, nicht zu groß, aber auch zum Untertauchen nicht zu flach. Das Ufer ist einige Fuß hoch, und gewährt so einen bequemen Sprung in die Tiefe. Der Strohm ist nicht reissend. Man entkleidet sich einzeln hinter dem Gebüsche, und legt

ein

ein Par lederne Beinkleider an, die nur halb zu den Knien herab gehen. Fig. 4201. Frisuren werden nicht verdorben, weil entweder gar keine, oder nur sehr einfache, Statt finden. Alle sind fertig zum Baden. Ich will indeß die Regeln angeben, die aus der Erfahrung mit obigen jungen Leuten gezogen sind.

1. Man beobachte stufenweise Fortschritte. Anfänger führe man an heißen Sommer-Tagen gegen Abend zuerst ins Fluß-Bad, weil alsdann das Wasser am laueſten ist; aber 2. die beste Zeit zum Baden ist des Morgens, wenn es seyn kann, ganz früh, doch nie gleich nach dem Essen. 3. Der Aufseher läßt seine Zöglinge völlig abgekühlt und nie erhitzt in das Wasser springen. Sie müssen ihm daher jedes Mahl erst fragen, ob sie kühl genug sind. Er untersucht ihre Arm-Höhlen, und findet er diese kühl, so ist es ein Zeichen, daß sie abgekühlt sind. 4. Er läßt sie am liebsten in das Wasser springen, und gleich mit dem ganzen Körper untertauchen, damit das Blut nicht nach dem Kopfe allein hingetrieben werde, wenn dieser ausser dem Wasser bleibe. Wer noch nicht mit dem Kopfe untertauchen kann, wird angehalten, sich denselben durch Schöpfen mit den Händen abzukühlen. Das Hinabspringen kostet nur wenig Uebung, und diese besteht anfangs in häufigem freywilligen Untertauchen des Kopfes, dann im Wegkriechen unter dem Wasser. Kann man dies erst, so erlangt man bald einige Fertigkeit, sich willkürlich unter demselben zu bewegen, und endlich lernt man beym Herabspringen mit dem Kopfe zuerst ins Wasser fahren, und wie ein Fisch darunter wegschießen. Anfänger, die sich noch wenig im Wasser zu helfen wissen, nimmt der Gymnast in Empfang, und leitet sie gehörig an. 5. Fünf bis zehn Minuten sind hinlänglich, den Körper zu erfrischen, und die Nerven zu stärken. Ein Par wollene Handschuh, oder ein Stück Flanell, diene zum Ab-

reiben der Haut; eine Arbeit, die eine sehr gute Bewegung giebt, den Schmutz vom Leibe schafft, und die Haut erfrischt. 6. Ich glaube nicht, daß es nöthig sey, wegen Schnupfen oder Husten, oder wegen Flüsse, das Baden auszusetzen; der Fall wird selten eintreten, denn junge Leute, die sich an kaltes Wasser gewöhnen, wissen selten oder nie etwas von jenen Uebeln, wenn ihre übrige Lebens-Art dem Baden entspricht (*). 7. Man halte darüber, daß jeder Badende, sobald er das Wasser verläßt, sich sogleich abtrockne und schnell ankleide. Gleich nachher ist eine kleine Bewegung sehr heilsam; ist der Bade-Platz 15 Minuten weit entfernt, so gewährt sie schon das Zurückgehen. Diese wenigen, ganz simpeln Regeln sind nach meiner Erfahrung völlig hinreichend.

„Allein der Sommer vergeht. Es wird Herbst. Man lasse sich dadurch nicht abhalten, denn Zeit und Uebung schaffen Gewohnheit. Ich habe schon oben Beyspiele angeführt; und ich kann dafür stehen, daß jeder, selbst schwächliche Knabe nicht nur vollkommen gut und ohne Beschwerde ausdauert, wenn man unausgesetzt alle 2 bis 3 Tage baden läßt, sondern daß es zur Stärkung seiner Gesundheit und seines Körpers ungemein beytragen wird.

„Ich darf denjenigen meiner Leser, der sich von der Güte dieser physikalischen Behandlung überzeugt, für den Winter nicht im Stiche lassen. Ich glaube, daß es sehr gut möglich ist, jederzeit im Freyen zu baden (**); allein ich möchte nicht gern zu viel verlangen.

(*) Ich kann übrigens versichern, daß ich mehrmahls bey Katarrhal-Zufällen das Waschen des ganzen Oberleibes, des Halses, der Arme und Schultern mit eiskaltem Wasser vortrefflich gefunden, und mir dadurch den Katarrh vom Halse geschafft habe.

(**) Arme Juden-Weiber, welche kein Bad im Hause veranstalten können, steigen sogar durch ein Eis-Loch in Fluß- oder Teich-Wasser, und ziehen sich auf dem Eise und im Schnee

gen. Möchte doch jede Familie und jede Familienähnliche Erziehungs-Anstalt ihren Kindern die, für ihre Gesundheit so große, Wohlthat erzeigen, und sie wenigstens wöchentlich ein Mahl baden lassen! Wasser und eine Bade-Wanne kosten weniger, als gewöhnlich die Arzeneyen betragen, die man dadurch erspart.

„In einer guten bürgerlichen Gesellschaft sind aber Bade-Häuser für jede Stadt und für jedes Dorf zur bessern Erhaltung der Gesundheit und Reinlichkeit so unentbehrlich, als die Leichen-Häuser. Darin wird mir, hoffe ich, jeder einsichtsvolle Arzt Beyfall geben; denn Gesundheit ist zum Leben so unentbehrlich, als völliger Tod zum Begraben. Zur Gesundheit gehört aber reine, unverweichlichte, derbe Haut, die am besten durch Bäder erhalten wird. Wie wünschenswürdig müßte es daher besonders für die ärmern, arbeitenden Volks-Classen seyn, wenn sie für weniges Geld, oder noch besser auf öffentliche Kosten, ein kaltes Bad erhalten könnten, daß sie in ihren Häusern oft nur mit großer Schwierigkeit veranstalten können! Jedoch dies wäre die Sache der Aerzte und der medicinischen Polizey!“

Balancir-Uebungen, nennt man die Geschicklichkeit, sowohl seinen eigenen Körper, als auch fremde Körper im Gleichgewichte zu erhalten.

1. Seinen eigenen Körper im Gleichgewichte zu erhalten, ist eine so nothwendige und nützliche Geschicklichkeit, daß man die Jugend darin vorzüglich zu üben hat; auch ist in der That beynahe jede körperliche Uebung zugleich eine Uebung in Haltung des Gleichge-

Schnee wieder an, ohne daß es ihnen schadet. Lampe Anmerk. zum 9 Th. der allgem. Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, S. 24.

wichtes, denn darauf kommt es beym Springen, beym Tanzen, beym Fechten, beym Schlittschuhlaufen, u. a. m. hauptsächlich mit an; indessen verstehe ich hier ganz insbesondere diejenigen Uebungen, wobey der Körper über einer sehr schmahlen und ungewissen Grundfläche, und zwar auf den Füßen, erhalten wird. Zwar kann der Mensch auch seinen Körper im Gleichgewichte erhalten, wenn andere Theile derselben, z. B. die Hände, der Kopf, oder Stellen des Rumpfes, die schmahle Unterstützungs-Fläche berühren, allein von diesen Uebungen werde ich an einem andern Orte sprechen.

Die Balancir-Uebungen, von denen also hier die Rede ist, erfordern nicht sowohl große Stärke, aber desto mehr Geschicklichkeit. Die Verrückung des Schwerpunctes muß alle Augenblicke vermieden werden, und die Muskeln werden daher genöthiget, in jedem Augenblicke auf den Wink der Seele sich zu spannen und nachzulassen. Diese schnelle und momentane Wirkung der Fibern ist diesen Uebungen ganz besonders eigen.

Das Stehen auf einem Beine, gehört schon hierher, und kann als der Anfang des Balancirens angesehen werden. Mancherley abwechselnde Stellungen und Bewegungen werden damit auf eine nützliche Art verbunden. Man steht z. B. auf dem linken Fuße, hält den rechten gerade ausgestreckt, seitwärts, rückwärts, bewegt ihn hin und her, biegt das Knie, faßt den rechten Fuß mit der rechten und mit der linken Hand, bringt die Fuß-Spitze an den Mund; der linke Fuß, auf welchem man indessen ruhet, stehet entweder mit geradem oder gebogenem Knie. Alle diese Veränderungen werden sodann auch mit dem linken Fuße gemacht, indem man auf dem rechten ruhet. Der Körper gewinnt durch diese Uebung ungemein an Gelenksamkeit und Gewandtheit.

Der

Der Balancir-Balken ist eine zu diesen Uebungen sehr schickliche Vorrichtung. Nach Hrn. Vieth Anweisung (*), liegt ein rund gehobelter Fichten-Stamm von etwa 20 oder mehr Fuß in der Länge, mit seinem dicken Ende auf einer in die Erde befestigten Stütze; ungefähr in der Mitte derselben wird er von einer ähnlichen Stütze getragen, welche etwas niedriger seyn kann, als die erste, so daß also der Balken entweder ganz, oder beynahe horizontal liegt. Die dünnere Hälfte ist nicht unterstützt, sondern liegt frey in der Luft, und kann sich folglich, wegen der Elasticität des Holzes, auf und nieder, wie auch seitwärts hin und her bewegen (**). Auf diesem Balken werden die Zöglinge der Gymnastik geübt, ohne sich anzuhalten, sowohl vor- als rückwärts zu gehen, darauf stille zu stehen, sich umzudrehen, rückwärts, seitwärts, aufwärts und niederwärts zu sehen, wobey die Arme entweder ausgestreckt werden, welches zur Erhaltung des Gleichgewichtes behülflich ist, oder auch in einander geschlagen, oder in die Seite gestemmt werden. Man bringt ferner kleine Erhöhungen auf dem Balken an, legt einen Hut oder dergl. darauf, worüber der Zögling hinweg springt, wobey man dahin zu sehen hat, daß die Füße (so wie auch beym Gehen) auswärts und vor einander zu stehen kommen. Der Uebungs-Lehrer geht immer neben her, und bemerkt alle Bewegungen des Uebenden, um ihn, so lange dieser noch nicht vollkommen sicher ist, im vorkommenden Falle hülfreiche Hand zu leisten. Man läßt auch zwey einander begeg-

(*) Im 2ten Th. seiner Encyklopädie der Leibesübungen, S. 218, fgg.

(**) Die Stützen können auch so eingerichtet seyn, daß man den Balken höher oder niedriger legen kann. Wenn die Stütze in der Mitte beweglich ist, so kann man, indem man sie weiter nach dem dicken, oder weiter nach dem dünnen Ende hin rückt, lezteres mehr oder weniger schwankend machen.

gegnen, und sich auf dem Balken selbst ausweichen, so daß jeder seinen Weg fortsetzen kann. Dieses geschieht, indem jeder z. B. seinen rechten Fuß gegen den rechten Fuß des Andern vorwärts ansetzt, sodann den rechten Arm in den rechten Arm des Andern schlingt, und endlich mit einem Schwunge des linken Fußes dem Andern vorbey tritt. Jenseit der Mitte auf dem elastischen Ende des Balkens, werden alle diese Uebungen schwerer, weil dasselbe bey jeder Bewegung schwankt. Geübte bringen willkürlich diese Schwankungen hervor, oder, welches noch mehr Geschicklichkeit erfordert, lassen das Ende von einem Andern in Bewegung setzen, und erhalten sich dennoch im Gleichgewichte.

Eine andere Uebung ist folgende: Einer der Geübtesten tritt auf das äusserste Ende des Balkens, welches die Place d'honneur ist. Ein Anderer kommt von dem andern Ende des Balkens auf ihn zu, und sucht ihm die Stelle streitig zu machen, doch nur durch erlaubte Mittel, nähmlich dadurch, daß er den Balken in Schwankungen versetzt, oder dadurch, daß beyde die Hände ausstrecken, und dann stark gegen einander schlagen; welches so lange wiederhohlt wird, bis einer, oder (welches oft der Fall ist,) alle beyde das Gleichgewicht verlieren, und herunter zu springen genöthigt sind. Wer sich oben im Gleichgewichte erhält, der bleibt, oder stellt sich auf den Ehren-Platz, auf das äusserste Ende, und erwartet einen neuen Kämpfer.

Um auf dem Balken hinauf zu kommen, welcher etwan 3 bis 4 Fuß vom Boden liegt, ist für die Ungeübten am dicken Ende eine kleine Leiter angebracht. Die Geübten müssen mit oder ohne Hülfe der Hände hinauf springen. Von dem Ueberspringen vermittelst Auffetzung der Hände, s. weiter unten **Voltigiren.**

Ist der Zögling auf dem Balancir-Balken geübt, so kann er nun auch auf der Kante eines Bretes ste-

hen,

hen, gehen, sich umdrehen lernen. Es versteht sich von selbst, daß Alles mit Vorsicht, Alles nach und nach geübt werden muß, und wenn dieses geschieht, so ist die Gefahr eine bloße Chimäre.

Eine gute Uebung, die aber schon viel Festigkeit erfordert, ist es, auf einem frey stehenden Körper, wie z. B. auf einem Kegel, mit dem einem Fuße zu stehen, und mit dem andern Fuße verschiedene Bewegungen zu machen. Auf runden cylindrischen Körpern, die sich leicht herumwälzen, ist es ebenfalls schwer, stehen zu bleiben; am schwersten aber endlich, auf einer Kugel mit der einen Fuß-Spitze zu balanciren, wie man die Göttinn Fortuna abzubilden pflegt. Die Tänzerinnen bey den Griechen und Römern sollen in dieser Kunst geübt gewesen seyn, und mögen zu der eben erwähnten Abbildung der Glücks-Göttinn Veranlassung gegeben haben.

Von Erhaltung des Gleichgewichtes bey dem Seil-Tanzen, und der zur Erleichterung derselben dienenden Balancir-Stange, wird im Art. Seil-Tänzer gehandelt werden.

Eine jugendliche Uebung, die ganz hierher gehört, ist das Stelzen-gehen. Sie ist gefährlich, wenn sie von der Jugend ohne Anleitung, und also, wie gewöhnlich, mit Verwegenheit getrieben wird. Die Stelzen bestehen gemeiniglich aus zwey festen Holz-Stangen von beliebiger Länge, etwan 8 bis 12 Fuß, woran Tritte angebracht sind, um sich mit den Füßen darauf zu stellen, indem die Enden hinter der Achsel durchgehen, oder auch wie Krücken unter denselben zur Stütze dienen. Lezteres setzt ein gewisses Maß für den, welcher sie gebrauchen will, voraus; jenes ist in vieler Rücksicht besser. Die Tritte können beweglich seyn, so, daß sie sich höher und niedriger stellen lassen; oder besser noch: man macht an jede Stelze mehrere feste Absätze über einander, so kann man, wenn man geübt

ist,

ist, von einem zum andern hinauf und hinunter steigen. Auf die Haltung der Hände kommt zur Sicherheit vieles an. Die Stelle nähmlich, wo man die Stelzen anfassen muß, ist gerade da, wo das Hüft-Gelenk sich befindet. Hier drückt man dieselben etwas an den großen Umdreher des Schenkel-Knochens an, so müssen Schenkel und Stelze immer neben einander in einerley Richtung bleiben. Bey dem Fortschreiten des Beines muß die Stelze ein wenig in die Höhe gezogen werden, damit sie immer unter dem Fuße bleibe, ohne sich zu lüften. Viele Abwechselungen läßt das Stelzen-gehen eben nicht zu; die untern Gliedmaßen sind dabey gleichsam in ein Par unbiegsame Stöcke verwandelt; indessen kann man allenfalls Treppen damit ersteigen, welches aber immer gewagt ist. Vom Boden auf die Tritte hinauf zu springen, während des Gehens herauf und herunter zu klettern, sind Uebungen, die damit verbunden werden; besonders aber thut man wohl, sich bey Zeiten im geschickten Herunterspringen zu üben, weil das oft brauchbar ist. Stille darauf zu stehen ist ziemlich schwer, desgleichen auf einer Stelze allein fortzuhüpfen. Sehr unbedachtsam ist es, sich die Stelzen an den Füßen fest zu binden; das ist an statt der beabsichtigten Sicherheit, natürlich das Mittel, Hals und Bein zu brechen. Ungeachtet der Einförmigkeit und geringen Bewegung, ist das Stelzen-gehen eine angenehme Uebung — der Mensch mag sich gern erheben und große Schritte machen. Vielleicht möchte eine andere Art von Stelzen in manchen Fällen brauchbarer seyn, nähmlich eine Art von künstlichen Beinen, unten mit einem etwas breiten Fuße, und nicht gar zu hoch, so, daß man darauf ohne Festhaltung der Hände, allenfalls mit Hülfe eines guten Stockes, mit Sicherheit gehen könnte. Man würde sie zum Durchwaten und zum Geschwindegehen vielleicht gebrauchen können.

Eine

Eine dem Stelzen-gehen ähnliche Uebung ist die, da man ein Par Sprossen auf einer Leiter hinauf steigt, welche man, ohne sie anzulehnen, frey mit den Händen aufrecht hält, und so mit dieser Leiter vorwärts geht oder hüpft. Es ist schwerer als mit Stelzen, weil hier die Beine nicht jedes für sich bewegt werden können.

2. In der Geschicklichkeit fremde Körper zu balanciren, oder im Gleichgewichte zu erhalten, wird es, bekannter Maßen, auch von denen Personen, die Profession davon machen, zum Erstaunen weit gebracht. Jeder äussere Theil unsers Körpers kann dazu dienen, doch sind, wie natürlich, die Hände insbesondere dazu geschickt. Von der Ausübung der Kunst lassen sich beynahe gar keine Regeln geben. Das feine Gefühl von der Verrückung des Schwer-Punctes und das augenblickliche Gehorchen der Muskeln, den Theil des Körpers, der zum Unterstützungs-Puncte dient, so viel als nöthig ist fortzurücken, läßt sich durch keine Beschreibung, sondern bloß durch Uebung, lernen. Auf richtiges Augen-Maß und Geschmeidigkeit kommt Alles an.

Es ist leichter, einen Körper zu balanciren, dessen Schwer-Punct weit über dem Unterstützungs-Puncte hinauf liegt, als einen, wo er nahe über dem leztern liegt. So ist es z. B. sehr leicht, ein Rappier zu balanciren, wenn das Gefäß oben, schwer hingegen, wenn dieses unten ist, — dem gerade entgegengesetzt, was sonst vom festen Stande eines Körpers gilt. Ein seiner eigenen Schwere, auf einer todten unbeweglichen Grundfläche überlassener Körper steht um desto fester, je niedriger sein Schwer-Punct liegt, weil dann um desto weniger Gefahr vorhanden ist, daß dieser über die Grundfläche hinaus verrückt wird. Allein beym Balanciren, wo die Grundfläche beynahe nur ein physischer Punct ist, kann diese Gefahr durch die niedrige Lage des Schwer-Punctes nicht abgewendet wer-

werden, sondern dieses muß durch das, der Bewegung des Schwer-Punctes angemessene Fortrücken des Unterstützungs-Punctes geschehen. Die Bewegung des Schwer-Punctes aber ist langsamer, und kleine Verruckungen desselben sind merklicher, wenn derselbe hoch über dem Unterstützungs-Puncte liegt, als im entgegengesetzten Falle.

Es seyn ac und eg, Fig. 4202, zwey Körper, die in c und g unterstützt sind, und deren Schwer-Puncte in a und e liegen mögen. Wenn beyde anfangen zu fallen, so müssen die Schwer-Puncte die Bogen ab und ef durchlaufen, und es verhalten sich, aus eben den Gründen wie bey den Penduln, die Zeiten, welche während des Falles durch gleiche Winkel (acb = egf) verfließen, wie die Quadrat-Wurzeln aus den Längen ac und ge. Wäre z. B. ac = 16, eg = 4, so verhalten sich die Zeiten, welche sie brauchen, um durch gleiche kleine Elongations-Winkel zu fallen, wie 4 zu 2. Der vier Mahl längere Körper ac braucht noch ein Mahl so viel Zeit, um anfänglich durch einen gewissen Winkel zu fallen, als der andere eg. Ueberdies ist bey dem längern Körper der Bogen ab in eben dem Verhältnisse größer, als ef, wie der Halb-Messer ac größer ist, als eg. Mithin ist jene Verrückung des Schwer-Punctes weit merklicher, und man kann ihr schon eher zuvorkommen, als bey dem kleinen Körper.

Es ist bekannt, wie weit die Künstler, die sich mit Balancir-Stücken sehen lassen, es in der Fertigkeit gebracht haben, den Schwer-Punct auf das genaueste zu unterstützen. Die unzähligen Stücke dieser Art hier zu beschreiben, würde zu weitläuftig seyn; ich erwähne daher nur einige wenige.

Einen Stock auf dem Finger zu balanciren, ist leicht, wenn er nicht gar zu kurz ist, aus den in Vorstehendem beygebrachten Gründen. Etwas schwerer schon ist es, denselben von einem Finger auf den andern zu bringen, ihn erst in der flachen Hand, und sodann durch ein schnelles Manoeuvre auf dem Rücken zu balanciren, desgleichen auf dem Fuße, auf

der

der Stirn, Nase, auf den Zähnen, auf dem Kinne, Elbogen, u. s. w. Die schwersten Stücke sind wohl ohne Zweifel diejenigen, wo zwey oder mehrere Körper auf einander balancirt werden. Der Balanceur setzt einen stumpf geschliffenen Degen auf die Stirn, und oben auf den Knopf desselben einen andern Körper, oder er kehrt den Degen um, und läßt auf der Spitze desselben einen Teller rotiren, worauf wieder ein zweyter Degen auf der Spitze steht. Er nimmt ein Wein-Glas, setzt kurze thönerne Tobaks-Pfeifen hinein, so daß die Köpfe heraus stehen; in diese Köpfe setzt er wieder andere Pfeifen, und balancirt das ganze Gebäude, welches er nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit vergrößert, auf den Zähnen. Er macht aus über einander befestigten Hölzern eine Pyramide, setzt gefüllte Gläser und brennende Lichter darauf, und balancirt es, indem er selbst auf dem Drahte balancirt.

Zu diesen und tausend andern Stücken ist eine vorzügliche Geschicklichkeit nothwendig, zu andern ist aber selbst diese nicht hinreichend, sondern es muß ausserordentliche Stärke hinzu kommen; z. B. der Künstler hebt ein großes Wagen-Rad mit Einer Hand in die Höhe, setzt es auf die Zähne, und balancirt es (*); desgleichen einen Stuhl, einen Tisch, und andere schwere Sachen. Zu den schönsten gehören die Stücke, wo Menschen auf Menschen unmittelbar oder mittelbar balanciren. Stücke dieser Art von dem sogenannten starken Manne, sind oben, S. 314. fgg., erzählt worden. Hoher Pyramiden von Menschen, die einander auf den Schultern stehen, ist S. 538, und der Geschicklichkeit der chinesischen Gaukler in

Ba-

(*) Man sagt: die Räder seyn hohl. Es kann seyn, daß Einige diese Täuschung anwenden; aber Hr. Wieth versichert, gesehen zu haben, daß Einer sich ein gewöhnliches Wagen-Rad geben ließ, welches gewiß sehr massiv war.

Balancir-Künsten, ist S. 603. Erwähnung geschehen. Die herumziehenden Gesellschaften engländischer Bereiter lassen gewöhnlich auch diese Stücke sehen. In sehr großer Vollkommenheit sollen sie in dem Royal Circus in London zu sehen seyn.

Gewisser Maßen können hierher auch folgende Stücke mit dem Reife gerechnet werden. Der Künstler setzt ein Glas Wasser frey in einen gewöhnlichen Faß-Reif, ergreift diesen sodann oben senkrecht über dem Glase, bringt ihn erst in langsame Schwingung, verstärkt diese immer mehr und mehr nach dem Tone der Musik, und macht am Ende die heftigsten Bewegungen, indem er den Reif mit dem Glase bald über den Kopf, bald bey den Füßen, bald zur einen bald zur andern Seite, mit äusserster Schnelligkeit herum schleudert, und selbst dazu tanzt, und sich dreht, ohne daß das Glas aus dem Reife fällt, oder auch nur ein Tropfen heraus fließt. Dieses seltsame Stück ist indessen so gar schwer nicht nachzumachen. Die nach und nach vom Mittelpuncte strebende Kraft (Vis centrifuga) erhält Reif, Glas und Wasser zusammen, als wenn es Ein fester Körper wäre.

Ein anderes Stück mit dem Reife ist dieses: Der Künstler bindet sich an jedes Bein einen Degen, so daß diese quer und horizontal sitzen. Zwey andere Degen nimmt er in die Hände. Ein Glas Wein setzt er auf die Stirn, und einen Reif, der nur so weit ist, daß er genau mit den Schultern hindurch kann, legt er über den Hals. So ausgerüstet, wickelt er sich auf unzählige Arten mit den Armen, mit den Füßen, mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe, durch den Reif hindurch, indem er ihn mit dem in der Hand gehaltenen Degen regiert, wobey er sich zuweilen der Länge nach, hinlegt und wieder aufrichtet, ohne daß das Glas aus dem Gleichgewichte kommt, oder ein Tropfen Wasser heraus fällt, und ohne daß die Degen an-

stoßen

ſtoßen und ſich verwickeln. Wahrlich, es iſt auſſerordentlich, was der Menſch durch Uebung vermag! Und doch ſind ſolche Virtuoſen einer gewiſſen Art von Geringſchätzung unterworfen, die ihre Kunſt gewiß nicht, vielleicht zuweilen ihre Aufführung verdient.

Von einem künſtlichen Exercitien-Meiſter, wird im 21 Verſ. der bresl. Samml. v. Aug. 1722, aus Braunſchweig Folgendes berichtet:

„In der Meſſe zeigte den Liebhabern ein Franzoſe ſeine durch viele Uebung erlernte Exercitia, welche hauptſächlich in einer ungemeinen Fertigkeit, viele Dinge in ihr Aequilibrium und gehöriges Centrum gravitatis accurat zu ſetzen, und darin eine geraume Zeit, auch bey vielen Bewegungen des Körpers zu erhalten, beſtanden. Was für Dinge er aber eigentlich in ſolchen Stand ſetzte und herum trug, wird am mehrern zu erſehen ſeyn, aus ſeinem Intimations-Zettel, welchen ich hierbey in originali ſende, und der alſo lautet:

Mit eines Hochedlen Hochweiſen Raths Verwilligung wird hiermit an alle Cavalier und Dames, wie auch an alle curieuſe Liebhaber kund und zu wiſſen gethan, daß allhier iſt angekommen eine Franzöſiſche Compagnie, bey welcher ſich befindet ein vortrefflicher weit- und Welt-berühmter Meiſter, welcher die Gnade drey Jahre ſeine Exercitia vor dem König in Frankreich und in ſeiner Opera zu præſentiren gehabt. 1) Wird er den reſp. Liebhabern ein rares Stück mit 11 Pfeifen zeigen, deren er eine in die andere ſteckt, und ſolche auf die Naſe in die Balance mit der curieuſeſten Manier ſtellet. 2) Wirft er ſie von die Naſe auf die Stirn. 3) Nimmt er ein Glas in den Mund, auf deſſen Rand die Pfeife in gleicher Balance ſteht; über dieſes ſtellt er die Pfeife auf den Rand ſeines Hutes, und ſtreicht dabey kunſtreich die Violin auf vielfältige Manier, legt ſich auch damit nieder, und ſteht ebenfalls damit wieder auf, alſo, daß alle Spectatores einmüthig bekennen müſſen, daß dergleichen benahmte rare Stücke noch von niemanden erſehen worden ſind, als von dieſem Maitre allein. Es wird en particulier ein Stock wie eine Pyramide geformt, von 3 Schuh hoch, gezeigt, worauf er 2 Dutzend Gläſer ſtellet, welche er auf ſeine Stirn ſetzt

in die Balance, wobey er die Violin künstlich streicht; anbey schreitet er damit aus einander, also daß der mittlere Leib bis zur Erde reichet, ohne daß er wankt oder herab fällt, damit er wiederum künstlich sich in Positur richtet und aufsteht. Nach diesen geschehenen Sachen lässet er sich einen Reifen reichen, worauf er die schon genannte Pyramide sammt den Gläsern stellet, den Reifen aber in seinem Mund mit den Zähnen hält, ohne Verletzung eines Glases. Er wird auch den Herren Zuschauern ein sehr curieuses Stück mit einem Degen, welchen er sich von einem Spectatore reichen läßt, selbigen mit bloßer Spitze auf die Stirn setzt, und ihn geraume Zeit stehen läßt, zeigen; nimmt annoch einen Tisch von 6 Schuh lang und 3 hoch, welchen er frey auf seine Zähne stellt, und ihn eine geraume Zeit stehen läßt. Wiederum wird den Herren Liebhabern noch ein sehr curieuses Stück mit einer Leiter von 12 Sprossen hoch, welche er auf seine Stirn setzt, und einen Knaben darauf stehen läßt, gezeigt. Dieser Meister ist auch ein berühmter Musicus, welcher unter andern auf einem curieusen Instrument, welches mit 200 Saiten bezogen, spielt, weil er auch von vielen berühmten Virtuosis in den vornehmsten Academiis der Musique examiniret worden; dieses Instrument lautet, als wenn 3 Instrumenta spielen thäten, weshalben er wegen dessen Anmuthigkeit von vielen Fürsten und Herren großes Lob erlanget hat. Es verspricht der Maitre den Herren Zusehern alle Tage etwas neues und rares zu præsentiren, womit er sich den Herren Spectatoribus befiehlt.

Es war in der That dieses Menschen Fertigkeit und Addresse in diesen Stücken zu bewundern, und er bediente sich dazu nicht gewisser Stücke, als sonderlicher Pfeifen, u. dgl., sondern nahm alles, was ihm dazu vorgelegt wurde; wie ich denn selber gesehen, daß er einen Degen, der sehr schwer, und dabey so spitzig war, daß man ihn ohne Durchbohrung der Haut nicht auf die Finger setzen konnte, doch ohne sich zu verletzen auf die Nase gesetzt hat. Er trug auch alles, ohne es jemahls fallen zu lassen; nur ist es einsmahls unglücklich gegangen, daß, da der Knabe oben auf der Leiter sich bewegte, er genöthiget worden, dieselbe fallen zu lassen. Was das Instrument betrifft,

trifft, worauf er spielte, so war dasselbe wie eine Harfe gestaltet, und dabey sehr stark bezogen, auch mit guten Sanz-Böden versehen, gab daher eine Harmonie und vortreffliche Resonanz."

Ein gleichmäßiger Exercitien-Meister zeigte sich auch, im Aug. 1722, in Danzig, wovon Hr. D. Kulmus, in den bresl. Samml. v. Sept. 1722, S. 317, fgg. Folgendes berichtet:

„Daß einige Menschen nicht allein auf gleicher Erde künstlich zu tanzen sich begnügen lassen, sondern oft schlaff, oder auch stramm angezogene Seile zu ihrem Tanzboden erwählen, darauf sie allerhand künstliche Lectiones machen, und den Leib in gehöriger richtiger Balance zu erhalten gewöhnen; solches ist eine sehr bekannte Sache. Verwichenen Dominics-Jahrmarkt, M. Aug. kam allhier ein Holländer über Dänemark an, der sich zu einer hier schon vorhandenen Bande Seiltänzer und Luftspringer gesellete, welcher seine Nase und Stirn gewissen Instrumenten zu einem Tanzplatze einräumete. Solches war werth zu sehen. Es würde mir aber fast schwer fallen, alles umständlich und ausführlich zu beschreiben. Aus nachfolgenden wenigen Kunststücken wird man des Mannes Geschicklichkeit einiger Maßen ersehen können. Er nahm eine ordinaire lange holländische von Thon gebrannte Tabaks-Pfeife, steckte oben in derselben leeren Kopf noch 6 andre dergleichen kürzere, so daß selbige kaum behende darin ruhen konnten, und alsdann ihre 6 Röhren mit der langen ihrem Stiele keine gerade Linie (als welches auch nicht möglich war,) sondern sehr ungleiche Winkel machten. Dem ungeachtet setzte sich der Künstler diese so behutsam gefüllte lange Pfeife auf die Nase, tanzte damit frey auf dem Theatro auf und nieder, lief auch zuweilen mit starken Schritten, und schob sie in höchster Geschwindigkeit auf die Stirn, nahm nachmahls auch eine Violine, und spielte sich dabey auf derselben selbst vor, stand bald auf Einem Beine, kniete nieder, legte sich lang ausgestreckt auf den Rücken, gab darauf die Violine von sich, und nahm in beyde Hände zwey blanke Degen, ingl. einen ordinairen Tonnen-Reifen, welchen er in solcher Positur sich über die Tabaks-Pfeifen und Kopf um den Hals zog, zugleich auch die Degen und beyde Füße durch denselben brachte; und was dergleichen Lectiones mehr waren. Er

nahm auch diesen Tonnen-Reifen, setzte oben auf denselben in die Mitte gedachte Tabaks-Pfeifen, hob ihn in die Höhe, und fassete den untersten Theil des Circuls mit dem Munde, hielt ihn bloß zwischen den Zähnen fest, ohne daß jemahls die Tabaks-Pfeifen sollten abgefallen seyn. Dergleichen Lectiones machte er auch mit einem langen Stecken, auf welchen oben ein kleiner runder Teller, mit rund herum besetzten halb mit Wasser angefüllten Wein-Gläsern, fest gemacht war, darauf setzte er erst ein anderes einzelnes Wein-Glas; alle diese Gläser waren halb mit Wasser gefüllt. Hiermit tanzte er gleichfalls, kniete nieder, und legte sich nieder; legte auch nachmahls zwischen dem Stecken eine Tobaks-Pfeife quer über die Nase; dabey am meisten zu bewundern war, daß sowohl die Tabaks-Pfeifen, als auch diese lezt-erwähnte Geräthschaft, so unbeweglich, ohne die geringste Balancirung auf der Nase und Stirn standen, als ob sie auf selbige geleimet wären. Mit dem bloßen Stocke und untersten Bier-Glase allein machte er noch weit hurtigere Lectiones, besonders wenn er den Stock alsdann unten mit der Hand beugte, und zugleich mit großer Geschwindigkeit das untere Ende als ein Rad herum drehete, und zwar so, daß oben das Glas in der freyen Luft an einem Orte fast unverrückt erhalten wurde.

Alle diese Exercitia kommen auf ein sehr genau bemerktes Aequilibrium am obern Theile der Instrumente an, wodurch dieser holländische Künstler sonder Zweifel durch eine lange und öftere Uebung, die Instrumente in stets währender Linea perpendiculari sich zu erhalten gewöhnet hatte, daß, sobald gedachtes Aequilibrium sich im geringsten verrücken wollen, er sogleich behende mit der Nase oder Stirn, in das Centrum gravitatis gerücket, wie denn auch seine Augen so steif darauf gerichtet waren, daß ich nie wahrgenommen, daß er die Augenlieder im geringsten beweget hätte. Daß er die lange Tabaks-Pfeife mit andern kurzen füllete, that er zu Erleichterung seiner Kunststücke, weil sie auf der Nase desto fester stand, und auch durch die vermehrte Höhe das Aequilibrium leichter zu erhalten war. Gleichen Vortheil hatte er von den halb mit Wasser gefüllten und über einander gesetzten Gläsern auf dem Stocke, welches zu bemerken war, wenn er mit einer einzelnen Tabaks-Pfeife, oder auch bloßem Stocke,

viel

viel behutsamer verfahren müßte. Ein gelehrter Freund in Marienburg hatte wegen der Künste dieses Mannes artige poetische Gedanken, und nannte ihn den Tasewetsesten auf Erden. Dieser Mann machte auch fast alle Stücke dem vermeinten starken Manne, oder After-Simson, nach, die er auf gleiche Art verrichtete. Er zeigte noch ein anderes Kunststück mit 2 zinnernen Schüsseln, welche er auf einem Tische zugleich verkehrt am Rande herum drehete, und wenn sie zu tief niedersinken wollten, sie durch Drücken der Finger der einen Hand in ihrem Laufe wechselsweise wieder in die Höhe brachte, und solches oft hinter einander practicirte. Hierbey ist dieser Vortheil, daß er durch öftere Uebung den Ort der rollenden Schüssel allemahl am stärksten drückte, welcher nahe vor dem Theile ist, womit sie am meisten aufliegt.

Er hatte auch einen Knaben bey sich, von ungefähr 14 Jahren alt, der ungemein gelenkige Glieder hatte. Derselbe stand z. E. auf dem einen Fuße, und den andern hielt er mit jenem in linea perpendiculari am Haupte neben der Nase gerade über sich in die Höhe. Er konnte auch, wenn er auf Einem Fuße stand, mit dem andern sich rückwärts von hinten bis an den Kopf reichen. Ferner konnte er Hände, Füße und Kopf von hinten zu rückwärts so enge zusammen bringen, daß er damit auf einem umgekehrten ordinairen Wein-Glase also eine Zeitlang frey ruhete, und was dergleichen behende Exercitia mehr waren. Bey welchen allen ich sonderlich bewundert habe: 1. daß bey so ungemeiner Beugung der Gelenke die Sehnen, womit die Knochen genau an einander verfestigt sind, so sehr relaxiret und ausgedehnet werden können; 2. daß bey so öfterer sehr merklicher Ausdehnung sich niemahls eine wirkliche Verrenkung (Luxatio), oder doch wenigstens eine unvollkommene Ausweichung (Subluxatio) der Knochen aus ihrem Lager ereignet; und denn 3. daß dieser Knabe allemahl gleich nach verrichteter Lection, und der dabey vorgegangenen so heftigen Ausdehnung der Sehnen, augenblicklich ohne die geringste Hinderung gehen, und seine Gelenke so hurtig und steif, wie ein anderer Mensch, gebrauchen konnte.

Auch war eine ziemlich corpulente Weibsperson bey dieser Bande, welche mit 4 bloßen Degen in der Hand, (die sie von den Zuschauern entlehnte,) sich bey einer halben

Viertel-Stunde lang in möglichster Geschwindigkeit unaufhörlich auf einer Stelle herum drehete, und während der Zeit, bey zugeschlossenen Augen, die Degen bald an die Stirn, bald an die Augen, Backen und Brust setzte, ohne daß sie vom Schwindel über den Haufen gefallen wäre."

Da sich der izt erwähnte Exercitien-Meister in der Balance, im März 1724 auch in Breslau einfand und seine Exercitia publice machte, so wurde im 27 Vers. der bresl. Samml. v. März 1722, S. 298, f. Folgendes davon gemeldet:

„Er hieß N. Dreißigacker, gebürtig aus Oestreich, und agirte in unserm Ball-Hause des Abends bey Lichte, und zwar nach denen Stücken, als in den bresl. Samml. v. Sept. 1722 gemeldet worden, jedoch, wie er sagte, anizt in mehrerer Perfection, als in Danzig. Es wird nicht nöthig seyn, die Exercitia alle allhier abermahl weitläuftig zu repetiren, z. E. mit einer ordentlichen thönernen langen Tabaks-Pfeife in deren Kopf er noch 4 andere ganz kurze steckte, worauf er die Extremität des Röhrchens perpendiculariter auf die Nase, auf die Stirn, und auf den Rand des Hutes (der ganz ordentlich beschaffen war), setzte, und also mit rückwärts gebogenem Kopfe, und die Augen beständig auf den Pfeifen-schwangern Tabaks-Kopf richtend, vor- und rückwärts langsam auf Bretern einhergieng, ohne daß die Pfeifen sich auf einige Seite wenden oder zum Fallen incliniren sollen, sondern vielmehr ganz ferm, gleich als wären sie angenagelt, oder von jemand gehalten, in die Höhe standen. It. mit einem entblößten Degen eines Zuschauers, den er mit der Spitze auf das Kinn setzte, und gleichfalls, wie vorher, mit dem Degen also aufrecht stehend ambulirte und balancirte. It. mit einer Stange, die oben eine Patellam oder Teller hatte, worauf ein Bier-Glas stand, und die er eben, wie den Degen und die Pfeife, auf die Stirn setzte, und auf obige Weise balancirte. It. mit einer Pyramide, d. i. mit einer Stange, mit oben quer über und über einander stehenden, immer eingezogenen 12 Armen, cum patella suprema, auf deren jedem ein Wein-Glas voll Liqueurs stand, so er auf gleiche Weise herum trug. It. mit der ordentlichen gemeinen groben Seiltänzer-Leiter, worauf sie aufs Seil zu steigen pflegten, und die über 4 Ellen lang war, woran zu oberst ein Kind von 5 Jahren angebunden wurde, welches

ches sammt der Leiter der Maitre gerade in die Höhe hob, und die Leiter mit dem einen Fuße, ohne jemands Beyhülfe, auf die Stirn setzte, und hiermit also vor- und hinterwärts ambulirte; welches fürchterlich anzusehen war. Er machte alle diese Exercitia ohne den geringsten Fehler, und war die Fertigkeit in der Balance zu admiriren, absonderlich darin, daß er z. E. die lange Pfeife mit den eingesteckten 4 kleinern, alsbald, ohne vieles Probiren oder Einrichten, in völliger Balance auf Nase und Stirn, besonders aber auf den Rand des Hutes setzte, und solche so unbeweglich hielt und ambulirte, da doch die Pfeife ordentlich von Thon, lang und dünn, der Hut auch ordentlich, und an der Stirn kein Kunstgriff oder anderer Fucus wahrzunehmen war. Er hielt die Augen beständig auf den Kopf der Pfeife, der Leiter, des Degen-Gefäßes ꝛc. und wandte sich mit der Pyramide auch rund herum; ja es schien, als wenn er durch eine besondere Bewegung oder subtile Schiebung mit der Stirn den Pyramiden-Stab situaliter in die Runde drehete, so daß der Stock sich auf der Stirn ex situ suo herum trieb, ob er schon nicht völlig herum kam, und doch der Maitre seinen Körper so weit nicht umwandte; wobey aber das Ambuliren ein Subsidium dieser Balance zu seyn schien.

Seine Frau tanzte hiernächst auf dem Seile sehr nett, und zwar eine Menuet, drehete sich auf dem Seile herum, sprang rückwärts, tanzte ohne Stange, bloß mit den Händen, stand stille, und zog die Arme indifferent ein, und verrichtete mit den Händen am Gesichte oder Leibe, was ihr etwan zu thun nöthig schien. Besonders tanzte sie mit 2 Fahnen sehr nett, und machte so viel Exercitia damit auf dem Seile, als auch an einem Maitre auf bloßer Erde zu sehen wäre angenehm gewesen; wenn sich gleich die Fahne verwirrete, so wickelte sie solche mit der einen Hand ohnbeschadet der Balance aus. Sie hatte ein kleines saugendes Kind, von etwa 10 bis 14 Wochen; und soll sie kurz vor ihrer Niederkunft noch auf dem Seile getanzt haben; it. als sie nur 4 Wochen erst im Kindbette gelegen. Sie gieng auch auf dem schlappen oder Schwenk-Seil einher. Das kleine Mägdchen (so sie von einer ihrer Befreundten soll gehabt haben,) von 4 bis 5 Jahren, tanzte oder gieng auch auf dem Seil, aber nur als eine angehende, sehr schwache, zarte und sehr kleine Anfängerinn; da-

her die Balance-Stange von 2 Personen auf beyden Seiten mit einer Gabel unterhalten wurde, daß sie nicht wanken konnte, und also das Kind nur die Füße mußte setzen lernen. Der andere Kerl machte nicht viel sonderliches auf dem Tanz-Seil, doch im Schwank-Seil ließ er sich ansehen, doch nicht mehr als gewöhnlich. Hans Wurst, als Maitre, machte die gewöhnlichen Imitamenta und Possen auf dem Tanz- und Schwenk-Seil; und blieb hierbey der Balancier und die Frau vornehmlich sehenswürdig."

Das Balanciren kommt mehrentheils nur auf Uebung an. Der Mann, Fig. 4203, balancirt auf der Stirn eine so stehende Pyramide, die mit vollen Gläsern und brennenden Lichtern besetzt ist, ohne etwas zu verschütten. Der Knabe, Fig. 4204, balancirt ein Glas Wein. Er kann, Fig. 4205, sich mit demselben auf die Erde legen, und durch einen Reif kriechen.

Bey dem Balanciren ist, ausser der Stärke nur dies nöthig, daß diejenige Fläche allenthalben unterstützt sey, durch welche der balancirte Körper sonst entweder gerade, oder etwas schief herunter sinken würde. So, mit herunter hangendem Haupte, Fig. 4206, kann ein Knabe mit den Füßen auf zwey Bretern stehen; auch sich, Fig, 4207, die Stellung geben, daß er mit den Augenliedern zwey Stecknadeln ausziehe, und, ohne sich anzuhalten, wieder in die Höhe komme. Der Balancirer, Fig. 4208, hält zwischen den Zähnen eine Münze, welche die Spitze eines Degens stützt, an dessen Gefäße sich ein Knabe in der gezeigten Stellung hält. Der Mann, Fig. 4209, hält einen andern auf seinen Schultern, auf dessen Kopf und Hände ein Knabe ruhet, der die Füße in die Höhe richtet. So, wie Fig. 4210, können zwey Knaben sich umfassen, alsdann durch Schwingung in die Stellung, Fig. 4211, endlich in die Stellung, Fig. 4212, kommen, worin derjenige oben ist, der anfangs unten war; und so können sie dieses, wiewohl eben nicht nach-

nachahmungswürdige, Spiel fortsetzen. Wenn der Jüngling, Fig. 4213, von der Höhe auf einen elastischen Fußboden herunter springt, so kann er mit der empfangenen Schnellkraft eine solche willkürliche Bewegung verbinden, daß er nach und nach in die Lagen a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, bis wieder in a komme. Dieser, Fig. 4214, kann, auf einem schlaffen Eisen-Drahte mit einem Fuß stehend, die Trommel schlagen; und Fig. 4215, die Füße in die Höhe und den Kopf auf dem schlaffen Drahte, die Trompete blasen; ingleichem in der Stellung, Fig. 4216, das mit den Händen nicht gehaltene Waldhorn, wobey er zugleich die Geige spielt; auch, Fig. 4217, auf dem straffen Seile einen Knaben in der Schieb-Karre schieben, u. s. w.

Haltung des Gleichgewichtes, oder Balanciren, nebst einigen damit verbundenen Uebungen, nach Hrn. Gutsmuths (*) Fig. 4218. „Das Tanzen auf straffem Seile ist schon in den Zeiten der Griechen, wo es allgemein bekannt war, zu den bettelnden Künsten herabgesunken. Wir sehen es, ob es gleich unser Erstaunen erregt, mit Verachtung an, indem wir die Sittlichkeit dieser Kunst nach dem sittlichen Charakter der Tanzenden beurtheilen. Mit welchem Rechte, kann nicht zweifelhaft seyn. Eine Kunst, welche die Gewandtheit des menschlichen Körpers so sehr ins Licht setzt, daß sie uns zum Bewundern hinreißt, verdiente mehr Schätzung. Wir dürfen sie nicht ganz zur körperlichen Erziehung hinüber ziehen, weil ihre Erlernung zu viel Zeit erfordert; aber nachahmen können wir sie lassen, um der dadurch erreichbaren, ungemeinen Gewandtheit des Körpers einiger Maßen nachzueifern.

„Wir

(*) In seiner Gymnastik für die Jugend, S. 403, fgg.

„Wir mögen unsern eigenen Körper im Gleichgewichte zu erhalten suchen, oder irgend einen fremden Körper, der stets den Umsturz drohet, vermöge unserer Hand balanciren, so wird dazu immer schnelle, wohlberechnete Bewegung und Biegung, geschickte Haltung und Schnelligkeit des Körpers erfordert; die Dreistigkeit, die Gegenwart des Geistes, das Augen-Maß werden geübt, und der Körper erhält nach und nach die Fertigkeit, durch einen geschickten Sprung dem Fallen zu entgehen. Dies wären einige sehr beträchtliche Vortheile, welche diesen Uebungen besonders eigen sind. Nicht weniger leisten sie aber zur Erreichung des allgemeinern Zweckes, warum Gymnastik so sehr empfohlen zu werden verdient, zur Stärkung der körperlichen Gesundheit und Kraft, zur Belebung der Thätigkeit, u. s. w. Jedoch zur Sache.

„A. Das Balanciren unsers eigenen Körpers.

„1 Das Stehen auf einem Beine. — Ich nehme diese Uebung voran, weil sie als Elementar-Uebung gleichsam den Eingang zu den folgenden macht. Sie ist leicht, und alle Beschädigung ist dabey unmöglich. — Der Gymnast läßt seine Zöglinge Fronte machen, jeder steht einen sehr starken Schritt vom andern entfernt. Nach Commando heben alle entweder das rechte oder linke Bein auf, und bleiben so um die Wette stehen. Dies scheint sehr uninteressant; ich kann aber versichern, daß die dabey sehr nöthige Geduld und Ausdauer ein Schauspiel gewährt, welches dem Beobachter nicht gleichgültig seyn kann; man sieht Knaben zu halben Stunden so stehen. — Zwey bis drey erhalten endlich den Sieg. Man stelle sich lange auf ein Bein, und bemerke die Anstrengung aller Muskeln desselben, so wie des Schenkels, so wird man sich auch von dem physischen Nutzen dieser Uebung überzeugen. Daß die Beine in der

Uebung gewechselt werden müssen, ergiebt sich von selbst. — Jezt hebt der Gymnast an, die Sache mannigfaltiger zu machen. Er stellt sich vor die Fronte, und macht es vor, was die Knaben thun sollen, oder commandirt es durch Worte. Ich brauche das, was geschieht, nur kurz anzudeuten; denn jeder wird es sogleich verstehen. Sie stehen auf dem linken Beine, und verrichten dann Folgendes: Sie halten das rechte Bein im Knie gebogen, an die linke Wade, streckten es bald vorn, bald hinten, bald rechts, bald links, so viel als möglich, aus; sie legen es aufs linke Knie, hinten ins Knie-Gelenk. Sie fassen mit der rechten Hand den Absatz des Schuhes, und halten so den rechten Fuß; sie thun dasselbe mit der linken Hand, und beydes bald von vorn, bald von hinten; sie ergreifen eben so, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die rechte Fuß-Spitze, bald von hinten, bald von vorn. Sie lesen alle einige Zeilen, jeder aus einem Buche, welches er aufs Knie legt; sie schreiben auf eben die Art. — Bey allen denjenigen Abänderungen, wobey die Hände nicht mit Zug-Reifen beschäftigt sind, werden sie, bald rückwärts in die Seiten gestützet, bald vorn über einander geschlagen, bald auf den Kopf gelegt, u. s. w. — Oft hohlt der Gymnast einen ziemlich schweren Stein oder einen Beutel mit Sande; er giebt ihn dem Flügelmann, und dieser reicht ihn weiter; so geht es durch die ganze Fronte von Nachbar zu Nachbar. Da er, theils durch seine Schwere, theils durch das ausgestreckte seitwärts Reichen, starken Einfluß auf das Gleichgewicht der Personen erhält, so erschwert er das Balanciren. Oft wird der Beutel nicht zugereicht, sondern zum Auffangen von Nachbar zu Nachbar geworfen. Diese Uebung ist noch schwieriger, und man sieht gemeiniglich bald diesen, bald jenen das Gleichgewicht verlieren.

„Oft

„Oft läßt der Gymnast die Zöglinge in dieser Stellung die Ober-Kleidung ablegen, und wieder anziehen, u. s. w. Diese Uebungen können von Jedem noch mit andern vermehrt werden. Vorzüglich schön sind aber noch folgende. Die Zöglinge ergreifen die rechte Fuß-Spitze, und küssen sie bald von vorn, bald von hinten. Es muß möglich seyn, nach und nach auch ohne Anlegung der Hände dasselbe zu thun, dazu gehört aber sehr frühe Uebung. Ferner: die Zöglinge strecken nach Commando das rechte Bein gerade vor sich aus, und setzen sich, ohne Aufstützung der Hände, welche ebenfalls nach vorn hin ausgestreckt werden, an den Boden ganz langsam nieder, ohne mit dem rechten Fuße die Erde zu berühren, und zum Beschluß stehen sie eben so wieder auf, ohne von ihrer Stelle zu weichen. — Hr. Villaume wünscht, in seiner Abhandlung über die Bildung des Körpers (*), daß man den Kindern nie erlauben möchte, die Stiefeln im Sitzen, oder unter Haltung an einem Gegenstande, auszuziehen. Ich stimme ihm nicht nur völlig bey, sondern glaube auch, daß kein einziges Kleidungsstück, im Sitzen oder Aufstützen, angelegt werden sollte. Die körperliche Gelenkigkeit gewinnt dadurch überaus.

„Von den so eben beschriebenen Uebungen finde ich bey den Alten fast nichts; aber etwas Aehnliches, nähmlich das πιτυλιζειν der Griechen, beschreibt Galen (**). Man trat auf die äussersten Fuß-Spitzen, streckte die Hände und Arme über dem Kopfe weit hinaus, und bewegte sie, um das Gleichgewicht zu erhalten, bald nach vorn, bald nach

(*) Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesen, Th. 8, S. 442.

(**) *De tuend. sanit.* L. 2, c. 10. Est autem πιτυλιζειν si quis summis pedibus ingrediens, tensas in sublime manus, hanc antrorsum, illam retrorsum, celerrimo moueat etc.

nach hinten. Um nicht umzufallen, geschah diese Uebung immer nahe an einer Wand, an welcher man sich allenfalls anhielt. — Ehe mir diese Stelle im Galen vorkam, sahe ich dieselbe Uebung von einem hiesigen Zöglinge, als ein Stückchen seiner eigenen Erfindung, machen. Er stellte sich auf die äussersten Fuß-Spitzen, nicht bloß auf die Zehen, sondern auf die Spitzen der Zehen, so daß die Fuß-Sohle perpendikular stand, und gieng so, unter Bewegung der Hände, vorwärts.

„2. Das Balanciren auf der Kante eines Bretes. In der Folge führt der Gymnast seine Zöglinge zu einem 10 bis 12 Fuß langen Brette, das auf der hohen Kante am Boden befestigt ist. Die obere Kante, auf welcher gegangen werden soll, ist nur einen kleinen Fuß hoch vom Boden entfernt; niemand kann folglich durch Fallen beschädigt werden. Hier versuchen es die jungen Gymnastiker um die Wette, sich, auf Einem Fuße stehend, im Gleichgewichte zu erhalten. Die Sache ist mit Gelächter verbunden, und gewährt daher Vergnügen. Dasselbe Brett wird auch gebraucht, um darüber hin und her zu gehen, wie der Seil-Tänzer über sein Seil.

Regel: die Füße müssen beym Gehen stark auswärts gesetzt werden.

„3. Das Balkengehen. — Vorrichtung. — Eine ganz unentbehrliche Maschine unsers gymnastischen Platzes ist in Fig. 4219 vorgestellt. Die Haupt-Sache davon ist ein horizontal liegender, ganz runder Fichten-Stamm a b, von etwa 64 Fuß Länge. In dem, stark im Boden befestigten Pfeiler, c, ist sein dickes, als Zapfen zugehauenes, Ende befestigt, so daß, vermöge der durchgebohrten Löcher, 1, 2, 3, und eines dadurch gehenden hölzernen Bolzens (Nagels), es höher und niedriger gestellt werden kann. Das Gestell d unterstützt seine Mitte, und auch hier kann der Balken, so wie in dem Pfeiler c, höher und niedriger gestellt werden. Aber die Hälfte x bis b bleibt

schwan-

schwankend. Von a bis x sind 28 Fuß. Seine oberste Fläche liegt gewöhnlich etwa 3 Fuß vom Boden. Alles übrige lehrt die Zeichnung auf den ersten Anblick. Der Boden umher ist am besten Sand oder Rasen-Grund.

„Die Uebungen sind mannigfaltig. Ich werde von den leichtern zu den schwerern fortgehen.

a. Die ersten Anfänger, Kinder von 6 bis 7 Jahren werden, von dem Gymnasten an der Hand geleitet, über den noch niedrig liegenden Balken hingeführt. Die Füße müssen dabey stark auswäres gesetzt werden, und man sieht auf einen guten geraden Anstand des Körpers. Die Kleinen gewöhnen sich bald an diesen schmahlen und am Ende schwankenden Weg; sie fassen nach und nach mehr Muth, und lernen Haltung des Gleichgewichtes. Um sie im geschickten Herabspringen zu üben, läßt sie der Führer anfangs verabredet herab springen, nach und nach giebt er ihnen mit der Hand unvermuthet einen gelinden Zug, so daß sie genöthigt werden, ganz unverhofft, herunter zu springen. Alles dieses geschieht, wie gesagt, unter der leitenden Hand des Führers. Er wird diese Leitung nach und nach vermindern; wenn er anfangs den ganzen Arm des Gehenden festfaßte, so wird er ihn endlich nur noch an einer Finger-Spitze fortführen, und zulezt nur noch die Hand dem Gehenden bloß vorhalten. So lernt der Anfänger endlich

b. allein gehen; doch wird ihm der Gymnast immer noch zur Seite bleiben, seine Körper-Haltung und die Setzung seiner Füße, worauf alles ankommt, beobachten, und im nöthigen Falle ihm helfen.

c. Hat er endlich eine vollkommene Fertigkeit erlangt, nicht bloß muthig und voll Anstand über den Balken weg zu gehen, sondern auch mit völliger Sicherheit, in jeder Lage bey verlornem Gleichgewichte herabzuspringen, ohne zu fallen, so erschwert ihm

d. der

d. der Gymnast das Gehen, indem er ihm Hindernisse, z. B. Steine, auf den Balken legt, oder ihm eine Ruthe vor die Füße hält, über die er schreiten muß, oder endlich, indem er bey b den Balken in eine schwankendere Bewegung setzt, als er von selbst erhalten würde.

e. Bis jezt wurde immer nur noch von a, bis zur Spitze b, gegangen und dort herabgesprungen. Nach und nach hält man den Gehenden an, sich auf der Spitze umzudrehen, und nach a zurück zu balanciren. Es versteht sich, daß man ihn vorher mehrmahls auf den dickern Stellen des Balkens hat umdrehen lassen.

f. Das Gehen ist nun bis zur vollkommenen Sicherheit gelernt, es kostet keine Schwierigkeit mehr; aber der Gymnast sorgt für eine neue: er läßt rückwärts gehen, ich meine, das Gesicht nach a wenden, indem nach b gegangen wird.

„Hat man dies erlangt, so kann man sich begnügen. Vielen möchte es nicht nöthig scheinen, ihren Kindern eine größere Fertigkeit im Gehen auf schmahlen Flächen beyzubringen. Ich aber wünschte, daß man noch weiter gienge, und schlage daher noch Folgendes vor. Es wird bey manchen zwar Lachen erregen, allein dies wird mich nicht abhalten, das zu sagen, was ich, meiner Einsicht nach, für gut und zweckmäßig halte. Das Seilgehen halte ich, unter gehörigen Abänderungen, für unendlich weit sicherer und schöner, als das Gehen auf dem Balken. Wenn daher Hr. Villaume (*) die Frage aufwirft: wäre es nicht gut, auf dem schlaffen und gespannten Seile gehen zu lernen? so antworte ich, in Rücksicht auf das gespannte Seil, sehr gern Ja!

„Das Gehen auf einem Seile, so wie es gewöhnlich von Künstlern getrieben wird, erfordert aber zu viel

(*) Am angef. Orte, S. 441.

viel Zeit und ist halsbrechend; können wir beyde Hindernisse wegräumen, so sehe ich nicht ab, warum man junge Leute an einer nützlichen Sache hindern wollte, die sie so gern für sich nachmachen, weil sie ihnen Vergnügen verursacht.

„Die Stelle sey dieser Sand-Boden; das Seil nicht wie gewöhnlich, sondern statt seiner spanne man einen handbreiten, starken Gurt aus, und zwar nur 2 bis $2\frac{1}{2}$ Schuh vom Boden. Unter diesen Bedingungen ziehe ich das Seilgehen dem Balkengehen durchaus und in jeder Rücksicht, sowohl auf die dadurch zu erlangende Geschicklichkeit, als auf Vermeidung der Gefahr, bey weitem vor, ob ich gleich diese Uebung nie selbst veranstaltet habe. Durch die geringe Höhe weicht man der Gefahr des starken Falles vollkommen aus, und durch die Breite des Seiles wird die Uebung in Rücksicht auf Zeit hinreichend abgekürzt. Ein so breites Seil ließe sich am besten aus 3 bis 4 daumensdicken Seilen, die der Seiler gurtenmäßig mit dünnen Schnüren zusammen verbände, verfertigen. Die ganze übrige Maschinerie beym Aufspannen, so wie die Uebungen selbst, die sich darauf vornehmen lassen, sind bekannt. — — Ich komme wieder zum Balken zurück.

„Vorsichts-Regeln: 1) Es ist schlechterdings nöthig, beym Gehen auf demselben, die Füße auswärts zu setzen. 2) Schuhe mit hohen Absätzen sind hier, so wie bey vielen andern Uebungen, nicht bequem. Am besten sind Schuhe ganz ohne Absätze (Escarpins), weil sie nie zum Fallen Anlaß geben. Bey sehr trocknem Wetter sind die Fuß-Sohlen und die Oberfläche des Balkens zu glatt, dann gebrauche man Kreide. —

„4. Um die richtigere Haltung und Gelenkigkeit des Körpers, den Muth und das Geschick im Herabspringen und Fallen, Fertigkeiten und Eigenschaften, die schon durch das bloße Gehen auf dem Balken im

an-

ansehnlichen Grade geübt wurden, noch mehr zu erweitern und zu vervollkommnen, sind noch andere Uebungen auf dem Balken zu empfehlen übrig, die zu dem schönsten Theile der Gymnastik gehören. Dahin gehört:

a. Das Hinaufschwingen auf den Balken. Es ist ziemlich leicht, sich auf irgend einen Gegenstand, der uns selbst bis an die Brusthöhle reicht, z. E. auf einen Tisch, oder auf den vorhinbeschriebenen Balken, zu schwingen, wenn man einen Vorsprung (s. weiter unten, wo vom Springen gehandelt wird,) nimmt, in demselben Augenblicke beyde Hände darauf stützt, und so den untern Theil des Körpers hinauf schnellt. Auf eben die Art läßt sich mit Leichtigkeit über Tische und andere Gegenstände wegsetzen. Wir wenden dieses auf den Balken an. — Anfangs hob man die Kleinen darauf, sie lernten auch wohl selbst darauf klettern, so gut sie konnten, dieses wird fernerhin nicht mehr erlaubt, sondern man läßt sie auf obige Art ordentlich hinauf voltigieren. Hier muß erst jeder einzeln geübt, und dabey von dem Gymnasten vor dem Fallen geschützt werden; dann geht die Sache, so wie auch bey den nächstfolgenden Uebungen, genau nach Commando, und sie gewährt dann nicht nur einen wirklich allerliebsten Anblick, sondern erweckt zugleich die pünctlichste Activität. Eben deshalb ist sie sehr zu empfehlen. Ich will so genau und deutlich beschreiben als möglich. Auf die Worte des Gymnasten: Stellt Euch! Richtet Euch! formiren etwa 6 bis 7 auf der linken Seite des Balkens, d. i. auf der Zeichnung, Fig. 4204, jenseit desselben, von a bis etwas über x hinaus, eine Fronte einen Schritt vom Balken abwärts. Der Gymnast selbst steht auf dieser Seite ihnen im Gesichte. Er commandirt weiter: Sitzt auf! Dieses sind bloße Worte, um Achtsamkeit zu erregen. — Mit dem Aufheben seiner Hand heben

alle den rechten Arm auf; er winkt niederwärts, und alle schlagen in eben dem Augenblicke, indem sie einen kleinen Vorsprung vorwärts bis zum Balken thun, mit den Händen darauf, und schwingen vermittelst dieser Stützen das rechte Bein so hinüber, daß sie ihn wie ein Pferd unter sich haben. Der Gymnast sieht überhaupt darauf, daß sie bey diesen Bewegungen die richtige Stellung eines Reiters beobachten. Zur Abwechselung wird diese Uebung oft mit mehr Heftigkeit gemacht. Die Zöglinge stellen sich dann 6 bis 8 Schritt vom Balken ab, nehmen von hier einen starken Anlauf, einen noch heftigern Vorsprung, und schwingen den untern Körper weit höher über den Balken aufwärts, als vorhin. Je genauer dieses alles nach dem Tacte geschieht, um so schöner ist der Anblick. Will er dieses Manoeuvre mehrmahls wiederhohlen lassen, so muß auch zum Absitzen commandirt werden. Sein Commando-Wort: Ab! erregt bloß Aufmerksamkeit. Er winkt mit der Hand aufwärts, und jeder hebt beyde Hände auf; er winkt nieder, alle schlagen mit ihren Händen vor ihren Plätzen auf den Balken nieder, heben sich vermittelst derselben von ihren Sitzen schnell auf, schwingen das rechte Bein wieder herüber, und springen so in ihren ersten Standpunct vor dem Balken zurück. — Bey diesen beyden Uebungen darf der Balken weder von den Beinen noch Knien, noch weniger von dem Leibe des Zöglings berührt werden.

b) Das Heben mit den Händen. Wir kehren hier zu dem Zeitpuncte zurück, wo die Knaben in regelmäßiger Stellung wie Reiter auf dem Balken sitzen. Sie sollen jezt vermittelst der Hände den ganzen Körper heben, und zwar genau nach Commando. Die Worte: Hebt Euch! erregen Aufmerksamkeit. Ihr Führer winkt mit der Hand auf, und Alle strecken rasch beyde Arme über den Kopf hinaus; er winkt nie-

nieder, und Alle stützen die Hände vor sich auf den Balken nieder, und heben sich, so hoch sie können, von ihren Sitzen auf. Da schwebt die ganze Gesellschaft. Oft geschieht diese Uebung um die Wette; wer sie am längsten aushält, ist Sieger. Hier erblickt der Erzieher wieder die Merkmahle männlicher Anstrengung und Ausdauer. Bald fängt einer der Stärksten an, vermittelst der Hände auf den Balken fortzugehen, und ein jeder ahmt dieses Manoeuvre nach.

„Die Gesellschaft bleibt hierbey nicht stehen; denn der Gymnast giebt ihr zu erkennen, es sey sehr gut möglich, sich so hoch zu heben, daß die beyden Füße dicht hinter die Hände gestellt werden können. Man versucht es, es erfordert Stärke der Arme und Schultern, der Brust- und Rücken-Muskeln, es gelingt nach langem Ueben, und so entsteht

c) das Aufstehen auf dem Balken. Hierzu gehört viel Gelenkigkeit und Haltung des Gleichgewichtes. Haben mehrere diese Fertigkeit erlangt, so geschieht die Sache nach Commando pünctlich und schnell. Hier sind die dazu nöthigen Befehle. Alle sitzen noch reitend. Der Gymnast commandirt: Auf! um Achtsamkeit zu erregen; er winkt mit der Hand auf, und Alle heben beyde Hände rasch, wie vorhin; er winkt nieder, und Alle schlagen die Hände vor sich nieder, stützen sich, geben den Beinen, überhaupt dem ganzen Körper unterhalb den Schultern, einen Schwung aufwärts, so daß die Füße, in der ersten Position dicht an den Händen auf den Balken zu stehen kommen. In demselben Augenblicke wird der ganze Körper aufgerichtet, und so stehen Alle durch Einen Wink auf dem Balken aufrecht. — Genau hiermit verbunden ist das Niedersetzen auf dem Balken. Nach den Commando-Worten: Setzt Euch! werden die Hände, wie vorhin, auf Einen Wink gehoben, dann auf den Balken gestützt, die Last des vor-

wärts niedergebogenen Körpers darauf gelegt und auf dem Balken sanft niedergesenkt. Ich sage mit allem Fleiße es müsse sanft geschehen, um alles Anstoßen zu verhindern. Wer nicht im Stande ist, den Körper, auf beyde Hände gestützt, im Gleichgewichte schwebend zu erhalten, der wird plötzlich niederfahren, um die Haltung des Gleichgewichtes zu vermeiden; folglich muß das Stützen und Gehen mit den Händen erst fleißig geübt und zu einer besondern gymnastischen Uebung gemacht werden.

„Der Gymnast sinnt immer, wie ich schon oft gesagt habe, auf kleine Abänderungen, um die Fertigkeit seiner jungen Gesellschafter auf neuen Seiten auszubilden. Er erklärt eines Tages, das Aufstehen auf dem Balken, mit Hülfleistung der Hände, so wie es so eben angegeben ist, sey gar keine Kunst; er halte es für möglich, die Hände über den Kopf zu falten und dennoch aufzustehen. Aller Aufmerksamkeit ist gespannt. Sie fangen an zu versuchen, und ehe man sichs versieht, ist Folgendes ausgefunden. Die Person setzt sich reitend, zieht beyde Knie oben auf dem Balken fest zusammen, giebt dem vorwärts gebeugten Körper einen Schwung nach vorn hin, und richtet sich so auf, daß sie nun auf dem Balken kniet. Sie rückt hierauf das eine Knie völlig auf den Rücken des Balkens hin, hält sich darauf im Gleichgewichte, indeß sie den andern Fuß auf den Balken aufsetzt und darauf aufsteht. — Gut! ruft der Gymnast; aber ich weis noch eine kürzere, wiewohl für diesen und jenen, der nicht gelenkig genug ist, schwerere Art. Man setzt sich reitend, zieht einen Fuß so viel als möglich, auf den Balken unter sich, und steht auf demselben auf. Es wird an der platten Erde versucht, sich auf Einem Fuße auf den Boden zum Sitzen niederzulassen und hierauf wieder aufzustehen. Es glückt. Man geht zum Balken und führt es auch hier aus.

d) Das

d) Das Hinaufspringen. Diese kleinere Kunst-Stücke sind gelernt, man hat gewetteifert, einen gewisser Maßen angenehmen Gegenstand, Kraft mit Leichtigkeit verbunden, in die Ausführung zu bringen, und es ist gelungen. Man wünscht nun mehr. Der Gymnast hat längst auf etwas Neues gedacht. Er legt das Problem vor, in einem Nu sich auf dem Balken zu stellen, ohne ihn vorher länger als einen Augenblick zu berühren, ohne erst reitend darauf zu setzen. Man sinnt, und zweifelt an der Möglichkeit, und ehe man sichs versieht, steht der Gymnast oben, und giebt eine practische Erklärung. Die Sache ist nicht schwer, aber nur für die größten Schüler ausführbar, man müßte denn für die Kleinern den Balken allemahl niedriger machen. Man stellt sich einige Schritte vor den Balken, nimmt mit einem Anlaufe einen kleinen Vorsprung, stützt sich mit beyden Händen schnell auf die Oberfläche des Balkens, hebt sich und setzt die Füße hinauf, so daß sie zwischen die beyden Hände zu stehen kommen. Nur die Geübtern werden zur Uebung dieser neuen Gymnastik zugelassen. Jeder wird einzeln vorgenommen, und indem er von jener Seite des Balkens den Sprung hinauf macht, stellt sich der Gymnast auf dieser vor ihm, durch Haltung an einem Arme, vor Schaden zu hüten. Können es mehrere mit vollkommener Sicherheit, so kann man sie auf ähnliche Art, wie oben, hinauf commandiren. Leichter ist diese sehr hübsche Uebung zuerst an einem Tische vorzunehmen.

e) Das Ausweichen. — Durch die bisherigen Uebungen wurden die Zöglinge bis zum Stehen auf dem Balken gebracht, sie sind diesen schmahlen Stand-Punct schon längst so gewohnt, daß sie sich durch Versetzung der Füße, mit großer Leichtigkeit auf demselben umdrehen; jezt aber kommt der Fall, daß zwey sich begegnen, und um einander herumwollen, ohne

erst herab zu springen. — Wie sollen sie sich ausweichen, wie um einander herumgehen, da kein Neben-Platz da ist? Sie fassen sich beyde an den Armen fest, setzen ihre rechten Füße quer auf den Balken in die fünfte Position dicht an einander, zählen 1, 2, 3, und walzen sich links um einander herum, indem sie mit den linken Füßen einen Schritt um den Rechten des Gegners thun. So sind die Plätze gewechselt; aber sie müssen die Schwere des Körpers genau gegen einander abwiegen, sonst sind sie gezwungen, herab zu springen.

f) Die Abgewinnung des Gleichgewichtes. Zwey Personen treten auf die dickere Hälfte des Balkens, jede hat einen Voltigir-Stab in beyde Hände gefaßt, diesen halten sie kreuzweise aneinander, und drängen damit seitwärts, bis einer das Gleichgewicht verliert.

g) Das Umkehren im Sitzen, ist nicht so ganz leicht, wenn keine Hand dabey an den Balken gebracht, und die Sache nicht langsam gemacht werden soll. Die Art, wie es geschieht, ergiebt sich von selbst; ein Schenkel wird nähmlich nach dem andern übergehoben. Diese Uebung muß wieder nach Commando gemacht werden.

h) Das Ueberspringen, ist eine sehr stark machende Uebung. Man stellt sich einen Schritt vom Balken ab, nimmt einen kurzen Vorsprung, stützt sich zu gleicher Zeit mit den Händen auf den Balken, hebt sich, und schwingt die Beine über ihn weg, indem die Hände den festen Punct gewähren, um welchen der Körper sich drehet. Der Gymnast übt erst jeden allein, er stellt sich auf die entgegengesetzte Seite des Balkens, und faßt den Ueberspringenden beym Arme fest, so lange, bis er endlich den Sprung völlig sicher allein unternehmen kann. — Etwas schwieriger ist folgende Art des Ueberspringens: die Person stellt sich neben

den

den Balken, so daß er ihr zur rechten Hand 1 bis 2 Schuh vom Leibe ist; sie nimmt längst denselben hin einen Anlauf von 2 bis 3 kleinen Schritten, dann einen Vorsprung, stützt in demselben Augenblicke die rechte Hand auf den Rücken des Balkens, hebt sich, und schwingt so, auf eine Hand gelehnt, die Beine und den ganzen Körper hinüber. Eben so läßt sich von der linken Hand hinüber setzen. Uebrigens gilt bey diesem Sprunge, was ich so eben bey jenem sagte.

„5. Das Wippen. Eine 16 Schuh, hinlänglich starke, Diele ruht in ihrer Mitte, 2 Schuh hoch vom Boden auf einer Unterlage. Auf jedes Ende stellt sich einer der jungen Gymnastiker. Sie setzen sich langsam in eine auf- und niederschwankende Bewegung, und halten dabey das Gleichgewicht. Bald lernen beyde es in dem Grade, daß sie sich einen und mehrere Fuß hoch vom Brette abschnellen, und immer richtig wieder auf ihren Standpunct aufspringen. Die Füße müssen dabey immer geschlossen, und der ganze Körper in einem guten Anstande erhalten werden. Damit das Brett nicht von seiner regelmäßigen Bewegung rechts oder links abweiche, treffe man folgende Einrichtung des Gestelles. Zwey starke Pfähle werden in den Boden befestigt, vom Kopfe des einen bis zum andern läuft ein 20 Zoll langes darauf gefügtes Quer-Holz, dies macht die Unterlage. Die obige Diele hat in ihrer Mitte an jeder Seite (Kante) eine eiserne Angel (hervorstehende Spitze), just so wie der Balken einer Wage; diese Angeln laufen auf beyden Seiten in eisernen Befestigungen, und wehren das hin und her Rutschen des Brettes, welches auf dem Quer-Holze ruhet. Diese sehr flinkmachende Uebung ist bey den Frauenzimmern um Jenisseisk weit und breit gewöhnlich. — Der Boden sey Sand.

„6. Die Oval-Schaukel. — Bey dem Wippen ist die Bewegung ganz geradelinig, daher ziemlich

leicht abzuhalten; zusammengesetzter wird sie bey dem Gebrauche der durch Abbildung, Fig. 4220, dargestellten Maschine. A, B, C, ist die Hälfte des Ovals, dessen größter Durchmesser 10′ und dessen kleinster 7′ 10″ hat. A B, die Sehne des Bogens, ist ein hinlänglich starkes Quer-Holz über den Durchmesser des Ovals gezogen, 12′ lang. In seiner Mitte, bey x, ist ein 3′ 5″ langer Fuß perpendicular eingezapft, auf welchen die Maschine sich lehnt, und so mit dem Boden einen Winkel von etwa 36 Grad macht, y, y, sind Stand-Bretter, oder Fuß-Tritte, auf welche die beyden Schaukelnden stehen. Die Maschine ist von Dielen zusammengesetzt, so wie man etwa die Bogen verfertigt, welche der Maurer zum Bau der Gewölbe gebraucht. Die Stand-Bretter müssen an beyden Seiten, bey z, z, mit starken Leisten versehen seyn, gegen welche sich der Fuß beym Sinken und Heben der Maschine stemmt. Uebrigens kann man diese Maschine auch kleiner machen lassen. — Die beyden Personen stellen sich auf die Fußtritte, und bringen sich vermittelst eines langen Stabes in Bewegung, womit jeder versehen wechselseitig gegen den Boden niederdrückt, und so die Maschine in Gang setzt. Daß die Bewegung eine Bogen-Linie sey, läßt sich leicht einsehen (*).

„7. Die Stelzen. — Der Nutzen des Stelzengehens ist deutlich. Unbefangene Dreistigkeit, Gewandtheit des Körpers, sich auf Füßen im Gleichgewichte zu erhalten, die sich fast nur in einem Puncte endigen, und Bewegung im Freyen. „In einigen „heißen Ländern," sagt Frank: „läuft Alt und Jung „auf Stelzen über den brennenden Sand sicher und ohne Empfindung her, setzt über Gräben und Bäche, „und

(*) Von andern Arten der Schaukel, s. im LXXI Th. S. 582, fgg.

„und gewöhnt so seinen Körper zu sichern Schritten „und einem steten Wesen, aus dessen Mangel der Un„erfahrne an hundert Orten stehen bleiben oder dahin „stürzen muß.“ — Diese Uebung ist ohne alle Gefahr, und Knaben von 7 Jahren lernen sie schon mit Fertigkeit. Die dazu gehörigen Instrumente sind sehr bekannt; eine Beschreibung ist daher unnöthig. Doch erinnere ich Folgendes: Man macht den obern Theil der Stelzen, vom Fußtritt nach oben hin, häufig so lang bis zur Achsel-Grube des Gehenden; ich halte es für besser, ihn bis über den Kopf hinaus gehen zu lassen, damit der Stelzen-Läufer nie in Gefahr ist, mit der Achsel-Grube darauf zu stoßen. Bey Anfängern ist die Höhe des Fußtrittes etwa nur 1 Schuh, in der Folge kann man sie vergrößern. — Das Anfassen der Stelzen geschieht entweder auf die Art, wie der Soldat sein Gewehr beym Fuß faßt, oder auch so, daß die Stelzen hinter dem Arme hinauf laufen, nur muß man dann fleißig auf gerade Haltung des Körpers dringen, welche gern dabey vernachlässigt wird. Regeln lassen sich davon eben nicht geben, ausgenommen die einzige: man muß beym Gehen den Fußtritt fest unter die Schuh-Sohle ziehen. Alles andre ergiebt sich sehr bald von selbst.

„Junge Leute lieben Kunststücke, und simple Uebungen sind ihnen bald nicht mehr genug. Sie gehen bald mit Stelzen Trepp auf und nieder; dies scheint mir aber gefährlich. Ein besseres und gar nicht gefährliches Kunststück ist es, mitten im Gehen die eine Stelze, unter dem Fuße weg, wie ein Gewehr auf die Schulter zu nehmen, und auf einer einzigen herum zu hüpfen. Dies gewähret einen ziemlich sonderbaren Anblick, und es ist doch bald gelernt. Das gewöhnliche Gehen auf den Stelzen sowohl, als das Hüpfen auf Einer, kann um die Wette nach Commando getrieben werden.

„8. Das

„8. Das Leitergehen, ist mit der vorigen Uebung sehr nahe verwandt; denn wer im Stande ist, auf einer einzigen Stelze herum zu hüpfen, wird bald die erste, zweyte, dritte und mehrere Sprossen einer kurzen, leicht zu handhabenden und nirgends angelehnten Leiter besteigen, sich darauf im Gleichgewicht erhalten und darauf herum spazieren lernen. Der Verlust des Gleichgewichtes ist hierbey nur auf zwey Arten möglich: entweder, man sinkt mit der Leiter zu weit vor-, oder zu weit rückwärts. Im ersten Falle muß der Ruhe-Punct der Leiter mehr vorwärts, im zweyten mehr rückwärts gedrückt werden; dies geschieht entweder dadurch, daß man, mit der stark unter der Fuß-Sohle gezogenen Sprosse, unablässig in die gehörige Lage hüpft, oder zweytens, und zwar bequemer und mit weniger Anstrengung dadurch, daß man die Leiter unaufhörlich rückwärts und vorwärts gleichsam marschiren läßt. Diese leztere Art wird für wörtliche Beschreibung etwas schwierig. Ein Beyspiel erläutere sie. Man stelle eine Gabel perpendikular auf ihre Spitzen, fasse sie oben beym Hefte, und bewege sie ein wenig links und rechts zur Seite, indem man sie gelinde drehet, so wird man sehen, daß ihre Spitzen gleichsam Schritte machen. — Der Anfänger stelle sich nur 3 bis 4 Schritt von einer Wand, richte Leiter und Gesicht nach ihr hin, fasse die Leiter mit beyden Händen fest, und halte sich gerade. Das Uebrige wird sich dann von selbst geben. — Ich sage mit Fleiß: nahe an eine Wand, denn wenn er nach vorn hin das Uebergewicht erhält, so lehnt sich die Leiter sanft dagegen, und nach hinten hinaus kann er nicht fallen, weil da seine Füße sogleich herab springen.

„9. Das Schlittschuhlaufen (*).

(*) Hiervon wird in S. gehandelt werden. B.

„B. Das Balanciren fremder Körper, ist eine sehr angenehme und und nützliche Uebung. Wir springen um den Umsturz derselben zu verhüten, links und rechts, rückwärts und vorwärts; wir neigen uns zu tausenderley gebogenen Lagen des Körpers mit einer sonst nicht leicht Statt findenden Schnelligkeit. Das Augen-Maß wird geübt, Vorsicht und Achtsamkeit werden geprüft. Wir brauchen nicht zum Künstler zu gehen, um gefährliche Methoden des Balancirens zu lernen; wir wollen uns weder das Kinn verrenken, noch die Zähne beschädigen; wir bedürfen nur ganz einfacher Mittel: Ein 12 Fuß langer Stab, der am obern Ende allenfalls mit einer hölzernen Scheibe versehen, oder durch sonst etwas oben schwerer, als unten, gemacht ist, senkrecht, auf einer Hand, auf einem Finger, getragen, von einem Finger zum andern fortgesetzt, ist uns zum Anfange hinreichend. Der Balancirende steht, geht, läuft, setzt sich zu Boden, steht auf, und sucht durch tausendfältige Wendungen den Fall zu verhüten. Man wettet, wer ihn am weitesten, am geschwindesten fortträgt, wer ihn am längsten hält, ohne sich von der Stelle zu bewegen, u. s. w. Um diese Uebung, die mit der schönsten Körper-Bewegung verbunden ist, in der Folge zu erschweren, schaffe man noch einen andern, eben so langen Stab herbey; diesen faßt der Balancirende in die eine Hand horizontal. Am äussersten Ende desselben ist eine kleine Grube befindlich, in diese setzt er den senkrechten Balancir-Stab, und hält ihn so auf der Spitze im Gleichgewichte, indem er es versucht, durch Ausstreckung des horizontalen Stabes ihn immer weiter von sich zu entfernen. Diese Uebung ist ganz dazu gemacht, den Körper in die ununterbrochenste Activität zu setzen; ich kann sie deshalb ganz vorzüglich empfehlen. Man wähle zu dieser Leibes-Uebung einen freyen ebenen Rasen-Platz, und halte

die

die Umstehenden an, dem Balanceur nicht zu nahe zu kommen.

Eine Stelle aus dem *Nicephorus Gregor.* welche von Balancir-Stücken handelt, s. oben, S. 533, fgg.

Vom Balkengehen, siehe oben, S. 671.

Vom Ball-Spiel, bleibt eine ausführliche Abhandlung zu den Supplementen bestimmt

La Bauche, das große Kugel-Spiel; siehe weiter unten, unter Kugel-Spiele.

Das *Bilboquet*, Fig. 4221, ein etwa 4 Zoll langer, zierlich gedreheter Stab von Holz, Knochen oder Elfenbein, hat am obern Ende eine kleine Schale, die in Form einer Halbkugel vertieft ist; sein unteres Ende hingegen läuft in eine Spitze aus. In der Mitte des Stäbchens ist eine seidene Schnur befestigt, und an dieser hängt eine kleine bleyerne Kugel. In derjenigen Stelle der Kugel, die beym Hängen die unterste ist, befindet sich ein Loch. Der Spieler, welcher das Stäbchen mit den Spitzen der Finger hält, übt sich, die herabhangende Kugel durch einen schnellen Aufzug der Schnur in die Höhe zu schnellen, und sie mit dem nach dem Segment einer Kugel vertieften Teller zu fangen, so daß sie darin liegen bleibt; dieses ist bald gelernt. Er kehrt das Stäbchen um, so daß die Spitze nach oben steht, wirft wieder die Kugel aufwärts, und sucht die Spitze in das Loch zu bringen, um sie so aufzuspießen; dies ist weit schwerer. Die Bewegung der Kugel kann auf einige Art abgeändert werden, am leichtesten ist das senkrechte Heraufziehen; schwer wird das Fangen, wenn man sie in einem Bogen bald von vorn, bald von der linken oder rechten Seite herauf schwingt. Erleichtert wird das Fangen

mit

mit der Spitze, wenn man die Kugel mit den Fingern herum schnellt, so daß sie beym Fangen rotirt.

Das Spiel ist nicht neu. Heinrich III. von Frankreich spielte es schon. Es erfordert, bey aller Beschränktheit, doch ziemlich viel Augen-Maß und Beurtheilung der Behandlung des Materiale. Auf den Messen finden sich gemeiniglich Taschen-Spieler ein, die darin sehr geübt sind, und durch Wetten sich Geld erwerben.

Von dem Billard-Spiele, welches besonders das Auge und den Arm übt, würde die Beschreibung hier zu weitläuftig seyn, daher sie in den Supplementen nachzuhohlen seyn wird.

Vom Blindekuh-Spiele, siehe weiter unten bey den Sinnes-Uebungen.

Vom Bockspringen, siehe weiter unten, unter Springen.

Vom Bullen-Spiele, siehe weiter unten *Joujou*.

Vom Burzelbaum machen oder schießen, s. oben, S. 390, f.

Colin-Maillard, Blindekuh; s. weiter unten, bey den Sinnes-Uebungen.

Vom Declamiren und lauten Lesen, siehe im Art. Lesen.

Der Drache, fliegende papierne Drache, Fr. Cerf-volant, eine auf Drachen-Art gebildete Spiel-Maschine, da man ein ausgebreitetes Papier auf Stäbchen leimet, und dasselbe vermittelst des Windes und eines Fadens, in der Luft herum fliegen lässet.

Die-

Diese Maschine ist der Jugend ungemein interessant, weil sie geschickt ist, in eine Region zu steigen, wohin niemand gelangt. Dieses spannt die Erwartung der Knaben ungemein, regt seine Thätigkeit und seinen jugendlichen Unternehmungs-Geist auf. Ich rede hier nur von derjenigen Jugend, welcher man nicht alles in die Hände schenkt, sondern die schon früh anfängt, sich ihre Bedürfnisse zu erarbeiten und ihr Spiel-Zeug selbst zu verfertigen, so weit, als es unter guter Anleitung nur möglich ist. Für diese ist der Drache nun gerade ein Gegenstand der Selbstverfertigung; und dies allein macht ihn schon zu einem zweckmäßigen Gegenstande der Jugend-Spiele, wenn wir auch hier auf die damit verbundene Bewegung im Freyen und das damit verknüpfte Vergnügen weiter keine Rücksicht nehmen wollen. Hier ist, vermittelst der Zeichnung, Fig. 4222, eine Beschreibung. Man sieht hier die Abbildung eines Gerippes zu einem Drachen; nähmlich: a b, der Rückgrath; c d, das Schulterblatt, e f d, das Brustbein; e a h, der Schnabel. Alle diese Theile werden von recht leichtem Holze gemacht, etwa nach folgendem Verhältnisse. Der Rückgrath, 5 Fuß 7 Zoll leipz.; das Schulterblatt, 3 F. 5 Z., beyde sind vierseitig, $\frac{1}{2}$ Zoll und etwas darüber stark. Von a bis g, ist 1 Fuß 2 Zoll. Bey g ist die Mitte des Schulterblattes mit dem Rückgrathe gut zusammen gefügt. Das Brustbein wird von einem leichten Faß-Reife genommen. Seine beyden Enden schließen sich an die Enden des Schulterblattes, und sind fest damit verbunden, so wie seine Mitte bey f mit dem Rückgrathe. Von e und h laufen noch zwey schwache Hölzer, die den Schnabel bilden, nach a, und sind mit ihren Enden sowohl an das Brustbein, als an das obere Ende des Rückgrathes gut befestigt. Wenn man diese Theile gehörig zusammengefügt hat, so wird von e über b nach d eine starke

Schnur

Schnur geführt, und so straff angezogen, als es die dünnen hölzernen Stäbe vertragen. In c und d wird sie fest geknüpft, an dem Ende b aber in eine kleine Rinne gelegt, damit sie nicht abgleite. Jezt ist das Gerippe fertig, bis auf das Abwägen. Man lege sein Schwanz-Ende b auf den Fußboden, a hingegen auf eine Fingerspitze, und sehe zu, ob die Hälfte a c b so schwer, als a d b, ist. Durch Wegschneidung des Holzes läßt sich dieses bald in Richtigkeit bringen, zumahl da eben nicht viel darauf ankommt.

Die Verfertigung der Haut oder des Ueberzuges macht wenig Mühe. Man klebe von starkem Papiere eine Fläche zusammen, die an allen Seiten etwa eine Hand breit größer als der Umfang des Gerippes ist; lege sie an den Fußboden, das Gerippe darauf, und leime, nach gehörigem Beschneiden, den Rand des Papieres auf allen Seiten um den äussersten Rand des Gerippes. Jezt fehlt es unserm Luft-Geschöpfe noch an den Floßen, so wie an einem Schwanze, der ihm ganz unentbehrlich ist. Jene sind Quasten, von 2 oder 3 in Streifen geschnittenen Papier-Bogen, die bey d und e angebunden werden; dieser besteht aus einer langen Reihe Papier-Stücken, die an einer Schnur befestigt sind. Zu jedem Stücke nimmt man ein Quart-Blatt, faßt es in der Mitte fest zusammen, zieht die Schnur mit einer Schlinge darum, so daß die beyden Enden des Blattes faltig und aufgebauscht bleiben. Solche Papiere befestigt man etwa je von 8 zu 8 Zollen hinter einander fort an die Schnur, bis man ein Stück hat, das etwa 3 Mahl so lang seyn kann, als der Drache selbst. Dieser Schwanz wird mit seinen einem Ende an b geknüpft; an das andre aber bekommt er eine große Papier-Quaste, welche wie die Floßen, doch größer gemacht ist.

Bände man eine Schnur an irgend eine Stelle eines solchen Drachen, um ihn daran in die Luft steigen

zu lassen, so würde dies schlechterdings nie glücken, weil das Aufsteigen ganz allein von der schrägen Lage, welche er in der Luft halten muß, abhängt. Um diese zu bewerkstelligen, binde man eine haltbare Schnur in der Stelle x, 1 Schuh von a entfernt, am Rückgrathe fest, bohre ein Loch durch die Haut, und lasse die Schnur durchgehen. Bey dem 10ten Zolle von der Verknüpfung in x an gerechnet, mache man in die Schnur eine Schlinge (ein Oehr), und binde ihr andres Ende, bey y durch das Papier gesteckt am Rückgrathe wieder fest. y ist von b 1 Fuß und 6 Zoll, und die Schnur kann vom obigem Oehr bis nach y 2 Fuß und 4 bis 5 Zoll lang seyn. An jenes Oehr kommt dann endlich die lange sehr haltbare, aber möglichst dünne Schnur, an welcher der Drache aufsteigt. Uebrigens müssen junge Leute selbst Beobachtungen über die beste Stelle des Oehres in der Schnur, so wie über die gehörige Schwere des Schweifes, anstellen. Ist dieser zu leicht, so geht die Maschine unstät; ist er hingegen zu schwer, so steigt sie gar nicht, oder nur mit Schwierigkeit. Oft ist man genöthigt, noch etwas Schweres, z. B. Holz, an den Schweif zu hängen. Man muß daher die Erfahrung zu Hülfe nehmen; denn selbst die mathematischen Berechnungen der Maschine, wie man sie in den Schriften der berliner Akademie findet (*), möchten wohl durch Neben-Umstände, z. B. durch die Dicke der Schnur und den davon abhangenden Druck der Luft, bald so, bald anders, leiden. Die bequemste Art ihn zum Aufsteigen zu bringen, ist folgende: A nimmt den an die lange Schnur gebundenen Drachen, und geht damit einige hundert Schritt Wind-abwärts; B folgt ihm, doch so,

(*) Des Cerfs-volans, par Mr. *Euler* le fils; traduit du Latin, st. u. e. K. T. im XII Th. der Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. et bell. lett. de Berlin, a. d. J. 1756. (à Berlin, 1758, 4.) S. 322 — 364.

so, daß er etwa 100 Schritt hinter ihm bleibt; er faßt die Schnur an seiner Stelle fest; C geht gar nicht fort, sondern wickelt bloß die Schnur ab, welche jene mitnehmen. Ist man mit der Schnur fast zu Ende, so giebt C dem B, und dieser dem A ein Zeichen zum Stillstehen. Dieser richtet den Drachen gegen den Wind, und giebt ihm einen sanften Stoß aufwärts, nachdem er die Schnur etwas straff gezogen hat. So steigt er, von der Hand des B gehalten, schnell auf. Hat er die mögliche Höhe erreicht, so läßt auch B los, dadurch wird das Steigen ohne weitere Mühe ungemein beschleunigt, indem C ihn festhält, u. s. w.

Franklin spannte seinen Drachen einst vor einen Kahn, und ließ sich von ihm ganz bequem über einen See fortziehen. Ein etwas großer Drache würde einen gut gebaueten kleinen Wagen, groß genug, um einen Knaben aufzunehmen, auf gleichem Boden fortziehen. Brächte man über einem Zirkel-Ausschnitte in seinem Ueberzuge einen Trichter von Papp-Deckel an, dessen enge Oeffnung eine Pfeife umschlösse, so würde er in der Luft pfeifen ꝛc. Mit dieser Maschine läßt sich allerley machen, wenn man darüber nachdenken will.

Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes, gesammelt und praktisch bearbeitet von *Gutsmuths*. (Schnepfenth. 1796, 8.) S. 204, fgg.

Abbildung eines Knaben mit einem fliegenden Drachen, siehe in Fig. 4223, und a, in Fig. 4226.

Vom Gebrauche dieser Maschine, welche man in die Luft steigen läßt, um die Gewitter-Materie abzuleiten, oder dem sogenannten elektrischen Drachen, s. im XVIII Th., S. 301, fgg. und die dazu gehörigen Fig. 900 und 901.

Vom Eis-Lauf, siehe Schlittschuh-laufen.

Das Exerciren, ist eine der vortrefflichsten Uebungen für den Jüngling und Mann. Man sehe nur einen gut exercirten Soldaten an, wie sehr unterscheidet ihn, selbst noch, nachdem er invalid geworden ist, sein Aeusseres! Diesen männlichen Anstand, diese feste Stellung, diesen muthigen Gang, diese Miene voll edeln Trotzes, geben nur Krieges-Uebungen. Die Haupt-Sache bey diesen Uebungen — (ich rede von den Uebungen der Fuß-Soldaten, und zwar nur in Rücksicht auf das Individuum, nicht von Taktik,) besteht in fester gedrungener Stellung, in sichern abgemessenen Schritten sowohl gerade vorwärts, als schräg seitwärts, und in geschickter Behandlung des Feuer-Gewehres.

Siehe auch Militär-Uebungen.

Das Fahnenschwenken oder Fahnenschwingen. Bey feyerlichen Aufzügen gewisser Zünfte und Schützen-Gilden sieht man noch zuweilen diese Uebung, die darin besteht, daß derjenige, welcher die Fahne trägt, allerhand Schwenkungen damit macht, ohne daß die Fahne sich aufrollt oder verwickelt, sondern so, daß sie immer fliegend bleibt. Er schlägt sie z. B. zwischen den Beinen durch, oder läßt sie kreisförmig über dem Kopfe herum gehen, oder wirft sie um den Hals und um den Leib herum, u. dgl. mehr. Alles bey Begleitung von Feld-Musik.

Siehe auch im XII Th., S. 107, f.

Das Fahren ist eine angenehme und gesunde Uebung, wobey der Körper sich größten Theils passiv verhalten kann. Schlitten, Wägen und Schiffe, sind die Vorrichtungen, deren man sich zum Fahren bedient.

Das Fahren auf Schlitten giebt die sanfteste und gleichförmigste Bewegung, es geschehe nun auf dem Schnee,

Schnee, oder auf dem Eise, oder auf schlüpfrigem Boden. Das Schlittenfahren im Winter auf Eis und Schnee, ist insbesondere angenehm und heilsam. Die schnelle und doch sanfte Bewegung; das beständige Abwechseln der Gegenstände um uns her; die frische, mit jedem Athemzuge erneuerte Luft, thun dem ganzen Körper ungemein wohl, wozu noch kommt, daß äusseres Gepränge, Geräusch und muntere Gesellschaft, die Sinne und Gemüth angenehm beschäftigen.

Das Fahren im Wagen, ist schon erschütternder, besonders auf Post- und Bauer-Wägen, und auf hartem unebenen Boden. Unsere Erfindungs-Kraft, die sich in Sachen des Luxus vorzüglich wirksam zeigt, hat Mittel erdacht, die Erschütterungen des Räder-Fuhrwerkes dermaßen zu mildern, durch Riemen und Federn, und überhaupt dem Wagen eine so bequeme Einrichtung zu geben gewußt, daß die schwächsten Personen die Bewegung ertragen können. Das Zuströhmen der Luft ist auch hier ein für die Gefäße der Lungen und für die Blut-Masse wichtiger Vortheil, der aber, so wie der Genuß freyer und abwechselnder Aussichten, ganz und gar vereitelt wird, wenn man sich in einer von allen Seiten zugemachten Kutsche einsperrt. In einem so kleinen Behältnisse verdirbt ein einziger Mensch die Luft in einigen Augenblicken. Um sich im Zimmer herum zu fahren, oder herum fahren zu lassen, hat man kleine Stuhl-Wägen erdacht, welche Podagristen und andern kranken oder schwachen Personen gute Dienste thun, dergleichen man im XII Th. S. 111, fgg. beschrieben, und Fig. 599, fgg. abgebildet findet.

In einem Schiffe fahren, ist, je nach dem die Oberfläche des Wassers beschaffen ist, eine der sanftesten, oder eine der stärksten Bewegungen. Zur See, wo das Schiff ein Spiel der Wellen ist, wirkt die Bewegung heftig auf die Eingeweide, und erregt bey de-

nen, die nicht daran gewöhnt sind, heftiges Erbrechen. Durch das Schwanken seiner Basis wird der Körper alle Augenblicke genöthigt, auf seiner Hut zu seyn, um das Gleichgewicht zu erhalten; daher merkt man bey den Seeleuten etwas Eigenes im Gange und in der Stellung, welches sie auch auf festem Lande auszeichnet.

Vom medicinischen Nutzen der See-Reisen, s. im LXXI Th., S. 622, fgg.

Vom Faust-Kampfe oder Klopffechten, s. weiter unten Ringen.

Die Fecht-Kunst, eine Kunst, welche lehrt, wie man gegen einen Angriff mit tödlichen Waffen sich vertheidigen, sein Leben retten, den Feind besiegen kann, verdient eine ausführliche Abhandlung, welche für die Supplemente aufbehalten bleibt.

Vom Festhalten mit Beinen und Schenkeln, s. im LXXI Th., S. 569, f.

Vom Fuß-Scheibenspiel, siehe weiter unten Scheiben-Spiel.

Vom Gehen, s. oben, S. 397, fgg. und im XVI Th., S. 634, fgg.

Vom Heben und Tragen einer Last, s. oben, S. 409.

Vom Hüpfen, s. weiter unten, unter Springen.

Die Jagd, s. weiter unten, unter den Spielen der künstlichen Sinnes-Uebung.

Das

Das *Joujou de Normandie*, ist ein Spiel mit einem Instrumente, welches der Bulle eines Documentes ähnlich ist, und daher auch von Hrn. Gutsmuths das Bullen-Spiel genannt wird; ein seit der französischen Revolution auf ein Mahl schnell Mode gewordenes und schon wieder vergessenes Spiel, welches seine Erfindung den Bullen unnütz gewordener Diplome verdankt. Zwey zierlich gedrechselte Scheiben von Holz oder Elfenbein sitzen an einer gemeinschaftlichen Axe, wie zwey kleine Räder, aber völlig fest, und so nahe zusammen, daß nur ein Messer-Rücken zwischen beyden Platz hat. An der Axe ist eine seidene Schnur befestigt; diese wird um dieselbe herum gewickelt, das Ende davon aber um die Hand geschlungen, und das Instrument mit den Fingern derselben Hand gehalten. Läßt man es fallen, oder wirft man es in willkürlicher Richtung fort, so erhält es durch das schnelle Abwickeln der Schnur eine rotirende Bewegung, und steigt wieder nach der Hand herauf, vermöge der Centrifugal-Kraft, indem die Axe sich wieder an der Schnur herauf wickelt. Eine etwas geübte Hand benutzt diese Eigenschaft auf allerley Art, und schwenkt das Joujou nach Belieben in allen Richtungen. Dieses Spiel soll durch die revolutionäre Vernichtung der französischen Adels-Documente veranlasset worden seyn, indem dadurch der Adel sowohl als diese Bullen, ausser der Centrifugal-Kraft, alle Kraft verloren.

Das ganze Spiel des Joujou Normand beruhet auf der Theorie vom Schwung-Rade, und ist also ein mechanisches Experiment, bey welchem verschiedene Theoreme dieser Wissenschaft mitwirken. Es besteht, erwähnter Maßen, aus zwey kleinen hölzernen oder elfenbeinernen Scheiben, von etwa $3\frac{1}{4}$ par. Zoll im Durchmesser, Fig. 4224 [a]) und [b]), die etwan 1 Linie weit von einander abstehen, und beyde an einer

Achse von beynahe 1 Zoll Stärke (d, Fig. 4224 b) angeschraubt sind, um welche eine seidene Schnur, gewöhnlich 3 Ellen lang, läuft, die am Ende mit einer Schlinge an den Zeige-Finger gehängt wird, wenn man spielen will. Indem das Joujou losgelassen wird, würde es nach dem Gesetze der Schwer-Kraft perpendikular herab fallen, es muß sich aber von der um seine Axe liegenden Schnur loswickeln, und bekommt dadurch, nach dem Gesetze der fallenden Körper, eine immer accelerirte Bewegung, die durch das Abwickeln der Schnur zu einer Rotation modificirt wird, und wodurch also die beyden Scheiben ein wahres kleines Schwung-Rad werden, das sich nun nach den Gesetzen der Vis centrifugae sehr schnell um seine Achse bewegt. Sobald die Schnur von der Axe ganz abgewickelt ist, würde das Joujou, wenn es bloß ein fallender Körper wäre, ruhen, weil sein Schwer-Punct durch das Hängen an der Schnur unterstützt wäre; da es durch das Abwickeln der Schnur zu einem Schwung-Rade geworden ist, so setzt es, als ein solches, seine schnelle Rotation fort, wickelt die an seine Axe befestigte Schnur verkehrt wieder um dieselbe auf, und steigt nun hierdurch an der Schnur wieder so weit in die Höhe, bis die Kraft seiner Rotation mit der Last seiner Schwere und Friction in das Gleichgewicht kommt, worauf es wieder zurück sinkt, und nach einigen solchen abnehmenden Erhebungen ruhig bleibt; eben so wie ein fallendes Pendul nach mehrern abnehmenden Vibrationen in seinem Ruhe-Puncte stehen bleibt. Sobald das Joujou den tiefsten oder fernsten Punct der Schnur erreicht hat, und wieder steigen will, tritt in diesem Augenblicke ein neues Gesetz der Bewegung ein, und die zwey Scheiben werden ein zusammengesetzter ungleicharmiger Hebel, davon der Punct a, Fig. 4224 b), wo die Schnur beym Aufwickeln an der Axe anliegt, das Hypomochlium, der

der kürzere Arm a b die Kraft, und der längere a c die Last ist. Nach der Theorie des Hebels würde dies eigentlich ein Fehler seyn, weil auf diese Art eine weit größere Kraft zur Hebung der Last gehört, als wenn diese auf den kurzen Arm des Hebels ruhete. Allein, dieses große Uebergewicht der Kraft über die Last ist hier durch die schnelle Rotation des Schwung-Rades wirklich da, hebt die mindere Last der Scheiben leicht, und macht also, daß das Joujou, gegen das Gesetz der Schwer-Kraft, wieder an seiner Schnur in die Höhe und zur Hand zurück läuft.

Diese Theorie gilt nur vom Joujou, wenn man es perpendikular herabfallen läßt, und also in senkrechter Richtung damit spielt; denn in diesem Falle empfängt es seine Rotation als Schwung-Rad durch den Fall und durch seine eigene Schwer-Kraft. Sobald man es aber wirft, und es in horizontal oder paraboliſchen Linien laufen lassen will, empfängt es seine Rotation von dem Stoße der Hand, die es wirft, und seine Kraft und Bewegung kann alsdann durch Adresse erstaunlich vergrößert werden. Es hat geschickte Spieler des Joujou Normand gegeben, die es an einer 10 bis 12 Ellen langen Schnur in allen möglichen Directionen mit größter Leichtigkeit laufen ließen.

Die Damen können ihren weichen Arm dabey sehr graziös bewegen. In Fig. 4224 c), sieht man eine junge pariser Dame in einer Parüre-Kleidung von neuester Mode, welche in der linken einen Fächer à la Montmedy hat, und mit der rechten Hand mit einem Joujou de Normandie spielt. Deshalb war dieses Spiel auch anfangs so beliebt, daß jede Dame in Gesellschaften ein Joujou in der Tasche oder im Arbeitsbeutel trug, bis es endlich alle Gassen-Jungen auch hatten, und sogar die Schorstein-Feger auf den Schorsteinen es spielten. Da es in manchen Städten bis zur Lächerlichkeit gespielt wurde, so erschienen satyr-

ische Blätter und Kupferstiche dagegen. Dem ungeachtet bleibt es ein unschuldiges, nicht ganz unnützes, und unter den sogenannten Umständen nicht verwerfliches Spiel.

Von seinem Ursprunge, Wanderungen und Schicksalen, schreibt Hr. Rath Bertuch (*) Folgendes: „Das Joujou de Normandie ist eigentlich ostindischen Ursprunges, wo es zum Amüsement einer indianischen Prinzessinn, wie man sagt, erfunden wurde. Sein eigentlicher Nahme in Bengalen ist Bandeliro. Vor ungefähr ¾ Jahren brachte es ein Engländer mit aus Ost-Indien nach London, wo es der Prinz v. W**. zuerst bey Mistriss *Fitzherbert*, und in den modischen Zirkel der großen Welt einführte, in der Komödie, auf Promenaden und beym Spazieren-Reiten unablässig damit spielte, und dadurch den englischen Carricaturen-Zeichnungen Stoff zu manchem Blatte, und dem Joujou selbst in London den allgemeinen Nahmen, the Prince of W-s toy (des Prinzen v. W**. Spielzeug) gab; weil auch alle in London gedrehete Joujous gewöhnlich seine 3 Federn auf der Scheibe, bunt eingelegt, haben. Von London kam es vermuthlich durch die Normandie zuerst nach Flandern, in die Niederlande und nach Holland, wo man seine Abkunft und rechten Nahmen, Bandeliro, nicht wußte, und es also nach der Provinz, woher es kam, Joujou de Normandie nannte. Durch junge Engländer wurde es im vorigen Sommer (1791) an verschiedene Orte in Deutschland gebracht, und sonderlich zuerst in den Bädern: Spaa, Aachen, Pyrmont und Karlsbad bekannt. Nach Paris kam es, worüber man sich wundern sollte, sehr spät, erst im vorigen October (1791). Das erste Joujou, welches da erschien, war ein Präsent, welches der Herzog von Orleans seiner Freundinn

(*) Im Journ. der Moden, Jan. 1792, S. 11, fgg.

binn, Madame *de Bouffon*, machte, mit Brillanten beſetzt war, und 240 Livr. gekoſtet haben ſoll. Seit ein Paar Monathen aber iſt das Joujou dort ſo allgemein Mode, daß Alt und Jung mit einem Joujou in der Hand geht, und ſonderlich die Filles unſägliche Narrheiten damit treiben, um ſich bemerken zu machen. Das Merkwürdigſte und Pikanteſte dabey iſt aber der witzige Nahme *Emigré*, den man ihm demokratiſcher Seits, gegeben hatte, und daß man zum Spielen damit das bekannte ça ira, ça ira, auf mancherley Art variirt, ſingt. In der Benennung Emigré liegt in der That viel treffende Wahrheit und Sport über die emigrirten Ariſtokraten, die beyher als Joujous behandelt werden; denn iſt der Spieler geſchickt, ſo muß das hinausgelaufene Joujou zur Hand, die es wieder faßt und aufnimmt, zurück kommen; iſt er ungeſchickt, ſo bleibt das Joujou hängen und kommt nicht zurück. Ich wüßte nicht, daß man als franzöſiſcher Demokrat ein treffenderes und ſinnreicheres Bild wählen könnte.

„Es iſt ſonderbar, mit welchem allgemeinen Beyfalle dieſes neue Mode-Joujou jezt durch ganz Europa fliegt. Es beſchäftigt überall Drechsler, Gold-Arbeiter, Juwelier und Moden-Handlungen. In London und Amſterdam beſetzt man es mit Brillanten; in Paris werden die meiſten galanten Etrennes heuer in ſchönen Joujous beſtehen; die Aerzte finden ſchon, daß es wegen der gemäßigten Bewegung, die es verſchafft, dem Kranken überaus empfehlungswerth ſey; junge Ritter werfen es neben ihren Damen her galoppirend, wie ſonſt den Wurfſpieß, mit einer Helden-Art; Knaben und Männer, Mädchen, Frauen und Matronen ſpielen es im Kreiſe ihrer Geſchäfte; Nationen beneiden einander ſchon über die Erfindung; — kurz, das Joujou iſt dermahlen mit und bey Allem, und — zu allen Dingen nüze.“

Schrei-

Schreiben aus Karlsbad, v. 10 May 1791. Das berühmte Joujou de Normandie ist eigentlich ein Kinder-Spielwerk, wie auch schon sein Nahme zeigt, das aber jezt der modische Zeitvertreib in allen Zirkeln der großen und kleinen Welt, und für alle Müßige gerade das ist, was ehedem das Bilboquet war. So wie sonst jeder feine Herr sein Bilboquet als sein Vademecum in der Tasche, und jede Dame von bon ton eins in dem Arbeits-Beutel hatte, so ist jezt das Joujou de Normandie, wo man es kennt, der unzertrennliche Begleiter der vornehmeren sowohl als der gemeinen Welt. Der Prinz bis herunter auf den Handwerks-Lehrburschen, die Dame vom ersten Range, bis herunter aufs kleine Bürger-Mädchen, der Greis wie der Knabe, spielt sein Joujou de Normandie, so oft er Lust und Weile hat, hauptsächlich in Gesellschaften und auf Promenaden; ja, ich habe so gar in Bädern junge Franzosen und Engländer gesehen, die es im Reiten spielten, und eine besondere Fertigkeit hatten es zu werfen und wieder zu fangen. Ich muß bekennen, daß der artige Mechanismus dieser kleinen Scheibe, die sich durch den Fall aus der Hand von der Schnur, woran sie hängt, abwickelt, und an derselben wieder zurück in die Hand steigt, die sie erst von sich stieß, wirklich einen gewissen Reiz hat, der dies Joujou so gar zu einem amüsanten Zeitvertreibe für erwachsene, und nichts weniger als frivole Personen macht; und wenigstens ist es unschuldiger und minder kostbar, als lästern und spielen. — — Dieses kleine artige Spielwerk ist dermahlen das allgemeine Mode-Joujou; denn daß die Joujous auch ihre Moden haben, ist bekannt. Daß dieses Joujou seinen Ursprung aus der Normandie haben müsse, zeigt sein Nahme schon; wie es aber zu uns gekommen sey, habe ich, aller Nachforschung ungeachtet, nicht gewiß entdecken können. Ich wage nur die Vermuthung, daß es mit den jezigen adelichen Emigranten aus Frankreich ausgewandert, und in Deutschland bekannt worden sey." —

Auszug aus der u. d. T. Ueber das *Joujou de Normandie*, und mit dem Motto:

Un nouveau Jeu vient de paroitre
Nommé bête par bien de gens;
Quelqu'un qui dit l'y mieux connoitre,
L'apelle — Jeu des émigrans!

zu Leipzig, 1792, in 8. erschienenen Schrift.

„Geschichte der Erfindung und Ausbreitung dieses Spiels. Seit jenem räthselhaften Räthsel, das vor einigen Jahren, wie die Sage gieng, von Göthe der Welt zur Auflösung vorgelegt wurde, das die Köpfe, selbst vieler gelehrten Männer, über die Maße anstrengte, und zulezt als ein Schwank verschwand, mit welchem Göthe, zu seiner eigenen Belustigung das Publicum hatte regaliren wollen, weis ich kaum etwas, das das ganze Publicum — einige finstre Stubengelehrte ausgenommen — so stark und anhaltend interessirt hätte, als das Joujou de Normandie. Die Epidemie der Aerostatik, des Magnetismus und der Geister-Seherey, verbreiteten sich nicht so schnell und so allgemein, als die Manie für dies schnurbewickelte Rädchen.

Ganz natürlich! Aronaut kann nicht jeder seyn; Magnetismus und Geister-Citationen wurden laut und heftig verschrien; Joujou kann jeder spielen; und wider die Vernunftmäßigkeit und Moralität desselben kann selbst der Gewaltige unter den Philosophen, Kant, nicht eine Sylbe einwenden. — Dreymahl großer Mann, dessen Kopf sich die glückliche Joujou-Idee — wie einst Jupitern die Göttinn der Weisheit — entwand! Wo weilst du? oder wenn dein Geist mit feinern Organen, in der Sphäre des höhern Lichts, schon Joujou spielt, wo ruhen deine Gebeine? Ach! dein Nahme ist, wie der Nahme des Erfinders der Schreibe-Kunst, unbekannt; vergebens wird der Verehrer deiner Erfindung dein Grab suchen, um Rosen und Vergißmeinnicht darauf zu pflanzen, und Beckmann wird es innig bedauern, dich in seiner Geschichte der Erfindungen nicht nahmentlich anführen zu können! —

Aber wissen wir auch nicht den Nahmen des Erfinders, so wissen wir doch, mit einer der Gewißheit sehr nahe kom-

menden Wahrscheinlichkeit, seinen Stand, sein Vaterland, und den Gang der Erfindung.

Ehe ich aber die Geschichte der Erfindung dieses Spieles, die mir die wahre zu seyn scheint, vortrage, muß ich vorher noch einige Sagen berühren, und sie wie Seifenblasen zerplatzen lassen.

So will man, daß dieses Spiel ein altes Spiel der Landleute in der Normandie seyn soll, die sich damit bey ihren festlichen Zusammenkünften belustigten; ja, man hat behauptet, es wäre von den Normännern, bey ihrem Einfall in Frankreich, nur in einer etwas andern Form, dahin gebracht worden. Aber wie einleuchtend falsch ist dies! In der ganzen Geschichte Frankreichs findet sich von dieser Sage keine Spur. — — Ferner ist das Joujou wohl kein Spiel für Bauern, die solidere Kost auch bey ihren Vergnügungen lieben, am wenigsten aber für jene kriegerischen Normänner. Wollte man mir mit dem Beyspiele der Griechen vor Troja entgegnen, denen Palamedes das Würfel-Spiel erfand, um ihnen die lange Weile zu vertreiben: so bedenke man doch nur den großen, himmelweiten Unterschied zwischen Würfel, die doch klappern, ein waffenähnliches Geräusch machen, und dem Joujou, das nur sanft schwirrt, und eben deswegen schlechterdings nur für die weichlichere Welt sich qualificirt.

Eine andre Sage will, dieses Spiel soll, (so wie einst das Karten-Spiel, für den französischen König Karl VI.), erfunden worden seyn, um den Spleen einer jezt wieder gesund und preiswürdig regierenden Majestät wegzuzaubern. Aber so wenig wie die Tradition von der Erfindung des Karten-Spieles Wahrheit ist, eben so wenig ist es auch diese, nur im umgekehrten Verhältnisse. Das Karten-Spiel war schon erfunden, kam nur bey der Krankheit Karl's an den Hof, und erhielt dadurch mehr Publicität; das Joujou wurde erst erfunden, wie jene Majestät schon vollkommen wieder hergestellt war. Jezt mag sie wohl damit sich divertiren; aber damahls machte sie, wie in ihren gesunden Tagen, Knöpfe und Schlösser zum Zeitvertreib. — Würde auch wohl Karten-Spiel und Joujou unsre Damen und junge Herren so interessiren, wenn es zu dem Behuf erfunden wäre, verstandlose Könige zu amüsiren?

So viel von Sagen, mit Uebergehung vieler andern, deren Absurdität sogleich in die Augen springt; z. B. das Joujou wäre die Frucht einer Preis-Aufgabe der gelehrten Gesellschaft zu ***; oder in Frankreich von Aristokraten erfunden, um politische Gespräche aus den gesellschaftlichen Zirkeln zu bringen; oder vom ci-devant Marquis *de Bouilly*, für den König der Franken, um sich nach der von Jenem so schlau projectirten, aber leider! von Sieur *Drouet* so schrecklich vereitelten Flucht die Grillen zu vertreiben. — Aristokraten haben dieses Spiel allerdings erfunden, und zwar französische Aristokraten, aber nicht absichtlich; es war, wie die mehresten Erfindungen, das Spiel des Zufalles, nicht in Frankreich, sondern in Koblenz. Man höre und urtheile.

1) Allen Nachrichten zu Folge, wurde das Joujou de Normandie zuerst in Aachen, im Sommer 1791, bekannt, kam von da nach Pyrmont, Karlsbad, u. s. w. Die Bäder, und nahmentlich Aachen, waren die Säugammen, die das Kindlein groß zogen, es koseten, und dann es ausschickten, die grand tour zu machen. 2) Der größte Theil der Bade-Gäste in Aachen bestand damahls aus jenen erlauchten Herren und Rittern, die den Gräuel der Menschen-Gleichheit, und die unerhörte Anmaßung des tiers etat, nicht mehr wie sonst allein zu bezahlen, und übrigens, was Aemter, Bedienungen ꝛc. betrifft, eine bürgerliche Null zu seyn; die, was wirklich auch keine Kleinigkeit ist, die impertinent nasenweise Aufhebung des Adels, und tausend anderer Dinge nicht ertragen konnten, und brüderlich sichs schwuren, eher, wo möglich, ganz Frankreich, wie weiland Worms und Speier, zu verbrennen, als aufzuhören Duc, Marquis und Gentilhomme zu seyn, oder wenigstens doch so sich nennen zu lassen. Diese edlen Ritter voll römischen Sinnes, wie es zu den Zeiten eines *Nero* und *Caligula* Mode war, wählten sich, am Weine zur Vollbringung ihrer Großthaten gewöhnt, die weinreichste Gegend Deutschlands zu ihrem Interims-Aufenthalte. Koblenz besonders hatte die Ehre, einen ansehnlichen Theil dieser erlauchten Gäste zu beherbergen. Man weis, wer im vorigen Sommer nach Aachen kam, und wie sehr der Besuch des Helden aus Wasa's Stamm, den Muth der irrenden französischen Ritterschaft belebte. Alles was reiten und fahren, oder

eigent-

eigentlicher, was Geld zum fahren und zum reiten erschwingen konnte, — denn damahls hatten sich die Geld-Quellen aus Norden und Süden noch nicht ergossen, — flog nach Aachen, um den Helden, auf deutschem Boden zu begrüßen, der mit einer Hand den Adel seines Landes niederdrückt, seiner Herzoge und Grafen Vorrechte mit dem Bürgerstande theilt, und mit der andern die französische Noblesse wieder zur Existenz und Herrlichkeit erheben will. Mit diesen erlauchten Emigranten kam das Joujou nach Aachen. — 3) Im April 1793, kam über Frankfurt aus Koblenz eine Ankündigung einer Theorie des Joujouspiels, von einem gewissen Hrn. M. T. und de C. Nur durch diese Buchstaben bezeichneten sich diese Herren, und durch die Unterschrift: Maitres de Joujou de Normandie. In dieser Ankündigung heißt es: „daß „dieses Spiel neurlich erst erfunden, die tägliche Unterhaltung der Koblenzer französischen Welt sey, und, „daß einige derselben, nahmentlich der Comte d'A., unter „der Anleitung obgedachter Herren, es darin zu einer ungemeinen Fertigkeit gebracht hätten." — Im Frankfurter Staatsristretto, v. Mon. April, findet sich eine Nachricht, die obiger Hypothese von der Erfindung dieses Spieles das Gewicht der höchsten Wahrscheinlichkeit giebt. „Heute," so heißt es wörtlich: „kam mit der fahrenden Post ein Fäßchen an Hrn. de C. addressirt, voll „Siegel-Kapseln. Die Bauern hätten," so hieß es in dem von der Municipalität zu Caen dem Fäßchen beygelegten Briefe, „bey der Verwüstung der adelichen Schlösser in der Normandie, die in Menge vorgefundenen „Adels-Briefe zerrissen, und die Municipalität hätte nur „noch mit Mühe die Siegel-Kapseln retten können, die „sie mit gebührender Verehrung dem Hrn. d. C. überschicke, um sie den Eigenthümern jener Adels-Briefe, die, „sichern Nachrichten zu Folge, in und um Koblenz wären, „einzuhändigen, damit diese doch wenigstens durch diese „Kapseln ihre hohe Abkunft und Nobilität documentiren könnten! Herr d. C. berief alle in Koblenz befindliche Edelleute der Normandie zu sich, und übergab ihnen diese Ueberreste ihrer Herrlichkeit mit einer so rührenden Rede, daß Ströhme von Thränen dem Zimmer entflossen." Wer jemahls eine Siegel-Kapsel gesehen hat, wird die Aehnlichkeit derselben mit einem Joujou-Rade

äusserst

äusserst frappant, und die Vermuthung höchst gegründet finden: daß diese Siegel-Kapseln die Veranlassung zur Erfindung des Joujou gegeben haben Betrübt hiengen die Herren aus der Normandie, die Kapseln an seidenen Schnüren über ihre Toilette, um sich täglich in dem löblichen Vorsatze zu stärken, bey gutem Winde und Wetter ihren einzigen Vorzug, Edelleute zu heißen, in Frankreich wieder geltend zu machen. Vor lieber langer Weile spielten sie nun mit dieser theuern Puppe, ließen sie langsam am seidenen Stricke herunter rollen, zupften dann, und das Kapselchen drehte sich, nach den Regeln der Mechanik, durch die ihm gegebene Schwung-Kraft von oben, von selbst etwas am Schnürchen herauf. Cela est etonnant! Der Versuch wurde wiederhohlt; voila un nouveau jeu! und das Joujou war erfunden, und wurde nach dem Vaterlande der Kapseln Joujou de Normandie getauft.

Aus den Bädern flog dieses niedliche Spiel von Stadt zu Stadt. Berlin war eine der ersten, die es erhielt, und welch ein Triumph für den Erfinder! selbst ehrwürdige Männer hielten es nicht unter ihrer Würde, zwar nicht im Mantel und Kragen, aber doch im Schlafrock und Pantoffeln es zu spielen. — In Weimar und Gotha ward es sehr bald das Spiel des Tages. In Wien wollte es ein Cavalier statt des Rosenkranzes in die Kirche introduciren, aber die Stumpfheit und Bigotterie eines Menschen vom tiers état, gab dem Reformator mit dem Joujou ein Paar derbe Ohrfeigen dafür. Honi soit qui mal y pense, schrie dieser, und lief mit seiner Kinder-Klapper nach Hause. — Die Manie breitete sich nun, wie weiland die Influenza, über ganz Deutschland aus. Allenthalben Joujou. Auf den Straßen fühlte man oft unvermuthet einen kleinen Stoß an den Kopf; man sahe hinauf, und der Stoß kam vom Joujou, das ein süßer Herr zum Fenster heraus spielte. Auf Bällen handhabten die Figuranten statt Aufmerksamkeit ihr Joujou. In jedem Strickbeutel fand man eins, und die Elegants trugen es statt einer fausse montre. Andere sogar wie ein Amulet wider die lange Weile im Busen. Professores der Mathematik demonstrirten es, und lasen ein Collegium practicum darüber. Selbst die Gesellschaft der reinen Lehre in B — l, fand es den symbolischen Büchern conform; und

der sanfte engelreine L. —, wie hätte der, bey seinen Aussichten in die Ewigkeit, dies sanfte Schwirren — ihm Sinnbild der Harmonie der Sphären — nicht mit Entzücken hören sollen! Nur nach Sachsen, wohin so viele andere Verbesserungen der öffentlichen und privaten, der leiblichen und geistigen Unterhaltung, wie z. B. zweckmäßigere Gesangbücher, verbesserte Liturgien, Schulmeister-Seminarien, u. dgl. immer etwas spät kommen, kam auch dieses interessante Spiel erst schier am Ende des vorigen Jahres. Aber, als wollte man das Versäumte nachhohlen, stürzte man sich nun mit einer Art von Wuth auf dies kleine Rad. Der Christ-Markt kam hierzu recht gelegen, und Drechsler und Mode-Händler, nicht minder der Marqueur des Richterischen Kaffehauses in Leipzig, standen sich vortrefflich dabey. Dieser Leztere gab sich selbst das Monopolium, auf obgenanntem Kaffe-Hause den ausschließlichen Handel damit zu treiben. — Auf diesem Hause zeigten sich auch einige Virtuosen in diesem Spiele, und waren so großmüthig, die 16 Gr. Entree-Geld dem Publico zu erlassen. In Dresden brachte es Hr. Thering in der Rolle des Schwägerbruders zuerst auf das Theater, um seinen eleganten Bruder, den Hr. Opitz machte, auch hierin nachzuahmen. Hr. Opitz sprach bey dieser Gelegenheit die merkwürdigen Worte zu ihm: spielt der alte Affe auch Joujou! (Siehe Fig. 4224 d). Aber, leider! gab es in dieser Stadt auch Veranlassung zu einem blutigen Zweykampfe, in welchem ihm ein Opfer mit einem unschuldigen Nasen-Zipfelchen gebracht wurde. Es hat also schon seinen Märtyrer! — Jezt ist die Göttinn Mode von Deutschland aus, mit diesem ihrem kleinen Mignon nach Süden und Norden geflogen. — —

Von den verschiedenen Arten des Joujou, seiner Construction und seinem Preise. Daß das Joujou ein aus zwey runden Scheiben, die eine kleine Achse zusammenhält, bestehendes Rädchen ist, das an einem Schnürchen hängt, weis jedermann. Es giebt Joujou's mit einer kleinen Oeffnung im Centro; und andre, denen diese Oeffnung fehlt. Man hat sie von verschiedener Größe; die kleinsten sind $2\frac{1}{2}$ Zoll; die größten, deren man sich auch zur Noth als Teller bedienen kann, sind $\frac{1}{2}$ Elle im Diameter. Das Materiale zu den Joujou's ist Holz, Elfenbein, Zinn und Bley. Man hat auch zuckergebackene Joujou's, die

die man aber natürlich nicht zum spielen im engern Sinne brauchen kann. Die Joujou's von Holz sind von schwarz Eben-Holz, Buchs-Baum, von Pflaumen-Baum, von Eichen, auch von weichem, von Fichten-Holze. Ihr Diameter ist überhaupt ungefähr 4¼, ihre Dicke ¾, und der Zwischenraum ¼ Zoll. Bey einem guten Joujou muß die Achse nicht zu schmahl seyn, und 1 Zoll wenigstens im Diameter haben. Je breiter die Achse ist, um welche der Faden sich windet, um so mehr bekommt das Joujou Schwung-Kraft, und um so besser und schneller windet es sich von unten herauf, wie die Lehre vom Hebel es lehrt. Ein gemeines Joujou von Buchs-Baum wiegt ungefähr 4 Loth, und kostet jezt 8 Gr. Die von minder gutem Holze kosten natürlich weniger.

Die Joujou's von schwarz Eben-Holz haben zwey eingelegte elfenbeinerne Reife, und im Centro eine Oeffnung. Ihr Diameter ist 3 Zoll; die Dicke derselben, ⅖ Zoll; das Gewicht, 4½ Loth; der Preis, 1 Thlr. 8 Gr.

Die elfenbeinernen Joujou's sind, wegen des theuren Preises des Materials, in ihrem Diameter kleiner. Sie haben nur 2½ Z. im Diameter, und ¾ Z. Dicke. An state der Oeffnung in der Mitte findet sich bey ihnen eine Rosette von schwarz Eben-Holz. Sie wiegen 3 Loth. Vermöge ihrer Schwere laufen sie zu schnell, und setzen die Hand zu sehr in Bewegung; das Spiel verliert dadurch das Sanfte und Angenehme. Der Preis derselben ist 1 Thlr. 12 Gr.

Sehr elegante Personen haben Joujou's von Elfenbein mit Brillanten besezt; und eine gewisse Gattung Menschen, die man nicht gern bey ihrem rechten Nahmen nennt, haben Joujou's mit Schellen.

Die zinnernen und bleyernen sind nur für den Strassenjungen-Pöbel.

Die Schnüre der Joujou's waren ursprünglich seiden; aber allgemein hat man jezt zwirne oder halbseidene. Die dem Spiele vortheilhafteste Länge derselben ist 2 bis 3 Ellen. Sind sie länger, so hindern sie mehr, als sie nutzen. Hier ist freylich die Rede nur von gewöhnlichen Spielern; Genies in diesem Spiele haben Schnüre von 6 bis 9 Ellen; die brauchen aber auch einen ungeheuern, genialischen Spiel-Raum. Je leichter die Joujou's sind, um so schwerer und künstlicher sind sie zu spielen; daher

wählen sich Meister die leichtesten, Kunstjüngerlein aber sehr schwere. —

Von den verschiedenen Arten das Joujou zu spielen; nebst einigen Regeln. Die gewöhnlichste Art und auch die leichteste, und daher nur für die ersten Anfänger schickliche, ist die, das mit dem Schnürchen bewundene Rädchen mit einem kleinen Stoße herunter rollen zu lassen; es dreht sich dann wieder, wenn man ihm genug Schwung-Kraft gegeben hat, von selbst wieder an der Schnur herauf. — Etwas schwerer ist es schon, das Rad am Faden herunterhangend, durch mäßiges, wiederhohltes Zucken sich herauf winden zu lassen. — Noch schwerer ist es, das aufgewickelte Rad horizontal so geschickt zu werfen, daß es, am Schnürchen sich aufwickelnd, wieder in die Hand zurück kommt. — Virtuosen in diesem Spiele werfen es auch über die Hand und wieder zurück, dann wieder horizontal und diagonal, ohne daß das Rädchen einmahl stocken darf. Sie spielen mit der linken, und schreiben, mahlen und essen mit der rechten; sie werfen es zugleich mit der einen Hand in einer horizontalen, und mit der linken in einer diagonalen Linie. Sie können es an einem 9 Ellen langen Faden vom dritten Stockwerke herunter, oder durch eine Suite von 3 Zimmern wiederkehren lassen. Unglaublich, aber wahr! Noch giebt es Joujou-Spieler mit dem Munde, die das Schnürchen mit den vordern Zähnen halten, und durch auf- und niederbiegen des Kopfes dem Rade Schwung-Kraft geben. Ferner Joujou-Spieler mit den Füßen, die den Faden an der Schnalle befestigen. Wer seine Schuhe bindet, kann ihn sonst auf beliebige Art fest machen.

Der größte Joujou-Spieler, den ich gesehen habe, stand auf einem hohen Tische, hatte an der Schuh-Schnalle des rechten Fußes, in jeder Hand und im Munde ein Joujou, und manoeuvrirte mit allen zum Erstaunen der Zuschauer. Das war warlich ein Blanchard unter den Joujou-Spielern.

Wer dieses Spiel lernen will, und nicht etwan ein geborner Joujou-Spieler ist, muß, so wie bey jeder Sache, 1) sich anfangs etwas Mühe und Fleiß nicht verdrießen lassen. 2) Man muß nicht vorher den Faden um das Rad wickeln. Allenfalls kann das der erste Anfänger thun; aber wer nur einige Fortschritte gemacht hat, der

lasse

lasse das Rädchen ruhig hängen, zupfe dann, aber mäßig und gleichförmig, ja nicht stark und ungleich, und gebe dadurch dem Rädchen genugsame Schwung-Kraft, sich herauf und in die Hand zu rollen; dies giebt das amusante Schauspiel des allmählichen Höherkommen des Rades, das man sonst fast gar verliert. Nun kann man alle die oben beschriebenen Manoeuvres, bey fortgesetztem Fleiße und bey täglicher Uebung, in kurzer Zeit machen. 3) Der größte Kunstgriff bey diesem Spiele, — wenn man es, wie gewöhnlich, mit der Hand spielt; Virtuosen im Spiele geben sich ihre Regeln selbst — besteht darin, daß man bloß mit dem Mittel-Finger, an dem man die Schnur fest macht, es spielt. Nicht die ganze Hand muß dem Rade die zurückschnellende Kraft geben, — denn sonst fehlte das richtige Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, — sondern nur die Bewegung des Mittel-Fingers. 4) Endlich wiederhohle ich es, so wie man, ohne unausgesetzte Uebung, nie Fertigkeit auf dem Claviere erhalten wird, so kann man auch, ohne tägliches Exerciren, nie Meister im Joujou-Spiel werden."

Das Kegel-Spiel, ein unter den mittlern und niedrigern Classen noch gewöhnliches Spiel, kann auf mehrere Arten gespielt werden. Ausser der in der Kegel-Bahn gewöhnlichen Art (s. im XXXVI Th., S. 699, fgg.) kann man auch auf einem freyen Platze die Kegel weit aus einander setzen, und aus einer beträchtlichen Entfernung mit der Kugel einen heraus zu werfen suchen, da denn jeder mit einem gewissen Gewinnste bezahlt wird, ungefähr wie im à la Guerre auf dem Billard.

Vom Klettern, an der Stange, und am Mast, an der Strick-Leiter, vom Leiter-Klettern, und vom Klettern am einfachen Seile, siehe im LXXI Th., S. 557, fgg.

Das Klinkholz: oder Klisch-Spiel, wird, nach Hrn. Gutsmuths (*), im Holsteinischen auf vielerley Art gespielt. Man setzt einen runden, 4 bis 5 Fuß langen, etwa 1½ Zoll im Durchmesser haltenden Stab in die Erde, nach einer Richtung, daß er mit der Erd-Oberfläche einen Winkel von 50 bis 60 Grad macht. Auf diesen legt man oben einen sogenannten Klink, oder eine Klisch, ein Ding von Holz, etwa 4 Z. lang und etwas darüber, rund, von starker Finger-Dicke, einen kleinen Zoll vom Ende halb eingesägt, und von dem andern Ende schräg herab (diagonal), bis in den Grund des Sägen-Schnittes, weggeschnitten. So hat die Klink oben einen Haken, womit sie sich, wenn sie auf das obere Ende des vorerwähnten Stabes gelegt wird, an dem Rande desselben fest hält. Siehe Fig. 4225, a, die Klisch; b, das obere Ende des Stabes. Der Stab selbst steht im Mittelpuncte eines beliebigen Zirkels, dessen Radii 12 bis 24 Fuß halten, auch gröſser oder kleiner seyn können. Mit einem, 2 bis 2½ Fuß langen, daumendicken Stabe, schlägt A, der im Kreise steht, die Klisch fort, die Uebrigen sind ausserhalb demselben, suchen sie zu fangen, doch ohne in den Kreis zu kommen, oder so nahe, als möglich, an das Centrum zurück zu schlagen, und zwar mit der bloſsen Hand. Gelingt das Fangen, so ist A seines Schlag-Amtes verlustig; gelingt das Zurückschlagen, so mißt er vom Mittelpuncte bis zur Stelle, wo der Klink liegt, z. B. 1, 2, 3 ꝛc. Ellen. Diese Ellen machen sein Credit, und werden von den, beym Anfange für jeden Spieler festgesetzten Debet, z. B. 40 Ellen, abgezogen. A, am Mittel-Puncte, will sein Debet je eher, je lieber solviren; seine Gegner draußen hindern ihn daran aus allen Kräften. Wird der Klink nicht gefangen, ehe er nie-

(*) Im angef. Werke von den Spielen, S. 209, fgg.

niederfällt, so fallen die Gegner des A darüber her, suchen es an das Centrum zu stoßen oder zu schlagen; Er aber wehrt dieses ab, und sucht es davon weg zu schlagen. Glückt das Eine oder das Andere, so bleibt es liegen, und von seiner Stelle mißt A seine Ellen. Man setzt gern eine gewisse Zahl Gänge, z. B. 6 oder 10 ꝛc. fest; wer darin sein Debet bezahlt, erhält den festgesetzten Preis; braucht er aber mehr Gänge, so muß er allen Mitspielern geben, was verabredet ist. Auch wird es gewöhnlich zum Gesetz gemacht, daß der Schlag mit dem Stabe von unten herauf gehen muß; dadurch wird das Spiel für A schwieriger. Fängt aber A den Klink im Kreise mit der Hand, wenn die Andern ihn herein schlagen, so giebt ihm dies 8 bis 12 Ellen Credit. Kann er es in eben dem Falle mit seinem Stabe noch ein Mahl forttreiben: desto besser. Schlägt er 3 Mahl fehl; d. h. thut er 3 Schläge, und bringt die Klisch dadurch nicht aus dem Kreise, so kommt B an den Schlag, und so ferner.

Dieses Spiel ist auf mancherley Art für die Jugend vortheilhaft; es übt den Körper in tausend schnellen Biegungen, Wendungen und Sprüngen; es erfordert rasche Thätigkeit der Sinne, und viel Beurtheilungs-Kraft in Rücksicht der Schläge, die auf das Stückchen Holz gethan werden sollen, um es gerade dahin zu bringen, wo sich kein Gegner befindet, und wo es daher seinen Schlägen nicht ausgesetzt ist.

Vom Klopffechten oder Faustkampf, siehe weiter unten Ringen.

Der Kreisel, ein Spiel, bey welchem ein hölzerner kegelförmiger Körper auf seiner Spitze vermittelst einer kurzen Peitsche herum getrieben wird, Fig. 4226, ist selbst für erwachsene Knaben sehr unterhaltend, an

sich sehr unschuldig und für den Körper wohlthätig, denn es kann, je nach dem man will, wenig oder viel Bewegung veranlassen. Knaben müssen nicht nur 2, 3 Kreisel treiben, sondern auch in jede Hand eine Peitsche nehmen, und beyde gebrauchen lernen. Da in diesem Falle der Umschwung (die Rotation) bey einem links, bey dem andern rechts ist, so dürfen sie beym Zuschlagen nicht verwechselt werden; denn bey einem einzigen Schlage gegen die Rotation, würde sie sogleich aufhören. — Der Brumm- (Heul- Hohl- oder Kugel-) Kreisel (s. Th. XLVIII, S. 563, f,) e, Fig. 4226, besteht aus einer hohlen Kugel, die an der Seite mit einem Loche, und unten mit einem etwa 3 Z. langen und runden Stabe, der ihm zum Fuße dient, versehen ist, und welche, wenn sie vermittelst einer Schnur zum Umlaufen gebracht wird, ein brummendes Getöse macht, oder einen heulenden Laut verursachet. Was die Art damit zu spielen betrifft, so wird von der untersten Spitze des Fußes eine Schnur schraubenartig bis oben an den Kopf hinauf gewickelt, das noch übrige Ende durch das Seiten-Loch eines dazu gehörigen hölzernen Schlüssels von innen nach aussen durchgezogen, und dann der Fuß mit der Schnur durch den Schlüssel gesteckt. Hält einer den Schlüssel, und zieht ein Anderer die Schnur schnell durch das Seiten-Loch desselben, so kommt der Kreisel in Umschwung, welches er unter Geheul eine zeitlang fortsetzt. So lange er sich bewegt, muß man in das Loch nicht mit den Finger greifen, sonst kann man Schaden nehmen. — Von sonderlichem Gehalte ist dieses Spiel nicht; doch zur Belustigung nicht zu verachten. Starke Knaben nehmen die Schnur in die eine, den Schlüssel in die andere Hand, und werfen den Kreisel ohne Gehülfen ab. Dasselbe läßt sich noch leichter thun, wenn man die Schnur an einen fest stehenden Gegenstand knüpft, und bloß den Schlüssel führt.

Kugel-

Kugel-Spiele. Hierher gehören:

a) Das Kugelschlagen, oder Lauf-Spiel, eine ursprünglich französische Erfindung, da man auf einem fest geschlagenen Boden Kugeln mit hölzernen Hammern so weit als möglich fortschlägt, und ihnen geschwinde nachläuft, um sie bis an das Ende der Lauf-Bahn zu treiben; nach dem französischen Ausdrucke Mail, das Mail-Spiel; und die dazu zugerichtete, mit Schranken eingefaßte, Bahn, die Mail- (Maille-) Bahn. Unter den Bewegungs-Spielen bleibt dieses immer eins der angenehmsten und ungezwungensten. Da es keine allzustarke Bewegung erfordert, so ist es der Gesundheit zuträglich; und da man zu gleicher Zeit spielen, und in einer angenehmen Gesellschaft sich die Zeit mit Sprechen vertreiben kann, so verdient es auch in der Annehmlichkeit einen Vorzug. Da man sich bey andern Spielen öfters zu sehr abmatten muß, so hat man bey dieser Uebung den Vortheil, daß man nicht mehr Bewegung dabey hat, als bey einem gewöhnlichen Spaziergange, und selbst diese Bewegung, welche das hin und wieder treiben der Kugeln verursachet, ist gleichsam eine Universal-Medicin gegen Husten, rauhen Hals und andere Uebel, denen man bey Veränderung der Jahrszeiten unterworfen ist, zumahl wenn man nur mäßig und bey schönen Tagen spielt. Hierzu kommt noch, daß ein jedes Alter des menschlichen Lebens hierzu aufgelegt ist. Das männliche Alter hat hierin vor dem Jünglinge keinen Vorzug, und der Greis spielt es noch mit eben dem Vergnügen, mit welchem er es vor 40 Jahren als Jüngling spielte. Seine Schönheit besteht gar nicht darin, so genannte grands coups zu machen; es ist genug, wenn es nur zierlich gespielt wird. Hierzu kommt noch Sicherheit und Stärke. Hat man es so weit gebracht, diese beyde Stücke zu besitzen, so ist man ein vollkommener Spieler.

Da dieses Spiel eine so vorzüglich nützliche Leibes-Uebung ist, so ist es zu bedauern, daß dasselbe, so wie das Ball-Spiel im Hause, fast ganz, selbst in vielen Gegenden von Frankreich, in Vergessenheit gerathen, abgekommen, und bey uns so gut als unbekannt ist. So wie die großen Ball-Häuser, die man in vielen Städten findet, jezt zu Wagen-Remisen, und dgl. gebraucht werden, so dienen die Mail-Bahnen, als Promenaden nur noch einiger Maßen zu ihrem Zwecke, nähmlich zur Motion. Bey Pillnitz, im meißnischen Kreise von Kur-Sachsen, ist noch eine Mail-Bahn, die im Stande erhalten, und worin zuweilen gespielt wird. Sie liegt neben dem kurfürstlichen Garten, und besteht aus zwey parallelen Kastanien-Alleen, die sich bis an das Dorf Hostritz erstrecken, wo sie sich durch eine halb zirkelförmige Wendung verbinden. Der Umfang beträgt etwan 2000 und etliche Schritte.

Die Haupt-Sache des Mail-Spieles besteht darin, hölzerne Kugeln mit dazu gehörigen Schlägeln, an dem Boden nach gewissen Regeln bis zu einem Ziele zu treiben. Es ist dabey auf drey Gegenstände Rücksicht zu nehmen: 1. auf Instrumente und Ort; 2. auf das Verhalten der Spieler; 3. auf die conventionellen Regeln des Spieles.

Die Kugeln sind aus Buchsbaum-Wurzeln gemacht; und diejenigen sind die besten, die aus heißen Gegenden kommen. Das Hauptsächlichste zur Bildung dieser Kugeln muß die Natur thun. Die Wurzeln des Baumes bilden hier und da in den Spalten und Höhlen der Felsen rundliche Knollen; diese geben den besten Stoff dazu. Man trocknet sie einige Zeit, dreht sie zu vollkommenen Kugeln, und härtet sie bis sie die gehörige Festigkeit haben, den heftigsten Schlägen zu widerstehen, ohne Beulen zu bekommen. Zu diesem Ende werden sie zuförderst gekörnt, d. h. mit einem Hammer, dessen Bahn gekörnt ist, über und

über

über geklopft, bis sie das Ansehen von geköpertem Zeuge oder von Chagrin haben (*), und dann fängt man an, sie einzuspielen, d. h. man schlägt sie mit dem Schlägel auf einem Platze, der mit Fluß-Sande überdeckt ist, anfangs mit kleinen, in der Folge verstärkten Schlägen herum, und reibt sie nach jedesmahligem Gebrauche mit Glas-Kraut (Parietaria). So werden sie endlich hart. Die beste Art, sie ausser dem Gebrauche zu verwahren, ist in einem, mit schmutziger Wäsche angefüllten, Sacke. Eine solche Kugel muß ungefähr halb so schwer seyn, als die Masse, womit man sie schlägt. Am gewöhnlichsten sind die Massen 26 bis 28 Loth, und Kugeln von 10 bis 12 Loth. Dieses Verhältniß sucht man, so viel als möglich, beyzubehalten. Da aber das Holz nicht von gleicher specifischer Schwere ist, so entstehen kleinere und größere Kugeln von gleichem Gewichte. Wenn der Wind günstig, der Boden sandig und unmerklich abhängig ist, so nimmt der kluge Spieler größere Kugeln (Tabacans), um stärkere Schläge zu machen; bey nassem Wetter, wenn der Boden das Rollen verhindert, nimmt er gern etwas leichtere; bey trocknem Wetter und ebenen Boden aber am liebsten kleine, doch von gehörigem Gewichte (des Voguets). Eine vollkommene Kugel muß, ausser der gehörigen Schwere und Größe, noch eine Haupt-Eigenschaft haben, sie muß nähmlich in ihrem ganzen Umfange, d. i. in allen ihren Theilen bis zum Mittelpuncte, gleich schwer und nicht etwan auf einer Seite zu leicht seyn, denn sie wird sonst schief rollen, hüpfen und springen, und ihr Rollen nicht so lange fortsetzen. Aechte Mail-Spieler studieren ihre Kugeln, sie wissen genau, ob sie durch

(*) Nach dem Ausdrucke in der Beschreibung dieses Spieles, in der *Academie universelle des Jeux*, à Paris, 1739. On les bat a grains d'orge.

durch einen Schlag auf die Seite, oder auf die Enden der Holz-Fasern weiter getrieben werden. So läßt sich im menschlichen Leben auf jede Kleinigkeit gesunder Menschen-Verstand und Nachdenken anwenden.

Ein Mail-Kugel-Händler aus der Provence brachte einst einen großen Sack seiner Ware nach Aix, und seine Kugeln giengen reissend ab, das Stück zu 30 Sols. Nur eine wollte niemand, weil sie ohne Ansehen war. *Bernard*, ein sehr geschickter Mail-Spieler, kaufte diese übergebliebene Kugel, doch wollte er nicht mehr als 15 Sols dafür geben; sie wog 14 Loth 2 Quent, und war von gemeinem schlechten Holze, halb schwarzroth. Er spielte lange mit ihr, und spielte sie dermaßen zu, daß, so oft er einen grand coup machen wollte, er sich dieser Kugel bediente, welche ihn auch niemahls täuschte, sondern allezeit das Spiel gewinnen machte. Von dem Nahmen ihres Herrn wurde sie la Bernarde genannt, fast wie auch bey den Römern die freygelassenen Sclaven den Nahmen ihrer Herren anzunehmen pflegten. Ihr nachfolgender Besitzer, der Präsident *de Lamanon*, hatte öfters 100 Pistolen dafür haben können, schlug aber allezeit das Geld aus. *Louis Brun*, einer der besten Spieler in der Provence, welcher, dans un jeu uni, ohne Wind und ohne daß der Boden abhängig war, die Kugel auf 405 Schritt treiben konnte, wollte auch ein Mahl die Probe mit der berühmten Bernarde machen. Er spielte sie, zu verschiedenen Mahlen, mit noch 6 andern Kugeln von gleicher Schwere und Größe. Seine Schläge waren so abgemessen, daß diese 6 Kugeln beynahe neben einander, oder doch nur 1 bis 2 Schuh weit von einander lagen; die Bernarde aber fand man allemahl 50 Schritt weiter, als die andern 6 Kugeln, die er mit ihr zum Vergleichen schlug. Er sagte darum auch ein Mahl zum Scherz: mit der Bernarde getrauete er sich gegen den Teufel zu spielen. Das Besondere dieser Kugel war ohne Zweifel dieses, daß sie von der Oberfläche bis zu ihrem Mittelpuncte einerley Schwere hatte, da hingegen die andern, welche nicht so weit gehen, im Bezirke ungleich, und mithin auf der einen Seite schwerer, als auf der andern, sind. Deswegen fuhren sie im Laufe ein wenig auf die Seite, und die Ungleichheit ver-

verursachete, daß sie sich nicht so oft umwenden, folglich auch nicht so weit gehen konnten, als die Bernarde. Dergleichen vollkommene Kugeln mögen sehr selten seyn.

Zu jugendlichen Spielen sind Kugeln von Buchsbaum-Holz schon hinreichend, da jene Wurzel-Auswüchse bey uns schwer zu erhalten sind. Läßt man beym Drechsler dergleichen von Buchsbaum-Holz verfertigen, so bestelle man sie zu $2\frac{4}{5}$ leipz. Zoll im Durchmesser, dann werden sie etwa 11 Loth wiegen. Hr. Guthsmuths versichert, sogar nur Kugeln von Weißbüchen (eigentlich Hornbaum, Carpinus betulus) gebraucht, und sie ziemlich brauchbar gefunden zu haben; doch halten diese nicht so lange starke Schläge aus.

Der Schlägel (Mail), womit die Kugeln fortgetrieben werden, Fig. 4227, besteht aus der Masse oder dem Kopfe a, und dem Stiele oder Hefte, ab. Die Masse ist tonnerförmig gedreht, aus dem Holze der immergrünen Eiche. Beyde Enden sind mit eisernen Ringen beschlagen, die doch aber nicht bis auf die Fläche der Bahn vortreten dürfen, damit das Eisen nicht auf die Kugel treffe. Sie ist anfangs nicht hart genug, und muß daher nach und nach so abgehärtet werden, wie vorhin die Kugeln; besonders wird sie hart durch anfangs kleine und in der Folge immer heftiger werdende Schläge. Genau durch die Mitte bekommt sie ein Loch für den Stiel, der sehr haltbar darin befestigt werden muß. Wo es keine immergrünen Eichen giebt, muß man dazu eine andere feste Holz-Gattung, z. B. die obige sogenannte Weißbüche, oder auch den wilden Birnbaum, wählen. Die Schwere der Masse ist wenigstens 20, gewöhnlich 26 bis 28 Loth, wenn die Kugel 10 bis 12 wiegt. Der Durchmesser ihrer beyden Bahnen ist dem Durchmesser der Kugel ziemlich gleich. Die Wölbung ihres Bauches sollte eigentlich gleich seyn einem Bogen,

dessen

dessen Mittelpunct c in der untern Hand des Schlagenden liegt; doch ist diese Genauigkeit so pünctlich nicht zu beobachten. Wichtiger ist es, den Schlägel nach Verhältniß seiner körperlichen Größe zu wählen. Zu schwer und lang, fasset man gern den Boden; zu kurz und leicht, nimmt man die Kugel gern bey den Händen, d. i. fasset sie nur oberhalb etwas. Man muß bey dem einmahl angenommenen Verhältnisse bleiben. Der Stiel wird in Frankreich von Stech-Palmen-Holz (Ilex aquifolium) genommen, denn er muß äusserst zähe und recht biegsam seyn. Bey uns können junge, recht gerade Stämmchen vom Weißdorn (Crataegus Oxyacantha) recht gut die Stelle des Stech-Palmen-Holzes in denen Gegenden, wo dieses nicht wächst, vertreten. Eine größere Biegsamkeit erhalten sie dadurch, wenn man sie im Safte abschneidet, und über Feuer so stark erhitzt, bis die schwarz werdende Schale zerspringt. Noch besser sind dergleichen Stämmchen von Taxus, aber nur schwer zu haben. Der Stiel läuft vom obern, noch keinen leipz. Zoll starken Ende verjüngt fort bis in das Loch der Masse. Seine Länge macht man in Provence und Languedok der Hüfte des Spielers gleich. In Paris aber, und am Hofe, hatte man sie bis zur Achsel-Grube, und fand, daß man mit diesen die stärksten Schläge machen könne; aber Anfänger können mit dieser Länge nicht fertig werden, und müssen sich erst nach und nach daran gewöhnen. Ueberhaupt müssen junge, noch nicht ausgewachsene Personen Kugeln und Schlägel nach ihren Kräften abmessen.

Die Mail-Bahn ist 3, 4 und mehrere Hundert Schritte lang, besteht aus recht ebenem, zubereiteten Boden mit Abzügen für das Wasser, und ist an den Seiten, wie eine Allee, mit Bäumen besetzt, u. s. w. An jedem Ende der Bahn steht ein kleiner eiserner Bogen (la Passe oder l'Archet), durch welchen die Kugel

gel am Ende der Partie passiren muß. Bey uns gehören die Mail-Bahnen zu den Seltenheiten; doch findet man leicht bey jedem Orte Alleen und Plätze, wenigstens ganz ebene Wiesen, wo man das Mail treiben kann. Eine krumm gebogene Ruthe, die mit beyden Enden in den Boden gesteckt wird, vertritt die Stelle des eisernen Bogens hinlänglich.

Was das Verhalten des Spielers betrifft, so hat derselbe die Kugel vor seinen Füßen liegen, und soll sie mit dem Schlägel (Mail) nach einer bestimmten Richtung mit möglichster Kraft fortschlagen. Hierzu ist eine regelmäßige Stellung nothwendig, die ich hier angeben will, weil man sich sonst sehr oft ganz links dabey benimmt. Der Körper ist etwas vorwärts geneigt, weder zu gerade noch zu krumm. Zum Aushohlen des Schlages dreht er sich im Kreuz nach der Rechten zu etwas aufwärts, und beym Schlage eben so zurück zur Linken. Hierdurch bekommt der Mail einen größern Schwung, und mithin mehr Gewalt. Man nennt dieses mit dem Kreuze spielen (jouer de reins). Dieses Drehen muß mit voller Gewißheit geschehen, d. h. man darf sich dabey weder zu sehr vorwärts noch rückwärts neigen, weil sonst die Kugel verfehlt wird. Mit steifem Rücken zu schlagen, sieht schlecht aus, und läßt nie so viel Gewalt zu. Die Füße dürfen weder zu nahe noch zu entfernt von der Kugel stehen. Der linke steht ihr mit der Ferse gerade gegenüber; beyde sind etwas von einander gespreitet, und der rechte ist etwas rückwärts gezogen, um dem Schlägel freyes Spiel zu lassen. Die Knie müssen in der anfänglichen, doch nicht steifen Stellung bleiben, nach welcher das Auge den Schlag abmaß. Auf die Haltung des Mail kommt vorzüglich viel an. Die Hände dürfen beym Festhalten des Stieles weder zu nahe noch zu entfernt von einander seyn. Zu oberst faßt die linke Hand so an, daß ihr Daumen vorn auf

dem

dem Stiele gerade herabliegt, und auf die Mitte der Masse hinweiset. Die Rechte liegt tiefer, ihr Daumen weder ganz oben, noch ganz an der Seite des Stieles, sondern mitten inne, und zwar etwas schräg, so daß er auf die Bahn der Masse, womit man die Kugel schlägt, hinzielt. Nur mit diesen Handgriffen ist es am sichersten, die Kugel nicht zu verfehlen. Man muß vor dem Schlage nicht lange mit dem Schlägel messen oder zielen, sondern ihn ein einziges Mahl nur der Kugel nähern, dann die Masse etwan bis zur Höhe der Schulter heben und zuschlagen. Sie weniger zu heben, giebt zu wenig Kraft. Zum Commentar dieser Vorschriften muß man den Schlägel und die Kugel selbst nehmen. Es giebt eine Menge Personen, welche jedes Instrument, das in beyden Händen geführt wird, so fassen, daß die linke Hand vorgreift. Diese müssen von dem meisten obigen das Gegentheil thun. Vollkommne Spieler verbinden Sicherheit mit großer Stärke des Schlages. Der oben erwähnte *Bernard* machte sich durch sein Spiel berühmt; er schlug die Kugel auf ebener Bahn, ohne Hülfe des Windes und des Abhanges bis auf 405 Schritt in bestimmter Richtung. Auf einer bloßen Wiese ist dieses unerreichbar. Anfänger dürfen nicht gleich stark schlägen und die Kugel gleich so weit forttreiben wollen, als Geübte. Nur durch kleine Schläge erwirbt man nach und nach Sicherheit der Faust und Stellung; die Stärke des Schlages folgt dann bald von selbst.

Kommt man an das Ende der Mail-Bahn, so muß man seine Kugel durch den oben erwähnten eisernen Bogen treiben. Hierzu nimmt man eine eigene, eiserne Kugel (Boule de Passe), die man zum Passieren auf die Stelle der seinigen setzt. Das Passieren geschieht mit einem besondern Instrumente, welches die Gestalt einer ganz kleinen Schaufel mit einem langen Stie-

Stiele hat. Sein schaufelförmiger Theil ist nur so groß, daß man die Kugel bequem damit fortschleudern kann; es wird la Léve genannt, und gewisse Bediente der öffentlichen Mail-Bahnen hatten davon den Nahmen Portes-Léves. Ausser dergleichen Bahnen gebraucht man sehr häufig den Stiel des Schlagels selbst dazu, der deshalb an seinem obern Ende keil- oder meißelförmig geschnitten ist; auch braucht man keine besondere Passier-Kugel, sondern kann seine gewöhnliche dazu nehmen.

Einrichtung des Spieles selbst. Die Gesetze des regulirten Mail bey öffentlichen Mail-Bahnen sind sehr zahlreich, und passen größtentheils nur für das Spiel in bester Form (*); da ich es aber hier nur mit der Jugend zu thun habe, die das Spiel bloß zur körperlichen Erhohlung und Uebung anwendet, so werde ich nur dasjenige, was für dieselbe brauchbar ist, anführen.

Es giebt vier Arten, Mail zu spielen. 1) Au Rouët, ohne Partien. Hierbey steht jeder Spieler nur für seine Person, und jeder kann nur für sich gewinnen. Die Kugeln werden an den Anfang der angenommenen Bahn gelegt, und jeder Spieler schlägt, wenn die verlosete Reihe an ihn kommt, seine Kugel fort, jeder zählt seine Schläge, und derjenige, welcher mit den wenigsten am Ende der Bahn die Kugel durch den Bogen bringt, hat gewonnen. Ist die Partie auf diese Art geendigt, so kann man gleich wieder zurück spielen bis zu dem Bogen, der im Anfange der Bahn ist.

2) En

(*) Man findet dieselben unter andern auch in der Kunst die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele ꝛc. 2 Th. (Wien und Nürnb. 1756, gr. 8.) S. 18 — 38.

2) En Partie, mit Partien. Die Gesellschaft theilt sich hierbey in zwey Partien, und jeder Spieler arbeitet für den Gewinn derjenigen, zu welcher er gehört. Ist aber die Zahl ungleich, so kann einer die Stelle von zwey Personen vertreten, indem man ihn zwey Kugeln, statt einer, spielen läßt. Jeder Spieler zählt seine Schläge; und diejenige Partie, welche ihre sämmtlichen Kugeln mit den wenigsten Schlägen durch den Bogen bringt, hat gewonnen.

Bey beyden Arten kann man auch eine bestimmte Anzahl von Schlägen festsetzen, mit welchen jeder seine Kugel bis vor den Bogen bringen, d. h. zum Durchgange (en passe) stellen soll. Auf ordentlichen Bahnen setzt man sich gewöhnlich mit 3 bis 4 Schläge zum Durchgange; im Freyen muß man sich nach der Länge der angenommenen Bahn, und nach den Kräften der jungen Spieler richten. Derjenige, welcher seine Kugel dann nicht mit den bestimmten Schlägen so weit bringt, ist ab; derjenige aber, welcher sie in wenigern Schlägen (en passe) bringt, muß sie wieder eine bestimmte Zahl von Schritten, 30, 40, 50 zurück tragen, und sie von da noch ein Mahl schlagen. Folgende Gesetze kann man bey den Spiel-Arten überall annehmen. 1. Man kann seine Kugel zurecht legen, wenn sie zum Schlage nicht bequem liegt; man nimmt sie daher gern aus Höhlungen, die den Schlag hindern, und legt sie auf eine höhere Stelle, nur darf man sie weder vor- noch rückwärts legen. 2. Wer im Schlagen seine Kugel verfehlt (qui fait une pirouette), verliert einen Schlag, denn er muß auch diesen Fehlschlag mitzählen, und das so oft als es immer geschehen mag. 3. Zerbricht der Schlägel, oder reißt sich die Masse vom Stiele los, so wird der Schlag nicht mitgezählt, wenn das abgebrochene Stück noch hinter der Kugel liegt; liegt es aber vor der Kugel, so wird der Schlag gezählt. 4. Jeder, wer zuerst zum

Durch-

Durchgang kommt, (der Bogen steht auf einer Stein-Platte, und es heißt: man sey en passe, wenn die Kugel bis zu dem Steine getrieben ist; im Freyen muß man vor dem Bogen einen Quer-Strich ziehen, weil kein Stein da ist,) kann seine Kugel durchtreiben, ohne erst auf diejenigen, welche noch nicht so weit sind, zu warten. 5. Zum Durchtreiben wird beym regulirten Mail zwar die Schaufel (la Léve), oder der Stiel des Mail gebraucht, und derjenige, dessen lezter Schlag die Kugel zufallig durch den Bogen jagte, muß sie wieder auf die Stelle des lezten Schlages zurück tragen, und nochmahls schlagen; allein da alle dergleichen Sachen sehr willkürlich sind, so kann man auch ohne Léve spielen, und die Kugel mit dem Schlägel durchtreiben. Zur Uebung des Augen-Maßes ist dieses noch viel vortheilhafter. 6. Liegt einem beym Passieren die Kugel eines Neben-Mannes auf irgend eine Art im Wege, so darf man sie nicht wegnehmen, sondern muß sehen wie man fertig wird. 7. Ist die Kugel ein Mahl durch den Bogen gelaufen, so wird sie für passiert angesehen, und wenn sie auch durch Zufall wieder zurück liefe. 8. Stößt man beym Passieren auf die noch nicht passierte Kugel eines Andern, und treibt sie durch, so wird auch diese für richtig passiert angesehen. 9. Steht die Kugel schräg vor dem Bogen, so darf man sie nicht mit der Léve drehend herum lenken, sondern muß gerade damit fortstoßen, sonst verliert man. 10. Verfehlt der Spieler die Kugel mit der Léve, so verliert er einen Schlag.

3) Aux grands coups, mit starken Schlägen. Hierbey kommt es bloß darauf an, wer seine Kugel mit einem einzigen Schlage, oder mit einer vorher ausgemachten Zahl von Schlägen, am weitesten bringt. Der schwächere Spieler läßt sich hierbey etwas vorgeben, es sey nach Schritten, oder nach der Entfernung der Bäume. Gewöhnlich spielen nur zwey. Stößt

die Kugel des zweyten Schlägers an die schon fortgeschlagene des ersten, so hat jener gewonnen, und wenn sie auch hinter dieser liegen bliebe.

4) A la Chicane, spielt man auf freyem Felde, in Alleen, oder auf dem Wege überall, wo man jemand antrifft, und ist gezwungen die Kugel zu nehmen wie sie liegt, ohne ihre Lage verbessern zu dürfen. Zum Ziel wird ein Baum, oder irgend ein Paß zwischen zwey Bäumen, Gebüschen ꝛc. festgesetzt. Wer mit den wenigsten Schlägen bis dahin gelangt, oder, bey gleicher Zahl von Schlägen, die Kugel am weitesten hinaus bringt, hat gewonnen.

Dieses sind die 4 gewöhnliche Arten des französischen Mail. Jede Spiel-Gesellschaft wird sich leicht selbst beliebige Gesetze geben können; ich habe daher vieles übergangen, was bloß conventionell ist.

In Frankreich ist dieses Spiel sehr lange Zeit gar ungemein geschätzt gewesen. Wann es entstanden sey, ist noch unbekannt; aber es ist alt, obgleich nicht den Galliern bekannt. Karl V. verboth es, weil man zu sehr Hazard-Spiel daraus machte. Unter Ludwig XIV. war es das Spiel großer Herren. Der König spielte es, so wie ganz Paris. Besonders gewöhnlich war es in Provence und Languedoc. Man fand überall öffentliche Spiel-Bahnen mit einem Maitre und seinen Commis. Der König hatte seinen ordentlichen Porte-Mail, der ihm die Instrumente herbey trug, und wer weis was noch für andere Bediente des Spieles. Weichlichkeit, Mode, so wie Karten und Würfel, verdrängten dieses sehr gesunde Spiel, doch wird es noch immer ziemlich häufig in Frankreich getrieben.

Es empfiehlt sich, bereits erwähnter Maßen, durch die mannigfaltige Bewegung, die es dem Körper im Freyen gewährt. Der Grad dieser Bewegung hängt ganz von den Spielern ab; man kann langsam und geschwinde spielen. Selbst mitten im Winter, wenn der Boden schneefrey ist, kann man es anwenden. In Frankreich hielt man es daher für ein der Gesundheit sehr zuträgliches Spiel, und empfahl es, gegen alle Arten von Rheumatis-

tismus, als sehr wirksam. Es übt überdem Hand, Arm und Augen-Maß ungemein, erfordert eine genaue Richtung der Kraft, und sichere feste Haltung des Körpers bey aller Kraft-Aeusserung, und ist dabey ganz unschuldig, indem es auch ohne allen Gewinnst unterhaltend ist. Es ist daher Großen und Kleinen zu empfehlen; aber die Karten! die Karten sind so bequem! —

b) Das schottische Mail, oder Golf (Goff). Die angenehmste Sommer-Belustigung der Schottländer, ist ein Spiel mit Schlägeln (clubs) und Bällen. Der Schlägel ist kegelförmig, und endigt sich in den Theil, welcher den Ball schlägt. Diese Stelle ist von Horn, und mit Bley ausgegossen. Doch sind die Schlägel hierin bey guten Spielern von sechserley Arten, nähmlich: der gewöhnliche Schlägel, wird gebraucht, wenn der Ball auf einem guten, bequemen Boden liegt; der Schraper (Scraper), und halbe Schraper, in langem Grase; der Löffel, in einer Höhlung; der schwere eiserne Schlägel, zwischen Steinen und Koth; und der leichte eiserne Schlägel, auf sandigem Boden. Der Ball ist beträchtlich kleiner, als der beym Thorball, oder englischen Cricket, aber viel härter, von Roß-Leder auf eine besondere Art mit Federn ausgestopft und gesotten.

Die Spiel-Bahn kann zirkelrund, dreyeckig, oder ein Halb-Zirkel, seyn. Die Zahl der Löcher ist nicht bestimmt; dies hängt stets von der Länge der Spiel-Bahn ab. Die Entfernung eines Loches vom andern, ist allgemein $\frac{1}{2}$ Viertel-Stunde ($\frac{1}{4}$ engl. Meile). Hier ist das Spiel jedes Mahl geendigt; und diejenige Partie, welche ihren Ball in den wenigsten Schlägen hinein bringt, hat gewonnen. Es können 2 bis 8, und mehr Personen zusammen spielen, aber unter 4 Personen ist es am angenehmsten, weil alle Verwirrungen, die bey 6, 8, 10 oder 12 Spielern Statt findet, wegfällt. Ein unebener Boden erfordert mehr Genauigkeit und Sach-Kenntniß des Spielers, und

um zu lernen, giebt man ihm dabey den Vorzug. Leichte Bälle sind gewöhnlich, wenn man mit dem Winde, und schwerere, wenn man gegen den Wind spielt. Bey dem Anfange des Spieles kann der Spieler seinen Ball auf eine beliebige Erhöhung legen, um desto bequemer schlagen zu können; in der Folge aber ist es nicht erlaubt. Man thut es vermittelst etwas Sandes oder Lehmes. Der Ball, mit welchem man die Partie anfängt, darf nicht umgetauscht werden, bis er das nächste Loch erreicht hat, wenn er auch bersten sollte. Wenn ein Ball verloren wird, so ist auch das Loch für die Partie verloren. Wenn ein Ball zufälliger Weise aufgehalten wird, so kann der Spieler seinen Schlag noch ein Mahl thun. Gesetzt, es spielten 4 Personen, A und B gegen C und D, jede Partie hat ihren Ball, und spielt folgender Maßen. A schlägt zuerst, nach ihm C, aber dieser treibt den Ball vielleicht nicht halb so weit, als A; in diesem Falle schlägt D, sein Gehülfe, zunächst, und das heißt: Eins mehr (one more), um den Ball so weit fortzubringen, als die Gegner, oder so viel weiter, als möglich. Ist dieses geschehen, so schlägt B den Ball des A; dies heißt: ins Gleiche schlagen (the like), nähmlich mit den Schlägen der Gegner. Wenn aber C und D wegen übler Lage ihres Balles, durch den Schlag Eins mehr den Ball nicht so weit bringen können, als der erst ein Mahl geschlagene Ball ihrer Gegner, so schlagen sie wechselseitig weiter, bis ihr Ball mit dem Balle des A gleich ist, und dann erst kommt B zum Schlage. In dem Falle zählt man Eins zu zwey, Eins zu drey, u. s. w. Liegen die Bälle gleich, oder ziemlich gleich, so schlagen die Partien abwechselnd.

Vorstehende Beschreibung ist aus dem Englischen übersetzt; sie ist sehr unvollständig, aber man wird, nach Hrn. Gutsmuths Anweisung, für die Jugend sehr

sehr leicht ein gut bewegendes Spiel daraus machen können, wenn es auch nicht ganz regelrecht schottisch ist. Der dazu gehörige Schlägel besteht, wie bey dem Mail, aus zwey Theilen; ja man kann geradezu einen solchen Maillet dazu nehmen. Genauer genommen, ist der Stiel etwan 3 bis 4 Fuß lang, und steckt senkrecht in einem abgekürzten Kegel von festem Holze. Die abgestumpfte Spitze ist von Horn, und mit Bley ausgegossen. Die Schläge werden gezählt; und es kommt darauf an, mit wenigern Schlägen das nächste Loch zu erreichen, als die Gegner. Da dieses Spiel sehr viel Aehnlichkeit mit dem Mail hat, so verdient es alle Empfehlung.

c) Das große Kugel-Spiel, Jeu de boules, Die Zusammensetzung dieses Spieles ist von der Zusammensetzung des Scheiben-Spieles, welches ich weiter unten beschreiben werde, gar nicht unterschieden, sein Gewand aber ist auf eine vortheilhafte Art verändert, denn an statt der Scheiben werden hier Kugeln gebraucht. Der Gang des Spieles ist wie bey dem Scheiben-Spiele; in Ansehung des Materiales aber, und der dadurch verursachten Veränderungen, ist Folgendes zu bemerken. Die Kugeln sind von hartem Holze, 3 bis 4 Zoll und darüber im Durchmesser. Da die Personen nicht immer einzeln, oder nur in 2, sondern auch in drey oder vier Partien, jede zu 2, 3, 4 Personen getheilt, spielen, so sind zu einem recht vollständigen Spiele 4 halbe oder ganze Duzend Kugeln nöthig, jedes von anderer Farbe, um die abgeworfenen Kugeln der verschiedenen Partien schnell unterscheiden zu können. Allein, auch schon mit 8 bis 12 nicht bemahlten, sondern bloß bezifferten Kugeln können 4 bis 6 Personen vollkommen unterhaltend spielen. Zum Ziel wird eine kleinere Kugel gebraucht, so wie bey dem Scheiben-Spiele eine kleinere Scheibe. Bey dem Abwerfen der Kugeln nach

diesem Ziele ist es nicht gleichgültig, ob sie vorwärts, rückwärts, oder gar nicht in Umschwung (Rotation) kommen. Legt man sie auf die Hand, so daß sie beym Abwerfen über die Fläche derselben und der Finger-Spitzen hinaus rollen, so rollen sie auch, nach dem Niederfallen am Boden, weiter; wirft man sie durch einen gewissen Handgriff, den Jeder leicht findet, ohne alles Umrollen fort, so werden sie am Boden immer noch beträchtlich fortlaufen. Anfänger müssen demnach dieses Fortrollen berechnen, oder vermeiden lernen. Jenes geschieht durch öftere Beobachtung; dieses dadurch, daß man beym Abwerfen die Kugel unter der Hand hat, und sie folglich von oben faßt; dann erhält sie eine Rotation, die ihrer Bewegung entgegen wirkt, und ihr Fortrollen am Boden fast ganz verhindert. Es ergiebt sich nun von selbst, daß die Kugeln in einem Bogen durch die Luft, nicht an der Erde weg, geworfen werden müssen.

Den bequemsten Spiel-Raum gewährt ein freyer Sand-Platz; hier rollen die Kugeln wenig oder gar nicht; den Uebungsvollesten eine ebene Wiese, denn hier muß das Rollen mit in Rechnung gebracht oder vermieden werden. Aber auch jeder beschränkte Platz ist brauchbar, wenn man wenigstens 20 Schritte frey hat.

Durch die Kugeln ist der Maßstab dieses Spieles viel größer, als der Maßstab des Scheiben-Spieles; die abzuwerfenden Körper sind schwerer, die Entfernung größer, und dadurch wird der damit verbundene Spaziergang beträchtlicher; denn da von dem lezten Gewinner das Ziel bey jedem Gange von neuem 10, 16 bis 20 Schritt weit ausgeworfen wird, so spielt man sich unvermerkt einige Hundert Schritte auf dem Platze herum. Das Abwerfen der Kugeln erfordert ein genaues Abwiegen der Kraft des Armes, gehörige Schätzung der Schwere gegen die Entfernung des

Wur-

Wurfes. Bliebe der Spiel-Platz immer derselbe, so würden seine Eigenheiten bald bekannt seyn; aber er ändert sich bey jedem neuen Gange, immer erscheinen andere Vertiefungen, Erhöhungen und Abdachungen. Diese muß das Auge ausspähen, und sie werden ein Gegenstand der Beurtheilung. Hierzu gesellt sich endlich noch das stete Abmessen der Kugel-Entfernungen. Dieses alles macht das Spiel kunstvoll, nützlich und interessant, so wie es durch Zufall, der die Kugeln bald so, bald so, jagt, ungemein unterhaltend wird. Es verdient daher eine recht allgemeine Aufnahme bey jungen und erwachsenen Personen. Bey Franzosen ist es unter dem oben angeführten Nahmen, so wie auch unter der Benennung des la Bauche bekannt. Bey den Italiänern heißt es il Gueco delle Pallotole, und wird von 4 bis 6 Personen gespielt, die sich in 2 Partien theilen. Die Kugeln haben wohl 6 Zoll im Durchmesser, und sind auf der einen Seite mit Bley ausgegossen, um sie stäter zu machen. Die Points zählt man bis 21; und wenn die eine Partie noch nicht 11 hat, indem die andere schon 21 hat, so hat sie das Spiel doppelt verloren.

Das schottische Ourling, ist im Grunde wohl dasselbe Spiel, nur in anderer Form. Man spielt es auf dem Eise mit 40 bis 50 Pfund schweren, halbkugelförmigen Steinen, die oben mit einem hölzernen oder eisernen Handgriffe versehen sind. Vermittelst derselben schleudert man sie auf der Oberfläche des Eises nach einem Ziele fort. Jeder Spieler sucht den seinigen so nahe als möglich daran zu bringen, und die Steine seiner Mitspieler davon wegzuprellen (*).

d) Das kleine Kugel-Spiel, e, Fig. 4226. Dieses Spiel hat für Knaben viel Interesse, daher findet man es überall im Gange. Da es sowohl im

(*) Pennant Reisen, Th. 1, S. 296.

Hause, als auch im Freyen getrieben werden kann, mäßige Bewegung giebt, und das Augen-Maß übt, so verdient es hier mit angeführt zu werden. Die dazu gehörigen Kugeln werden entweder von einer schlechten Art Marmor oder Alabaster auf besonders dazu eingerichteten Mühlen verfertigt oder gemahlen, und Marmel, Marrel, Mermel, Murmel oder Murmer, genannt, oder auch nur von Thon-Erde im Töpfer-Ofen gebrannt, heißen Schnell-Kugeln, Schnell-Kügelchen, Schösser, Schusser, Klicker, Knicker, Knipp-Kugeln, oder Knipp-Käulchen, und haben einen kleinen Zoll im Durchmesser. Von Verfertigung dieser Spiel-Kugeln habe ich im LIV Th., S. 642, fgg. gehandelt. Man kann damit spielen, wie beym obigen Kugel- oder dem in der Folge beschriebenen Scheiben-Spiele, indem man eine von dergleichen Kugeln zum Ziel nimmt. Gewöhnlich aber spielt man auf mancherley Art, um die Kugeln selbst. Man macht ein Loch, einer Faust groß, in den Boden, welcher ziemlich eben und fest seyn muß. Der Spieler können 2, 3, 4 und mehrere, seyn. 3 bis 4 Schritt von dem Loche ist die Stelle, von da aus die Kugeln nach dem Loche geworfen werden. Hier stellt sich ein Spieler nach dem andern hin, und wirft die bestimmte Anzahl Kugeln ab. Wie groß diese seyn soll, wird allemahl unter den Spielern ausgemacht; man kann daher nur mit einer oder zwey Kugeln werfen, aber auch diese Zahl immer fort vermehren, bis man nicht mehr in die Hand fassen kann; man wirft daher oft mit 6, 12, 24 und mehr Kugeln auf ein Mahl nach dem Loche. Jeder sucht gleich recht viel dahin zu bringen, denn nach der Zahl derselben richtet sich in der Folge die Ordnung der Spieler. Hat nun jeder Spieler geworfen, so kommt es jezt noch darauf an, diejenigen Kugeln, welche sich rings um das Loch her verlaufen haben, ebenfalls hinein

ein zu spielen. Derjenige, welcher die meisten Kugeln im Loche hat, macht damit den Anfang. Er stößt mit dem krumm gebogenen Zeige-Finger eine Kugel nach der andern in das Loch, und es steht ihm dabey frey, welche er nehmen will; gemeiniglich wählt man diejenigen, welche dem Loche die nächsten sind. Aber er darf jeder Kugel nur einen einzigen Stoß geben. So lange er mit solchen einzelnen Stößen, Kugeln in das Loch rollt, kann er immer weiter in dieser Art fortfahren; mißlingt es aber bey irgend einer, so folgt ein anderer Spieler, nähmlich derjenige, welcher nach ihm die meisten Kugeln in das Loch warf. Auf diese Art spielt man in der Reihe fort. Derjenige, welcher die lezte Kugel in das Loch bringt, hat sie alle gewonnen. Darauf geht das Spiel von neuem an, wie oben, und der Gewinner kommt zuerst zum Wurfe.

Bey dem Fortstoßen mit dem Zeige-Finger gilt dieses Gesetz: Wenn man zu einer Kugel kommt, die man nicht wohl in das Loch bringen kann, so muß man sie doch wenigstens demselben näher bringen, und darf sie nicht mit Fleiß weit darüber hinaus stoßen. Besonders gilt dieses bey der lezten Kugel, auf welche alles ankommt.

Es können Knaben noch auf andere Art damit spielen. Sie setzen die Kugeln in eine Reihe, einer so viel als der andere. Dann tritt einer nach dem andern 5 bis 8 Schritt vor dieser Fronte, und rollt eine Kugel nach derselben hin. Jedes Stück, das er dadurch aus der Reihe stößt, gehört ihm. — Oder: A setzt sich aus, d. i. rollt seine Kugel ab, B rollt die seinige nach ihr, C rollt nach der Kugel des A oder B. D nimmt mit seiner Kugel A B C auf das Spiel, u. s. w. Wer des Andern Kugel trifft, erhält jedes Mahl von ihm eine als Gewinn.

Die griechischen Knaben hatten ein Nuß-Spiel, welches Ὀστᾶ hieß. Sie beschrieben an dem Boden einen klei-

kleinen Kreis, stellten sich in einige Entfernung, und warfen mit Nüssen darnach. Derjenige, dessen Nuß im Kreise liegen blieb, erhielt die übrigen seiner Mit-Spieler, die sich daraus verlaufen hatten (*). Dieses Spiel kann nicht nur mit Nüssen, sondern auch mit den oben beschriebenen Kugeln nachgemacht werden. Ein Kreis mit Kreide ist bald gemacht. Jeder Mitspieler wirft eine Kugel nach demselben. Bleibt von allen nur eine darin liegen, so gewinnt ihr Besitzer alle verlaufenen. Haben zwey Spieler, a und b, jeder Eine hineingebracht, so müssen sie stechen, d. h. sie müssen jeder noch eine abwerfen. Bringt dann nur Einer seine zweyte Kugel hinein, so gewinnt er alle übrigen; bringen aber Beyde die Kugeln wieder in den Kreis, so muß von neuem gestochen werden. Will man aber dieses öftere Stechen vermeiden, so gebe man dem Kreise einen Mittelpunct, und lasse jedes Mahl die Kugel, welche ihm am nächsten liegt, gewinnen. Ist gar keine Kugel im Kreise liegen geblieben, so gewinnt diejenige, die demselben nur am nächsten ist.

e) Das Billard; siehe oben, S. 687.

f) Das Kugelwerfen, Eisboßeln, plattd. Ihsboßeln, Klootscheten. In den nördlichen Marsch-Gegenden Deutschlandes, an den Ufern der Nord- und Ost-See, hat unsre Nation ein Kampf-Spiel, welches im Winter, wenn Gräben und Moräste fest gefroren sind, von Jung und Alt, ja öfters selbst von ganzen Dorfschaften gespielt, und durch fröhliche Trink-Gelage gefeyert wird. Es verbreitet dort mehr Leben unter den Menschen, weckt den Unternehmungs-Geist, und macht die Stärke des Armes und der Hand schätzbarer, als in solchen Gegenden, wo man dieses Spiel nicht kennt. Es setzt eine ziemlich ebene Fläche voraus, und verlangt zum Materiale nichts, als Kugeln von hartem Holze, 6 bis 32 Loth schwer, welche durchlöchert und mit Bley ausgegossen sind.

(*) *Jul. Caes. Bulengerus* de ludis veterum, in *Grenovii* Thesauro, To. VII. p. 920.

ſind. Die Spielenden formiren zwey Partien, und ſtellen Mann gegen Mann. Man ſetzt den Anfang und das Ende der Wurf-Bahn feſt, und es kommt nun darauf an, welche Partie ihre Kugeln mit den wenigſten Abwürfen zum Ziel bringt, welches oft 1 bis 3 Viertel-Meilen entfernt iſt. Es können auf beyden Seiten mehrere werfen, ſo daß ſich auf dieſer A, B, C, ꝛc. auf jener a, b, c, ꝛc. ablöſen, ſo daß A gegen a, B gegen b, C gegen c, u. ſ. f. wirft. Haben alle durchgeworfen, ſo fangen A a wieder an, u. ſ. w. Diejenigen, welche nicht am Wurfe ſind, gehen auf der Bahn voraus, zeigen dem Werfer die beſte, d. i. eine ſolche Stelle an, wo die Kugel beym Niederfallen noch weiter rollt, und geben auf die fallende Kugel Acht. Man hat drey beſondere Spiele, oder vielmehr Werf-Arten bey dieſem Spiele; denn man wirft unter und über der Hand, und mit einem Schwunge. Hat man ausgemacht, daß man vom Ende der Bahn wieder zum Anfange zurück werfen will, ſo bekommt die Partie, die ihre Kugel am weiteſten brachte, noch einen Vortheil, der in Folgendem beſteht. Geſetzt, a habe mit dem 20ſten Wurfe 40 Schritt über das Ziel hinaus, bis nach Y geworfen, A aber nur bis nach X, ſo daß ihm etwa noch 20, 30 Schritt bis zum Ziele fehlten: ſo tritt beym Zurückwerfen a, oder ſein Nachfolger b, nicht auf Y, ſondern auf X; und A, oder deſſen Nachfolger B, auf Y, mithin kommt das, was a mehr warf, dem B zum Schaden, und ſo umgekehrt. Werfen nur zwey Perſonen gegen einander, ſo ſteckt man das Ziel nicht ſo weit. Im Ditmarſiſchen (*) iſt dieſes Spiel ſehr gewöhnlich, und

(*) Eine Nachricht von dieſem Spiele von Ditmarſchen, ſt. in Hrn. Paſt. Wolf Werk über die Feld-Mäuſe, (Hamb. 1786, gr. 8.) S. 190; und aus der Wilſtermarſch, im 1 Jahrg. der Schleswig-holſtein. Provinzialber. 3 Heft, (Altona, 1787, 8.) S. 298.

und eine Dorfschaft sucht nicht wenig Ruhm darin, wenn sie der andern im Eisboßeln den Rang ablief. Man sieht Knaben aus dem Dorfe A mit Knaben aus dem Dorfe B, im Handgemenge, weil A den Sieg in jenem Spiele nicht über B erhalten hatte, und dann hört man wohl: „Syn Jů uck Kirls, jů könnt ja ichsbe„ßeln, als ehn döde Gehn!“ — Auch für die gebildetere Jugend ist dieses Spiel unter Einschränkung und nöthiger Vorsicht empfehlungswerth, denn sie, die ihren Körper durch sitzende Arbeit zu schwächen, so viel Anlaß hat, bedarf der Bewegung weit mehr, als jene rüstigen Landleute; für sie ist Wetteifer in körperlicher Thätigkeit sehr zweckmäßig, und vielleicht in vieler Rücksicht noch heilsamer, als in geistiger. Eine richtig und scharf werfende Faust ist mehr werth, als eine geladene Pistole, denn sie fehlt gemeiniglich, wenn wir sie brauchen; jene ist immer unser treuer Gefährte. Ueberhaupt kann dieses Spiel zur Gesundheit, zur Stärkung und Ausbildung des Körpers, seinen Theil beytragen, noch mehr, wenn man es oft zum Gesetz macht, auch die linke Hand zum Werfen zu gebrauchen. Die Schwere der Kugeln richtet sich nach der Kraft des Knaben oder Jünglinges. Daß man nicht in Wurf treten müsse, versteht sich von selbst.

Ein in das Einzelne gehendes Urtheil über dieses Spiel, findet man in Hrn. Prof. Ehlers Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen, 2 Th. (Flensb. und Lpz. 1779, 8.) S. 92, fgg.

Vom Kugel-schießen (Klootscheten), s. oben, S. 732.

Vom Laufen, als einer noch heut zu Tage gewöhnlichen gymnastischen Uebung, s. eb. das. S. 64 — 74.

Vom Laufen im Seile, s. eb. das. S. 74, f.

Vom

Vom Laufen auf Walzen, s. eb. das. S. 75, f.

Vom Leitergehen, s. oben, S. 684.

Vom lauten Lesen und Declamiren, siehe im Art. Lesen.

Vom Mail-Spiel, siehe oben, S. 713, fgg.

Merelle, Fuß-Scheibenspiel; siehe weiter unten Scheiben-Spiel.

Militär-Uebungen, Soldaten-Spiel. Bey wichtigen Sachen, die, um sie mit zwey Worten zu bezeichnen, im Bezuge mit Herz und Kopf stehen, leitet man die Jugend durch Vorstellungen und Gründe, damit sie Kopf und Herz zu Rathe ziehen lerne, wenn die Erziehung aus ist; aber bey Kleinigkeiten, beym hohlen, bringen, wenden, drehen ꝛc. durch Befehle, um die Subordination zu lehren, ohne welche die Gesellschaft sich in ein Chaos umwandelt, wo Jeder mit dem Kopfe des Andern zusammen rennt.

Das Militär giebt uns in seinen Manoeuvern ein Muster von Subordination, von höchst bewunderungswürdiger, schneller, pünctlicher Vollbringung gegebener Befehle. Es ist unstreitig sehr nützlich, dies und jenes in die tägliche Behandlung der Jugend überzutragen; und für unsere Erziehungs-Schulen, auch schon für kinderreiche Familien, wo des Lärmens, Laufens und Rennens, des Vergessens der nöthigen Sachen, der Unordnung im Anzuge, u. s. w. kein Ende ist, wäre eine gut angeordnete militärische Einrichtung wohl wünschenswerth. Es ist schön, wenn Knaben und Jünglinge auf das Commando-Wort an ihren Platz fliegen, sich an ihren Stellen gehörig rangiren, gute Stellung annehmen, und anständig

wie

wie Ein Mann abmarschiren, wohin man sie haben will; überhaupt, wenn sie gewöhnt werden, gewisse, oft vorkommende Verrichtungen, die gewöhnlich unter Durcheinanderlaufen und Lärmen geschehen, nach Commando zu thun.

Ein anderer Grund, warum militärische Uebungen zu empfehlen sind, ist ganz gymnastisch; er betrifft Verbesserung des äussern Anstandes. Unzählige junge Leute sind im Gange und in der Stellung des Leibes äusserst nachlässig und schlaff; dagegen sind militärische Uebungen, vornehmlich die mannigfaltigen Märsche und Schwenkungen, die mit einer genauen Haltung des Körpers verbunden sind, sehr zu empfehlen, und sie machen, wenn sie, wie sich schon von selbst versteht, nicht mit Sclaverey und Fuchteln verbunden sind, der Jugend Vergnügen. Ferner wird man mir es zugeben, daß man junge Leute nicht früh genug an Beschwerden gewöhnen kann, um sie für die Zukunft abzuhärten. Hierzu sind beträchtliche Märsche von 2, 3 Stunden vortrefflich; und ist die Gegend, durch welche der Weg geht, arm an Natur-Sachen, will man schnell fort, so ist der taktmäßige militärische Schritt ungemein bequem. Um auch junge Leute in der Duldungs-Kraft zu üben, ist es sehr nützlich, wenn, wie ich bereits im LXXI Th., S. 488, erinnert habe, der Aufseher bey den Soldaten-Spielen derselben manche militärische Strafe auf eine gute Art mit in das Spiel verwebt.

Die bisher angeführten Gründe machen es nöthig, mancherley Märsche und Schwenkungen zu üben. Dieses macht den Knaben sehr viel Vergnügen, und sie werden, wenn sie erst eine Fertigkeit erlangt haben, bald von selbst kommen, und ihren Anführer bitten, mit ihnen zu marschiren. Wie die Sache zu veranstalten sey, lehrt überall das Militär durch sein Beyspiel.

Fer-

Ferner sind die Militär-Uebungen sehr bequem, um den Muth der Knaben zu beleben, ihren von Natur kühnen Unternehmungs-Geist zu stärken, und sie gegen körperlichen Schmerz abzuhärten, wozu es bey der Weichlichkeit unserer gewöhnlichen Lebens-Art endlich hohe Zeit wird. Alle Uebungen, welche dahin leiten, ohne anderweit zu schaden, verdienen Achtung; und wenn der feine Ton sie mit der Benennung Rohheit belegt, so laßt uns bedenken, wohin er uns schon geführt hat, und erst noch führen wird; wie er allen Sinn für Christen-Pflicht und Menschlichkeit lähmt, wenn er sich durch That-Kraft und edelmüthige Selbst-Verläugnung äussern soll.

„Unsere junge Gesellschaft theilt sich," nach Hrn. Gutsmuths Anweisung (*), „in zwey Parteyen; „beyde sind feindliche Armeen gegen einander. Ihre „Waffen verursachen Schmerz ohne zu schaden. Es „sind mäßig dicke Ruthen. Kopf und Gesicht werden „durch Helme (**) gesichert, so gehts in den Krieg. „Ein Theil des Waldes, oder ein Sand-Hügel des „gymnastischen Platzes, wird von der einen Partey be„setzt. Die andere rückt an, um ihn zu erobern. Al„les folgt dem Aufseher. Kann man durch List nichts „gewinnen, so gehts zum förmlichen Angriff über, und „es kommt darauf an, wer den Platz behauptet. Die„ses Spiel ist auch als Nacht-Spiel sehr gut zu ge„brauchen, um die Knaben an das gräßliche Phäno„men der Dunkelheit zu gewöhnen. Ist es Winter, „so vertreten Schnee-Bälle die Stelle der Ruthe. „Die beyden Corps — ich setze eine große Fläche zum „Kampf-Platz voraus — suchen sich durch mancher„ley Märsche den Vortheil des Windes, des Sonnen-Licht-

(*) In des Gymnastik für die Jugend, S. 478, fgg.

(**) Die Verfertigung derselben ist wohlfeil. Ich habe sie von Knaben selbst aus starken Pappen-Deckeln machen gesehen.

„Lichtes, des Bodens abzugewinnen, d. i. man sucht „die feindliche Armee Wind-abwärts zu drängen, da„mit sie genöthigt ist, beym Angriffe Wind-einwärts „zu stehen und zu werfen; oder man preßt sie in eine „Lage, wo sie von der Sonne geblendet wird, oder „endlich, man drückt sie in eine tiefer liegende Stelle „des Kampf-Platzes hinab, um von oben her auf sie „herabwerfen zu können. Alles dieses läßt sich ohne „starke Märsche oft durch tiefen Schnee, ohne schleu„nige Wendungen und ohne kühne Angriffe zur rechten „Zeit, nicht bewirken. Diese Uebung erfordert also „volle Anstrengung, und da sie mit Werfen und Aus„weichen verbunden ist, so übt sich die Kraft des Ar„mes, der Schultern und Brust, die Schnelligkeit der „Füße, die Gewandtheit des Körpers durch schnelles „Ausweichen und das Augen-Maß zu gleicher Zeit. „Diese Uebung läßt sich am besten anstellen bey An„fange des Thau-Wetters. Es giebt einen Zeitpunct, „wo der Schnee beym Zusammendrücken zu Eis-Klum„pen wird, diesen muß man nicht wählen, weil dann „die Schnee-Ballen gefährlich sind."

Siehe auch Exerciren, oben, S. 692.

Nacht-Spiele, siehe weiter unten, unter den Spielen der künstlichen Sinnes-Uebung.

Vom *Ourling*, einem schottischen Spiele, s. oben, S. 729.

Vom *Palet*, siehe weiter unten, Scheiben-Spiel.

Das Pfahl-Spiel, Stickelsen, Speck hohlen, Pfählzen, Pflöcken, Pickpahl, ein bereits in Griechenland gewöhnlich gewesenes, und unter dem Nahmen Κινδαλισμος Cindalismus, vom *Pollux* beschrie-

schriebenes Spiel; siehe oben, S. 518. Es ist einfach, aber unterhaltend, selbst für erwachsene Personen; es übt den Arm und die Hand ungemein, sollte aber auch bisweilen links gespielt werden. Für den Beobachtungs-Geist und das Augen-Maß hat es mehr Beschäftigung, als man denken sollte. Auf die Zahl der Spieler kommt bey diesem Spiele wenig an. Jeder von ihnen hat einen runden Pfahl (Pflock) von festem Holze, der im Durchmesser etwas mehr als 1 Zoll hält, und 2 Fuß und daraber lang ist. Das dickste und schwerste Ende desselben wird zugespitzt, und das dünnere beym Werfen in die Hand gefaßt. Uebrigens muß jeder die bequemste Größe und Schwere für seine Kraft selbst finden. Diese Pfähle werden gegen die feuchte Erde geworfen, so, daß sie darin ziemlich fest stecken, und der Haupt-Inhalt des Spieles ist: Wirf deinen Pfahl fest in den Boden, doch so, daß er zugleich einen andern deiner Mit-Spieler heraus prelle. Dieses kann nicht gleich ein Jeder; die Lage des da stehenden und heraus zu werfenden Pfahles will beurtheilt, der Schwung desjenigen, den man abwirft, gehörig abgemessen seyn. Alles das lehrt die Erfahrung. Geschickte Spieler, die ihre Beurtheilungs-Kraft hierin durch Erfahrung geschärft und Kraft in den Armen haben, werfen fast jeden Pfahl aus dem Boden, und befestigen den ihrigen durch eben den Wurf ungemein, indem jener oft mehrere Schritte fort fliegt.

Pfähle, die man so in den Boden wirft, stehen selten senkrecht, sondern machen mit der Horizontal-Fläche des Bodens einen spitzigen Winkel. Wenn man seinen Pfahl so niederschleudert, daß seine Mitte das Griff-Ende des andern niederprellt, so ist dieses nur ein Anfänger-Wurf, der selten glückt, sondern ihn gemeiniglich nur etwas niederdrückt; die beste Art des Werfens ist, wenn man seinen Pfahl so schleudert,

daß sein unteres, dickes Ende den schräg stehenden des Gegners auf die Seite, welche nach dem Boden gerichtet ist, trifft. Der Gang des Spieles ist dieser: Wenn A seinen Pfahl in den Boden geworfen hat, so wirft B den seinigen nach demselben, um ihn heraus zu prellen, und sich zugleich fest zu werfen. Gelingt jenes nicht, so kommt C, wirft sich fest, und sucht dabey den Pfahl des A oder B heraus zu schnellen. Gelingt es diesem nicht besser, so kommt D, u. s. w. So lange kein Pfahl heraus fliegt, so gehen die Spieler der Reihe nach hinter einander fort, bis alle fest stehen; wenn aber einer heraus geworfen wird, muß er von seinem Besitzer erst wieder fest geworfen werden, wobey er aber keinen andern zum Ziel nehmen und heraus zu werfen suchen darf. Haben sich endlich alle festgeworfen, so zieht A seinen Pfahl wieder aus, und wirft ihn, indem er zugleich Einen zum Ziel nimmt, wieder fest. Ihm folgen dann B, C, u. s. w. Für jeden umgeworfenen Pfahl zahlt der Umwerfer 1 Point; und wer zuerst seine 6, 12, 16 ꝛc. Points zählt, hat das Spiel gewonnen. Fehler sind: 1) Wenn der geworfene Pfahl gar nicht stecken bleibt, sondern zu Boden fällt. 2) Wenn er sein Ziel gar nicht berührt. In beyden Fällen verliert man $\frac{1}{4}$ Point. 3) Wenn er weder stecken bleibt noch berührt, $\frac{1}{2}$ Point. 4) Wenn er sein Ziel zwar heraus wirft, aber auch selbst umfällt, dann wird nichts gezählt. Gewöhnlich ist der Sieg Belohnung genug; man spielt aber auch ohne Points, um die herausgeworfenen Pfähle. Mehrentheils nimmt man bey diesem Spiele keine bestimmte Gränzen an; im nördlichen Sachsen hingegen wird ein Kreis gemacht, in welchem die Pfähle niedergeworfen werden müssen, und dabey ist es Gesetz, bey dem Abwerfen seinen Stand-Punct 1, 2, 3 Fuß von diesem Kreise abwärts zu nehmen. Hierdurch wird das Spiel weit schwieriger.

Das

Das Reiftreiben, (siehe in Fig. 4223, und d, Fig. 4226) ist ein gutes Spiel für Knaben; es übt im Laufen, und erfordert auch einiges Augen-Maß, und einige Geschicklichkeit des Armes. Es kann nur auf einen freyen und geräumigen Platz vorgenommen werden. Der Reif wird wie ein Rad fortgerollt; und es kommt darauf an, ihn im Fortlaufen zu erhalten. Dieses geschieht dadurch, daß man ihn mit einem Stäbchen gehörig dirigirt, nähmlich durch einen fortdrückenden Schlag bald seinen Lauf befördert, oder bald rechts, bald links drängt, damit er nicht umfalle. Bald werden kleine Künste damit vorgenommen; z. B. man schleudert ihn vermittelst des durchgesteckten Stabes in die Luft, und läßt ihn dem ungeachtet beym Niederfallen nicht aus seinem Laufe kommen; oder man springt mitten im Laufe durch denselben weg, bald rechts, bald links, und versetzt ihm mitunter einen Schlag, damit er stets fortlaufe.

Dieses letztere Spiel ist klassisch; es war bey Griechen und Römern gebräuchlich, so wie jezt noch in vielen Gegenden, und hieß κρικιλασια, siehe oben S. 517. Der Durchmesser des Reifes reichte dem Spielenden bis an die Brust; die Peripherie war, wie noch jezt hin und wieder, z. B. in der Schweiz, mit Ringen, auch wohl mit Blechen versehen, die beym Herumtreiben klirren. Eben daher hieß der Reif beym *Martialis* garrulus annulus. Vielleicht war der Reif selbst von Eisen; welches daraus wahrscheinlich wird, weil der Stab, welchen man zum Antreiben gebrauchte, von Eisen gemacht und mit einer hölzernen Handhabe versehen war.

Vom Reiten, siehe in R.

Das Ring-rennen. Im nördlichen Deutschland, nahmentlich in Ditmarsen, haben die rüstigen

Landleute ein jährliches Fest, vielleicht zu der Zeit, wenn in andern festlosen deutschen Gegenden der Bauer Grillen fängt, — wobey sie, auf muthigen Rossen in vollem Galopp reitend, nach einem Ringe stechen. Selbst die reichen Bewohner nehmen daran Theil, und Jung und Alt ahmt dieses Kampf-Spiel häufig, auch zu jeder andern Zeit zu Fuße nach. Vergnügen, Aufregung der Thätigkeit, Bewegung des Körpers im Freyen, und Uebung des Augen-Maßes, empfehlen dieses Spiel. An statt des Ringes hat man gemeiniglich eine hölzerne, oder noch besser eiserne Scheibe, Fig. 4228, von beliebiger Größe. Sie ist mit 5 Löchern, und oben, bey a und b, mit 2 Federn versehen, deren Strebe-Kraft von einander abwärts gerichtet ist. Zwängt man diese Federn in irgend eine Oeffnung, so daß sie etwas zusammengedrückt werden, so wird man sie nur mit einiger Gewalt wieder herausziehen können, weil sie an die Seitenwände andrücken. Man dreht eine hölzerne Kapsel oder Röhre, zwängt die Federn hinein, und hängt jene an einem Stricke auf, der zwischen zwey Pfählen befestigt ist. Solcher Gestalt hängt die Scheibe frey, und zum Wegreissen bequem, wenn sie aufgespießt wird. Die Kampflustigen versehen sich jeder mit einem kurzen, runden, hölzernen Spießchen (Stecher), dessen Dicke mit der Weite der 5 Löcher ziemlich überein kommen muß, und setzen, der Reihe nach, ihre Füße in die schnelleste Bewegung, um mitten im Laufe nach einem der bestimmten Löcher zu stechen. Erst nach dem obern linker, dann rechter Hand, dann nach dem untern linken, und endlich nach dem mittlern, und zwar nach diesem 3 Mahl. Wer demnach in der bestimmten Folge der Löcher, und in den wenigsten Läufen, seine 6 Stiche zu Stande bringt, jedes Mahl dabey die Scheibe aus der Kapsel zieht, und auf dem Stecher fort nimmt, ist Sieger. Nach dem untern Loche rechter Hand wird nie gestochen; es

ist

ist mit Schimpfe, ja wohl gar mit Strafe verbunden, dadurch die Scheibe herab zu bringen.

Von dem beym Carousſel vorkommenden Ringrennen, werde ich im Art. Ritter-Spiel handeln.

Das Ring-werfen. Von der Decke des Zimmers herab hängt eine Schnur, und an ihrem herabhangenden Ende ein metallener Ring, von der Größe eines ganzen oder halben Guldens, so schwer, daß er die Schnur beym Fortwerfen bequem mit sich fortzieht. Die Schnur reicht mit dem Ringe ohne starke Ausspannung, bis zu einem Haken, der gegenüber an der Wand, etwan 6 Schuh hoch, befestigt ist. Es kommt bey dem Spiele darauf an, den Ring so zu werfen, daß er auf den Haken hangen bleibt. In dieser Absicht wird er vermittelst der Finger so geworfen, daß er durch die Luft einen Bogen beschreibt, dessen Radius die Schnur ist. Der Bogen muß aber neben dem Haken aufsteigen, und sich uber ihm endigen, so daß der Ring beym Zurückfallen darauf hangen bleibt. Diese Uebung ist hin und wieder in Deutschland gebräuchlich. Jeder Knabe kann dieses stille Spiel für sich spielen. Sind mehrere zusammen, die es spielen wollen, so machen 24 Würfe in 6 Gängen, jeder zu 4 Würfen, das Spiel aus. Nach jedem Gange kommt der Mitspieler an den Wurf. Bleibt der Ring hangen, so wird 1 Point gut geschrieben; bleibt es aber im ganzen Gange, d. i. 4 Mahl hinter einander hangen, so giebt dies 6 Points. Doch kann jeder das festsetzen, wie er will. Schwere, Entfernung, Richtung des Wurfes, Abmessung der Kraft der Hand, beschäftigen hier den Beobachtungs-Geist, und üben das Augen-Maß. Die übrige Bewegung des Körpers ist sehr sanft; das Spiel eignet sich daher ganz für die Zeit nach Tische.

Von dem in Rußland gebräuchlichen Spiele des Ring-werfens, siehe oben, S. 589.

Das Ringen und der Faust-Kampf. Von der Ringe-Kunst, sowohl bey ältern, als neuern Völkern, habe ich bereits oben geredet, als: von den Ringe-Uebungen der Griechen, S. 491; der Schweizer, S 573; der Isländer, S. 581; der Russen, S. 587; der Kalmücken, S. 594; der Türken, S. 596; der heutigen Perser, S. 607; und der Südsee-Insulaner, S. 619. Bey allen diesen Völkern machten, oder macht noch jezt das Ringen eine der geschätztesten Uebungen, und eins der liebsten Spiele aus. Bey uns aber, und bey den meisten europäisch-cultivirten Nationen, ist es ganz in Geringschätzung gerathen, und wird nur von Knaben aus der gemeinen Volks-Classe geübt. Sehr unverdienter Weise verbannen wir diese Uebung von unserer Erziehung; sie verdient auch selbst von Erwachsenen aus gesitteten Ständen getrieben zu werden, denn nichts kann wohl mehr die Kraft aller Muskeln erhöhen, als Kampf des bloßen Menschen gegen den bloßen Menschen; nichts ist eigentlicher gymnastisch, als das Ringen.

Der Tanz hat seine vorgeschriebenen Stellungen und Schritte; — das Reiten lehrt den Gebrauch der Hand, der Zunge und des Schenkels: — das Fechten, Soß, Hieb und Parade nach bestimmten Regeln; — in diesen Künsten hat man raffinirt und calculirt; — aber im Ringen würden wir vielleicht nur noch unter den Isländern und Kalmücken und wenigen andern Völkern, Kunst-Form antreffen, da griechische Ringe-Kunst für uns so gut wie verloren ist.

Es kommt bey dem Ringen hauptsächlich darauf an, den andern durch unmittelbaren Angriff zu Boden zu werfen, und seinem entgegengesetzten Bestre-

ben zu widerstehen, (willkürliche und conventionelle Bestimmungen aus der Acht gelassen). Der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, giebt es nun mehrere, die vielleicht unter folgenden Arten gebracht werden können. Entweder man bringt den Andern aus dem Gleichgewichte, indem man den Obertheil seines Körpers vorwärts, rückwärts oder seitwärts überbiegt, oder man sucht die Beine des Andern zu verrücken, daß er fallen muß, oder man sucht ihn ganz von dem Boden zu heben. Der Angriff kann oben, in der Mitte und unten am Körper geschehen (*). Wo der Feind den Feind im ernstlichen Kampfe zu überwältigen sucht, da wird jeder den Andern an solchen Stellen zu fassen suchen, wo er ihn am schwächsten weis; allein eben diese wird auch jener am meisten zu sichern suchen, und im Kampfe zur Uebung muß es zum Gesetz gemacht werden, gewisse empfindliche Stellen des Körpers gar nicht, wenn man auch könnte, zu packen, sondern zu schonen, und gleichsam wie neutral zu behandeln; ich meine vorzüglich den Kopf und die Geschlechts-Theile.

Die Hände sind die natürlichen Waffen. Jeder braucht sie am ersten zum Angriff und zur Vertheidigung; daher wird, auch ohne Verabredung, gewöhnlich gleich anfangs Hand an Hand packen, oder Arm um Arm sich schwingen. Jeder bestrebt sich dann, den Andern aus dem Gleichgewichte zu bringen, und jeder, die Bestrebungen des Andern zu vereiteln. Ich werde einige der unzähligen Situationen, in welche beyde Kämpfer kommen können, nach Hrn. Vieth, anzeigen.

(*) Schmid, der in seiner Fechtschule auch einen Abschnitt vom Ringen hat, theilt den Körper, wie eine Degen-Klinge, in ganze und halbe Stärke, ganze und halbe Schwäche. Diese Eintheilung scheint aber weder allgemein richtig, noch nützlich, zu seyn.

Die erste Stellung im Anfange des Kampfes pflegt gemeiniglich diejenige zu seyn, welche in Fig. 4229 dargestellt ist. Man packt den Gegner an die Schulter, indem man den Oberleib vorbiegt, sucht ihn daselbst entweder an den Kleidern oder an dem bloßen Leibe fest zu halten, und läßt sich von dem Gegner auf gleiche Weise anpacken, vorausgesetzt, daß man zur Uebung seiner Kräfte ringt. Im Kampfe mit einem Feinde würde der Angriff nicht so gleichförmig von beyden Theilen geschehen. Auf Festigkeit des Standes kommt nun alles an; man setzt daher beyde Füße in der Entfernung eines großen Schrittes von einander, weder ganz steif, noch zu sehr gebogen, und den einen Fuß, z. B. den rechten, etwas vorwärts. Auf des Gegners Füße muß man daher ein wachsames Auge haben; sobald dieser die Stellung derselben verändert, muß man die seinigen, dem gemäß, ebenfalls ändern; brächte er z. B. den linken Fuß vor, so würde ich mit dem rechten zurück treten, um meinen linken Fuß dem seinigen entgegen zu stellen.

Die Brust ziehe man wohl heraus, und die Schultern etwas in die Höhe. Ersteres befördert den freyen Athmenzug; lezteres erhöhet die Kraft des Armes, und dient, dem Griffe des Gegners besser zu widerstehen.

Einige fassen gern inwendig, andere auswendig. Das erstere kann den Vortheil eines bequemen Angriffes gewähren, und man kann die Arme des Gegners auseinander biegen, wodurch sein Angriff geschwächt wird. Um gleiche Vortheile zu gewähren, kann jeder mit dem einen Arme auswendig, mit dem andern inwendig fassen.

Wenn man überein gekommen ist, keine Finten und Kunstgriffe anzuwenden, so kommt es bloß darauf an, den Gegner durch einen Druck auf die eine oder andere Seite so weit überzubiegen, daß er fallen

muß.

muß. Es würde schwer seyn, dieses nach der Richtung AB, Fig. 4229, in welcher seine Füße stehen, zu bewirken, weit leichter aber nach der Richtung CD, die auf jene senkrecht ist, weil nach dieser Richtung seine Basis nur schmahl ist. Man zieht also des Gegners linke Schulter etwas nach sich, und drückt sie nach der rechten Seite herunter, wobey es ein Vortheil ist, wenn man mit der linken Hand unter seine rechte Achsel greifen, und diese in die Höhe drücken kann.

Steht der Gegner sehr seitwärts, so daß er seinen rechten Fuß weit vorausseßt, so kann man auch seine auswendige Blöße benutzen, und umgekehrt wie vorher verfahren, nähmlich seine rechte Schulter an sich ziehen, und ihn links etwas rücklings überbiegen, indem man mit der rechten Hand seine linke Schulter wegdrückt.

Wenn Beyde an Kräften und Größe ziemlich gleich sind, so wird der Sieg auf diese Weise oft unentschieden bleiben; daher werden von beyden Seiten allerley Finten und Kunstgriffe angewandt, um den Andern zu überwältigen. Man thut, als ob man den Gegner nach der linken Seite hin werfen wollte; und indem er nun mit seiner ganzen Kraft nach der rechten Seite hin widerstrebt, zieht man ihn so mit einem starken Rucke nach eben dieser Seite zu Boden. So auch umgekehrt. — Man drängt ihn zurück, und sucht ihn dadurch zu verleiten, sich stark vorzulegen; sobald er dieses thut, zieht man ihn schnell nach sich, indem man zur Seite tritt, um ihn neben sich niederfallend zu machen. — Man drückt ihn auf die linke Seite, plötzlich aber wieder auf die rechte, und tritt mit dem linken Fuße um seinen rechten herum, damit man ihm in den Rücken komme. — Wenn dieses gelingt, so hat man den größten Vortheil über den Gegner erlangt, und man kann ihn dann entweder um den Leib oder in den Elbogen fassen, oder sonst, z. B. hinten

am

am Hosen-Gurte, ergreifen und niederwerfen. — Man sucht des Gegners Arme am Hand-Gelenke (an der Schwäche) zu ergreifen, drängt sie zurück, und sucht ihn so von vorn her um den Leib zu fassen und in die Höhe zu heben. Hat man seine Arme in der Gewalt, so ist er so gut wie wehrlos, und hat man seine Füße vom Boden gelüftet, so ist er fast so gut wie überwunden.

Diese und andere ähnliche Kunstgriffe und Finten gehören zu den erlaubten, im Ringen zur Uebung, weil sie ohne Gefahr, dem Andern Schaden zu thun, geschehen können. Viele andere, z. B. mehrere Arten dem Gegner ein Bein unterzuschlagen, oder seine Arme zu verdrehen, oder ihn mit dem Kopfe zu unterlaufen, mit dem Fuße zu stoßen, ihn auf den Fuß zu treten und zurück zu stoßen, sind zu den niedrigen und gefährlichen Kunstgriffen zu zählen. — Sollte der Gegner ein Bein unterschlagen, so muß man schnell caviren, d. h. das Bein über das seinige hinüber heben, um dem Stoße auszuweichen, der dann Jenem selbst den Fall zuziehen kann.

Die Ringe-Uebungen müssen auf weichem Boden, auf Rasen oder Sand angestellet werden, wo die Fälle nicht gefährlich seyn können. Man macht vorher aus, ob der einmahlige Fall überhaupt, oder der Fall auf den Rücken allein, oder zwey oder dreymahliger Fall den Sieg entscheiden, ob der bloße Fall den Kampf endigen soll, oder ob man ihn noch am Boden so lange fortsetzen will, bis der Eine ausser Stand ist, sich weiter zu wehren, welches leztere die Ανακλινοπαλη der Alten war.

Vom Ringen, ertheilt Hr. Gutsmuths folgenden Unterricht. Fig. 4230.

„Der Widerwille gegen diese treffliche gymnastische Uebung, die Tertullian ein Geschäft des Satans nennt,

nennt (*) ist alt, weil man sehr früh anfieng, sie zu übertreiben, um sie zu einem grausamen, aber unterhaltenden Schauspiele für die Zuschauer zu machen. Die Meinungen über dieselbe sind daher bey den Alten sehr getheilt. *Galenus* verwirft sie ganz, und will sie aus gut eingerichteten Staaten verbannt wissen (**). Er selbst war Aufseher über die gymnastischen Uebungen in Rom, trieb selbst Gymnastik, und verrenkte sich im 35sten Jahre die Schulter. Das Athleten-Wesen lernte er hier sehr genau kennen. Sein ganzer Geist ist mit Abscheu gegen die Athleten angefüllt, und bey keinem Alten findet man diese Gattung von Leuten, die doch unstreitig auch einen sehr guten Einfluß auf den Geist der Nation hatte, so schwarz geschildert, als bey ihm. Sie verdienen das größten Theils, und wir stimmen ihm in dem, was er über ihre Art des Ringens sagt, vollkommen bey; es scheint aber, daß er die Uebertreibung von der natürlichen Uebung selbst besser hätte unterscheiden, jene der Verachtung Preis geben, und diese empfehlen sollen. *Clemens Alexandrinus* (***) verachtet das Ringen, aber er empfiehlt es zugleich, wenn man es als Stärkung des Körpers und der Gesundheit gebraucht. Man sieht, daß er die Sache unparteyischer, und daher auch richtiger angesehen hat.

„Aus den Uebertreibungen einer Sache folgt nicht, daß sie an sich selbst verachtungswürdig oder schädlich sey; und wenn es möglich ist, das Ringen als ein Mittel zu gebrauchen, welches die Gesundheit stärkt, den

(*) Palaestrica diaboli negotium est. Primos homines diabolus elisit, isple genus colubrina vi est tenax ad occupandum, tortuosa ad obligandum, liquida ad elabendum. *Tertullian.*

(**) Ad Trasibulum, c. 41.

(***) Paedagog. III. c. 10.

den Körper robust und geschickt macht, den Muth hebt; wenn es dabey nicht nothwendig ist, in jene Uebertreibungen zu verfallen, oder den Charakter der Jugend eine falsche Wendung zu geben: so bleibt es auch für uns noch schätzbar. Meine Erfahrung bestätigt dieses alles; ich nehme daher gar keinen Anstand, diese Uebung zu empfehlen, aber ich hoffe, man wird mich verstehen, daß ich sie bloß unter der Voraussetzung empfehle, sie nie zu übertreiben.

„Der Nutzen des gut eingerichteten und gemäßigten Ringens erstreckt sich auf den ganzen Körper; alle äussere Glieder werden dadurch geübt, alle Muskeln werden angestrengt, die Brust nicht wenig gestärkt, und der Umlauf der Säfte ungemein befördert. Wenn es übrigens ausgemacht ist, daß wir den Geist des Knaben mit Geduld, Standhaftigkeit und Muth ausrüsten sollen, so ist keine Uebung bequemer dazu, als das Ringen.

„Uebung der Alten. Von dem Ringen und Faust-Kampfe bey den Griechen, siehe, oben, S. 491, fgg.

„Jezige Uebung. Das Wetter ist angenehm, die Luft mit stärkender Frühlings-Kühle gemischt, in allen Nerven und Muskeln der Jugend regt sich der Geist der Thätigkeit mehr als jemahls, und hier und da sieht man einzelne, spaßhafte Gefechte. Knabe und Knabe, Jüngling und Jüngling, prüfen unaufgefordert ihre Kräfte an einander; nirgends eigentliche Erbitterung, überall Fröhlichkeit. — Die natürlichste Art des Ringens! Nur der strenge Orbil wird sie für unsittliche Raufereyen erklären. Entfernt ihn von der Jugend, er ist zum Umgange mit ihr nicht gestimmt. — —

Könnte der Gymnast die Augen jezt überall haben, um jeden kleinen Zwist, den bald dieser bald jener Zufall unter den Ringenden endlich hervorbringen muß,

muß, zu verhüten, und könnte er Gleich zu Gleich gesellen: so bedürfte es weiter keiner besondern Veranstaltung. Allein, dies ist bey einer nur etwas zahlreicher Gesellschaft junger, lebhafter Personen nicht möglich. Jezt ist es Zeit, ein förmliches Ringen zu veranstalten.

„Er fordert sie auf: Wer will ringen? — Allen funkeln die Augen. Ich! ich! — — Wer sich seitwärts schleicht, den lasse er; denn die Sache soll mit Vergnügen geschehen, soll den Körper üben, ohne den Geist zu erbittern.

„Das erste Par tritt hervor, der Gymnast kennt ihre Kräfte, er beurtheilet im Stillen, ob sie sich zusammen passen; sonst weis er die Wahl umzukarten.

„Man giebt ein verabredetes Zeichen, und der Kampf beginnt. Jezt zu seiner Beschreibung.

„Ich habe schon mehrmahls gesagt, daß wir unsere Knaben weder zu alten Athleten, noch zu neuern Raufbolden, sondern zu kraftvollen Jünglingen und Männern erziehen wollen; wir müssen folglich alles Athletische aus dem jugendlichen Kampfe entfernen, und nur das beybehalten, was auf eine unschädliche Art den Leib stärken und den Geist muthvoll machen kann. Das, was ich daher beschreiben werde, sind keine ernstliche Schlägereyen, sondern jugendliche Uebungen, die ich seit zwey Jahren genau untersucht, und nicht nur ganz gefahrlos, sondern auch höchst vortheilhaft gefunden habe.

„Zwey Menschen fassen sich mit Händen und Armen fest, und suchen sich zu überwältigen. Was hier geschehen kann, ist zu handgreiflich, als daß wir nöthig hätten, den dabey gebrauchten Kunstgriffen der Alten nachzuspähen. Unsere Jugend soll sich dabey auf keine große Kunst legen, sie verlasse sich mehr auf natürliches oder nach und nach erlerntes Geschick und auf wahre Stärke.

„Bey

„Bey dergleichen Angriffen sind folgende Fälle gewöhnlich: 1. Man drängt den Gegner zurück. 2. Man hebt ihn vom Boden. 3. Man wirft ihn nieder. Hieraus bilde ich folgende Arten des Ringens.

1. Der leichte Kampf, besteht bloß im Fortdrängen des Gegners, und es darf dabey nie niedergeworfen werden. Der regelmäßige Griff besteht hierbey in einem Zusammenschränken der Arme. Die Sache ist so: die Gegner fassen sich wechselseitig mit den Händen an den Ober-Armen fest, und beginnen so das Drängen. In dieser Stellung haben Beyde vollkommen gleiche Vortheile, wenn sonst der Boden horizontal und gleichartig ist. Sie behalten diese Lage nicht immer; A drängt sich mit der Seite seines Körpers an B an, und versucht alle Kräfte, ihn von der Stelle zu bringen, u. s. w. Das findet sich alles von selbst. Einen Haupt-Vortheil gewinnt er aber über B, wenn er im Stande ist, ihm in den Rücken zu kommen, und seine Arme von hinten her zu fassen. In diesem Falle treibt er ihn mit Leichtigkeit fort, und der Sieg ist seine. Um diesen Vortheil zu erlangen, giebt es zwey Mittel, nähmlich: A springt mit äusserster Schnelligkeit um B herum, und packt ihn von hinten; oder: er sucht den B schleunig herum zu drehen, und ihn von hinten zu fassen. Beydes ist bey ziemlich gleichmäßiger Stärke der Ringenden wirklich schwer; jenes erfordert viel Schnelligkeit, dieses viel Kraft. Sicherer ist es, beydes mit einander zu vereinigen, und es ganz unvermuthet abzuwenden.

2. Der halbe Kampf. Erste Art: Die Haupt-Sache besteht darin, den Gegner zu umfassen, und ihn vom Boden, so viel es seyn kann, aufzuheben. Wenn sich beyde wohl in Acht nehmen, so dauert es lange, ehe einer den andern faßt, denn jeder thut alles Mögliche, den Gegner abzuhalten, damit er ihn mit

den

den Armen nicht umspanne. Der Anfang wird daher gewöhnlich mit dem eben beschriebenen leichten Kampfe gemacht; man drängt sich so lange vor- und rückwärts, bis sich Gelegenheit zeigt, den Gegner zu umfassen, und ihn dann aufzuheben. Der vortheilhafteste Griff ist der, wenn man den Gegner von hinten umfaßt, und ihn so fest hält; weniger sicher ist es, ihn von vorn zu nehmen, denn er kann hier noch immer seine Hände gegen uns stämmen, den Leib einbiegen, und so entschlüpfen, ehe er gehoben wird. Sehr vortheilhaft scheint es zwar, die Arme des Gegners zugleich mit zu umfassen, denn alsdann ist er wie eingewickelt; aber er kann sich dann auch leichter los machen.

„Zweyte Art. Sie läuft fast auf dasselbe hinaus. A läßt sich von B freywillig um die Mitte des Leibes fassen. B schlägt beyde Arme und Hände um ihn, und verschränkt die Finger (faltet die Hände). So hält er ihn fest, und A muß suchen los zu kommen. Dies wird er am besten dadurch zu Stande bringen, wenn er seine Hände und Unter-Arme zwischen seinem Leibe und des B Armen durchsteckt, und dann dessen Hände auseinander drängt. Macht sich A los, so ist er Sieger; im andern Falle ist es B. Diese Uebung ist zur Stärkung aller Muskeln, besonders des Rückens, sehr zweckmäßig (*). — — Ich kann diese beyden höchst unschuldigen Arten des Ringens, 1 und 2, nicht genug empfehlen; sie entsprechen ganz vorzüglich dem, was wir unter Gymnastik verstehen, und können auch da geübt werden, wo kein weicher Boden ist.

„3.

(*) *Galenus* redet von dieser Uebung, de sanit. tuend. L. 2, c 9. Robur partium tum exercet, tum firmat, si quis alterum complexus medium, aut etiam ipse medio comprehensus, manibus digitisque pectinatim iunctis, aut quem complectitur, absoluere se iubeat, aut ipse se a complectente soluat.

„3. und 4. Der ganze Kampf und der verdoppelte Kampf haben das Niederwerfen mit einander gemein. Dies kann auf sehr mannigfaltige Art geschehen. Alle jungen Leute finden das leicht von selbst, daher ist es unnöthig, hier besondre Handgriffe anzugeben. Beyde Arten beginnen etwa so, wie die beyden vorigen. Einer bemüht sich den andern zu umfassen, um ihn dann niederzulegen, der andre ist in dem Augenblicke auf seiner Hut, um sich nicht fassen zu lassen; Beyde verfahren unausgesetzt, bald bloß vertheidigend, bald angreifend, bis Einer das Uebergewicht über den andern erhält, und ihn niederwirft. So weit stimmen beyde Arten völlig mit einander überein, vom Augenblicke des Niederwerfens aber werden sie auf folgende Art verschieden.

„Beym ganzen Kampfe kommt es darauf an, den Gegner nicht wieder aufstehen zu lassen, sondern ihn so lange fest zu halten, bis der Augenschein lehrt, daß er nichts mehr machen könne, oder bis er selbst sagt: genug! Um dieses zu bewerkstelligen, wird so verfahren: A (der Sieger) muß den B am Boden auf den Rücken zu halten suchen. In dieser Absicht kniet er so nieder, daß B zwischen seinen beyden Schenkeln und Knien liegt; zu gleicher Zeit hält er die Ober-Arme des B fest, und drückt sie an den Boden nieder. In dieser Lage wird B nicht viel mehr machen können. Noch besser ist es, wenn A oberhalb des Kopfes seines Gegners niederkniet; ich meine so, daß er das Gesicht desselben verkehrt sieht, und in dieser Lage die Ober-Arme des Gegners ergreift und sie nieder drückt.

„Für B ist im Falle, daß er niedergeworfen wird, nichts bessers zu thun, als sich auf den Bauch zu bringen, auf Knie und Hände zu stützen, und den reitenden Gegner so von sich herunter zu schaffen.

„Bey

„Bey dem verdoppelten Kampfe kommt es bloß darauf an, seinen Gegner zwey bis drey Mahl nieder zu strecken; und es ist nicht nöthig, ihn am Boden zu erhalten.

„5. Der zusammengesetzte Kampf ist von allen der schwerste; denn bey allen jenen Arten war das bestimmt, was geschehen sollte, jeder wußte, worauf der Gegner es anlegte, aber hier ist es nicht so. Alle vier Kampf-Arten vereinigen sich zur fünften. Beyde Ringenden legen es unaufhörlich darauf an, sich fortzudrängen, vom Boden zu heben, niederzuwerfen, am Boden fest zu halten, ohne daß der Gegner es weis; was der Andere in diesem Augenblicke vorzunehmen willens ist; er muß folglich seine Achtsamkeit und Geistes-Gegenwart, sein Geschick, seine Kraft verdoppeln, um ihm die gehörigen Paraden augenblicklich entgegen zu setzen. Wer zuerst ermattet, ist des Sieges verlustig.

„Vorsichts- und Uebungs-Regeln. a) Der Boden sey weicher feuchter Rasen; noch weit besser ist tiefer Sand. b) Die Ringenden legen vorher alle überflüssige Kleidung ab. Alle harte Sachen werden aus den Taschen genommen; Steine ꝛc. vom Kampf-Platze entfernt. c) Der Gymnast weis die Ringenden zuvor in die Stimmung zu versetzen, die alle Erbitterung entfernt. Nichts ist leichter, als das, wenn man mit vernünftigen jungen Leuten zu thun und Achtung bey ihnen hat, wenn man zu dieser Uebung niemand nöthigt, sondern bloß freywilligen Zutritt verstattet. d) Die Ringenden treten einige beliebige Schritte aus einander. Der erste Angriff, welcher auf ein gegebenes Zeichen geschieht, sey nicht hitzig, vielmehr nur ein bloßes Spiel mit den Händen, das darauf angelegt ist, den vortheilhaftesten Griff zu erhalten. Man halte strenge auf diese Regel, sonst prellen die Ringenden zu heftig gegen einander. e) Er darf nie

bloß am Zeuge, nach weniger an den Haaren, sondern immer nur am ganzen Leibe, oder seinen Gliedern, angefaßt und gehalten werden. Hals und Kopf bleiben, so viel als möglich, verschont. Stöße und Schläge sind durchaus gegen die Gesetze dieser Uebung. f) Ueber die jedesmahlige Entscheidung des Sieges finde ich noch Folgendes hinzu zu setzen. Bey dem leichten Kampfe muß das Fortdrängen so lange geschehen, bis der Gegner gar nicht mehr Stand halten kann; bey dem halben Kampfe ist ein kurzes Aufheben nicht genug, sondern der Gegner muß so völlig fest gehalten werden, daß er nichts mehr machen kann. Beym ganzen Kampfe finde ich weiter nichts zu erinnern. Bey dem verdoppelten läßt der Ueberwinder von dem Niedergestreckten sogleich Hand ab, wenn er liegt. Man giebt ein Par Minuten Zeit. Beyde erhohlen sich, und der Kampf beginnt von neuem, wie vorher. Es kommt zum abermahligen Niederwerfen; liegt jezt der erste nieder, so ist der Sieg für seinen Ueberwinder entschieden; im Gegentheile aber ist Gleichgewicht da, und es komme auf beyde Parteyen an, ob sie den Sieg jezt theilen wollen, oder nicht. Im ersten Falle ist der Kampf geendigt; im zweyten wird er erneuert. Der Gymnast aber, welcher die körperliche Festigkeit beyder, ihre Kampf-Lust und den bisherigen Grad der Anstrengung kennt, entscheidet, ob es gleich jezt, oder zu einer andern Zeit geschehen soll. Durch den dritten Gang wird endlich dieser handgreifliche Proceß entschieden, und dem zweymahligen Ueberwinder der Sieg zuerkannt. g) Wer seinen Gegner niederwirft, ohne selbst niederzufallen, oder auch nur mit dem Knie oder der Hand die Erde zu berühren, ist sogleich Sieger. h) Daß der Gymnast mit seiner ganzen Achtsamkeit zugegen seyn müsse, brauche ich wohl nicht anzuführen. Die im Kreise herum stehende Gesellschaft macht das Publi-

cum

cum und zugleich das Tribunal. Sie ists, welche Beyfall klatscht, aufmuntert, oder erinnert. Mehrheit der Stimmen entscheidet in streitigen Fällen den Sieg.

„6. Das Ringen um einen Apfel oder Stab. Um besonders den Händen die Kraft zu verschaffen, sich fest zu schließen, wird ein Apfel oder etwas Aehnliches hinein gefaßt. Einer macht den Versuch, ihm dem Andern heraus zu winden. — Diese Gymnastik der Faust ist sehr alt; Milon übte sie fleißig, bald ließ er den Versuch machen, ihm die geschlossene Faust zu öffnen, bald nahm er einen Apfel in die Hand, und bot sie zum Eröffnen dar (*). Will man die Arme etwas mit in Anspruch nehmen, so wählt man, statt des Apfels, einen glatten, runden, 3 bis 5 Fuß langen Stab. Die Entscheidung des Sieges ist leicht abzusehen."

Der Faust-Kampf (das Klopffechten) kann, nach Hrn. Vieth Anweisung, entweder allein, so daß keiner den andern faßt, oder in Verbindung mit dem Ringen geübt werden, welches das Pancratium der Alten war; s. oben, S. 497. Wenn zur Uebung ein solcher Kampf angestellt wird, so können Schläge auf gewisse Theile, z. B. auf den Kopf, an die Schläfe, in das Gesicht, auf den Magen ꝛc. vertragsmäßig ausgeschlossen, und nur solche, die nicht leicht gefährlich seyn können, z. B. auf die Brust, auf die Schultern, auf die Arme, verstattet werden. Es finden hier ähnliche Fälle und Vorsichtigkeits-Regeln Statt, wie bey dem Fechten auf den Hieb, nur daß die Streiche bey dem Faust-Kampfe meistens nur von oben nach unten, und von aussen nach innen geführt werden, dahingegen der Degen nach allen Richtungen geführt wird. Man

(*) *Galen.* a. ang. O. Malum punicum, aut tale quippiam, manibus complexus, auferendum cuinis praebebat.

schlägt entweder nur mit Einer Hand, braucht die andere zur Vertheidigung, oder man schlägt auch mit beyden Händen; beydes entweder mit offener, oder mit geballter Faust, oder auch mit einem *Cestus*, der aber bey unsern Uebungen nicht dazu dienen soll, dem Andern desto empfindlichere Streiche zu versetzen, sondern vielmehr gerade das Gegentheil, da wir einen ausgestopften Ballen darunter verstehen, womit die Streiche weniger schmerzhaft sind, als mit geballter Faust. Die Epheben in den griechischen Gymnasien bedienten sich ähnlicher Ballen, s. im XXXIV Th., S. 10, f.

Um sich gegen die Streiche des Gegners zu schützen, giebt es überhaupt drey Mittel, nähmlich: das Auffangen, das Ausweichen, und das Wehrlosmachen. Das Auffangen (Pariren) geschieht, indem man den Arm, insbesondere den Elbogen, vorhält, so daß der Streich hier auffällt, und nicht das Gesicht ꝛc. trifft (*). Das Ausweichen (Caviren) kann durch schnelles Niederbücken, durch eine geschickte Wendung geschehen, so daß des Gegners Streich in die

(*) Die Chineser sind flink und tapfer, wenn es bey einer Schlägerey nur Spaß gilt; aber sobald aus der Sache Ernst wird, verschwinden alle ihre kleinen Kniffe; Furcht und Feigherzigkeit überwältigen sie, und zwingen sie zur Flucht. Schon von ihrer ersten Jugend an üben sie sich, Lasten von 100 und 150 Pfund zu heben, bis sie dieselben mit ausgestreckrem Arme über den Kopf empor halten können. Gegen 7 bis 8 mit Erde gefüllte, und an der Ober-Decke des Zimmers hangende Säcke schlagen sie sich wacker herum; sie stellen sich in die Mitte dieser Säcke, schaukeln dieselben, und geben sich alle Mühe, daß sie von keinem Stoße derselben getroffen werden. Noch kennen sie eine besondere Art ihre Muskeln steif zu machen; dies nennen sie sich abhärten, und bedienen sich dieses Kunstgriffes im Ringen wider ihren Gegner sehr wohl, indem sie den einem Schlage ausgesetzten Theil des Körpers, wie gesagt, steif machen, so daß jener, welcher schlägt, mehr Schmerz empfindet, als der, welcher geschlagen wird. Sonnerat Reise nach Ost-Indien und China, 2 B. (Zürich, 1783, gr. 4.) S. 30, f.

die Luft geht, oder wenigstens nicht in dem Moment auftrifft, wo er seine größte Stärke hat. Das Wehrlosmachen (Desarmiren kann man hier eigentlich nicht sagen, da keine Waffen gebraucht werden,) geschieht, wenn man sich der Arme des Gegners bemächtigt, daß er weiter keinen Schlag mehr thun kann.

Bey dem freyen Faust-Kampfe, wo keiner den andern fasset, stellt man sich gegen einander über in die gehörige Mensur, bedeckt durch Vorhaltung des gebogenen linken Armes Gesicht und Hals, und gebraucht die Rechte zum Schlagen, wie es Fig. 4231 darstellt.

Da es bey dem Ringen, und noch mehr bey dem Faust-Kampfe, leicht hitzig wird, so thut man wohl, auch bey diesem leztern Kampfe auszumachen, welcher Schlag den Sieg entscheiden, oder wenigstens Pause machen soll; so wie denn auch Zöglinge diese Uebungen nur unter gehöriger Aufsicht anstellen müssen.

Vom Schaukeln, s. im LXXI Th., S. 582, fgg. und 620, fgg.

Von der Oval-Schaukel, als einer Balancir-Uebung, s. oben, S. 681, und die dazu gehörige Fig. 4220.

Abbildung eines Knaben in einer Strick-Schaukel, s. oben, S. 691, und in der dazu gehörigen Fig. 4223.

Scheiben-Spiele, sind, das eigentlich sogenannte Scheiben-Spiel, das Fuß-Scheibenspiel, und das Stein-Spiel.

1. Das eigentlich sogenannte Scheiben-Spiel, le Palet, ist ein Spiel mit runden metallenen Scheiben, welche nach einem gewissen Ziele geworfen werden. Das Ziel kann z. B. ein in die Erde gestecktes Messer seyn, und die Geschicklichkeit besteht darin, die Schei-

ben so auf der hohen Kante dicht an das Ziel zu werfen, daß sie auf der Stelle liegen bleiben. Dieses Spiel empfiehlt Hr Gutsmuths der Jugend für die schläfrige Zeit nach Tische, besonders an heißen Sommer-Tagen; denn es hat alles, was zu einem solchen Spiele gehört, indem es weniger Anstrengung als Geschicklichkeit erfordert, und unter kleinen Promenaden zu Scherz und Lachen Anlaß giebt. Man kann es im Freyen und im Zimmer, selbst auf dem Tische, spielen.

Vier bis sechs Personen spielen es am bequemsten. Jeder hat 1, 2, 3 und mehrere metallene Scheiben, mit welchen nach dem Ziele, das in einer kleinen Scheibe besteht, geworfen wird. Für jede Scheibe, welche die eine Partie dem Ziele näher wirft, als die andere, zählt sie 1 Point; und diejenige Partie, welche zuerst 12 Points zählt, hat das Spiel gewonnen. Dies ist der Gang des Spieles. Jezt noch einige Erläuterungen.

Die Zahl der Scheiben für jede Person ist willkürlich. Sie sind von Bley, so groß als ein Thaler-Stück. Um sie beym Spielen zu kennen, werden sie numerirt, oder mit haltenden Farben überzogen. Es ist bequem, wenn jeder Spieler seine eigene Farbe hat, aber gar nicht nothwendig. Nothwendiger ist es aber, daß jede Partie der Spieler eine eigene Farbe habe; und da die ganze Zahl der Spieler sich nicht bloß in 2, sondern auch in 3 und 4 Partien theilen kann, so ist es gut, 4 Farben zu haben, um die abgeworfenen Scheiben der Partien leicht aus einander finden zu können. Hat man aber dergleichen Scheiben gar nicht, so lassen sich auch Thaler-Stücke, wenn man sie mit Zahlen bezeichnet, gebrauchen.

Um die Sache mehr zu versinnlichen, will ich ein Spiel angehen lassen, welches von zwey Partien, A und B, gespielt wird. Ob jede Partie aus 1, 3 oder

4 Per-

4 Personen bestehe, kommt hier weiter nicht in Betrachtung. Man legt das kleine Stück Geld auf den Boden, etwa 4, 6 bis 10 Schritt weit von dem angenommenen Stand-Puncte. Im Fortgange des Spieles geschieht dies aber nicht wieder, sondern derjenige wirft es aus, der dem Ziele eine Scheibe am nächsten brachte. Man kann darum losen, welche Partie den Anfangs-Wurf thun soll, oder die Entscheidung der Höflichkeit überlassen. Angenommen, eine Person von A mache den Anfang, so folgt nun eine Person von B. Wirft diese näher, als die Scheibe von A liegt, so kommt die Partie A wieder an den Wurf, und die Personen dieser Partie — es ist ganz gleichgültig, wer es sey, — werfen so lange, bis eine von ihren Scheiben näher liegt, als die Scheibe von B; alsdann fangen die Personen von B wieder an. Die Regel heißt kurz: jede Partie bleibt so lange am Wurfe, bis eine ihrer Scheiben dem Ziele näher liegt, als irgend eine der andern.

Die Ordnung des Werfens richtet sich also immer nach der Entfernung der Scheiben; darüber muß strenge gehalten werden; mithin ist es nöthig, die Entfernungen immer mit den Augen zu messen. Diese Einrichtung ist vortrefflich, das Augen-Maß der Jugend zu schärfen; sie muß daher durchaus nicht vernachlässiget werden. In streitigem Falle wird mit einem Stabe gemessen. Sind die Scheiben von allen Spielern abgeworfen, so kommt es zur Berechnung; und diejenige Partie, welche 1, 2, 3 ꝛc. Scheiben dem Ziele näher gebracht hat, als irgend eine der andern liegt, zählt 1, 2, 3 ꝛc. Points weiter. — Uebrigens zeigt man, wie beym Billard, den Stand der Points der Partien an; oder sind mehr als 2 Partien, so notirt man die Points einer jeden mit der Bley-Feder. — Derjenige, dessen Scheibe dem Ziele bey dem vollendeten Gange am nächsten

lag, nimmt das Ziel, wirft es von neuem aus, und thut bey dem folgenden Gange den ersten Wurf. Solcher Gestalt wird die Stelle des Zieles nach jedem Gange, d. i. nach jedesmahligem völligem Abwerfen aller Scheiben der Partien, verändert.

Man kann es in diesem Spiele zu einer ansehnlichen Fertigkeit bringen; z. B. die Person 1 wirft dem Ziele ziemlich nahe; 2 legt sich zwischen sie und das Ziel; 3 trifft das Ziel so, daß es sich von 1 und 2 entfernt, und ihr am nächsten liegt. Oder, 1 legt sich an das Ziel, 2 bedeckt das Ziel, 3 wirft 2 vom Ziele herab, oder vom Tische herunter, so daß in diesem lezten Falle nichts gezählt werden kann.

Man kann auch ohne Partien einzeln für sich spielen. Dies geschieht gewöhnlich, wenn die Zahl der Personen ungleich ist.

Ueber das Mechanische des Wurfes läßt sich nur Folgendes sagen. Die Scheiben werden auf die Finger gelegt, und in einem gestreckten Bogen so fort geworfen, daß sie nicht ins Rollen kommen.

Dieses Spiel hat viel Zweckmäßiges. Es erfordert unaufhörlich ein genau messendes Auge, richtig abgewogene Kraft der Hand beym Wurfe, gute Behandlung der Scheiben, und zugleich auch Glück; denn oft vernichtet ein kleiner Zufall den geschicktesten Wurf, und erregt Gelächter.

2. Das Fuß-Scheibenspiel. Dieses angenehme Knaben-Spiel, welches hin und wieder in Deutschland unter dem Nahmen Hink-ban bekannt ist, ist auch in England und Frankreich gebräuchlich. Dort heißt es hopping Scotch, und hier la Merelle oder Marelle. Der Spieler hüpft auf Einem Fuße, und stößt mit diesem im Niederhüpfen, einen platten Stein am Boden fort, und zwar nach gewissen Gesetzen und durch die Fächer einer gewissen Figur, die

an

an dem Boden gezeichnet ist. Hierin besteht die Haupt-Sache des Spieles.

Der Stein muß platt, nur etwan einen kleinen Finger dick seyn. Man nimmt dazu gern ein Stück Dach-Ziegel, welches man ganz rund, oder länglich rund, abklopft. Er ist fast so groß, als die Mündung eines Trink-Glases. Spieler können zwey, drey, und mehrere, seyn. Auf einem großen Sahle zeichnet man die Figur mit Kreide. Im Freyen muß man einen ebenen, etwas sandigen, oder überhaupt einen weichen, Boden haben, damit man sie mit einem Stabe hinein reissen kann. Sie ist etwan 12 bis 14 Schritt lang. Im Grunde ist eine solche Figur sehr willkürlich; um sich aber eine Vorstellung davon zu machen, sieht man ein Par als Muster, in Fig. 4232 a) und b) aufgestellt. Jene ist aus England entlehnt. Die Spieler A B &c. stellen sich vor die Linie a b; denn von hier wird das ganze Spiel getrieben. A soll den Anfang machen. Er wirft den Stein in das Fach 1, hüpft auf Einem Fuße hinein, stößt ihn über a b heraus, und tritt wieder an die Anfangs-Linie. Izt wirft er den Stein nach dem Fache 2, hüpft wieder hinein, und stößt ihn eben so heraus; dann wirft er ihn nach 3, hüpft auch dahin, und treibt den Stein stoßweise über die schon passirten Fächer zurück. Auf eben die Art wirft er ihn nach 4, und wiederhohlt das Herausstoßen wie vorher. Nach dem Wurfe in das 5te Fach hüpft er über die ersten 4 Fächer auf Einem Fuße; dann springt er auf beyde Füße, so daß er das Kreuz überspannt, und mit dem einen in 5, mit dem andern in 6 steht; hierauf wieder auf Einem Fuße in das 5te Fach, stößt den Stein nach 4, überspannt dann wieder das Kreuz, hüpft nach 4, und von da über 3, 2, 1 hinaus. Bey dem 6ten Fache geht es eben so. Das 7te ist ein Frey-Fach; hier darf er nach Ueberspannung des Kreuzes

auf

auf beyde Füße niederspringen, und nach Belieben einige Augenblicke ruhen. Dann aber muß der Stein, der Reihe nach, von 7 nach 6, nach 5 und nach 4 gestoßen werden; und so oft als der Spieler hierbey in ein neues Fach übergehen will, muß er erst das Kreuz, wie vorhin, überspannen. Von 4 wird er endlich nach und nach, oder auf ein Mahl, wieder heraus geworfen. Nach dem Wurfe in 8, hüpft der Spieler über 1, 2, 3, 4, überspannt dann das Kreuz, springt in 7 auf beyde Füße, und auf Einem nach 8; von hier muß der Stein wieder durch alle Fächer gebracht werden, wie vorhin. 9 bleibt wieder ein Frey-Platz. Hier darf er ebenfalls auf beyden Füßen gehen und stehen, bis er anfängt den Stein wieder heraus zu stoßen.

Fig. 4232 b) ist französisch. 4 und 8 sind Frey-Plätze, wo der Spieler, zur Erhohlung, auf beyde Füße treten darf. Will er von diesen Plätzen aus, den Stein zurück treiben, so steht es ihm frey, dieses durch alle schon passirten Fächer zu thun, nähmlich von 10 nach 9, 8, 7, 6 u. s. w.; oder, er legt den Stein auf den hüpfenden Fuß, und schleudert ihn, indem er einen kleinen Aufsprung macht, von 8 oder 4 so weit er kann, über 3, 2 fort, aus der Figur hinaus.

Wenn dieses Spiel von zwey und mehrern Personen gespielt wird, so setzt man erst die Folge fest, und richtet sich dann nach folgenden Gesetzen. 1) Der Stein wird von der Linie a b aus, in das bestimmte Fach geworfen; fällt er in ein anderes Fach, oder bleibt er auf einer Linie liegen, so darf der Spieler für diesen Gang nicht spielen, sondern sein Nachfolger kommt an das Spiel. 2) Berührt der Spieler beym Hüpfen und Fortstoßen mit dem Fuße eine Linie der Figur, so tritt er ebenfalls ab. 3) Bleibt der gestoßene Stein auf einer Linie liegen, so geschieht eben das.

4) Fährt

4) Fährt der gestoßene Stein über eine Seite der Figur hinaus, so verliert er ebenfalls den Gang, denn der Stein muß stets beym Herausstoßen die Linie a b durchgehen. 5) Vergißt er das oben angedeutete Ueberspannen des Kreuzes, so ist er ebenfalls ab. 6) Springt er, durch den Verlust des Gleichgewichtes getrieben, aus der Figur heraus, wenn der Stein noch darin ist, oder berührt er mit dem verbothenen Fuße den Boden; 7) überspringt er, beym Herausstoßen aus den Fächern des Kreises oder des Kreuzes ein Fach, stößt er ihn z. B. von 8 nach 5, oder von 7 nach 4, so darf er den Gang nicht machen. 8) Derjenige, welcher den Stein zuerst in das lezte Fach und wieder heraus bringt, hat die Partie gewonnen.

Alle dergleichen Regeln, so wie die Figuren selbst, sind sehr willkürlich, und hangen von der Erfindungs-Kraft der jungen Spieler ab. Dies macht das Spiel um desto angenehmer. Hr. Gutsmuths erzählt, daß er es zwischen den Windungen einer großen Spiral-Linie spielen gesehen habe, wobey Jeder seinen Stein bis zum Mittelpuncte nach und nach fortstoßen mußte.

Dieses Spiel hat mancherley Gutes an sich, es bewegt den Körper bis zum Schweiß, übt die Schenkel und Waden, erfordert viel Haltung des Gleichgewichtes auf Einem Fuße, ein gutes Augen-Maß bey der Fortwerfung des Steines in das bestimmte Fach, und viel Aufmerksamkeit, um nichts von dem, was in den Gesetzen ausgemacht ist, zu vergessen. Es ist für junge Leute sehr unterhaltend und reizend; nur gefällt mir bey diesem Spiele das beständige Hüpfen auf Einem Beine nicht, zumahl wenn immer nur ein und eben dasselbe gebraucht wird. Dies lezte sollte man nicht zugeben; es muß, lange fortgesetzt und wiederhohlt, auf den unvollendeten Bau nachtheiligen Einfluß haben, wenigstens wird die Stärke und Aus-

bild-

bildung der Schenkel dadurch ungleich werden. Man mache es daher zum Gesetze des Spieles, rechts hinein und links heraus zu hüpfen, und wechsele auch hierin ab. Hierdurch wird der etwanige Schade sicher gehoben. Dieses Spiel hat überaus viel Anlage zu einer weit größern gymnastischen Vollkommenheit, und es kann zu einem der vortrefflichsten Bewegungs-Spiele werden, wenn man, an statt des bloßen Hüpfens, allerley leichte und schwere Leibes-Bewegungen hinein bringen will. In dieser Rücksicht ist es jungen Leuten ganz besonders zu empfehlen. Diejenigen, welche in den Tanz-Schritten (Pas), sowohl in den niedrigen als hohen, geübt sind, werden sehr leicht einen ganz neuen Gang des Spieles herausbringen, indem sie es zum Gesetz machen, dasselbe mit Bewegungen des Tanzes zu verbinden, in diesem Fache der Figur ein Jetté, in einem andern ein Entrechat, eine Cabriole, ꝛc. zu machen. Durch eine geschickte Verbindung und Ausführung von dergleichen Tanz-Schritten würde das Spiel ein vortreffliches Ansehen erhalten. Junge Leute aber, die hiervon nichts verstehen, sollten allerley weniger künstliche Sprünge hinein bringen. Um mich verständlicher zu machen, will ich ein Beyspiel angeben.

Man steht in der ersten Position vor a, b, die Hände in die Seiten gestützt, die Brust heraus. Aufgesprungen, mit den Füßen an das Gesäß geschlagen, und nach 1 in die erste Position übergesetzt.

1. Aufgesprungen, in der Luft die Ferse zusammengeschlagen, in die erste Position niedergefallen, auf Einer Fuß-Spitze völlig umgedrehet, und nach 2 übergesetzt.
2. Die Beine etwas gespreitet, aufgesprungen, in der Luft halb umgedrehet, niedergefallen; dann wieder die Beine etwas gespreitet, und eben so mit Umdrehen in die erste Stellung, und von da nach 3 gesprungen.

3. In

3. In der ersten Position übergesprungen, in der Luft rechts völlig umgedrehet; niedergesprungen, und nach 4 übergesetzt.
4. Wie in 3, aber links herumgedrehet, und nach 5 übergesetzt.
5. Aufgesprungen; die Fersen 2 Mahl in der Luft zusammengeschlagen; dann wieder aufgesprungen, so daß der Anstoß mit dem linken Fuß geschieht; in der Luft mit dem Fuße gegen den rechten geschlagen, und so seitwärts nach 6 übergesetzt.
6. Anfangs wie vorher in 5, Aufsprung und doppelter Anschlag; dann Aufsprung mit dem rechten Fuße, Anschlag an den linken, Ueberspannung des Kreuzes, so daß der linke in 5, der rechte in 6 steht. Nochmahliger Aufsprung nach 7.
7. Hier ist ein Frey-Platz zum Ausruhen.
8. Ueber das 8te Fach wird mit gleichen Füßen weggesetzt, denn es wird als verschlossen angesehen.
9. Hier wird am hintersten Ende der Stein zwischen beyde Füße gefaßt; man macht damit zwey kurze Fortsprünge, dann einen starken Aufsprung, schlägt beyde Füße an das Gesäß, und springt nieder. Der Stein darf dabey nicht fallen. Jezt springt man, immer den Stein festhaltend, über 8 weg, dann von 7 nach 4, nach 3, und so fort aus der Figur heraus.

Nach diesen Angaben wird sich Jeder leicht eine Vorstellung von der verbesserten Gestalt dieses Spieles machen können. Dergleichen Bewegungen lassen sich auf mancherley Art abändern. Dies macht Vergnügen; und zur Uebung und Bildung des Körpers sind sie vortrefflich. Die für jedes Fach bestimmten Sprünge werden bloß gemacht, indem man sich zu dem Fache, wo der Stein liegt, begiebt; von hier schnellt man den Stein entweder mit Einem Fuße hüpfend vor sich hin nach und nach heraus; oder man legt ihn auf den Fuß, und schleudert ihn beym Aufsprunge fort; oder man faßt ihn zwischen beyde Füße, und springt damit aus der Figur heraus. Die Gesetze über den Verlust eines Ganges, wird Jeder leicht, nach den oben gegebenen, für dieses neue Spiel, angeben können.

„5. Das

„5. Das Stein-Spiel. Man gebraucht zu diesem Spiele nichts, als Steine, daher giebt ihm Hr. Gutsmuths diesen Nahmen, ob es gleich in Deutschland und in der Schweiz unter manchen andern Nahmen bekannt ist. Der Boden des Platzes sey eben und fest; und man bezeichne hier den Spiel-Raum auf folgende Art; Fig. 4223. Auf die Stelle a legt man 2, 3 bis 4 Steine, von der Größe eines Hühner-Eyes, aufeinander, oder man stellt hier einen kleinen hölzernen Kegel, oder pyramidalischen Stein, einer kleinen Spanne hoch. Dies ist das Ziel wonach jeder Spieler wirft. In dieser Absicht versieht sich jeder Mitspieler, deren 6, 12 und mehrere seyn können, mit einem glatten, höchstens 1 Zoll dicken, Steine, der etwas abgerundet seyn kann, und so groß als eine Unter-Thetasse ist. Man kann auch hölzerne Scheiben dazu gebrauchen. b ist die Stelle, von wo aus nach dem Ziele geworfen wird; sie ist etwa 10 Schritt von a entfernt. c e und d f, die etwan 5 Schritt von einander gemacht werden, sind in den Boden gerissene, oder durch Steinen bezeichnete Gränz-Linien, so wie auch c d und e f. Ehe das Spiel angeht, wird durch das Los erst einer zum Wächter gewählt. Dieser spielt die Rolle eines Dienenden, denn er muß bey dem Ziele a immer Wache halten, und es wieder aufsetzen, wenn es von den Mitspielern umgeworfen ist. Die Werfenden sind in dem Frey-Platze vor e f, und einer nach dem andern wirft, von der Stelle b aus, seine Scheibe nach dem Ziele. Hat man sie abgeworfen, so muß man den nächsten Wurf erst dadurch lösen, daß man sie wieder hohlt, ohne von dem Wächter berührt, oder mit seinem zusammengewundenen Schnupftuche getroffen zu werden. In dieser Kleinigkeit liegt der Reiz des Spieles; denn es ist nicht ganz leicht, wenn der Wächter auf seiner Hut ist, aber doch durch Schnelligkeit möglich. Jeder Spieler,

der

der seinen Stein abgeworfen hat, kann nicht sogleich hinaus laufen, um ihn wieder zu hohlen, denn er würde sich ja den Wächter gerade in die Hände liefern, sondern er bleibt neben b, und beobachtet den Wächter; findet er ihn unaufmerksam, so läuft er pfeilschnell hinaus, und stellt dort seinen Fuß auf den Stein. Ist der Wächter aber zu aufmerksam, so müssen die Spieler bey b warten, bis einer von ihren folgenden Mitspielern das Ziel umwirft, und dann laufen alle augenblicklich und schnell hinaus, um ihre Steine zu hohlen; denn es ist die Pflicht des Wächters, das umgeworfene Ziel augenblicklich wieder aufzustellen, und eher kann er Keinen auf eine gültige Art berühren. Oft ist es der Fall, daß man durch Schnelligkeit, so wie durch Langsamkeit des Wächters beym Aufstellen geholfen, hinaus kommt, und den Stein auch sogleich mit nach b zurück bringt. Liegt in diesem Falle der Stein jenseit der Linie c d, z. B. in x, so kann man ihn geradezu nehmen, und damit nach d zurück laufen; liegt er aber vor der Linie, z. B. in y, so muß er ihn aufnehmen, und erst die Linie c b damit berühren, ehe man damit zurück laufen darf.

Ein anderer Fall ist noch gewöhnlicher. Wird nähmlich der Wächter zu früh fertig, so kann man nicht gleich mit dem Steine zurück laufen. Liegt der Stein dann jenseit c d, so stellt man sich mit dem Fuße darauf, und bleibt so stehen; ja, man kann auch den Stein von x her bis an die Linie c d heran schieben, um sich den Rückweg zu verkürzen. So lange man so durch den Fuß oder die Hand mit dem Steine in Berührung bleibt, hat der Wächter kein Recht zu berühren; läßt man aber davon ab, so kann er es sogleich. Liegt der Stein aber vor c d, so darf man hier nicht auf demselben stehen bleiben, denn der Wächter kann hier Jeden berühren, es sey wann es wolle, weil der Raum c d e f als verbothen angesehen wird. Man

muß daher den Stein erst aufnehmen, ihn auf, oder hinter die Linie c d bringen, und kann dann hier, wie vorhin, so lange mit ihm in Berührung bleiben, bis man in der Unachtsamkeit des Wächters, oder im umgeworfenen Ziele eine Gelegenheit findet, wieder nach b zurück zu kommen.

Bisweilen tritt der Fall ein, daß kein Spieler das Ziel umwirft, und daß folglich keiner seine Scheibe hohlen kann; dann müssen mehrere von beyden Seiten den Wächter bald hier bald dort necken, als wollten sie hinaus kommen, und dadurch seine Aufmerksamkeit theilen, bis einer wirklich seine Scheibe auf diese Art zurück bringt.

Spiel-Gesetze. 1. Wer auf obige Art und unter den obigen Umständen berührt wird, ist Wächter. 2. Wer beym Hinaus- oder Hereinlaufen die Seiten-Linien übertritt, wird es gleichfalls. In beyden Fällen nimmt der bisherige Wächter die Stelle desselben unter den Werfenden ein.

Dieses Spiel ist leicht zu beurtheilen. Es gewährt Fröhlichkeit, Bewegung, Uebung des Augen-Maßes; verlangt Schnelligkeit des Körpers, ist durchaus unschuldig, und überall, selbst in Zimmern, ausführbar, wenn man hier, statt der Steine, weichere und leichtere Scheiben von sehr dick über einander gelegten Papp-Deckel nimmt.

Vom Schieben, s. oben, S. 438.

Vom Schießen, s. weiter unten Werfen und Schießen.

Vom Schwimmen, s. in S.

Vom Seilgehen, s. oben, S. 653.

Von

Von den Uebungen der Sinne, nach Hrn. Vieth. „Durch die Sinne sind wir mit der Welt ausser uns in Verbindung gesetzt. Alle Ideen, die wir haben, sind uns durch sie zugekommen, und die Richtigkeit derselben hängt von der Vollkommenheit der Organe ab. Es ist folglich von der grösten Wichtigkeit, diese zu üben, und sie zu allen Diensten, die wir von ihnen verlangen, tauglich zu machen. Das Kind lernt den Gebrauch seiner Sinne, so wie den Gebrauch seiner Gliedmaßen, durch Uebung; und durch Uebung können auch jene zu einem mehr als gewöhnlichen Grad der Vollkommenheit gebracht werden.

„Fünf Zugänge giebt es, durch welche die Wirkungen der Aussen-Welt zu uns gelangen: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Ob wir uns gleich keine Vorstellung von andern Sinnen machen können (*), so ist doch nichts wahrscheinlicher, als daß es noch viel mehrere Arten giebt, wie ein Geschöpf von den umgebenen Dingen Kenntnisse erlangen kann. Bewohner anderer Welt-Körper können die Aussen-Welt vielleicht durch Organe empfinden, welche ganz von den unsrigen unterschieden sind; und vielleicht ist dies selbst der Fall bey manchen Geschöpfen unsers Planeten.

„Das Gesicht ist derjenige Theil unserer Sinne, welcher die lebhaftesten Ideen in uns erweckt, und uns von Dingen in großer Entfernung, wie in großer Nähe, Nachricht giebt. Ein Sinn, dessen Vollkommenheit insbesondere wünschenswerth, dessen Verlust oder unvollkommener Zustand sehr schmerzlich und nachtheilig, und dessen Organ äusserst zart, leicht zu verletzen und leicht zu verwöhnen ist.

(*) Von dem sechsten Sinne ist hier nicht der Ort zu reden.

„Wir dürfen uns hier nicht in eine umständliche Beschreibung des Auges einlassen, weil uns dies zu weit von unserm Zwecke entfernen würde; auch können wir ohne Zweifel bey den meisten Lesern als bekannt voraussetzen, daß dieses bewundernswürdige Organ aus mehreren Flüssigkeiten besteht, die in einem kegelförmigen Gehäuse von Häuten eingeschlossen sind; daß die Krystall-Linse das vornehmste Stück darin sey, welches wie ein converes Glas die Strahlen, die von einem Puncte ausgehen, auf dem Boden des Auges wieder in einem Punct zusammenbringt; daß hierdurch ein Bild dieses Punctes entsteht, welches von der Netz-Haut aufgefangen, dessen Empfindungen von den Sehe-Nerven dem Gehirne, als der Werkstätte der Seele, zugeführt wird.

„Bey den Gesichts-Uebungen kommt es vornehmlich auf zwey Dinge an, die man sich dabey zum Zweck vorsetzt, nähmlich: 1. deutliche Wahrnehmung eines Gegenstandes in verschiedenen Entfernungen; 2. Schätzung der Größe durch das Auge, oder das sogenannte Augen-Maß.

„Ein gutes Auge muß sowohl einen nahen, als einen entfernten Punct deutlich empfinden; dazu aber ist nothwendig, daß eine Veränderung im Auge selbst vorgehe. Von einem entfernten Puncte fallen die Strahlen so gut wie parallel in das Auge, und vereinigen sich näher hinter der Krystall-Linse, als die von einem nahen Puncte, welche divergirend in das Auge kommen. Damit in beyden Fällen dieser Vereinigungs-Punct, oder das Bild des gesehenen Punctes auf die Netz-Haut falle, muß entweder die Figur der Krystall-Linse, oder die Figur des ganzen Auges, verändert werden. Um einen nahen Punct deutlich zu sehen, muß die Krystall-Linse erhabener werden, oder sich von dem Boden des Auges weiter entfernen. Um aber einen entfernten Punct deutlich zu sehen, muß

die

die Krystall-Linse flächer werden, oder sich dem Boden des Auges nähern. Beyde Veränderungen können zugleich Statt finden. Es müssen muskulöse Fibern seyn, welche dieselbe bewirken, und das Vermögen dieser Fibern kann durch Uebung verstärkt, durch Nicht-Uebung geschwächt werden (*). Wer lange auf nahe Puncte zu sehen gewöhnt worden ist, dessen Auge verliert endlich die Fähigkeit, sich so zu verändern, daß es auch für entfernte Puncte eingerichtet sey; so auch umgekehrt. Man muß daher Kinder sowohl in die Nähe, als in die Ferne, auf einen Punct zu sehen üben. Bey unsern jezigen übertriebenen anhaltenden Lesen, Schreiben und Zeichnen in der frühen Jugend, ist es nicht zu verwundern, daß der Fehler der Kurzsichtigkeit so allgemein ist; besonders scheint dabey das sehr schädlich zu seyn, daß Kinder an hohen Tischen sitzen, so daß die Augen dem Papiere sehr nahe sind.

„Es ist nicht bloß jene Veränderung in Rücksicht des Innern eines jeden einzigen Auges, welche zum Deutlichsehen erfordert wird, es ist überdem noch eine Veränderung nöthig, welche beyde Augen angeht, und durch die äussern Augen-Muskeln bewirkt wird. Um nähmlich einen Punct einfach und mit der möglichsten Deutlichkeit wahrzunehmen, müssen beyde Augen-Achsen auf denselben gerichtet seyn; bey entferntern Puncten müssen folglich die Augen so gerichtet werden, daß ihre Achsen beynahe parallel gehen, bey nahen aber so, daß sie stark convergiren. Haben nun die äussern Augen-Muskeln durch Nichtübung das Vermögen verloren, den Augen diese Richtung zu geben, so entsteht Doppeltsehen und ein verwirrter Anblick der Gegenstände um uns her. Man muß also ebenfalls

(*) Porterfield's Meinung über diese Veränderung des Auges, führt Priestley, in s. Geschichte der Optik, (deutsche Uebersetz. S. 458, fgg.) an.

durch Uebung dieses Vermögen zu erhalten suchen, und bald auf entfernte bald auf nahe Puncte sehen.

„Ich bemerke hierbey noch, daß man schon viel gewonnen hat, wenn man nur auf einem etwas entfernten Punct die Augen fixiren kann; denn von diesem bis zu einem sehr entfernten Puncte wird die Mühe immer kleiner, weil der Winkel, um den das Auge sich drehen muß, immer kleiner wird. Um vom Buche, worin man lieset, die Augen auf einen Punct am Ende des Zimmers zu richten, muß man sie um einen größern Winkel drehen, als um sie von dort auf einen viele Meilen weit entfernten Punct, d. h. parallel, zu richten. Die Entfernung der Puncte, auf welche die Augen fixirt werden, wachsen sehr schnell bey geringer Drehung des Auges, weil es die Tangenten der Winkel sind, unter welchen die Augen-Achsen gegen die gerade Linie geneigt sind, welche die Mittel-Puncte beyder Augen verbindet.

„Was Uebung in Ansehung des Weitsehens thun kann, sehen wir an Jägern und andern Personen, die ihren Gegenstand immer in der Ferne haben, besonders aber an den Wilden. Von der Schärfe im Nahesehen aber findet man merkwürdige Beyspiele von Stein-Schneidern, Miniatur-Mahlern und Klein-Schreibern, die die Iliade in eine Nuß bringen.

„Das gute Augen Maß besteht in der Fertigkeit, die Größe durch das bloße Auge zu schätzen. Eine solche Schätzung der Größe kann betreffen, entweder eine Menge von Dingen, z. B. auf den bloßen Blick zu schätzen, wie viel Menschen in einer Versammlung, wie viel Stücke auf einem Tische befindlich waren, und dgl.; oder Länge, Breite, Höhe, Umfang, Maße eines Körpers; oder die Entfernung verschiedener Gegenstände von uns selbst und von einander; dergleichen Schnelligkeit und Langsamkeit eines bewegten Körpers in verschiedenen Entfernungen, Bestimmung des Weges den ungefähr ein geworfener Körper nehmen wird, und dgl. Täglicher Anblick der Gegenstände um uns her, bringt uns zu einer ziemlichen

Fert-

Fertigkeit in solchen Schätzungen. Schon der Knabe weis nach dem Augen-Maße, ob der Graben zu breit ist, um ihn überspringen zu können: ob er mit 20, oder mehrern oder wenigern Schritten an eine gewisse Stelle kommen wird; ob der Ball, den der Andere ihm zuwirft, für ihn erreichbar sey, oder ihn treffen wird, und dgl. Seine Sinne üben und stärken sich bey seinen Spielen, wie der ganze übrige Körper; und *Rousseau* möchte in mancher Rücksicht nicht unrecht haben, wenn er sagt, daß diese Uebungen oft mehr werth sind, als was er in der Schul-Stube lernt (*).

„Diejenigen, die sich besonders in einer Art solcher Schätzungen üben, erlangen darin eine sehr große Sicherheit. Der Ingenieur weis eine Distanz nach dem Augen-Maße bis auf einzelne Schritte zu bestimmen, und nimmt nach dem Coup d'oeil ganze Situationen auf. Der Zeichner giebt seinen Abbildungen dieselben Verhältnisse, wie die Natur sie ihm darbiethet.

„Dimensionen zu beurtheilen, welche dem Auge entgegen liegen, z. B. die Fronte eines Hauses, vor welchem man steht, ist leichter, als solche, welche schief gegen das Auge liegen, z. B. die Seiten-Wand eines Hauses, wenn man sie in der Verkürzung sieht. Das beste Mittel, das Augen-Maß zu üben, ist, eine bekannte Dimension, z. B. 1 Fuß, 1 Ruthe ꝛc. oft unter verschiedenen Sehe-Winkeln zu betrachten, und Gegenstände von unbekannten Dimensionen damit zu vergleichen. So auch mit Winkeln.

(*) *Rousseau* drückt sich eigentlich noch etwas stärker aus. „Les leçons," sagt er: „que les écoliers prennent „entr'eux dans la cour du College, leur sont cent fois „plus utiles, que tout ce qu'on leur dira jamais dans „la Classe."

Emile, L. 2, p. 173.

„Die Entfernung eines Gegenstandes von uns schätzt man aus mehrern Umständen: 1. aus der scheinbaren Größe, d. h. aus der Größe des Sehe-Winkels; 2. aus der Lebhaftigkeit oder Schwäche der Farbe, aus dem, was in der Mahlerey die Luft-Perspective heißt; 3. aus der Richtung der Augen-Achsen; doch gilt dieses nur von Körpern, die noch nicht zu weit vom Auge entfernt sind; bey sehr großen Weiten ändert sich der Winkel, unter dem die Augen-Achsen gegen einander geneigt sind, zu wenig, als daß man es empfinden könnte; 4. aus der Parallaxe, die der Gegenstand hat, wenn man ihn aus verschiedenen Stand-Puncten ansieht. Wo diese Dinge wegfallen, da fällt auch alle Schätzung weg; so kann man z. B. nicht durch Augen-Maß bestimmen, ob ein Stern weiter oder näher ist, als ein anderer.

„Durch Uebung kann der Mensch, trotz aller optischen Täuschungen und Abwechselungen von Licht, ziemlich richtig von Entfernung und Größe urtheilen lernen. Das Kind lernt durch öftere Erfahrungen vom Raume durch das Gesicht urtheilen; anfangs glaubt es alles ergreifen zu können, was es sieht; eben so geht es auch Blindgebornen, denen der Staar gestochen wird. Optische Täuschungen verleiten selbst Erwachsene zu sehr unrichtigen Urtheilen. Wer z. B. in gebirgige Gegenden zum ersten Mahle kommt, schätzt die Entfernungen der Höhen gewöhnlich viel zu geringe; ein Gegenstand, der weit entfernt ist, kann stille zu stehen oder sich zu bewegen scheinen, obgleich wirklich das Gegentheil Statt findet, u. dgl.

„Zu den Gesichts-Uebungen gehört auch noch die Unterscheidung feiner Nüancen der Farben, wobey die Farben-Pyramide nach Lambert's Art (*), gebraucht werden kann.

„Um

(*) Beschreibung einer mit dem Calauschen Wachse ausgemahlten Farbenpyramide, durch J. H. Lambert. Berl. 1772, 4.

„Um seine Augen gut zu erhalten, muß man zu starkes abstechendes Licht, zu schnelle Abwechselungen des Lichtes meiden, und, so viel möglich, gleichförmiges sanftes Licht zu erhalten suchen. Reflectirtes Licht und verdoppeltes Licht, ist den Augen nachtheilig; daher bediene man sich keines Schirmes über der Licht-Flamme, und brenne kein Licht, ausser in entschiedener Dunkelheit. Mischung von Tages-Licht und Flammen-Licht ist schädlich. Man gewöhne sich auf entfernte Gegenstände zu sehen, zumahl bey Spaziergängen auf grünen Wiesen und unter dem blauen Himmel; man entferne das Gesicht beym Lesen, Schreiben und Zeichnen, so weit als möglich, vom Papier. Man lasse das Licht mehr von hinten oder von der Seite einfallen, so daß es nicht auf die Augenlieder fällt. Man wasche die Augen fleißig mit kaltem Wasser aus (*).

„Das Gehör ist, dem Range nach, der nächste Sinn nach dem Gesicht. So wie dieses, erstreckt es sich auch auf große Entfernungen, und ist uns zu den Geschäften des Lebens äusserst nothwendig. Zwischen beyden Sinnen finden sich aber sehr große Unterschiede. Das Gesicht benachrichtigt uns nur von Gegenständen, von welchen nach unserm Auge hin gerade Linien ununterbrochen gezogen werden können, weil die Licht-Strahlen sich nur nach geraden Linien fortpflanzen. Das Gehör hingegen ist nicht an diese Einschränkung gebunden. Der Schall pflanzt sich nach allen Richtungen fort, und wir vernehmen ihn, wenn auch zwischen dem schallenden Körper und unsern Ohr andere Körper befindlich sind. Das Gesicht ist willkürlich; wir brauchen nur die Augenlieder zu schließen, oder die Hand vorzuhalten, so können wir

(*) Verschiedenes, hierher gehöriges findet man im XVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 540, fgg. K.

jedem widrigen Anblicke ausweichen. Nicht ganz so bey dem Gehör; unmittelbar an den Gehör-Werkzeugen findet sich keine Klappe, um es zu verschließen, und das Verstopfen des Gehör-Ganges hält den Schall nicht vollkommen ab. Ohne Zweifel hat die Natur hierbey weise Absichten gehabt. Der Sinn des Gesichtes ist im Schlafe so gut wie gar nicht da; das Gehör hingegen steht gleichsam immer auf der Wache, und den Eindrücken der Aussen-Welt offen, welche bey einiger Stärke uns sogleich wecken.

„Das Organ des Gehöres ist nicht minder künstlich eingerichtet, als das des Gesichtes; die Art, wie es unserer Seele die Eindrücke von aussen her zuführt, können wir fast noch weniger verfolgen, wie bey dem Auge. Die durch den Hammer hervorgebrachte Erschütterung des Trommel-Felles ist die lezte Spur von der Wirkung des Schalles. Den Nutzen der künstlichen Einrichtung, die noch weiter im Innern liegt, wissen wir nur obenhin anzugeben.

„Bey den Uebungen des Gehöres scheint es fast mehr die Aufmerksamkeit, als das Organ selbst, zu seyn, welches geübt wird. Indessen verhält sich Lezteres ohne Zweifel nicht bloß leidentlich. Die Gehör-Knöchlein haben ihre Muskeln, nähmlich der Hammer einen, und der Steigbügel einen; das Trommel-Fell hat deren zwey, einen der es ausspannt, und einen der es nachläßt. Diese Muskeln sind zwar sehr klein, wie die Theile zu denen sie gehören, indessen sind sie da, und ihr Vermögen kann gewiß, wie das der übrigen Muskeln, durch Uebung vergrößert werden.

„Die Vollkommenheit dieses Sinnes besteht theils in dem Vermögen, einen schwachen oder sehr entfernten Schall zu vernehmen, theils in dem Gehör-Maß, (wenn es erlaubt ist, dieses analoge Wort vom Augen-Maß zu gebrauchen,) da man aus dem Schalle die Entfernung beurtheilet, oder Höhe und Tiefe des Tones

ves unterscheidet. Das Vermögen, auf einander folgende oder zugleich angeschlagene Intervalle richtig zu schätzen, ist es, was man musikalisches Gehör nennt. Die Fähigkeit, mehrere verwirrte Schälle zu unterscheiden, und die Beschaffenheit eines Körpers aus dem Schalle bey der Berührung zu erkennen, gehört ebenfalls hierher.

„Durch Aufmerksamkeit und Uebung kann man es in allen diesen Dingen zu einem ungemeinen Grade von Fertigkeit bringen; dies sehen wir nirgends überzeugender, als bey den Blinden, welche den ihnen fehlenden Sinn durch die größere Vervollkommnung der übrigen, insbesondere des Gehöres und Gefühles, wie auch des Geruches, einiger Maßen ersetzen. Man kann diese Personen nachahmen, man kann sich einen Sinn künstlich benehmen, um die übrigen desto besser anzustrengen. Mit verbundenen Augen oder im Finstern kann man, aus dem Schalle der Fußtritte und der Stimme, die Größe des Zimmers, worin man sich befindet, ungefähr angeben; man kann bemerken, ob es leere Wände hat, ob es tapezirt ist, oder ob sonst viel weiche Körper darin sind, als: Betten und dgl., ob es gewölbt ist, ob der Fußboden hohl liegt, u. s. w. Der Musiker unterscheidet die feinsten Intervalle von Tönen, worin der Ungeübte schon keinen Unterschied mehr bemerkt; unter mehrern zugleich angeschlagenen Tönen, selbst unter Dissonanzen, weis er zu bestimmen, welcher Ton an dieser Stelle nicht zur richtigen Harmonie paßt. Der Director eines Orchesters, ungeachtet das ganze Gewimmel von Tönen in sein Ohr ströhmt, merkt doch, welches Instrument etwa einen Fehler in der Aufführung eines Stückes gemacht hat. In der That ist dieses bewundernswürdig, nicht allein in Ansehung des feinen Gehöres, sondern überhaupt in Ansehung der sämmtlichen körperlichen und geistigen Thätigkeit. Sollte man es für möglich halten,

wenn

wenn es nicht durch Erfahrung bekannt wäre, daß ein einziger Mensch erstlich eine ganze Partitur übersehen, zweytens selbst die Haupt-Stimme oder den General-Baß mitspielen, drittens auf eine Menge Instrumente, auf Tact, auf Reinheit der Stimmung, auf Stärke und Schwäche, auf Ausdruck und Vortrag, merken könne, und dies alles gleichzeitig! Man erstaunt, wenn man bedenkt, welche Menge von Ideen hier in einem einzigen Kopfe sich durchkreuzen müssen.

„Aus dem Schalle oder Klange, welchen ein Körper, bey der Berührung oder beym Falle auf den Fuß-Boden von sich giebt, kann man die Beschaffenheit desselben einiger Maßen errathen, ob er von Holz oder Metall, ob er hart oder weich, ob er elastisch oder unelastisch ist, ob ein Gefäß von Thon oder Porzellan, von Silber oder von Zinn sey, und dgl. Daß man einen Menschen an dem Tone seiner Stimme erkennen kann, ist weniger in Absicht des Gehöres zu verwundern, weil die Stimme jedes Menschen so viel Charakteristisches hat, als in Absicht auf die unendliche Verschiedenheit, die hier in den Sprach-Organen Statt findet. Es ist hiermit auf ähnliche Art, wie mit den Gesichts-Zügen; unter den Millionen Menschen, die leben und gelebt haben, hat jeder einen andern Ton der Stimme und eine andere Physiognomie. Doch auch in Absicht des Gehöres ist es zu bewundern, wie ein Blinder unter den vielen Menschen seiner Bekanntschaft jeden an der Stimme, ja so gar am Fußtritte erkennt.

„Das äussere Ohr des Menschen ist mit Muskeln versehen, und müßte folglich, den Absichten der Natur nach, willkürlich bewegt werden können, wodurch vielleicht die Schärfe dieses Sinnes noch gewinnen würde. Diese Fähigkeit haben wir aber so gut wie ganz verloren, und zwar, wie die Kunstverständigen sagen, weil unsern Kindern von Jugend auf die Oh-

ren

ren durch die Mützen an den Kopf gedrückt werden. Die Wilden haben den Gebrauch dieser Muskeln noch vollkommen; auch unter uns giebt es einzelne, obwohl seltene Beyspiele von Personen, die ihre Ohren auf und nieder, nach vorn und nach hinten bewegen können (*).

„Der Geruch ist vielleicht unter allen Sinnen derjenige, dessen Entbehrung am erträglichsten seyn möchte; auch findet man häufig Personen, die denselben nur in ziemlich geringem Grade besitzen, mithin vieler angenehmen Empfindungen beraubt, aber auch vieler unangenehmen überhoben sind (**). Es scheint, daß, je feiner dieser Sinn ist, desto größer die Menge unangenehmer Eindrücke in Verhältniß zu den angenehmen werde, und daß also im Ganzen nicht viel Gewinn an angenehmer Empfindung bey der Verfeinerung desselben für den Menschen zu erwarten sey. Für den Wilden ist die Vervollkommnung dieses Sinnes von größerer Wichtigkeit, als für uns. Der Geruch einiger Wilden kommt auch in der That dem Geruche der Spür-Hunde gleich; man sagt, daß sie die Fährte des Wildes mit ihrer eigenen Nase auswittern.

„Ein Vergnügen, was man, wie es scheint, am öftersten dem Geruche zu danken hat, ist — Erinnerung an die vergangenen Scenen unsers Lebens. Aehnliche Beschaffenheit der Luft, die wir durch die Geruch-Werkzeuge in uns ziehen, bringt uns eine ver-

gan-

(*) Man vergleiche hiermit die Belehrung, wie Kinder und junge Leute zum Rechthören gehörig anzuweisen seyn, im XVI Th. gegenwärtigen Werkes, S. 648, fgg. U.

(**) Bey den feinern Sinnen sind die unangenehmen Eindrücke nicht so unausstehlich, wie bey den gröbern. Eine Farbe, eine Form kann dem Auge unangenehm seyn, aber manche Töne oder Schälle sind doch weit widerlicher, z. B. das Durchschneiden eines Strickes mit einem schartigen Messer. Unangenehme Gerüche sind hinwiederum unausstehlicher, als jene; eben so mit dem Geschmacke.

gangene Situation, den Ort, wo wir den ähnlichen Eindruck empfanden, augenblicklich in das Gedächtniß zurück.

„Die Uebung dieses Sinnes besteht darin, daß man sich bemüht, Dinge aus dem bloßen Geruche zu unterscheiden. Man verbinde dem Knaben die Augen, und lasse ihn am Geruche errathen, ob ein Körper Bley oder Kupfer, oder Zinn sey, ob Eichen-Holz oder Fichten, ob Mauer-Stein oder Sand-Stein, ob Papier, oder Leinewand, oder Tuch. Alle diese Dinge und tausend andere unterscheiden sich durch den Geruch; und immer sind solche Uebungen (die überdem als unterhaltende Spiele können eingerichtet werden,) nicht zu verwerfen; es ist gut, daß der Mensch seine Kräfte alle, so viel es ihm möglich ist, kennen und gebrauchen lerne.

„Der Geschmack läßt sich auf ähnliche Art verfeinern, wie der Geruch. Man kann z. B. verschiedene Flüssigkeiten in verschiedenen Verhältnissen zusammen mischen, und den Andern dieses Verhältniß der Mischung errathen lassen. Metalle und andere feste Körper lassen sich ebenfalls durch Berühren mit der Zunge einiger Maßen erkennen. Für Aerzte und Apotheker ist ein feiner Geschmack nicht unwichtig. Unsere Schmarotzer sind bekanntlich Meister in der großen Kunst, das Alter des Rhein-Weines, das Vaterland dieses oder jenes Leckerbissens nach dem Geschmacke zu bestimmen.

„Das Gefühl endlich, ein Sinn, den man gewisser Maßen den allgemeinen nennen könnte, ist großer Verfeinerung fähig. Ob ein Körper kalt oder warm, spitzig oder stumpf ist, läßt sich bey dessen Berührung mit jeder Stelle unsers Körpers unterscheiden; aber das eigentliche unterscheidende Gefühl, wodurch wir von der Beschaffenheit der Oberfläche des Körpers benachrichtiget werden, hat seinen Sitz in den Extre-

tremitäten des Körpers, insonderheit in den Finger-Spitzen, obgleich es andere Theile des Körpers giebt, welche weit empfindlicher gegen die Berührung sind. Die Fuß-Zehen würden vielleicht ein ähnliches unterscheidendes Gefühl erlangen können, wenn man sie dazu gebrauchte.

„In Verbindung mit den Sinnen des Gehöres und des Geruches dient das Gefühl dazu, sich im Finstern oder mit verbundenen Augen zurecht zu finden, ohne sich zu stoßen. Mit vorwärts gehaltenen Händen beschützt man die edelsten Theile des Körpers, und tappt umher, um entgegen stehende Körper zu entdecken. Die Blinden sind hier wieder unsere Lehrmeister; ihre Arme und Hände dienen ihnen, wie den Insecten die Fühl-Hörner. Man merkt die Annäherung an eine Wand auch durch ein gewisses Gefühl von einer andern Beschaffenheit der Luft, besonders im Gesichte. Man wird anders von einer Luft im Freyen, als von einer stagnirenden Luft, afficirt. Kinder oft im Finstern durch Hülfe ihrer übrigen Sinne sich zurecht helfen zu lassen, ist sehr rathsam, und trägt viel dazu bey, die Furcht in der Finsterniß, welche sich so leicht einfindet, zu mindern oder auszurotten. Ich zweifle, ob Blinde von der sogenannten Gespenster-Furcht etwas wissen. Sie hat, wo nicht allein, doch gewiß meistens, ihren Grund in Gesichts-Ideen und Gesichts-Täuschungen. Kein Sinn ist mehrern Täuschungen unterworfen, als das Gesicht. Ein Gegenstand, den man entfernter glaubt, als er wirklich ist, kommt uns weit größer vor, weil wir ihn unter einem großen Gesichts-Winkel sehen. Dies und ähnliche Täuschungen können daher aus einer Kleinigkeit einen Furcht-erregenden Anblick machen.

„Das Gefühl, obgleich weniger Täuschungen unterworfen, ist doch auch nicht ganz frey davon. Eine der merkwürdigsten ist die, daß eine kleine Kugel,

z. B.

z. B. eine Erbse, wenn man sie mit über einander gelegten Fingern hin und her wälzt, völlig den Eindruck macht, als wenn man zwey Kugeln zwischen den Fingern hätte. Man kann sich nicht überreden, daß es ein und eben derselbe Körper sey, der zwey Seiten der Finger berührt, die in der natürlichen Lage von einander abgewandt sind.

„Die Oberflächen der Körper biethen dem Gefühle viele Verschiedenheiten dar, wodurch man von der Materie und Beschaffenheit der Körper selbst urtheilen kann. Fast unglaublich ist es, wie sehr hierin das Gefühl verfeinert werden kann. Stücke Geld bloß durch Anfühlen zu erkennen, ist nichts Ausserordentliches, wenn man sich darauf einschränkt, ein Groschenstück von einem Zweygroschenstücke, einen Species-Thaler von einem Gulden zu unterscheiden, u. dgl.; aber mehr will es schon sagen, wenn man im Stande ist, das Gepräge anzugeben, besonders bey unbekannten Münz-Sorten und bey flachem Gepräge. Durch Uebung kann man es auch dahin bringen. Blindgeborne sollen sogar Farben durch Anfühlen zu unterscheiden wissen, so wie Spieler von Profession und Taschen-Spieler die Augen der Karten.

„Uebungen dieser Art lassen sich sehr vervielfältigen, und zum unterhaltenden Spiel machen. Man läßt den Andern, dessen Augen verbunden sind, errathen, ob ein Stück Geld, was man ihm in die Finger giebt, Gold, oder Silber, oder Kupfer, ob es ein Zweygroschenstück oder ein Louis d'or, ein Species-Thaler oder ein preußischer Thaler; ob in einer Geld-Börse 10, 20 Thaler, oder mehr oder weniger, enthalten; ob eine Tafel von Glas oder von Marmor, von Eichen- oder Fichten-Holz; ob ein Stück Tuch grob oder fein, neu oder alt; ob ein Stück Zeug Sammet oder Manchester sey, u. s. w. Man läßt bestimmen, wie viel Zolle lang, breit und dick ein Kasten

sten oder ein Buch, wie schwer ein Stein nach Pfunden, wie groß ein Winkel nach Graden, ob eine Figur ein Quadrat oder ein Oblongum, ein Kreis oder eine Ellipse, ob ein Kasten ein Cubus oder ein Parallelepipedum, eine Darm-Saite das D oder A sey, u. s. w. — Lauter Versuche, die sich auf tausend Arten verändern lassen.

Man hat auf Vorrichtungen gedacht, Blinde vermittelst der Finger lesen zu lassen. Das Wesentliche besteht, wie man sich vorstellen kann, in erhabenen oder vertieften Lettern. Eben so giebt es auch eine Methode zu rechnen, für Blinde. Man kann dazu aus Pappe oder Holz geschnittene Ziffern, oder das Rechen-Bret mit Rechen-Pfennigen, oder auch folgendes Mittel gebrauchen, welches von dem berühmten Saunderson, der in seiner Kindheit das Gesicht verloren hatte, erfunden wurde. Ein quadratförmiges Täfelchen, wie Fig. 4234 [a]) darstellt, wird winkelrecht von 2 geraden Linien durchkreuzt; in den Durchschnitt-Puncten dieser Linien unter sich und in dem Umfange sind Löcher befindlich, worein kleine Pflöcke gesteckt werden können, welche die nebenstehenden Zahlen anzeigen. Ein solches Täfelchen ist für die Einer hinlänglich, weil gerade 9 Durchschnitt-Puncte Statt finden. Um Einheiten höherer Ordnungen auf diese Weise auszudrücken, muß man dann begreiflich mehrere dergleichen Täfelchen haben. So würde z. B. die Zahl 1794 auf die Art fürs Gefühl darzustellen seyn, wie Fig. 4234 [b]) zeigt.

„*Rousseau* äussert den Gedanken, daß man vermittelst des Gefühls auch Töne würde unterscheiden können, wenn man sich darauf übte: „So wie das „geübte Gefühl den Sinn des Gesichtes ersetzt, warum sollte „es nicht eben so bis auf einen gewissen Grad auch das Ge„hör ersetzen können, da die Töne in sonoren Körpern Er-

„zitterungen hervorbringen, die für das Gefühl sehr merk„bar sind? Wenn man die Hand auf den Körper eines Vio„loncells legt, so kann man ohne Hülfe der Augen und der „Ohren, bloß an der Art, wie das Holz vibrirt, unterschei„den, ob der Ton, welchen das Instrument von sich giebt, „tief oder hoch ist, ob er aus der dünnsten oder dicksten Saite „gezogen wird. Man übe den Sinn auf Bemerkungen dies„ser Verschiedenheiten, und ich zweifle nicht, daß man mit „der Zeit so empfindlich dagegen werden würde, daß man ein „ganzes Stück mit den Fingern hören könnte. Dies nun vor„ausgesetzt, ist es klar, daß man leicht zu den Tauben durch „Hülfe der Musik sprechen könnte, denn die Töne und die „Tempos sind eben so gut regelmäßiger Combinationen fä„hig, als die articulirten Sylben, und können folglich eben „so gut, als diese, zu Elementen einer Sprache dienen (*)."

„Man mag dies nun für einen bloßen Einfall oder für ausführbar halten, so verdient es wenigstens bemerkt und versucht zu werden. Eine Erfahrung, die ich irgendwo gelesen habe, scheint die Möglichkeit dieses Vorschlages zu bestätigen, daß nähmlich ein Tauber die Worte eines Andern verstand, wenn er seine Hand an des Leztern Mund legte.

„Ich

(*) Comme le toucher exercé supplée à la vue, pourquoi ne pourroit il pas aussi suppleer à l'ouïe jusqu'à certain point, puisque les sons excitent dans les corps sonores des ébranlemens sensibles au tact? En posant une main sur le corps d'une violoncelle, on peut, sans le secours des yeux ni des oreilles, distinguer à la seule maniere dont le bois vibre et fremit, si le son qu'il rend est grave ou aigu, s'il est tiré de la chanterelle ou du bourdon. Qu'on exerce le sens à ces differences, je ne doute pas qu'avec le temps on n'y pût devenir sensible a point d'entendre un air entier par les doigts. Or ceci supposé, il est clair, qu'on pourroit aisément parler aux sourds en musique; car les sons et les temps n'étant pas moins susceptibles de combinaisons regulieres que les articulations et les voix, peuvent etre pris de même pour les elemens du discours. *Emile*, L. 2, p. 201.

„Ich schließe diesen Abschnitt mit den Worten Rousseau's, wo er die Uebungen der Sinne bey Erziehung der Kinder empfiehlt: „Ein Kind ist nicht so „groß als ein Erwachsener, hat weder dessen Stärke noch „dessen Vernunft; aber es sieht und hört eben so gut als dieser, oder wenigstens beynahe so gut. Es hat einen eben so „feinen, obgleich nicht so verwöhnten Geschmack. Es unterscheidet eben so gut die Gerüche, obgleich mit weniger Sinnlichkeit (*). Die ersten Kräfte, welche sich in uns bilden „und vervollkommnen, sind die Sinne; sie sollten also auch „zuerst geübt werden, und sie sind es, die man übersieht und „am meisten vernachlässigt. Die Sinne üben, heißt aber nicht „bloß dieselben gebrauchen, sondern durch dieselben urtheilen, oder, so zu sagen, empfinden lernen. Es giebt bloß „natürliche und mechanische Uebungen, welche dienen, den „Körper stark zu machen, ohne der Urtheils-Kraft etwas „zu thun zu geben. Schwimmen, Laufen, Springen, den „Kreisel treiben, Steine werfen, alles dieses ist vortrefflich; „aber haben wir denn nur Arme und Beine? Haben wir „nicht auch Augen, Ohren, und sind diese Organe bey dem „Gebrauche der andern Glieder überflüssig? Uebet also „nicht bloß die Kräfte, übet auch die Sinne, welche jene „lenken, und ziehet aus beyden den möglichst größten „Nutzen.“

Uebung der Sinne, nach Hrn. Gutsmuths.

„Die Sinnlichkeit des Menschen, d. i. seine Empfänglich-

(*) Was *Rousseau* damit sagen will, erhellt, glaub' ich, aus einer andern Stelle, wo er sagt: L'odorat est le sens de l'imagination. Donnant aux nerfs un ton plus fort, il doit beaucoup agiter le cerveau; c'est pour cela qu'il ranime un moment le temperament et l'epuise à la longue. Il a dans l'*amour* des effets assez connus; le doux parfum d'un cabinet de toilette n'est pas un piege aussi foible qu'on pense; et je ne sais s'il faut feliciter ou plaindre l'homme sage et peu sensible, que l'odeur des fleurs, que sa maitresse a sur le sein ne fit jamais palpiter. *Emile*, L. 2, p. 239.

lichkeit (Receptivität), durch sinnliche Eindrücke Vorstellungen zu bekommen, ist ein groſses, fruchtbares, aber bisher nur durch den Zufall vielleicht nur sehr mittelmäſsig angebautes Feld. Groß und fruchtbar nenn ichs, weil bey weitem der gröſste Theil unserer Erkenntniß von ihm geerndtet wird; dem Zufalle überlassen, weil wir uns gewöhnlich gar keine Mühe geben, es methodisch anzubauen, sondern weil wir vielmehr seine Cultur den zufälligen Umständen gerade zu überlassen; verhältnißmäßig nicht einmahl so viel Mühe, als wir darauf verwenden, den Spür-Hund abzurichten; ja, ich kann wohl noch mehr sagen, weil man die Sinnes-Anlagen des Menschen fast durchaus nicht nur nicht gehörig zu entwickeln sucht, sondern sie bald mehr, bald weniger, oft in ansehnlichem Grade erstickt. Um diese lezte Behauptung nicht zu hart zu finden, vergleiche man, ich will nicht einmahl sagen, die Sinnes-Schärfe des Natur-Menschen, sondern nur die gröſsere Sinnes-Vollkommenheit solcher Personen, die durch Umstände sinnlich geübter gemacht würden, ich meine die der einzelnen Handwerker, mit der Stumpfheit vieler Personen gewisser Stände, von denen man fast sagen kann: sie haben Augen und sehen nicht, Nasen und riechen nicht, und deren Urtheile, wenn sie auf Sensationen beruhen, sehr häufig so kindisch sind, als das Urtheil des Säuglinges, wenn er den Mond mit seiner kleinen Hand erhaschen zu können glaubt.

„Die besten Erzieher haben Sinnes-Uebungen empfohlen, aber es geschah immer nur im Allgemeinen, ohne daß sie sich auf nähere Auseinandersetzung der Sache einließen. Auch in dieser literarischen Rücksicht ist hier noch ein sehr unangebauetes Feld. Rousseau, von dem man viel Lichtvolles hätte erwarten können, empfiehlt uns Sinnes-Uebungen, und sagt ohne weitere Entwickelung, um die Nothwendig-

digkeit und Wichtigkeit derselben auszudrücken: „um denken zu lernen, müssen wir unsre Organe, welche „die Werkzeuge unsers Verständnisses sind, üben (*).“ Dann geht er sogleich zu einigen wenigen Beyspielen über. — Aeusserst kurz ist über eben diesen Gegenstand der Verf. der Abhandlung: Von der Bildung des Körpers, im 8ten Th. des Revisionswerkes; er beklagt sich, daß in allen unsern Schriften höchstens nur allgemeine Lehrsätze über diese Materie vorkommen, und wiederhohlt das, was Rousseau vorschlägt.

„Da die Materie, wegen Mangel an Beobachtungen an sich schwierig ist, so darf ich mich bey dieser und jener meiner Meinungen der Nachsicht meiner Leser erfreuen, zumahl da ich mich bey Bildung derselben keiner fremden Leitung uberließ. Uebrigens sehe man dies bloß als einen Versuch an.

„Es kommen hier folgende drey Fragen in Betrachtung: 1. Ob künstliche Sinnes-Uebung möglich sey? oder mit andern Worten: ob die Sinne weiter als bis zu den gewöhnlichen Graden geübt werden können? 2. Ob sie nützlich sey? 3. Auf welche Art die Sinne geübt werden können? Diese ganze Abhandlung zerfällt folglich in drey Theile.

„I. Ueber die Möglichkeit der Sinnes-Uebungen. Die Wirkung der Gegenstände auffer uns auf unsern Körper heißt Eindruck. Er geschieht jedesmahl auf gewisse Organe oder Werkzeuge der Sinne. Diese sind bey den niedern Sinnen die Empfindungs-Nerven, bey den höhern aber das Auge und Ohr, Werkzeuge, die den Eindruck erst vorlaufig modificiren, um ihn für die Nerven zugänglich zu machen. Durch die Nerven pflanzt sich der Eindruck, vermöge einer höchst wirksamen Substanz (Nerven-Saft,

(*) Dieser wahre Satz ist, genau genommen, so nicht einmahl ganz richtig ausgedruckt.

Nerven-Geist, Lebens-Geist,) bis zu den Fibern des Gehirns fort, und theilt sich hier auf eine unerklärbare Art der Seele mit. Erst jezt empfindet sie ihn; und die Kraft, vermöge welcher sie dies kann, heißt Empfindungs-Vermögen. Dieses Vermögen ist der einzige allgemeine Sinn der menschlichen Seele, oder die Kraft, Eindrücke von aussen her zu vernehmen. Vernimmt sie dadurch Eindrücke, welche durch das Auge aufgenommen wurden, so heißts der Sinn des Gesichts; durch das Ohr, der Sinn des Gehörs, u. s. w.

„Wenn von Sinnes-Uebung die Rede ist, so fragt sichs nun: was soll denn eigentlich geübt werden? die Organe? nähmlich das Auge, Ohr, u. s. w.? die Nerven? — oder gar der Nerven-Geist? — das kann wohl niemand im Ernste behaupten, und doch sagt man gewöhnlich: das Auge, das Ohr wird durch diese oder jene Beschäftigung geübt; man spricht von Uebungen des Gesichts und Gehörs, und versteht darunter das fleischerne Instrument. Von Instrumenten der Art kann man ja aber wohl nicht sagen, daß sie der Uebung unterworfen sind, vermittelst derselben übt sich ja immer nur die Person, welche sie gebraucht. Uebungen der Organe sind mir daher nicht recht denkbar, selbst dann nicht, wenn von natürlichen Uebungen der Sinne die Rede ist; sie sind Instrumente, die auf festen physischen und mathematischen Gesetzen beruhen, wohl verdorben und dann allenfalls wieder hergestellt, aber nie über die Vollkommenheit hinaus verbessert werden können, die sich auf ihre natürliche Construction gründet.

„Laßt uns hierüber einige Betrachtungen anstellen. Der Zustand eines Tiefschlafenden und sein Uebergang zum Erwachen ist höchst merkwürdig. Seine Organe sind im gesunden Zustande, wir wirken auf sie, sie verrichten ihre Pflicht mit großer Treue; aber die Empfänglichkeit sei-

seiner Seele scheint verschwunden, ihre Sensation ist gleichsam todt. — Wir versuchen es, ihn zu wecken. Sein im Schlafe zufällig geöffnetes Auge empfängt, wie gewöhnlich, die Bilder. Wir treten vor ihn, wir lächeln ihn an, wir winken, in seinem Auge ist alles abgebildet; aber die Seele nimmt keine Notiz von diesen Bildern; er schläft fort. — Wir halten ihm eine Rose vor, sein Organ nimmt den Eindruck der Geruch-Theilchen unstreitig an; aber seine Seele empfindet ihn nicht. — Könnten wir ihm etwas auf die Zunge bringen, ohne ihn heftig zu berühren, er würde es nicht schmecken. Wir sprechen, er hört es nicht; wir machen ein ziemlich heftiges Geräusch, das Ohr des Schlafenden ist gesund; aber die Seele vernimmt seine Sprache nicht. — Wir berühren, wir streicheln ihn, vergebens. So laßt uns denn heftiger zu Werke gehen.

„Wir treten bewaffnet vor sein Bette, wir drohen, ihm den Kopf zu zerspalten, ihn zu erschießen, sein Auge copirt die Züge dieser schrecklichen Geberden; Eindruck auf das Organ ist also da, aber unstreitig vergebens. — Wir erregen einen unangenehmen Geruch; aber schwerlich wird er ihn wecken. — Wir gießen ein Par Tropfen Wein oder Spiritus auf seine Zunge. Vielleicht bemerkt es seine Seele. — Ein heftiges Donner-Wetter setzt die ganze Natur in Bewegung, und es wird wahrscheinlicher, daß er erwache. Aber ohne Zweifel werden wir es dahin bringen, wenn wir ihn rütteln und wiederhohlte Stöße geben. Jezt erhält seine Seele ein dunkles Gefühl des gemachten Eindrucks.

Unser erstes, großes Erwachen zum Leben scheint mir jenem überaus ähnlich. Die Organe des jungen Weltbürgers sind gesund, sie werden also alle Eindrücke aufnehmen; aber seine Seele liegt noch im tiefen Schlummer, der ihr aus dem Stande des Nichtseyns noch anklebt. Nicht Licht, nicht Dunkelheit, weder den Ton einer Flöte noch den Donner einer Kanone, weder Galle noch Zucker, nichts empfindet sie. — Welch ein Stoß ihr Empfindungs-Vermögen rege mache ist wohl nicht zweifelhaft; es ist gewiß ein heftiger Eindruck durchs Gefühl.

Von diesem Augenblicke an wird das Gefühl sein einziger Sinn; deutlicher, die Empfänglichkeit seiner Seele für sinnliche Eindrücke wird bloß noch den heftigen Ein-

drücken des Gefühles offen stehen. So wird ihn denn jezt noch kein Licht-Strahl blenden, kein Geräusch erschrecken, kein Geruch beleidigen; denn er ist ja nur für Einen Sinn, für das Gefühl empfänglich; man stoße oder verletze ihn, und er wird weinen.

Wahrscheinlich bedarf es noch eines beträchtlichen Zeitraumes, ehe seine Seele gegen die Eindrücke des Gehörs Empfänglichkeit äussert; und so wird für jeden Sinn, nach Verhältniß seiner größern oder kleinern Wirksamkeit, ein bald kürzerer, bald längerer Zeitraum erfordert werden, ehe sich die Eindrücke desselben bey der Seele Gehör verschaffen. Wir wissen, daß dies beym Geruche ungemein spät geschehe; und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß wir analogisch richtig dasselbe, jedoch im mindern Grade, von den übrigen Sinnen annehmen dürfen.

So wenig als die nur erst bis zur dunkeln Sensation geweckte Seele des Schlafenden die sanftern Sinnes-Eindrücke vernehmen wird, eben so wenig wird unser Säugling auch dann, wann er schon durch alle Sinne Eindrücke vernommen hat, schon die sanftern Eindrücke irgend eines Sinnes empfinden; bloß die stärkern, heftigern werden von ihm empfunden, und es wird noch eine geraume Zeit hingehen, ehe seine Seele zu der zartern Empfänglichkeit gelangt, jene zu vernehmen. Aber ihr Empfindungs-Vermögen bildet sich nach und nach immer mehr aus; jene heftigern Eindrücke bahnen den schwächern allmählich den Zugang.

Auf diesem Wege fortgehend, lernt sie nach und nach ihre Sinn-Organe kennen und gebrauchen. Jezt blickt er auf, wenn wir ihm rufen, er wendet sein Gesicht zum Lichte hin, und seine Seele bemerkt es. Er lächelt beym Angenehmen, weint beym Gegentheile. Wir lassen ihn in dieser Bildung noch einige Zeit fortschreiten, bis er anfängt, sich deutlicher über das zu äussern, was er durch die Organe empfindet. Jezt halten wir ihm ein Licht vor, er wird in einer Entfernung von mehreren Schritten schon darnach greifen, er wird seine kleine Hand nach dem Monde ausstrecken, um ihn zu fassen. Wie kommt das?

Man sagt, er hat noch keinen Begriff von Entfernung, von Dimension. Das ist wahr, aber nur wenig erklärt. Warum hat er denn diesen Begriff noch nicht? — weil seine Seele die schwächern Eindrücke übersieht, weil sein

Em-

Empfindungs-Vermögen noch nicht geübt genug ist, sie aufzufassen. Dies ist es, warum er die Entfernung des Lichtes und den 48000 Meilen weiten Abstand des Mondes nicht bemerkt, und seinen kleinen Arm für hinreichend hält, die ungeheuersten Zwischenräume zu durchgreifen. Auf eine Thurm-Spitze gestellt, würde sein Auge den Boden mit seinem Standpuncte gleich hoch finden. Wie soll jezt schon der sanfte Eindruck des Raumes sein Empfindungs-Vermögen treffen? Er bemerkt ihn also gar nicht; erst dann, wenn er ihn zum ersten Mahl bemerkt hat, kann von Dimension die Rede seyn, und dann wird er auch nicht unterlassen, sie zu beginnen.

„Aus dem Bisherigen ergiebt sich Folgendes: 1. Es giebt einen Zustand, in dem unsre Organe gesund sind, und folglich wirken, wo aber die Eindrücke durch dieselben von der Seele nicht empfunden werden; sie schlummert da in gänzlicher Nacht, ohne Empfänglichkeit für sinnliche Gefühle. Dies gilt vom Schlafenden und vom Neugebornen bey seinem ersten Eintritte in dies Leben. Der Grund liegt bey beyden nicht in der Mangelhaftigkeit der Organe, denn wir setzten sie als völlig gesund voraus, sondern an der Stumpfheit ihres Empfindungs-Vermögens. Die Folge daraus ist: wenn das Empfindungs-Vermögen stumpf ist, so helfen uns die gesundesten Organe nichts. Der Wilde Amerika's, der wegen seiner Sinnes-Schärfe unsere Bewundrung auf sich zieht, der aus einigen, uns unbemerkbaren Fußtritten die Zahl seiner Feinde, die Zeit ihres Durchmarsches, ja auch wohl die Nation anzugeben weis, zu der sie gehören, ist in jenem Zustande eben so stumpfsinnig, als wir. Es sind also wohl nicht eigentlich die Organe, welche uns scharfsichtig, feinfühlend, riechend ꝛc. machen, sondern die Verfeinerung jenes innern Empfindungs-Vermögens bewirkt dieses. Ich glaube, der Wilde hat keine bessere Augen, Ohren ꝛc. als die unsrigen sind, wenn wir sie nicht durch

Lebens-Art und Sitten verdorben haben. Es folgt daraus, daß gesunde Sinnes-Organe wenig oder gar nicht der Uebung unterworfen werden können, so wenig als die Axt des Zimmermanns dadurch verbessert wird, wenn er sie durch Arbeit übt; ihre größte und unveränderlich bleibende Vollkommenheit ist die gehörige Stahl-Härte, und die unserer Sinne vollkommene Gesundheit. Wenn blinde Personen durchs Gefühl sogar Farben unterscheiden lernen, so bestätigt dies dasjenige, was ich behaupte, oder man müßte annehmen, daß ihr Nerven-System seit dem Anfange der Blindheit eine Revolution erlitten hätte. Das Lezte wird niemand glauben. — Wir denken uns zwey Personen, deren Augen gleich gesund sind. Wir geben jedem einen Stab von bestimmter Länge, z. E. 1 Fuß. Wir verkürzen sie um einige Linien, ohne daß sie es gewahr werden; wir geben sie wieder zurück, der eine bemerkt die Verkürzung genau, der andere läßt sie sich nicht träumen. Liegt die Schuld an den Augen, oder an der größern Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke des einen vor dem andern.

„Hieraus lassen sich manche Erscheinungen erklären. Wenn viele Thiere weit scharfsichtiger sind, als der Mensch, so ist darum ihr Organ vielleicht, wenigstens nicht immer, vollkommner als das unsrige; aber ihr Empfindungs-Vermögen ist geübter, weil sie sich, so wie der wilde Mensch, mehr mit Sensationen beschäftigen, als wir. Und wenn der speculative Gelehrte meistens einen hohen Grad von Stumpfsinn verräth, so liegt die Schuld nicht an seinen Sinnes-Organen, wenn sie an sich gesund sind, sondern an Mangel der Ausbildung seines innern Empfindungs-Vermögens, welches natürlicher Weise sehr schwach bleiben mußte, weil er sich fast bloß mit reinen Verstandes-Begriffen beschäftigte, und darüber die Sammlung empirischer Anschauungen und die Aus-

bild-

bildung seines Empfindungs-Vermögens vernachläßigte. Der Ausdruck: Sinnes-Uebungen ist also nicht genau, wenn wir die Uebung der Organe darunter verstehen; wir wollen nicht so wohl die Organe üben, sondern das innere Empfindungs-Vermögen.

2. Irgend ein heftiger Eindruck durch die Sinne, am wahrscheinlichsten durchs Gefühl, weckte die Seele aus ihrem Schlummer, und machte ihr Empfindungs-Vermögen rege. Von diesem Augenblicke an begann eigentlich ihr Leben. Wenn ihre Empfanglichkeit, wie die des nur erst erwachten Schlafenden, anfangs nur heftigen sinnlichen Eindrücken offen stand, so waren es eben diese Eindrücke, welche nach und nach auch den schwächern den Zugang erleichterten, welche die Seele immer mehr und mehr vom Schlummer weckten. Da aber die Abstufung sinnlicher Eindrücke, von den heftigsten bis zu den gelindesten, die wir uns denken können, bis ins Unabsehbare fortläuft, so ist die Verfeinerung unsers Empfindungs-Vermögens, von jenem ersten, erweckenden Stoße an ins Unabsehbare hinaus möglich, und unser ganzes Leben kann, von dieser Seite betrachtet, als ein unablässiges Erwachen angesehen werden; denn wenn immer noch Millionen sanfterer, noch nie empfundener Eindrücke übrig sind, welche die Seele nach und nach empfinden lernt, so windet sie sich eben dadurch immer mehr von jenem Schlummer los, der sie ehemahls mit Empfindungslosigkeit fesselte; so wird sie für neue, immer schwächere und schwachere Eindrücke stets fähiger, d. i. wacher. Wir sind, wenn man uns die Augen verbindet, nicht im Stande, die Farben zu unterscheiden, unsre Seele schlummert noch für diese äusserst sanften Eindrücke; wenn es aber Blinden gab, die es konnten, sollten wir uns wohl sehr uneigentlich ausdrücken, wenn wir von ihnen sagen, daß sie mehr erwacht sind, als wir? —

„So

„So weit mein Raisonnement über die Möglichkeit der Sinnes-Uebungen. Ob es mit meiner Ueberzeugung gleich vollkommen überein stimmt, so könnte man doch noch dagegen Folgendes einwenden: die Ausbildung des Empfindungs-Vermögens hat ihre Gränzen, so wie bey jeder endlichen Kraft, und die gewöhnliche Ausbildung unserer Sinne ist daher wahrscheinlich, auf diesem Planeten wenigstens, für uns die höchste Staffel. — Dagegen spricht aber die Erfahrung so klar und deutlich, daß sich gar nichts weiter einwenden läßt, und es liegt ganz am Tage, daß die Mittelmäßigkeit unserer Sinnes-Schärfe, daß ihre Alltäglichkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, bloß von der mangelhaften Anwendung und alltäglichen Uebung derselben herrührt, die wir den Sinnen angedeihen lassen.

„Beweise für diese Behauptung sind wahrlich in Menge da, und so bekannt, daß ich ihrer kaum zu erwähnen brauche; wir finden sie nähmlich in solchen Personen, die den Verlust eines Sinnes durch die Cultur eines andern fast völlig ersetzen. Dieser Umstand gehört jedoch zu sehr hier her, als daß ich alle Beyspiele hiervon übergehen dürfte. In Puisaux lebte ein blindgeborner Chemiker und Tonkünstler, er konnte mit den Fingern, vermittelst erhabener Buchstaben lesen, und er lehrte es seinen Sohn. Die Nähe des Feuers beurtheilte er nach dem Grade der Hitze, die Nähe der körperlichen Gegenstände nach dem Grade der Wirkung, welche die Luft auf sein Gesicht machte. So unterschied er sehr richtig eine offene Straße von jeder andern, die keinen Ausgang hatte, denn die geringste Veränderung des Dunstkreises empfand er im Gesichte. Die Schwere der Körper, den Gehalt der Gefäße gab er sehr genau an, denn seine Hand war ihm eine untriegliche Wage und ein nie fehlendes Maß. Er erkannte die feinsten Abstufungen in

der

der Glätte der Körper und im Tone der Stimmen. Der blinde Saunderson, Lehrer der Mathematik zu Cambridge, hatte sein Gefühl so ausgebildet, daß er unter einer Menge von Münzen jede falsche hinaus fand, und wenn sie auch so gut nachgemacht war, daß sie das schärfste Auge des Kenners betriegen konnte. Wer erinnert sich nicht des blinden Bildhauers, der, nach zehnjähriger Blindheit, die Bild-Säule des Großherzogs Cosmus so genau in Ton nachbildete, daß man darüber erstaunte, der eben so den Pabst Urban VIII. darstellte, und den Herzog Bracciani in der Nacht eines tiefen Kellers vollkommen abbildete.

Ein neueres sehr auffallendes Beyspiel haben wir an dem vor einigen Jahren verstorbenen Kersting. Dieser Mann mußte in seiner Jugend oft spät in der Nacht durch einen dunkeln Gang gehen. Aus Furcht schloß er dann oft seine Augen zu. Hierbey machte er eine Bemerkung, die ihm für seine nachherige Blindheit äusserst wichtig war. So oft er sich nähmlich einem festen Gegenstande näherte, fühlte er eine gewisse Wärme über den ganzen Körper. Nun übte er sich öfter mit verschlossenen Augen zu gehen, und empfand diese Wärme allemahl in der Nähe eines harten Gegenstandes. Er gelangte durch diese Uebung so weit, daß er sich niemahls stieß. Nachher ward er blind und taub. Jene Fertigkeit kam ihm sehr zu Statten, denn er konnte allenthalben ohne alle Gefahr vor Verletzung herum gehen. Er schrieb in seiner Blindheit nicht nur ein Werk vom Beschlagen der Pferde, sondern verfeinerte sein Gefühl so weit, daß er alle mit grober Schrift gedruckte Bücher fertig lesen konnte, indem er jeden einzelnen Buchstaben mit der Finger-Spitze ausfühlte. — Er vertrieb sich während seiner Blindheit unter andern die Zeit damit, daß er sich Hyacinthen- und Tulpen-Zwiebeln pflanzte, Obst-Bäume in seinem Garten oculirte und pfropfte, Nelken ablegte, u. s. w. Jeden Morgen besuchte er seine Blumen und Gewächse, befühlte sie auf das genaueste, wußte mit seinem feinen Gefühl ganz genau alle Arten seiner Blumen zu unterscheiden, und jedes Auge und Knöpfchen an seinen Bäumen war ihm so bekannt,

daß

daß es niemand hätte wagen dürfen, ihm ein Blatt oder eine Knospe abzubrechen. So ersetzte ihm sein verfeinertes Gefühl fast alle Vortheile, die er sonst vom Gesicht gehabt hatte; allein auch das Gehör wurde ihm dadurch ersetzt. Seine Frau lag einst mit dem Munde zufälliger Weise an seiner Schulter, indem sie eines Morgens der hineintretenden Magd einige Aufträge gab, und er fühlte bey ihrem Sprechen eine Folge sonderbarer Veränderungen in seinem Arme. Hierdurch aufmerksam gemacht, ließ er sich von ihr seine Hand an den Mund legen, und erst jeden Buchstaben des Alphabets nach der Reihe auf seiner Hand aussprechen. Bey jedem Buchstaben nahm er eine andere Empfindung in seinem Körper gewahr, die er sich sorgfältig merkte, weil er fand, daß sie bey Wiederhohlung desselben Buchstabens immer die nähmliche blieb; und durch fleißige Uebung erlangte er in der Folge eine so große Fertigkeit, daß seine Frau, ob er gleich völlig taub war, nur seine Hand auf ihren Mund zu legen, und ganz sachte dagegen zu reden brauchte, um sich mit ihm eben so leicht, als ob er das genaueste Gehör hätte, unterhalten zu können. Als seine Frau zum ersten Mahl laut das Alphabet auf seine Hand hinsagte, war es ihm, als sie das R aussprach, als wenn er ersticken müßte. Sein Herz wurde beklemmt, er zitterte und bebte an allen Gliedern, er schrie laut vor Angst, und sagte zu seiner Frau: Mein Gott, was fängst du mit mir an? — Eben deshalb vermied sie in der Folge diesen Buchstaben, so oft sie konnte, oder sprach ihn nur so leise als möglich aus. — Ueberdem meldet man von ihm, daß er während seiner Blindheit und Taubheit fast beständig in einem sehr seligen Zustande, ausserordentlicher Heiterkeit, und deutlicher, lichtvoller Ideen, zubrachte (*).

„Um mich selbst von der Möglichkeit der Sinnes-Uebung zu überzeugen, habe ich mehrmahls einige Zöglinge der hiesigen Anstalt geübt, und dafür ganz unläugbare Beweise gefunden. Ich nahm endlich, um ungestörter zu seyn, Zwey heraus, W**. aus Langensalz, und L. v. H*. aus Kopenhagen, und übte sie an drey Sonntagen, jedesmahl

(*) Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit, B. 5, S. 24.

mahl 1 bis 2 Stunden. Es geschah des Abends. Man kann von diesen nur so kurze Zeit fortgesetzten Uebungen keine Wunderdinge erwarten; indeß wird das darüber geführte Protokoll schon hinreichen, zu beweisen, daß es just nicht nöthig sey, einen Sinn nicht zu besitzen, um einen andern zu exaltiren. Es waren übrigens vorsätzlich fast nichts als Uebungen des Gefühls. Hier ist das, was darüber niedergeschrieben wurde.

„Am 27 Januar. W*. und H*. wurden geübt. Ihre Augen wurden fest verbunden. Sie lernten heute 1) Goldmünzen von Silbermünzen mit der größten Fertigkeit unterscheiden, ferner preußisches Geld von braunschweigischem; französische neue doppelte Louis d'or von preußischen und sächsischen; sie lernten unter mehreren doppelten Louis d'or die sächsischen, preußischen und französischen heraus suchen. Dies alles geschah mit Fertigkeit. — 2) Sie lernten, vermöge der Schwere, die Zahl der Gold-Stücken bis zu 12 — 14 Louis d'or genau angeben, wenn man sie ihnen, in einen Haufen gebracht, auf die ausgestreckten Finger legte. — 3) Sie erkannten die Kopf- und Wappen-Seiten aller Münzen sehr fertig. — 4) Sie suchten unter mehrern Sechspfennigstücken preußische Sechser heraus. — 5) Durch das Gehör erkannten sie allerley vorsätzlich gemachtes Geräusch. — 6) Sie schreiben ohne Licht ziemlich schnell, doch etwas undeutlich. —

Am 3ten Febr. 1) Sie unterschieden neuere französische Thaler von ältern durchs Gefühl. — 2) Sie gaben bis zu 13 die Zahl der Laubthaler an, die man ihnen in Gestalt einer Rolle, auf die Hand legte. Besonders war v. H. fast gar nicht mehr irre zu leiten, ich mochte es machen wie ich wollte. Z. E. ich legte 2 auf, dann noch 3, oder 6, oder 2, 5, 7. Immer sagte er die richtige Zahl derer, die er in der Hand hatte. Ich nahm dann 3, 5, 2, 1, 6 ꝛc. mit unter auch wieder davon weg, und er gab nur den Rest immer genau an. — 3) Hr. v. H.* fand die Jahrzahl auf einem Laubthaler, aber ohne sie nennen zu können. — Er erkannte die Zahl 24 auf einem hessischen Groschen durch die Finger. Er sollte die Wappen-Seite zeigen, und thats sogleich. — Obs ein Kopf sey? — Nein! war die Antwort. — Was es sey? — Kein Pferd! Was denn sonst? Eine Kuh, antwortete er. Es war der hessische Löwe. Ich setze

hinzu,

hinzu, er wußte nicht, daß ich einen solchen Groschen hatte, ja er hatte wohl noch nie einen solchen gesehen. — 5) Ich nahm ein Buch, ließ jeden die Dicke eines Blattes fühlen; dann die Dicke von 5 und von 10 Blättern zusammen, d. i. ich gab ihnen den Maßstab. Hierauf gab ich ihnen 10, 45, 20, 36, 100, 16, 50 ꝛc. Blätter zum Anfassen zwischen die Finger. Sie lernten es so weit, daß sie bald die Blätterzahl meistens ganz richtig, oder nur mit ganz geringen Fehlern von 2 bis 5 Blättern, angaben. — Ich gab hierauf einem das Buch. Er mußte selbst beliebig aufschlagen, und das Pagina angeben. Es geschah, obgleich im Kopfe immer mit 2 multiplicirt werden mußte, oft richtig, meistentheils nur mit kleinen Fehlern von 1 bis 4 Blättern.

Am 10ten Febr. — Wir konnten heute wegen Gesellschaft wenig üben, doch ist etwas geschehen. 1) Sie unterschieden sehr fertig verschiedene Goldmünzen, nähmlich preußische, sächsische, braunschweigische und französische Louis d'or. 2) Die Uebung 2, vom 2ten Febr. mit den Laubthalern wiederhohlte v. H.* zu verschiedenen Zeiten fast durchaus richtig bis zu 16 Stück. Oft wenn ich es nicht mehr wußte, wie viel Stück er auf den Fingern hatte, konnte er es sehr genau angeben, und zwar mit vieler Gewißheit. Ich sah daraus, daß er die Eindrücke vom vorigen Sonntage noch nicht verloren hatte. — Herr L.* war Zeuge, und wunderte sich nicht wenig. 3) Wurde die Uebung 5 und 6, vom 3ten Febr. vorgenommen, doch erst mit neuer Angabe des Maßstabes. Er gab mir das Pagina so richtig an, daß ich selbst darüber erstaunte, und einer seiner Gespielen, welcher dazu kam, meinte, ein unvorbereiteter Zuschauer könne dabey leicht Betrug vermuthen. Ich selbst war anfangs in Zweifel, und glaubte, er könne durchs Tuch sehen, ich band ihm daher, ungeachtet ich ihn für eine der ehrlichsten Seelen aus ganz Dännemark halte, noch ein anderes Tuch über, ohne daß dies in der Sache etwas änderte. Er gab die Seitenzahlen 70, 84, 60, 88, 38, 68, 104, 116, 56, 84, 76, 84, 86, zu verschiedenen Zeiten ganz genau und ziemlich promt an. Bey den übrigen Angaben wich er gewöhnlich nur wenig ab, nähmlich 9 Mahl verfehlte er nur ein Blatt, 9 Mahl zwey Blätter, 5 Mahl 4 bis 6 Blätter, und nur 2 Mahl neun bis zehn Blätter.

„Wenn

„Wenn man bedenkt, daß diese Angaben nur von anfänglichen und gar nicht lange fortgesetzten Uebungen hergenommen sind, so wird man wohl nicht mehr zweifeln können, daß Sinnes-Uebungen möglich seyn. „Welche „Tiefen von Kunstgefühl," sagt Herder: „liegen in einem jeden Menschensinne verborgen, die hier und da, „meistens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen „eines andern Sinnes, Mißgeburt oder Zufall entdeckt, „und die uns ahnen lassen, was für andere, für diese „Welt unaufgeschlossene, Sinne in uns liegen mögen. „Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grade erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen „fabelhaft dünkt: so mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, „die wir in unserer vielorganisirten Maschine nur nicht „entwickeln (*)."

II. Sind Sinnes-Uebungen nützlich? — Angeborne Ideen giebts nicht; der Mensch kommt baar in dieses Leben, und in sein geistiges Wesen sind höchstens nur die Gesetze niedergeschrieben, nach welchen es sich allmählig bewegen, d. i. denken soll. Er ruht anfangs im stillen Schooße des Nichtseyns; er entsteht, ohne es zu wissen; er ist da, ohne sich selbst zu ahnden; er erwacht endlich, — aber wodurch? Jene Gesetze werden ihn eben so wenig wecken, als irgend eine Maschine durch die mechanischen Regeln ihrer Zusammensetzung in Bewegung gesetzt werden kann; es bedarf dazu einer äussern Kraft eines Anstoßes von aussen her; bey ihm eines Eindrucks durch irgend einen Sinn. Er empfindet zum ersten Mahl diese Erschütterung, und betritt so die erste Stufe des Lebens, indem sein Geist einen Begriff daraus zu bilden anhebt. So sind es die Sinne, welche ihn aus dem Schlummer des Nichtseyns wecken, und ihm den Stoff

(*) Ideen zur Geschichte der Menschheit, Th. 1, S. 218.

Stoff zu Begriffen zu allererst zuführen. Von diesem Augenblicke an beginnt er die allmähliche Schöpfung seiner gesammten Erkenntniß aus zwey Grund-Quellen, nähmlich aus seiner eigenen Empfänglichkeit für Eindrücke, und aus dem Vermögen vermittelst derselben die Gegenstände zu erkennen, d. i. er sammelt sich sinnliche Anschauungen vermittelst der Sinne, er denkt diese Anschauung, d. i. er bildet sie zu Begriffen durch seinen Verstand. Ohne sinnliche Anschauungen würde er folglich nie denken lernen, und ohne Sinne würde er nie Anschauungen haben. Folglich sind die Sinne Elementar-Lehrer des Denkens, sie allein gewähren den Stoff dazu; kann es denn nun gleich viel seyn, in welcher Vollkommenheit sie uns jenen Stoff, die sinnliche Anschauungen darreichen? eigentlich: kann es uns gleichviel seyn, mit welchem Grade von Genauigkeit und mit welcher Wachsamkeit unser Empfindungs-Vermögen die Eindrücke von aufsen aufnimmt und darstellt, oder mit welcher Schläfrigkeit es sie auffaßt oder gar — — — verschlummert? — — In diesem Wenigen liegt im Grunde Alles, was sich über die Nützlichkeit der Sinnes-Uebung sagen läßt.

„Wollen wir daher scharfdenkende Menschen bilden, so müssen wir sie erst zu scharfsinnigen machen, d. h. so müssen wir vorzüglich in der Jugend ihr Empfindungs-Vermögen üben; bleibt es durch irgend einen Umstand im hohen Grade schwach, so erhalten wir eine Gattung von menschlichen Maschinen, die man hin und wieder, besonders in den Gebirgen des Walliserlandes, findet und Tölpel nennt; Wesen, die kaum ihres eigenen Daseyns inne, nur dunkle Empfindungen erhalten, und sehr schwer zu Begriffen gelangen, sondern lebenslang im Seelen-Schlummer hinstarren. Tölpel sind freylich selten, aber Menschen, welche die ganze Körper-Welt umher mit einer Stumpfheit

heit empfinden, die bey tausenden von ihnen dem Beobachter sehr deutlich ins Auge fällt, und die in allen Urtheilen, welche auf sinnlichen Anschauungen beruhen, eine sehr merkliche Verstandes-Schwäche verrathen; Männer, die sich daher in Angelegenheiten des gemeinen Lebens, wo unsre ganze Handlungs- und Benehmungs-Art aus Sinnes-Beobachtungen und darauf gegründeten Urtheilen, herfließt, oft so äusserst links benehmen, daß man ihnen oft deshalb den gemeinen Menschen-Verstand abspricht, sind ausserordentlich häufig. — Woraus will man denn dieses anders erklären, als aus einer Stumpfheit ihres Empfindungs-Vermögens, als aus einer schläfrigen Darstellung der sinnlichen Eindrücke, als aus einer habituellen Unachtsamkeit auf dieselben, da wahrscheinlich in höhern Erkenntniß-Vermögen des Menschen keine natürlichen Fehler je Statt finden, und aller Selbstbetrug im Schließen und Urtheilen bloß in seinem niedern Erkenntniß-Vermögen gegründet ist?

„Die erste Verarbeitung der sinnlichen Anschauungen verrichtet die Seele, wie ich schon vorhin sagte, durch ihren Verstand, indem sie dieselben erkennt, d. i. zu Begriffen (Vorstellungen) umschafft. Je genauer und deutlicher die Anschauung war, um so deutlicher wird der Begriff werden, welchen die Seele daraus bildet; jene sind gleichsam Originale, diese Copien; wenn die Züge und Umrisse der ersten mit Schärfe und Genauigkeit aufgetragen sind, so wird es auch möglich, die Copien scharf und genau darnach zu entwerfen; sind aber jene undeutlich und verwischt aufgetragen, wie sollen diese besser werden?

Beyspiele: — Ich verdunkle mein Zimmer, und lasse einen Fremden hinein. Ich entlasse ihn endlich ohne Erleuchtung. Alle Gegenstände wirkten schwach auf sein Auge, und seine daher erhaltenen Anschauungen, waren ohne alle Genauigkeit. Man frage den Entlassenen nach

den Vorstellungen, die er sich vom Zimmer gemacht hat, — Dunkle, falsche! —

A sitzt neben B im Gespräche über eine wichtige Angelegenheit, deren glücklicher Ausgang ganz von ihrem Betragen gegen eine gewisse dritte Person C abhängt. A macht Vorbereitungen, um dem B die Rolle anzudeuten, welche er übernehmen soll; aber in dem Augenblicke hören sie beyde die Ankunft eines Fremden, seinen Gang zur Treppe herauf und auf dem Vorsahle. B bleibt gleichgültig. Er kennt diesen Fremden so gut als A, sein Ohr ist so gesund als das seinige; aber er unterscheidet seinen Gang nicht, er ahndet es gar nicht, daß es C sey, der in wenigen Augenblicken herein treten wird. Kaum hat A noch so viel Zeit, ihm mit zwey Worten die Haupt-Sache anzudeuten: Freund das und das haben Sie zu thun! und in dem Augenblicke tritt C herein. Die Sache nimmt nun noch eine glückliche Wendung. Würde sie diese genommen haben, wenn des A Sensation vom Gange des Fremden nicht genauer gewesen wäre, als die des B? — Bey ihm entstanden nur dunkle Begriffe von der Person, bey A deutliche; und warum? weil sein Empfindungs-Vermögen in diesem Falle nicht so geübt war, als das des A.

„Man sieht aus diesen kurzen Entwickelungen, daß die Beschaffenheit der Vorstellungen ganz von der Schärfe unsers Empfindungs-Vermögens abhange, und beyläufig, daß dunkle Vorstellungen gegen deutliche genommen, fast gar keinen Werth haben. Die leztern sind dem Menschen, vielleicht allein eigenthümlich; keinem Thiere; und sie liegen den edelsten Kräften seiner Seele zum Grunde.

„Was ist unser Verstand? die Kraft, sich etwas deutlich vorzustellen. — Unsre Vernuft? die Kraft, nach deutlichen Begriffen Ursachen und ihre Wirkungen einzusehen; unsre Urtheils-Kraft? die aus deutlichen Begriffen entspringende Einsicht, ob wir irgend einem Dinge diese oder jene Eigenschaft ab- oder zusprechen können, u. s. w. Eben so ist es mit der Kraft zu schließen und mehrern Seelen-Kräften.

Fast

Fast alle gründen sich entweder auf Deutlichkeit der Begriffe, oder erhalten durch sie eine gröſsere Vollkommenheit. Ganz vorzüglich ist das Leztere beym Begehrungs-Vermögen der Fall; und der vernünftige Charakter eines Menschen hängt ganz davon ab, ob er nach deutlichen Vorstellungen handelt.

„Der gröſste Schatz des menschlichen Geistes besteht also in der Sammlung deutlicher Begriffe; wenn wir aber den Weg zu diesen durch Schärfe und Geübtheit unsers Empfindungs-Vermögens erleichtern, so ist Uebung desselben, sie sey natürlich oder künstlich, als wahre Veredlung des Menschen von groſser Wichtigkeit.

„Dies ist vorzüglich der Grund, warum man jezt allgemein auf anschaulichen Unterricht dringt; er ist weit fähiger, deutliche Begriffe zu bewirken, als der durch symbolische Zeichen.

„Menschen, die man von Kindheit an sinnlich übte, zeichnen sich vor andern, denen man Begriffe ohne Anschauungen beyzubringen suchte, oder um mich noch deutlicher auszudrücken, die man schon frühzeitig auf die Abstractions-Folter brachte, ganz ungemein aus; sie sind stets reger und wacher, ihr Geist entzieht sich der groſsen Schläfrigkeit, die nothwendig in Köpfen herrschen muſs, in welchen nur dunkle Begriffe wie dumpfige Irrlichter auf sumpfigem Boden hervorhüpfen; er ist stets aufgelegt, sinnliche Eindrücke zu denken, weil ihm dies zur angenehmen Fertigkeit geworden ist. So sammelt er sich einen Schatz von Begriffen, so gründet er auf dem Scharfsinn seiner Sinne den Scharfsinn des Geistes.

„III. Auf welche Art die Sinne zu üben sind. Der erste Grund sinnlicher Anschauung ist Bewegung, veranlaſst durch körperliche Gegenstände in unsern Nerven. Sie heiſst Eindruck. Auf welche Art er durch die Nerven, bis zum Gehirne und zur Seele fortgepflanzt werde, ob durch Elasticität oder Elek-

tricität der Nerven-Masse oder des Nerven-Geistes, das kann uns hier gleichviel seyn. — Der Eindruck wird empfunden, oder nicht empfunden; und im ersten Falle wahr oder falsch, vollständig oder unvollständig. Die Rede ist hier also zunächst von Sinnen-Wahrheit und Irrthum, von vollständiger und unvollständiger Anschauung, und vom Schlummer der Sinne.

„A. Von der Wahrheit und dem Irrthume durch die Sinne, von vollständiger und unvollständiger Anschauung.

„Sinnes-Irrthum entsteht aus mancherley Quellen:

a) aus dem Erkennen durch bloße mittelbare Anschauung. — — Der Eindruck wird durch äussere Gegenstände verursacht, entweder durch die directe Berührung des Gegenstandes, wie beym Gefühl, Geschmack, Geruch, oder durch indirecte Berührung, nähmlich beym Gesichte durch Berührung der Licht-Strahlen, beym Gehör durch Schwingungen der Luft. Unser Ohr würde nichts vernehmen, wenn wir es in einen luftleeren, unser Auge nichts sehen, wenn wir es in einen lichtleeren Raum versetzten; und die drey obigen Sinne werden nichts empfinden, wenn nicht ein körperlicher Gegenstand mit ihnen in Berührung kommt. Nur dann also, wenn äussere Gegenstände die Nerven unsers Gefühls, Geschmacks, Geruchs berühren, wenn Licht-Strahlen sich in unsern Augen brechen, und Luft-Schwingungen unsre Gehör-Organe erschüttern, wenn unser Empfindungs-Vermögen die daherigen Eindrücke aufnimmt und unser Verstand sie anschauet, und dann haben wir unmittelbare sinnliche (empirische) Anschauungen durch diesen oder jenen Sinn. Wenn wir aber unmittelbare, schon durch irgend einen Sinn gehabte, Anschauungen vermittelst eines Schlusses zur Wahrnehmung durch ei-

nen

nen andern Sinn anwenden, so ist die Anschauung nicht mehr bloß sinnlich, sondern sie nähert sich merklich der reinen Anschauung; wir wollen sie mittelbare nennen; z. B. wir haben das Gewicht eines Centners in Bley, so erhalten wir unmittelbare Anschauung von der Schwere eines Centners durchs Gefühl; wenn wir aber in der Folge einen Bley-Klumpen von gleicher Größe sehen, und wir sagen, er wiege einen Centner, so haben wir von dieser Schwere keine unmittelbare Anschauung, sondern nur eine mittelbare, die auf einen Schluß gebaut ist. Oder, mein Hund liegt hier neben mir, ich sehe ihn, ich streichle ihn, ich habe von ihm unmittelbare Anschauung, aber er läuft hinaus, ich höre ihn in der Entfernung bellen, ich urtheile, es sey mein Hund, ich stelle mir ihn vor, aber diese Anschauung ist nur mittelbar; denn nur die Töne des Bellens werden hier unmittelbar angeschauet. Hier wird die Frage wichtig: in welchen Fällen können uns unsere Sinne zu unmittelbaren, und in welchen nur zu mittelbaren Anschauungen verhelfen? — Aus der Natur der Sinne allein läßt sich dies nicht entwickeln, sondern nur daraus, wenn wir die Natur der auf die Sinne wirkenden Gegenstände mit zu Rathe ziehen, und sie mit den Sinnen vergleichen. — Form, Größe, Schwere, Farbe, Qualität oder Materie und Bewegung im weitesten Sinne genommen, also auch alle Handlungen eingeschlossen, dies sind die allgemeinen Seiten, wodurch die Körper auf unsre Organe wirken, oder, mit andern Worten, die Data, woran unsre Sinne die körperlichen Gegenstände erkennen. Wenn wir sie mit der Natur unsrer Sinne vergleichen, so sehen wir auf den ersten Blick, daß nicht alle für jeden Sinn unmittelbare Anschauung gewähren können, sondern nur nach folgender Zusammenstellung:

Form kann unmittelbar angeschaut werden durch Gesicht, Gefühl.
Größe ' ' ' ' ' ' ' ' Gesicht, Gefühl.
Schwere ' ' ' ' ' ' ' ' Gefühl.
Farbe ' ' ' ' ' ' ' ' Gesicht.
Qualität ' ' ' Gefühl, Geschmack, Geruch, Gesicht.
Bewegung ' ' ' ' ' ' Gesicht, Gefühl, Gehör.

Für die mittelbare Anschauung entsteht folgende Uebersicht aus näherer Vergleichung:

Form kann mittelbar angeschaut werden durch ' Gehör.
Größe ' ' ' ' ' ' ' ' ' Gehör.
Schwere ' ' ' ' ' ' ' Gesicht, Gehör.
Farbe ' ' ' ' ' ' ' ' Gefühl?
Qualität ' ' ' ' ' ' ' Gehör.
Bewegung ' ' ' ' ' ' ' Gehör, Geruch.

Die unmittelbaren Anschauungen gründen sich auf unbestechliche Wahrheit der Sinnen-Organe (*); die mittelbare hingegen auf Schlüsse, die auf ehemahlige Eindrücke und Anschauungen gebauet sind. Wird von diesen Eindrücken durch die Zeit nur etwas verwischt, so wird das Urtheil falsch, mithin auch die daraus erwachsene Anschauung. Verwischt sich z. B. von dem ehemahligen Eindrucke der Größe des Centners im Bley nur etwas, so werde ich in der Folge auch die kleinere oder größere Bley-Masse für centner-

(*) Diese nehmen nach unwandelbaren Natur-Gesetzen die Eindrücke von aussen her auf; ich kann mich daher nicht überzeugen, daß sie triegen sollten. Wenn der Gelbsüchtige alles gelb sieht, und der Stab im Wasser gebrochen erscheint, so bleibt das Organ der Wahrheit vollkommen getreu, so wie der Spiegel bey der Darstellung seiner Objecte; aber wir machen uns eine falsche Vorstellung, indem wir die Wirkung des Mediums nicht mit hinein denken. - Der Ausdruck: die Sinne triegen, ist also so unbequem, als der: die Sonne geht unter. Man sollte sagen: wir triegen uns in den Sinnen, wenn man darunter die Organe versteht.

nerschwer halten; oder wenn uns jemand eine ausgehöhlte Bley-Masse von Centner-Größe vorlegte, so würden wir doch urtheilen, sie wiege einen Centner. So sind denn die mittelbaren Anschauungen weit trieglicher, als die unmittelbaren; und aus der obigen Zusammenstellung wird es sichtbar, daß das Gehör diesem Betruge am häufigsten unterworfen sey.

b) Aus der schon zu sehr ausgebreiteten Thätigkeit der Sinne und ihrer Organe. — Aus der obigen Darstellung der Empfänglichkeit der Sinne läßt sich leicht einsehen, bey welchen Sinnen wir am meisten dem Irrthume unterworfen seyn müssen. Wenn ein Rechnender bey gleich schlechter Fertigkeit die fünf Species eine Stunde fortrechnet, in welcher von ihnen wird er die meisten Fehler begangen haben? Augenscheinlich in der Rechnungs-Art, in welcher er die meisten Zahlen zu Papier brachte; denn weil er hierin am meisten rechnete, so fand er auch hier die häufigste Gelegenheit zu Irrthümern. Eben so ist es mit den Sinnen; bey denen welche die ausgebreitetste Empfänglichkeit haben, d. h. die wir am meisten gebrauchen, werden wir uns auch am meisten irren. Wir sind die Rechnenden; die fünf Sinne, die Species. Nach dem Maße ihrer Empfänglichkeit richtet sich im Ganzen ihr Gebrauch. Wollte man die ganze Masse der sinnlichen Anschauungen eines Menschen-Lebens nach der obigen Zusammenstellung für jeden Sinn durch Zahlen ausdrücken, so entstehen folgende Verhältnisse:

	hat unmittelbare Anschauungen	mittelbare Anschauungen	zusammen
Gesicht	5	1	6
Gehör	1	5	6
Gefühl	5	—	5
Geruch	1	1	2
Geschmack	1	—	1

„Schon diese Verhältnisse kündigen das Gesicht und das Gehör als die trieglichsten an, und es stimmt vollkommen mit dem überein, was uns der ununterbrochene und größentheils unwillkürliche Gebrauch dieser Sinne sagt.

c) Aus der Schwäche des Eindrucks. — Jeder Eindruck, der unmittelbar auf die Nerven geschieht, wird wirksamer und durchdringender seyn, als derjenige, welcher nicht so körperlich auf die Nerven wirkt. Die lezte Gattung findet beym Gehör, und besonders beym Gesicht, Statt. Eindrücke durchs Gefühl sind daher ihrer Natur nach immer durchdringender, als jene durchs Gesicht (*); daher werden diese leztern häufiger unrichtig verstanden werden.

d) Durch Krankheit des Organs und seiner Empfindungs-Nerven. — Dieser Umstand ist sehr begreiflich. Dem Kurzsichtigen scheint jeder Gegenstand in kleiner Entfernung nebelicht; der Nervenschwache sieht zwey Lichter, zwey Tinten-Fässer, er will die Feder eintauchen, triegt sich, und trifft das Scheinbare. Hier ist Irrthum des Sinnes durch Nerven-Krankheit.

e) Durch innere Zustände der Seele, die alle den Charakter der Abwesenheit haben, z. B. Mangel an volliger Achtsamkeit, Schlaf, tiefe Beschäftigung mit Verstandes-Begriffen, Seelen-Kummer, heftige Affecten, u. s. f. In diesen Fällen vernimmt die Seele den Eindruck nur halb und dunkel, und ihre Anschauung wird daher leicht irrig.

f) Durch zu heftige Wirkung eines andern Organs, z. B. bey starken körperlichen Schmerzen ꝛc. wobey die Eindrücke durch diesen oder jenen Sinn zu sehr

(*) Dies ist der Grund, warum der Mensch in der frühesten Kindheit eher fühlt, als sieht und hört. Wenn wir aber die Eindrücke des Gefühls am wenigsten verstehen, so liegt die Schuld ganz allein am Mangel der Uebung.

sehr in Schatten gestellt, und daher nur dunkel und irrig empfunden werden.

g) Durch eine unvollständige Verwendung der Sinne. — Wir erkennen die Gegenstände durch die Betrachtung ihrer verschiedenen Seiten, oder an den oben angegebenen Datis. Zu diesen haben immer mehrere Sinne Zugang, d. i. sie sind dafür empfänglich. So läßt sich die Form eines Dinges durch das Gesicht, Gefühl, und auch oft durch das Gehör, erkennen. Es liegt daher in der Natur der Sache: 1) daß keine vollständige Anschauung entstehen könne, wenn wir, mit Ausschließung der übrigen, nur Einen Sinn anwenden, um zur Erkenntniß zu gelangen; denn die vollständige Anschauung ist das Aggregat der Eindrücke, die wir durch alle diejenigen Sinne erhalten, welche für den Gegenstand empfänglich sind. 2) Durch unvollständige Anwendung der Sinne verfallen wir am ersten in Irrthum, weil da die Berichtigung des einen Sinnes durch den andern wegfällt.

„Nach den bisherigen Bemerkungen von a bis g, lassen sich die Sinne 1. in Rucksicht auf Trieglichkeit ordnen; 2) lassen sich hieraus die Regeln abstrahiren, die bey natürlichen Sinnes-Uebungen zu beobachten sind.

1) Ordnung der Sinne in Absicht auf Trieglichkeit.

„Das Gesicht wagt sich an allen Seiten körperlicher Gegenstände; es umspannt Form, Größe, Schwere, Farbe, Qualität und Bewegung; es hat daher häufig Anlaß, uns irre zu leiten. Aber es stellen sich ihm viele tausend Gegenstände sogar gleichzeitig dar; werden daher auf unendlich viel Eindrücke des Gesichts gar nicht achten, viele falsch verstehen, zumahl da bey weitem die meisten zu sanft wirken, um unsere Achtsamkeit auf sich zu ziehen. — Da bey keinem einzigen Sinne diese Umstände in dem Umfange

fange zusammen kommen, so sind wir bey keinem dem Irrthume mehr unterworfen, als beym Gesicht.

„Das Gehör ist bloß für Töne geschaffen. So lange diese in einer uns wohl bekannten Articulation vorzutragen sind, verstehen wir sie, und wir haben dann wirklich unmittelbare Anschauungen, doch nur von den Tönen, aber noch nicht von den Gegenständen, durch welche sie hervorgebracht wurden. In diesem Falle sind wir den Irrthum nicht sonderlich unterworfen. Wenn wir aber aus den Tönen auf Form, Größe, Schwere, Qualität und Bewegung schließen, und diese Schlüsse, wie es am häufigsten der Fall ist, auf unarticulirte Töne bauen; wenn wir aus dem Schalle die Größe des herabgefallenen Steines, aus dem Klange die Form eines Glases, aus dem Tone die Masse eines tönenden Körpers, und aus jedem Laute oder Schalle eines sich bewegenden Körpers Bewegung oder Handlung errathen wollen, so ist nächst dem Gesichte, kein Sinn irre führender als das Gehör; denn nächst jenem umfaßt keiner so viel und so gleichzeitig, und, was noch mehr sagen will, kein einziger verleitet uns zu so viel mittelbaren Anschauungen, als das Gehör.

„Das Gefühl hat, die Farbe (?) ausgenommen, für alle Seiten der körperlichen Gegenstände Empfänglichkeit; aber unmittelbar, also mit weit mehr Sicherheit. Es wird also schon deshalb weniger dem Irrthume unterworfen seyn, als die obigen Sinne. Ueberdem ist es weit mehr eingeschränkt, als jene. Wenn das Gesicht Millionen Gegenstände von der Nase des Sehenden bis zu den Fixsternen umfaßt, so sind nur wenige darunter die das Gefühl treffen. Wegen ihrer größern Wirksamkeit nennt man diese drey Sinne die edleren; und da sie es vorzüglich sind, welche uns mit Vorstellungen bereichern, so müssen sie vorzugsweise geübt werden, um so mehr, da wir bey ihrem Gebrauche

brauche dem Irrthume am häufigsten unterworfen sind.

„Der Geruch folgt zunächst auf das Gefühl. Er erforscht die Qualitäten, und sucht die Bewegungen zu vernehmen; wir werden folglich bey ihm leichter in Irrthum verfallen, als beym Geschmacke, der bloß auf Qualität eingeschränkt und dessen Wirkungs-Kreis weit enger ist. Hieraus ergiebt sich die Regel, daß die drey edlern Sinne am meisten geübt werden müssen.

„2. Regeln für natürliche Sinnes-Uebungen: — Wenn wir den Irrthum vermeiden, so gelangen wir in das Licht-Reich der Wahrheit; um folglich durch die Sinne zur Wahrheit zu gelangen, vermeide man die obigen Wege zum Irrthume.

a) Mittelbare Anschauungen gehören nicht für den ganz jungen Weltbürger, denn der Schluß, auf welchen sie gebauet sind, beruhet auf vielfältigen Beobachtungen, die er erst noch anstellen und seinem Gedächtnisse tief einprägen muß, ehe er ihn wagen darf. Um ihn aber für die Zukunft vorzubereiten, können ihm nie zu viel unmittelbare Anschauungen zugeführt werden; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man ihm so ununterbrochen, als möglich, die Eindrücke sinnlicher Gegenstände imprimirte, ohne dabey zu flüchtig zu seyn. Hier sey die Aussaat für seinen Geist, nicht in den geistigen Gefilden der Abstraction; haltet ihn zurück, er ist ja in der Körper-Welt, nicht im Reiche der Geister, er ist im Gedränge von Millionen materieller, nicht geistiger Wesen, er lerne folglich jene anschauen, denken. Väter und Mütter! es ist, glaub ich, das süßeste Geschäft, diesen unsterblichen Keim in euren Kleinen zu entwickeln, mehr werth, als alle Affenliebe, als alles nürnberger Spielzeug, womit ihr sie an euch drückt und unterhaltet; mehr werth, als alle Bücher-Gelehrsamkeit, die

ihr

ihr so gern recht früh in ihre Köpfe bringen möchtet. Ihr beginnt dieses Geschäft schon in der Wiege, ihr betäubt die junge Seele nicht durch ihr ewiges Geschaukel, ihr sucht sie durch sinnliche Eindrücke vom Schlummer des Nichtseyns immer mehr und mehr zu wecken. Ihr streichelt den kleinen Liebling, ihr scherzt und schwatzt mit ihm, ihr setzt ihn in Bewegung, das Wiegen-Lied tönt seinem ungeübten Ohr, ihr nähert ihm dem Lichte, ihr tragt ihn ins Freye, alles ist Leben um ihn, damit er leben lerne. So geht ein Jahr hin, und mit ihm ist die Entwickelung des Keimes schon weit gediehen, er kriecht auf allen Vieren umher, bald läuft er auf sonnigtem Rasen. Ihr führt ihn jezt zu allem, was den Sinnen vernehmbar ist; die Menschen umher, das Haus, der Hof mit seinen Thieren sind sein Spielzeug, weiter soll und muß er wenig haben, weiter will er auch nichts haben. Ihr schwatzt mit Worten und Geberden mit dem Kleinen, ihr zeigt ihm die einzelnen Theile der Gegenstände mit Nahmen, den Zweck, den Nutzen, alles entwickelt ihr gelegentlich, wie es sich darbiethet. Er versteht euch nicht? — O, es ist keine Noth, er lernt es, sein Lallen bildet sich — o es ist unaussprechlich angenehm — bald zu Wörtern, dann zu Worten, so lernt er die Sprache mit — wahren Begriffen. — Eine schönere, zweckmäßigere Geistes-Bildung ist für uns Menschen, das behaupte ich dreist, schlechterdings nicht da! — Wer saß zu diesem kleinen Gemählde? — Ein Vater von 11 Kindern, die an Leib und Seele gesund sind — Salzmann. — Die Säuglings-Uebungen sind vorüber, der Kleine spricht vernehmlich und höchst naif; denn er versteht und denkt das, was er spricht. Die Sinnes-Geschäfte haben ihren Fortgang, denn sie sind ihm zum liebsten Zeitvertreib geworden; überall ist in der Natur Leben für ihn, überall biethen sich

ihm

ihm Merkwürdigkeiten zu hunderten dar, denn er sucht kein gemachtes Spielzeug; die Spinne im Gewebe beschäftigt, die Raupe am Blatte nagend, der Garten voll Insecten und Pflanzen, der Teich voll Fische und Gewürme, die Luft voll Vögel, der Boden voll Mineralien; die todte und lebendige Natur öffnet seinen Sinnen den unermeßlichen Schooß, und er beobachtet, er späht, bald findet er hier, bald dort hundert Neuigkeiten; er beginnt Entdeckungen, er sammelt und bringt seinem Vater oder Lehrer das, was er fand, und nun hebt unter sinnlicher Anschauung der Unterricht an, und wissenschaftliche Kenntnisse helfen dem kleinen, höchst wißbegierigen Forscher nur da fort, wo seine sinnliche Anschauung aufhört. Sehe da das Abc des gesunden Menschen-Verstandes, das noch in keiner Fibel steht, und weder durch Buchstaben abc, noch durch Hineinpfropfen unverständlicher, anschauungsleer Begriffe in den Kopf gebracht werden kann. — Lesen! lesen lernen! schreyt gewöhnlich Alles. Man kann nicht früh genug damit anfangen, und wenns endlich gelernt ist, so weis das Kind nicht, was es mit dem Lesen machen soll; denn Bücher bestehen aus Begriffen, Begriffe sind ihm aber unverständlich, wenn sie nicht auf eigenthümliche Anschauungen gegründet sind. „Anschauungen ohne Begriffe," sagt Kant irgendwo: „sind blind;" aber Begriffe ohne Anschauungen taub — wie Nüsse, denen der Kern fehlt; ein nebelichtes Wesen, das sich nicht fassen läßt. Daher will die geistige Natur des Menschen erst Anschauungen, und dann Begriffe. Dies ist der Grund warum neuere Erzieher auf anschaulichen Unterricht dringen, und — das ist noch weit mehr gesagt — warum die Jugend nach anschaulichen Unterricht durstet.

b) Der Sinn des Gesichts und Gehörs ist äusserst vorschnell und viel umfassend. Hieraus entste-

hen

hen im menschlichen Leben eine große Menge von Irrthümern. Gewöhnlich durchschauet das Gesicht Millionen von Sachen, schnell wie der Blitz die Gegenstände erleuchtet, und wir sehen viel zu viel, um etwas zu sehen. Eben daher gehen tausend Menschen durch das Leben ohne Bemerkungs-Geist, denn sie sind nie gewöhnt, ihr Auge stets zu fixiren; das heißt im Grunde aber nichts anders, als, sie haben sich nicht gewöhnt, die Eindrücke durch das Auge fest zu fassen und darüber zu denken. Es giebt hier kein anderes Mittel, als frühe Uebung in sinnlichen Anschauungen, so wie ich eben unter a berührt habe, und sogleich unter e anführen werde. Die Folge davon habe ich vor meinen Augen. Ich sehe mehrere Knaben, die, so erzogen, durch ihren Bemerkungs-Geist hervorstechen, und gleichsam wie kleine Spione die Natur auskundschaften; denen nicht leicht eine Bewegung oder Handlung im gemeinen Leben entgeht, weil sie frühzeitig angeleitet sind, ihr Auge bey sinnlichen Anschauungen gehörig zu gebrauchen.

c) Schwäche des sinnlichen Eindrucks findet wiederum besonders beym Gesicht und beym Gehör Statt; die Gründe sind oben unter c angegeben. Man kann viel Personen oft mehrmahls rufen, und sie hören nicht; man berühre sie, und sogleich sind sie wieder gegenwärtig. Es liegt nicht am Organe, sondern am Mangel des Eindrucks. Dieser Mangel kann durch nichts ersetzt werden, als durch Aufmerksamkeit, und diese entsteht durch Gewöhnung. Es ist daher nöthig, daß die Kinder früh angeführt werden, nicht bloß die Natur umher im Großen zu betrachten, sondern auch sie, bis in ihre kleinsten, dem Auge kaum noch sichtbaren, Gegenstände zu verfolgen. Hier biethen alle drey Reiche der Natur eine sehr angenehme Gelegenheit dar. Euer Liebling betrachte nicht bloß die gröbern Theile der Blumen, sein Auge dringe bis zu den

klein-

kleinsten, es durchspähe die Wurzeln des Wasserdarmes, die Saugröhren, die Structur der Häute, Rinden und Blätter, des Holzes und mancher Samen-Körner; die Befruchtungs-Werkzeuge, die Frucht-Boden, Staubwege mit ihren einzelnen Theilen, es zähle die Staubfäden ꝛc. und unterscheide die Structur der Holz-Arten, der Steine, der Salze, die einzelnen Theile der Insecten. Ihr bewaffnet es bisweilen, um den jugendlichen Forschungs-Geist noch mehr zu beleben; dann betrachtet es die Circulation des Blutes im Frosch, das Leben der Infusions-Thierchen, die Krystallisation der Salze, die Federn des Schmetterlings, u. s. w. Die Natur ist unerschöpflich! Wir verlassen das Vergrößerungs-Glas; wir führen den Kleinen wieder ins Freye. Hier öffnet sich wieder ein großes Feld zu sinnlichen Uebungen. Welche Blume schaukelt dort 18 bis 30 Schritt von uns am Ufer des Baches? was für ein Stein liegt neben ihr? welch ein Insect sumset dort im Grase, und was für ein Baum ists, der hier und dort 100, 1000 und mehr Schritt steht? was regt sich dort in der Entfernung von 1000 und mehrern Schritten? ists ein Thier, ein Mensch, wie ist seine Kleidung, was beginnt er? was für eine Getreide-Art wächst dort auf jenem entfernten Anger? welch ein Vogel setzt sich dort? u. s. w. Musik, Gesang bilde früh sein Gehör, er merke auf das Gerassel des beladenen und nicht beladenen Wagens, und auf die Zahl der Pferde; auf das Gekreisch der Thüren, auf den Gang und die Stimme der Personen, auf die Modulation und das Geschrey der Vögel ꝛc. ꝛc. Dergleichen Uebungen lassen sich für jeden Sinn anstellen; zur Probe habe ich aber schon genug angeführt.

d) Ueber die Gesunderhaltung der Organe ließe sich sehr viel sagen, aber eben deshalb muß ich diesen Gegenstand hier übergehen. Der Arzt reiche dem Er-

zieher die Hand, und dieser sey sorgsam; denn mit dem Verluste eines Organes schwindet ein großer Theil des geistigen Lebens dahin.

c und f) Abwesenheit des Geistes ist, wo nicht immer, doch meistentheils das Werk der frühern Erziehung. Ob es gleich der Natur sehr gemäß ist, daß der jugendliche Geist stets nach sinnlichen Anschauungen durstet, so ist es doch auch auf der andern Seite sehr leicht, wenn dieser Durst einmahl unterdrückt ist, ihn in das Gebieth der Abstractionen zu führen, und ihn hier im Denken Unterhaltung finden zu lassen, oder, dies möchte wohl häufiger seyn, seine Phantasie zu entflammen, ihn mit Bildern zu beschäftigen, wozu die Originale fehlen, oder endlich mit der Einschläferung seiner Sinnes-Thätigkeit auch den Geist in eine Leere, in einen Schlummer zu versetzen, welcher Abstraction des Denkers gleich sieht, wenn man sie nicht angelegentlicher in der Nähe betrachtet. In Rücksicht der hierher gehörigen, oben unter e und f angegebenen, Abwege zum Irrthume, nähmlich in Rücksicht des Seelen-Kummers, der Affecten und der zu heftigen Wirkung eines andern Organes, die sich nicht immer vermeiden lassen, ergiebt sich die Regel, daß man die Jugend früh und bey jeder Gelegenheit aus eigener Erfahrung aufmerksam darauf machen müsse, damit sie früh anfangen mißtrauisch gegen sinnliche Empfindungen zu werden, die sich ihr unter den obigen Umständen vorstellen.

g) Die vollständige Verwendung der Sinne ist in der sinnlichen Anschauung ein sehr wichtiger, von den Erziehern aber noch sehr vernachlässigter Gegenstand. Was ich darunter verstehe, ist oben unter g schon angegeben. Ich kann mich daher hier kurz fassen. Die Regel heißt: das Kind gebrauche ohne Ausnahme alle Sinne, die zum Erkennen eines Gegenstandes fähig sind. Es gewöhne sich nicht vorzugsweise zu Einem

Sin-

Sinne, und lasse die andern schlummern. Wodurch will es sich denn selbst überzeugen, daß es durch den einen Sinn die Anschauung schon richtig erhalten habe, wenn es nicht den einen Sinn durch den andern bewährt, berichtigt oder vervollständigt? Es erforsche daher Form und Größe nicht bloß durch das Gesicht, sondern auch durch das Gefühl; Qualität nicht bloß durch das Gesicht, sondern auch durch das Gefühl, durch den Geschmack und Geruch. Wenn wir dem Kinde eine Blume zeigen, so ist es nicht genug, sie sehen zu lassen, es fühle und rieche sie auch, ja im Falle der Unschädlichkeit, schmecke es sie. Ein Stück Eisen erkenne es nicht bloß durch das Auge, seine Hand wiege, seine Zunge schmecke es, es höre seinen Klang, u. s. w. Die daraus entstehende Vortheile für die Richtigkeit der Begriffe, und folglich des Denkens scheinen, wenn man sie nur von speciellen Fällen abstrahirt, klein, aber im Ganzen wird die Erkenntniß-Sphäre dadurch ganz gewiß ungemein erhellet und erweitert werden. So sey denn Berichtigung des einen Sinnes durch den andern bey der sinnlichen Bildung des jungen Weltbürgers immer eine Haupt-Angelegenheit des Erziehers. Aber auch hierbey ist ein gewisser fester Gang und eine natürliche Methode nöthig. Es wird uns jezt nicht mehr schwer werden, sie zu finden, wenn wir auf das zurück sehen, was ich oben von den Verhältnissen der Sinne zu den Gegenständen und von den daraus entstehenden Anschauungen gesagt habe. Vergleicht man nach der obigen Tabelle die verschiedenen Seiten der Gegenstände mit den Sinnen selbst, die zu ihrer Anschauung bestimmt sind, so sieht man sogleich, daß der eine Sinn einen Vorsprung vor dem andern habe. Wir werden die Formen und Größen der Gegenstände durch das Gesicht in der Regel weit schneller und richtiger erkennen, als durch das Gefühl. Hierdurch entsteht für die

Sinne eine Abstufung nach folgender Uebersicht, wobey die mittelbar wirkenden Sinne eingeschlossen sind:

Form. } Gesicht, Gefühl, (Gehör).
Größe. }
Schwere. Gefühl, (Gesicht).
Farbe. Gesicht, (Gefühl?)
Qualität. Gefühl, Geschmack, Geruch, (Gesicht, Gehör).
Bewegung. Gesicht, Gefühl, (Gehör, Geruch).

„Will man folglich die Sinne natürlich üben, so lasse man sie von Kindern so anwenden, daß der empfänglichere Sinn, d. h. der, welcher die deutlichsten Eindrücke macht, zuerst gebraucht werde; denn es ist viel daran gelegen, daß er gleich stark und richtig gemacht werde, damit sich kein Irrthum einschleiche, welches weit eher geschehen würde, wenn man denjenigen Sinn voran gebrauchte, der nur den schwächsten Eindruck machen kann, wie z. B. bey Formen das Gehör.

„Zur vollständigen Sinnes-Verwendung ist die obige Regel, die sich auf der Natur der Sache selbst gründet, noch nicht hinreichend; um die Sache zu erschöpfen, muß auf die Gegenstände der sinnlichen Erkenntniß Rücksicht genommen werden.

„Alle Formen lassen verschiedene Gesichtspuncte zu, aus denen sie das Auge betrachten kann. Da diese die Gestalten auf unzählige Art verändern, so muß das Auge immer in so viel Gesichtspuncte, als möglich, gebracht werden. Dem Gefühle übergebe man sie in so viel Berührungspuncten, als möglich.

„Größe und Schwere werden als relative Begriffe nur durch Relation deutlich, folglich muß dem Gesichte und Gefühle frühzeitig ein Maßstab eigen gemacht werden, mit dem die Objecte in Beziehung gebracht werden können. Da dies aber mehr zu den

künst-

künstlichen Uebungen gehört, die bey Kindern noch nicht anwendbar sind, so geschehe die Vergleichung, ohne bestimmten Maßstab, nur mit andern Körpern, damit sie sich gewöhnen, den sinnlichen Eindruck der Größe und Schwere immer relativ zu denken. Neben dem Thaler liege ihnen daher der Groschen, neben dem Baume das Haus, neben dem Steine und Metalle das Holz, der Kork, u. s. w. Da aber der nahe und ferne Standpunct die Anschauung der Größe sehr abändert, so muß er für das Auge häufig abgeändert werden.

„Es giebt nur wenig Haupt-Farben; da diese aber bis ins Unendliche gemischt und dann noch durch die Verschiedenheit des Lichts, unter der sie erscheinen, auf unabsehbar verschiedene Art modificirt werden können, so entsteht daraus eine der schwersten Sinnes-Operationen, und das Auge ist dem Irrthume nirgends mehr unterworfen, als hier. Den allgemeinen Maß-Stab für die Farben machen die sieben Haupt-Farben, und die allgemeine Regel für den ersten sinnlichen Unterricht ist: lehre diese Farbe erst an sich selbst, dann in der Nähe und Ferne bey starkem und schwachem Lichte unterscheiden, dann geh zu ihren deutlichsten Mischungen über, und lehre mit ihnen die der natürlichen Körper vergleichen.

„B. Vom Schlummer der Sinne. Wenn sich meine Leser an das erinnern, was ich oben, S. 790, fgg. vom allmähligen Erwachen unsers Empfindungs-Vermögens gesagt habe, so wird es ihnen von selbst deutlich seyn, was ich unter dem Schlummer der Sinne hier verstehe. Wenn wir den Grad der Ausbildung der Sinnlichkeit, so wie er durch die ganze gewöhnliche Erziehung und durch die alltäglichen Umstände hervorgebracht wird, mit demjenigen vergleichen, der bekanntlich von vielen hundert Tauben und Blinden erreicht wird, welche den Mangel des einen Sinnes

durch eifrige Cultur des andern bis zum Bewundern ersetzen: so werden wir wohl nicht daran zweifeln, daß die gewöhnliche Bildungs-Schule der Sinnlichkeit den Menschen noch in einem Schlummer lasse, der uns, wegen seiner Allgemeinheit, nur dann erst auffallen kann, wann wir ihn mit der weit größern Munterkeit der eben benannten Personen vergleichen. Man scheint sehr geneigt, diese größere Entwickelung der Sinnen-Fähigkeit aus dem Grundsatze des Wiederersatzes der Natur herleiten zu wollen; worauf stützt sich denn aber dieser Grundsatz? — Auf eine wunderartige Wirkung der Natur ohne unsere Beyhülfe? — Ich denke in der Regel bloß auf Fleiß und Kraft-Anwendung der Subjecte, welche der Wohlthat jenes Ersatzes theilhaftig werden wollen.

„Ich habe vorhin in den Paragraphen a bis g, die Methode angedeutet, wie man die Sinnes-Anlagen der zarten Jugend entwickeln könne. Da sie auf die Natur der Sinnes-Operationen gebauet ist, so nenne ich sie, so wie die dadurch erreichbare Ausbildung, die natürliche. Ich bin sehr überzeugt, daß sich schon hierdurch die Scharfsinnigkeit des Menschen bis zu einem Grade erheben lasse, der den gewöhnlichen sehr weit übersteigt; daß es aber eine Methode gebe, durch welche sich die Entwickelung des Empfindungs-Vermögens noch viel weiter treiben lasse, das läßt sich nicht nur aus der Natur dieses Vermögens von vorn her schließen, sondern es ist durch die schon oft berührten Erfahrungen an Tauben und Blinden ganz auſſer Zweifel gesetzt. Ich nenne diese Methode, im Gegensatze der vorigen, die künstliche, weil sie allerdings von dem natürlichen Gange abweicht. Wenn nähmlich die wichtigste Regel zu natürlicher Sinnes-Uebung heißt: Suche bey Erkenntniß der Gegenstände alle Sinne vollständig zu vermeiden, so findet hier gerade das Gegentheil Statt: Hemme die Wirksam-

keit

keit der übrigen Sinne, und gebrauche bloß den, welchen du vorzüglich üben willst. Diese Regel gründet sich ganz auf das Benehmen solcher Personen, denen ein Sinn fehlt. Eben daher müssen bey diesen Uebungen bald die Augen verbunden, bald die Ohren so viel als möglich zugedrückt, bald die übrigen Sinne von sinnlichen Eindrücken zurück gehalten werden. Wenn die natürliche Uebung der Sinne der Jugend schon eine große Fertigkeit verschafft hat, etwa im 8ten bis 10ten Jahre, dann erst halte ich es für eine angenehme und sehr nützliche Beschäftigung, sie auf diese Art künstlich zu üben. Ich will hier einige dieser künstlichen Uebungen angeben; es wird Jedem sehr leicht seyn, sie noch mit vielen andern zu vermehren.

a. Uebung des Gefühls. Es ist bekannt, daß wir diesen Sinn durch die so große Vorschnelligkeit des Gesichts und Gehörs sehr vernachlässigen; ich glaube daher, daß man sich ganz vorzüglich darauf einlassen müsse, ihn bis zu einem höhern Grade zu entwickeln. Die Augen werden dabey verbunden. 1. Der Geblendete erkennt Personen durch Betastung ihres Gesichtes, oder durch Befuhlnng ihrer Hände. Ist die Gesellschaft etwas zahlreich, so ist dieses beydes nicht leicht. 2. Er unterscheidet Münzen. 3. Er versteht das, was man ihm mit einem Bleystifte oder dergleichen in die Hand schreibt. 4. Er erkennt allerley Blätter von Holz-Arten und bekannten Pflanzen. 5. Er schätzt Kälte und Wärme der Luft und des Wassers nach Thermometer-Graden. 6. Er unterscheidet eben so, vermittelst der specifiken Wärme und Kälte, polirte Metall-Platten von gleichen Formen. 7. Er schätzt die Schwere durch das Gefühl nach Pfunden, Lothen und noch kleineren Gewichten. So giebt er an, wie viel ein Bley-Klumpen, ein Stück Holz, ein Stein ꝛc. Pfund wiege; wie viel Stücke von einer

großen Münz-Sorte man ihm auf die Hand gelegt habe; er giebt nach der Schwere an, welches von mehrern, gleichgroßen und gleichgeformten Metallstücken, Eisen, Silber, Kupfer ꝛc. sey. Er thut eben dieses mit verschiedenen Holz-Arten. 8. Er erkennt durch das Gefühl allerley Zeuge, allerley Holz-Arten. 9. Er schätzt die Blätter-Zahl eines Buchs, giebt das Pagina an. 10. Unter mehrern Blättern Papier von einerley Sorte, sondert er die beschriebenen, bedruckten und noch reinen Blätter von einander. 11. Er schreibt ohne Licht. 12. Er schätzt die Länge mehrerer Stäbe nach Fußen und Zollen, ohne einen andern Maßstab zu gebrauchen, als sein Gefühl; eben so die Fläche eines Tisches, den Inhalt verschiedener Körper, der Hohl-Maße. 13. Er bildet allerley leichte Figuren, z. B. mathematische Körper, in Thon oder Wachs, nach, wodurch nicht nur auf Form, sondern auch auf Größe, Rücksicht genommen wird. Er schneidet Federn, und schnitzt allerley andre Sachen. 14. Er erkennet allerley Körper, die man ihm in die Hand giebt, z. E. Kreide, Siegel-Lack, Obst Arten, u. s. w. Hier findet eine sehr große Mannigfaltigkeit Statt. 15. Er sucht erhabene Schrift, z. E. auf große Münzen, zu fühlen. Mir ist der Fall zwey Mahl vorgekommen, daß ein Knabe die 3 auf einem weimarischen Dreypfennigstücke, und die 12 auf einem Groschen, angab.

b) Uebungen des Gesichts. Da die Eindrücke durch das Gesicht ausserordentlich sanft wirken, und der Irrthum bey denselben so häufig ist, so ist die Uebung desselben ganz vorzüglich nöthig. Hier sind einige Vorschläge. 1) Der Zögling erkennt allerley entfernte Gegenstände, theils draussen im Freyen, theils im Zimmer. Dort durchspähet sein Auge eine ganze Landschaft, er studiret sie genau durch, und sagt seinem Führer mit abgewandtem Gesichte alles an,

was

was er gesehen hat. Oft werden nur einzelne Gegenstände erforscht, und ein gutes Fern-Rohr bestätigt oder widerlegt jedesmahl die Wahrheit oder den Irrthum. Hier lieset er in ungewöhnlicher Entfernung aus einem Buche, oder erkennt kleinere Gegenstände, allerley Zeuge, Holz-Arten, u. s. f. 2) Er schätzt Größen, so wie sie in allerley Richtungen in der Natur vorkommen, nähmlich als Längen, Höhen, Breiten, Tiefen, Flächen und Körper, bald im Großen, nach Schritten und Klaftern, oder nach der Zeit, die man nöthig hat, sie zu durchgehen; da kommen die Fragen vor: wie weit ist dieser Baum von jenem entfernt? wie lang ist diese Wiese, dieser Wald, dieser Weg? wie breit ist der Bach, der Fluß? wie weit entfernt das Dorf? wie hoch dieser Baum? u. s. f. bald im Kleinen, nach Fußen, Zollen, Linien ꝛc. Hier findet eine sehr große und angenehme Mannichfaltigkeit Statt. Durch wirkliches Nachmessen wird in jedem Falle der Irrthum berichtigt, oder die Wahrheit bestätigt. Ich habe dergleichen Uebungen an heißen Tagen, wenn die andern gymnastischen Beschäftigungen zu unbequem waren, oft getrieben, und gefunden, daß junge Leute sehr bald eine Fertigkeit darin erhalten. Vor allen Dingen ist es nöthig, ihnen dabey die verschiedenen Maße so tief als möglich einzuprägen. Ist das erst geschehen, so lernen sie auch bald die Kunst, sie in allerley Richtungen bald so, bald so, anzulegen und mit den Augen zu messen. Auf Methode kann ich mich jedoch hier nicht einlassen; Jeder wird sie bey einigem Nachdenken leicht von selbst finden. 3) Er zeichnet allerley mathematische Figuren ohne Zirkel und Linial, rechte Winkel, Dreyecke, Winkel von bestimmten Graden, Kreise mit ihren Mittelpuncten; Linien werden in bestimmte Theile getheilt; wirkliche Maßstäbe nach Fußen, Zollen und Linien, auf Stäbe geschnitzt; mathematische Körper bald

perſpectiviſch von der Natur copiert, bald Neze dazu aus freyer Hand entworfen, in Pappe geſchnitten und zuſammen gefügt, u. ſ. w. Alle dergleichen Sachen werden am Ende mit mathematiſchen Inſtrumenten geprüft, und die Irrthümer berichtiget. 5) Er miſcht nach einer Muſter-Tabelle, die eine große Menge von Farben-Schattierungen enthält, die ſieben Haupt-Farben, und trägt ſie wirklich darnach auf Papier; oder er giebt nur durch Worten an, aus was für Farben jene Nüancen entſtanden ſind. 5) Er ſchäzt die Schwere verſchiedener Körper bloß nach dem Blicke. 6) Er drückt ſich die Ohren zu, und man ſpricht mit ihm durch bloße Lippen-Bewegung.

c. Uebung des Gehörs. Eine der ſchönſten Uebungen für das Gehör iſt bekanntlich die Muſik, aber eine der vorzüglichſten das Claviersſtimmen. Schade daß dieſes Geſchäft für junge Leute viel zu langweilig und verdrießlich iſt. Sehr angenehm iſt ihnen das bekannte muſikaliſche Commando-Spiel, wobey ihnen durch das forte und piano des Claviers angedeutet wird, was ſie im Zimmer verrichten ſollen; es iſt aber mehr Uebung ihres Nachdenkens und ihrer Erfindungs-Kraft, als Sinnes-Uebung. Beſſer iſt die Art des Blindekuh-Spiels, wo die Blindekuh aus dem geringſten Laute der Perſon, welche ſie ertappt hat, errathen muß, wer ſie ſey. Folgendes iſt aber von allen das zweckmäßigſte. Die junge Geſellſchaft, je kleiner ſie iſt, um ſo ungeſtörter geht alles von Statten, verbindet ſich die Augen, und ihr erwachſener Geſellſchafter verrichtet nun bald dies, bald jenes, was ſie durchs Gehör erkennen müſſen, oder mit andern Worten, er verurſacht auf hundert Arten ein Geräuſch, und ſie geben das Entſtehen davon an. Hier findet eine große Mannigfaltigkeit Statt. Alle gewöhnlichen Verrichtungen, z. E. Gehen, Schreiben, Federſchneiden, und dgl. werden ſehr leicht erkannt,

kannt, man geht also bald zu ungewöhnlichen über, z. B. man steigt auf Stühle, man setze sich zu Boden, u. s. w. Dies alles ist noch ziemlich leicht; aber man geht weiter, man läßt durch das Gehör, die Form, die Größe, die Qualität errathen. Was für ein Gegenstand ist es, den ihr jezt schallen höret? ein Glas, ein Topf, eine Glocke, ein Stück Eisen, Stahl, Kupfer, Silber, Holz? der Schrank, Tisch? Von welcher Form und wie groß etwa sind diese Gegenstände? u. s. w.

d) Uebung des Geruchs und Geschmacks. Blumen, Nahrungs-Mittel von allerley Art, manche Metalle und viel andere Körper, Baumblätter, frische oft auch schon trockne Holz-Arten ꝛc. ꝛc. lassen sich bey verbundenen Augen, und ohne sie zu berühren, durch den Geruch, und die meisten derselben auch durch den Geschmack erkennen.

„Alle diese Uebungen lassen sich von Jedem, der über die Verrichtungen der Sinne etwas nachgedacht hat, ganz ungemein vermehren und verfeinern. Jede bedarf aber einer eigenen Methode, nach welcher sie veranstaltet werden muß. Eine der allgemeinsten Regeln bey diesen künstlichen Sinnes-Uebungen ist nicht die Ordnung in Anwendung der Sinne zu gebrauchen, die ich oben, S. 820, angegeben habe, sondern hier gerade einen entgegengesetzten Gang zu nehmen, so weit es bey der Ausführung nur immer anwendbar ist. Wenn ich daher bey den natürlichen Uebungen anrieth, denjenigen Sinn zuerst anwenden zu lassen, der den deutlichsten Eindruck zu machen fähig ist, so rathe ich hier den Sinn voran zu gebrauchen, der den schwächsten Eindruck macht, und so rückwärts fort zu gehen.

„Ein Beyspiel hierüber mache den Beschluß. Die Augen sind verbunden, und ein Stück Papier kommt in Untersuchung. Wir fangen bey der Qualität an.

Ich

Ich halte es ihm vor die Nase, ob er vielleicht im Stande ist es zu riechen. Kann er es trocken nicht, so feuchte ich sogleich ein anderes Stückchen an, und es wird wahrscheinlich, daß er den Eindruck vernimmt. Sagt er jezt es sey Papier, so erwiedre ich etwa: „urtheile nicht zu „schnell!“ um ihn mit Fleiß noch in Ungewißheit zu erhalten, damit die folgenden Sinne noch das Ihrige thun können. Ich rathe ihm sein Gehör zu Hülfe zu nehmen, und streiche leise mit der Finger-Spitze über das Papier hin, oder ich lasse es behutsam fallen. Jezt ruft er von neuem: ja, es ist Papier! — Wie, antworte ich: könnte es nicht auch Pergament oder ein großes trockenes Baumblatt seyn? So mache ich ihn wieder ungewiß, um seine Achtsamkeit mehr zu spannen. Jezt drehe ich von Papier eine kleine Kugel, feuchte sie an, und lasse ihn schmecken. Er wird nun mit weit mehr Dreistigkeit darauf bestehen, es sey Papier. „So überzeuge dich denn mit mehr Ge„wißheit!“ Hier übergebe ich ihm das Blatt zum Angreifen, und er freut sich, nicht Unrecht gehabt zu haben. Ich lasse ihm aber nur einen kleinen Theil davon zwischen die Finger fassen, damit die Größe, die jezt in Untersuchung kommt, nicht verrathen wird. Ich lasse es mehrmahls zu Boden fallen, ich ziehe den Rand davon zwischen den Fingern durch, und lasse ihn aus dem Geräusche in beyden Fällen auf die etwanige Größe des Papiers schließen. Er wird bey einiger Uebung bald im Stande seyn, das Duodez-Blatt vom Quart-Blatte zu unterscheiden. Jezt übergebe ich ihm das ganze Stück, damit er mir die Größe in Zollen, so wie auch die Form davon, genau angebe. Er umfährt mit den Fingern bedächtig den ganzen Rand, und giebt mir beydes an. Bin ich mit einer wörtlichen Beschreibung der Form, im Falle sie sich dadurch nicht genau angeben läßt, nicht zufrieden, so ersuche ich ihn, den Eindruck derselben genau zu behalten, weil ich nach Oeffnung der Augen eine Zeichnung davon verlangen würde. Jezt frage ich nach der Farbe des Papierstücks. Ob sie durch Gefühl je unmittelbar empfunden werden könne, daran zweifle ich sehr; aber vielleicht schließt er sie aus der Masse des Papiers; er wird wenigstens mit der Zeit angeben können, ob es grobes, graues oder weißes Papier, ob es mit einer Farbe übertragen, ob es bedruckt, beschrieben oder rein sey. Hier endigt sich das Examen. Ich entferne das

Pa-

Papier, er zeichnet mir die Figur desselben, ohne es noch gesehen zu haben, mit Bleystifte, und es kommt nun zu einer Vergleichung der Zeichnung mit dem Papier, und zur Berichtigung durch das Auge."

Beschreibung einiger Spiele der künstlichen Sinnes-Uebung und des sinnlichen Beurtheilungs-Vermögens.

1. Blinde Kuh, blinde Maus, Blinzelmaus, Blinzelmäuschen, Blinzelmäusel, Ital. Giucco de la cieca, sind Nahmen eines Spieles, in welchem jemand die Augen verbunden werden, worauf er alsdann eine andre Person der Gesellschaft zu erhaschen sucht. Faßt die den Blinden vorstellende Person jemand, so muß dieser sich die Augen verbinden lassen. Es ist ein classisches Spiel, und hieß bey den Griechen Μυα χαλκη, und bey den Römern Myinda. Die Gesellschaft verband Einem die Augen, und tummelte sich lärmend in einem Kreise um ihn her, indeß der Geblendete die Worte sang: χαλκη μυαν θηρασω, d. i. ich will eine eherne Fliege jagen. Θηρασεις, antworteten diese: ἀλλ' ου λημψεις, d. i. du wirst sie jagen, aber nicht fangen; und dabey rupften und zupften sie ihn so lange, bis er Einen erwischte, der dann für ihn die Rolle übernehmen mußte. Siehe auch im LIV Th., S. 681, f. — Ganz dasselbe sehr lustige Spiel, ist unser gewöhnliches Blindekuh; auch gebraucht man dabey allerley Formeln, wie die griechische Jugend. Wenn man es in einem Garten oder auf einem freyen Rasen-Platze vornehmen will, so ist es nöthig, den Spiel-Raum in Gränzen einzuschließen, sonst möchte es der Blindekuh unmöglich werden, je einen zu erhaschen. Eine Vorstellung dieses Spiel in einem Garten, bildet Fig. 4235 ab. Soll das Spiel im Hause gespielt werden, so entledige

ige man das Zimmer, so viel als möglich, von allen Geräthschaften, über die man fallen, oder an welche man sich stoßen könnte, und lasse von den Sehenden rings umher die Wände einnehmen. Auch mache man es, wie es gewöhnlich ist, jedem zur Pflicht, zu rufen: es brennt! wenn der Blinde in Gefahr ist, mit einem harten Gegenstande zusammen zu rennen.

Wenn die Augen verbunden sind (*), wird die Blindekuh (**) erst ausgeführt, mit den Worten: „Blindekuh wir führen dich!“ — „Wohin? — „In „die Wüste, wehre dich!“ — „Gegen wen?“ — „Es „giebt da der Hunde viel, davon dich jeder beißen „will. Wenn sie dir zu mächtig sind, fleuch vor „ihnen wie der Wind!“ — Hier bekommt sie einen kleinen Stoß, und wird entlassen.

Je lebhafter die Blinkekuh ihre Rolle spielt, je mehr die Sehenden um sie herspringen, und sie im freundschaftlichen Spaße necken, zupfen und foppen (***), je angenehmer wird das Spiel. Die Blindekuh spitzt die Ohren, um zu erforschen, wo ein Umstehender sey; sie schreitet mit hoch aufgehobenen Beinen mehr heran, die Arme werden weit ausgestreckt, ihr Gegner drückt sich in einen Winkel, sie fährt zu und ergreift — nichts; durch eine schnelle Wendung des Körpers rettet

(*) Die den Blinden vorstellende Person ist nicht aufrichtig, wenn sie sehen kann, und es nicht sagt. Man muß sogar im Scherz aufrichtig seyn, wenn das Vergnügen desselben dadurch befördert wird.

(**) Wäre es nicht besser, blinder Mann oder blinde Frau zu sagen?

(***) In diesem Spiele wäre es unrecht, wenn man dem, der den Blinden vorstellt, einen wahren Verdruß machen wollte. Necken kann man ihn, aber seiner Person und Kleider muß man schonen. Er kann ohnedies leicht fallen. Weder im Scherz noch im Ernst muß man dem Blinden einen Anstoß setzen. Selbst aus diesem scherzhaften Spiele kann man schließen, wie viel Gutes einem Blinden fehle.

rettet sich jener unter ihren Armen weg, und ein allgemeines Gelächter belebt auf einmahl die ganze Gesellschaft.

Dieses Spiel vereinigt sehr viel Zweckmäßiges in sich: Bewegung, Fröhlichkeit, Geschicklichkeit des Körpers und Beobachtungs-Geist; von der moralischen Seite betrachtet aber ist es nicht das unschuldigste; s. im LIV Th., S. 682, f.

Abänderung. Die Blindekuh wird nicht schon dadurch frey, wenn sie irgend einen erhascht, sondern sie muß, nachdem sie dem Gefangenen durch das Wort Halt! Stillestehen gebothen hat, seine Hände, oder das Profil seines Gesichtes betasten, und daraus die Person erkennen. Kann sie dies, so ist sie frey, und der Erkannte wird Blindekuh. Durch diese Uebung des Gefühles in Beurtheilung sinnlicher Eindrucke, erhält das Spiel eine Vollkommenheit mehr, so wie mehr Aehnlichkeit mit der griechischen und römischen Myinda, bey welcher die Umstehenden den Blinden neckten und foppten, bis er einen ergriff, den er aber beym Nahmen nennen mußte, um seine Rolle auf ihn zu bringen (*).

2. Die stille Blindekuh Colin Maillard. Die Gesellschaft bildet einen Kreis um den Geblendeten, der mit einem Stabe in der Mitte steht. Man tanzt

Hand

(*) Siehe den *Hesychius*, unter *Μυνδα*. *Pollux*, L. 9, c. 7. *Meursius* de ludis Graecor. in *Gronovii* Thesaur. To. VII, p. 977.

Eine andre Art von Blindekuh-Spiel, führe ich im Vorbeygehen an; denn nach der sehr unvollständigen Beschreibung, die *Pollux*, a. ang. O. (s. auch *Meursius* in *Gronov.* Thesaur. To. VII. p. 948), davon macht, läßt sich eben nichts herausbringen. Das Spiel hieß *Αποδιδρασκινδα*. Die Blindekuh saß in der Mitte ihrer Gespielen. Ihre Augen waren verschlossen, oder wurden von einem Andern zugehalten. Indeß die andern fortliefen, und die Blindekuh anfieng sie zu suchen, bemuheten sich die Uebrigen, an die Stelle derselben zu kommen.

Hand in Hand um ihn her, bis er mit dem Stocke an den Boden klopfend, Stillstehen gebiethet. Jezt streckt er den Stock nach irgend einer Person des Kreises aus. Diese muß ihn ergreifen, und die Blindekuh hat das Recht, einen dreymahligen Laut von ihr zu fordern. Man verstellt hierbey die Stimme so viel als möglich. Ist der Laut drey Mahl gegeben, so muß die Blindekuh hieraus die Person erkennen. Kann sie dies nicht, so bleibt sie Blindekuh; man verlacht sie bey Nennung des falschen Nahmens, und fängt den Ringeltanz von neuem an; kann sie aber die Person nennen, so ist sie frey, und der Genannte wird Blindekuh.

Dieses Spiel empfiehlt sich durch Beförderung der Fröhlichkeit, durch Uebung des Gehöres, und durch einige damit verbundene Bewegung.

Fast ganz dasselbe und nur wenig davon verschieden, ist das französische Colin Maillard, welches auf zweyerley Art gespielt wird, Colin, die Blinde-Kuh, steht in der Mitte, und seine Gespielen sitzen um sie her. Diese verwechseln ihre Plätze; Einer von ihnen führt die Blindekuh zu einer Person, und fragt: wer ist das? Colin muß errathen, darf aber die Hände gar nicht gebrauchen, und ist auch nicht berechtigt, einen Ton zu verlangen. Er hat also gar keinen Beystand als das Ungefähr. Trifft er die Person, so ist er frey; im entgegengesetzten Falle wechselt man von neuem, und läßt wieder errathen. Dieses Errathen taugt nichts; die Blindekuh gehe nach der Verwechselung der Plätze selbst zu einer Person, und ziehe mit dem Finger über das Gesichts-Profil, oder betaste ihre Hand, und suche sie dadurch zu erkennen.

Man spielt dieses Spiel auch stehend.

3. Jacob wo bist du? oder die beyden Blinden. Es giebt fast kein Spiel, welches so ganz dazu gemacht wäre, ein allgemeines, alle Augenblicke

erneu-

erneuertes Gelächter zu erregen, als dieses. Ein Herr ist böse auf seinen Knecht, er sucht ihn unablässig, um ihn zu schlagen; dabey sind ihm aber die Augen verbunden, und er muß sich durch das Gehör und Gefühl zu ihm hinfinden. Jacob, der Knecht, sucht dem erzürnten Herrn zu entgehen; das wäre zwar leicht, aber auch ihm sind die Augen zugebunden, und mit einer kleinen Pfennig-Schalmey, oder sonst etwas, muß er, wenn sein Herr ihn gar nicht mehr merkt, oder ihn verloren hat, und dann im ernsten Tone ruft: Jacob wo bist du? einen Ton von sich geben. Sein Herr spitzt dabey gewaltig die Ohren, und Jacob sieht aus, als wollte er das Gras wachsen hören; er zieht sich schnell aus der Gegend, wo die Stimme seines Herrn herkam; und jener tritt so äusserst fein auf, als wenn er auf Eyern gienge, und nähert sich der Gegend, wo Jacob pfiff. Er hebt allmählich die Hand, die mit einem locker gedreheten Schnupftuche bewaffnet ist, um recht bald zu zuschlagen; allein Jacob ist indeß schon wieder weit weg, hinter dem Rücken des Herrn, und schneidet Grimassen, die Furcht und Angst bedeuten, ob er gleich ausser aller Gefahr ist, und jener vergebens in die Luft schlägt. Aber Jacob wird von Furcht fortgetrieben. Er entflieht von da, um Sicherheit zu suchen. Er schleicht wohlbedächtig auf den äussersten Fußspitzen wieder vorwärts, horcht, macht wieder ein Par Schritte, und prellt, wie vom Donner gerührt, zurück, indem ihm zwey bis drey Hiebe ankündigen, daß er unvermuthet auf seinen Herrn gestoßen sey. Die ganze Gesellschaft bricht in ein lautes Gelächter aus. Es ist auch in der That unmöglich, bey diesem Spiele ernsthaft zu bleiben, wenn beyde ihre Rollen gut und lebhaft genug spielen; unmöglich, das Lachen zu lassen, bey den sonderbaren Gestalten, die mit dem behutsamen Gehen auf den Fußspitzen, dem Horchen, vor- und rückwärts Springen, Zu-

schlagen, Zurückprellen, Entlaufen ꝛc. verbunden sind. — Die Umstehenden haben bey diesem Spiele nichts zu thun, als zu zusehen, zu lachen, und den Jacob nebst seinem Herrn vor Schaden zu hüten. Sie müssen sich nähmlich an den Wänden des, so viel als möglich, von allen Hindernissen entledigten Zimmers herum stellen, und die beyden Blinden warnen. Der Aufseher der jungen Gesellschaft muß von Zeit zu Zeit, wenn die Ausbrüche des lauten Lachens vorüber sind, Stille gebiethen, denn diese ist durchaus nöthig, damit die beyden Blinden sich durch das Gehör ausspüren können. — Von Zeit zu Zeit werden Jacob und sein Herr abgelöset, und durch andere von der Gesellschaft ersetzt.

Das Spiel empfiehlt sich durch Einfachheit, Fröhlichkeit, und durch Uebung des Beobachtungs-Geistes.

4. Marcus und Lucas. Auf einem freyen Plaze, auch in der Mitte des Zimmers, wird ein einbeiniger Tisch gesetzt. Zwey geblendete Personen, Marcus und Lucas, legen ihre linke Hand an den Rand des Tisches, doch in solcher Entfernung, daß nur die Fingerspitzen den Rand berühren. Die Rechte hat jeder mit einem zusammen gedrehten Tuche bewaffnet. So gehen sie um den Tisch herum, und Lucas ruft, wenn es ihm Zeit zu seyn scheint, Marcus! Dieser nuzt die Aufforderung, und schlägt mit seinem Tuche nach Lucas, welcher sich aber durch Biegungen und Wendungen gegen den Schlag zu verwahren sucht, auch wohl gar unter den Tisch kriecht, wobey er aber seine Hand nicht vom Rande entfernen darf. Hat Marcus den Schlag gethan, so muß er um den Tisch gehen, und Lucas! rufen. So kommt die Reihe des Schlagens nun an Lucas, u. s. w. —

Dieses Spiel hat mit dem vorigen viel Aehnlichkeit. Es belustigt durch die mancherley Biegungen,

Wend-

Wendungen und Luftstreiche, die Spieler und Zuschauer, zumahl wenn jene nicht geübt sind, den Ort, aus welchem der Schall kommt, gehörig zu beurtheilen, oder wenn sie ihre Sprach-Organe so in ihrer Gewalt haben, daß der Schall aus einer andern Gegend zu kommen scheint.

5. Das Topfschlagen, eine Art von Blinde-Kuh. Man setzt einen Topf auf den platten Erdboden nieder; dieser ist der Gegenstand des Spieles. Der erste der beste von der Gesellschaft läßt sich die Augen verbinden, nachdem er sich 6, 8 bis 10 Schritt von dem Topfe gestellt hat. Man kann ihn auch die Schritte vom Topfe bis zu seinem Standpuncte vorher abmessen lassen. In seine Hand bekommt er einen derben Stock, womit er den Topf zu zertrümmern Willens ist, und so bewaffnet ist es seine Pflicht, vor Eröffnung des Feldzuges sich mit zugebundenen Augen 2 bis 3 Mahl umzudrehen. Dies nun so zu vollbringen, daß die Nase nach dem dritten Umwenden wieder genau nach dem Topfe hinweiset, dann gerade aus, ohne links noch rechts auszuweichen, fortzugehen; die Entfernung bis zum Topfe wieder gehörig auszumessen, und den Schlag von oben nach unten, also nicht horizontal, gerade auf den Topf zu führen, hierin besteht die Kunst des Spieles. Es glückt selten. Die Blindekuh dreht sich, und bey jedem Mahle weicht sie von der ersten Richtung etwas ab. Ein verbissenes Gelächter zischt durch die ganze Gesellschaft. Er marschirt vorwärts, und zwar nach einer ganz andern Welt-Gegend; er schlägt zu, und mit dem Schlage bricht ein allgemeines Gelächter los, denn er ist weit vom Topfe entfernt. Da steht er nun, nach abgerissenem Tuche, mit großen Augen, und sucht den Topf, dessen Zertrümmerung er so sicher berechnet zu haben glaubte.

Man kann es, wenn man will, zum Gesetz machen, daß niemand einen Laut von sich gebe, so lange der Schlag noch nicht geschehen ist; die Lustigkeit des Spieles gewinnt dadurch, und die Blindekuh findet sich schwerer nach dem Ziele. Man kann in den Topf einen Preis legen, Obst oder sonst etwas, doch ist dies nicht nothwendig. Die Spieler nehmen gemeiniglich alle Kräfte ihrer Sinne und ihres Beobachtungs-Geistes zusammen, um die erste Richtung nicht zu verlieren. Sie suchen sich auf mancherley Art zu helfen; bald wird der Stock vor den Füßen, gleichsam als Wegweiser nach dem Topfe, niedergestemmt; bald werden um den Standpunct mit den Füßen vier rechte Winkel gemessen, und dgl. m. Kurz, Jeder schafft sich seine eigene Methode, so, daß dieses Spiel das sinnliche Beurtheilungs-Vermögen mehr beschäftigt, als man von seiner Einfachheit vermuthen sollte.

Stellt man die neun Kegel an die Stelle des Topfes, und giebt dem Blinden die Kugel zum Werfen in die Hand, so bekommt das Spiel eine neue Einkleidung, die zum Abwechseln angenehm ist.

6. Wer wars? oder die warme Hand. Der Aufseher sitzt auf einem Stuhle, seine jungen Gesellschafter stehen um ihn her. Man loset, und die dadurch gefundene Person neigt sich mit dem Gesichte nieder auf den Schooß und in die Hände des Sitzenden, so, daß ihre Augen dadurch verschlossen sind. Die kleine Blindekuh legt eine von ihren Händen gutwillig auf den Rücken, und giebt dadurch jedem Umstehenden das Recht, einen Schlag darauf zu geben. Gewöhnlich schlägt man mit der bloßen Hand. Im Moment des Niederschlagens die schlagende Hand durch das Gefühl zu beobachten, und sich gleich aufzurichten, ist bey der Blindenkuh eins. Oft bemerkt sie dann noch die Bewegung dessen, der ihr den Schlag gab; ist dies nicht der Fall, so geht sie schnell umher, und beobachtet die Gesichter, um daraus auf den Thäter zu schließen. — Man sieht leicht ein, daß dergleichen Uebungen für junge Leute nützlich sind;

ſind; man kann nicht früh genug anfangen, Geſichts-Veränderungen bemerken zu lernen. — Endlich giebt ſie einen als Thäter an. Trifft ſie ihn wirklich, ſo muß dieſer an ihre Stelle; im Gegentheil muß ſie von neuem die Hand herhalten, und nach dem Schlage wieder Einen als Thäter angeben. So geht das luſtige Spiel fort, bis ſie ihn wirklich trifft, und dadurch frey wird.

Gut beobachtende Knaben lernen bald aus dem Eindrucke der Hand, und der Veränderung im Geſichte, mit Gewißheit ſchließen. Das Spiel hat, auſſer dem ſchon angegebenen, auch für die Umſtehenden den Nutzen, feſte Farbe halten, ich meine ihre Geſichts-Züge beherrſchen zu lernen; und der Erzieher kann hier gewiß mehr nützliche Beobachtungen über dieſen und jenen Charakter ſammeln, als in den meiſten ernſthaften Lehr-Stunden. Für ſehr empfindliche Knaben, die weder Schmerz noch Gelächter ertragen mögen, iſt dieſes Spiel heilſam.

Man ſchlägt dabey auch wohl auf den Hintern; dies iſt erſtlich nicht wohl ſchicklich, und überdem verliert das Spiel dadurch von ſeinem Gehalte; denn bekannter Maßen ſitzt der Sinn des Gefühles nicht dort, ſondern in der Hand; wird alſo dieſe nicht gebraucht, ſo fällt die Beurtheilung durch das Gefühl weg.

Es darf nur ein Schlag auf ein Mahl geſchehen, und nach jedem einzelnen Schlage hat die Blindekuh das Recht, den Thäter anzugeben; geſchehen aber zufällig zwey Schläge, ſo kann ſie auch zwey Perſonen als Thäter angeben, und ſie wird frey, wenn ſie auch nur Einen davon trifft. Daſſelbe iſt auch der Fall, wenn ſie die ſchlagende Hand ergreift und feſthält.

In Frankreich heißt das Spiel La main chaude; in England, Hot-Cockles. Bey den Griechen war der Κολλαβισμος daſſelbe; denn das κολλαβιζειν beſtand darin, daß der Geblendete den errieth, welcher ihm einen Schlag gegeben hatte, oder vielleicht auch, daß er angab, mit welcher Hand es geſchehen ſey. In Deutſchland heißt es: Wer wars? weil dies die Haupt-Frage dabey iſt.

7. Die Jagd. Der Knabe ahmt gern die Beschäftigung des Mannes nach, denn er möchte gern recht bald ein Mann seyn. Daher haben die Belustigungen des Mannes für ihn den größten Reiz; und wahrlich der Knabe, welcher nicht schon im Kinder-Röckchen auf jedes Pferd zu klettern wünscht, verräth nicht die größte Anlage zum Manne in bester Form. In dieser Absicht ist folgendes einfache aber lustige Spiel, eine Nachahmung der Jagd, empfehlungswerth.

Am schönsten läßt es sich in einer Gegend spielen, die mit Bäumen, Gebüschen, Hohlwegen, Hügeln, u. dgl. abwechselt, weil hier das Verbergen leicht ist. Man bestimmt hier die Gränzen des Jagd-Revieres, wie es die Gelegenheit an die Hand giebt, hier durch einen Bach oder Weg, dort durch eine Hecke, einen Berg, u. dgl. Man kann es, wenn Platz genug da ist, eine gute Viertel-Stunde lang, und einige hundert Schritt breit, machen. Alles dies müssen die örtlichen Umstände bestimmen; Gränzen müssen aber, wenn man im Freyen spielt, gemacht werden, weil sich sonst die Gesellschaft ganz aus einander verlieren würde.

Sie kann sehr zahlreich, und muß wenigstens 10 bis 12 Personen stark seyn, sonst hat das Spiel zu wenig Leben; am angenehmsten spielt es sich mit 20 und mehr jungen Leuten. Der beste Läufer wird zum Ober-Jäger gewählt; am schicklichsten ist es, wenn der Aufseher der Jugend diese Rolle übernimmt. Alle Uebrigen machen das Wild aus. So stellt man sich in den Anfang des Revieres. Hier giebt der Ober-Jäger ein Zeichen, und in dem Augenblicke flüchtet alles Wild vorwärts. Er setzt hinter her, und sucht so viel zu erwischen, als er in dem ersten Augenblicke, da das Wild noch nicht so sehr zerstreut und entfernt ist, nur immer kann. Jedes Wild, was er einhohlt

und

und berührt, wird dadurch zum Jäger, und steht dem Ober-Jäger bey. Auf diese Art erhält er bald 2, 3, 4 Gehülfen, die mit ihm zugleich Jagd machen; und weil überhaupt alles Wild, was man erjaget, auch Jäger wird, so vermehrt sich die Zahl der Jäger immer fort. Weil aber das übrige Wild nicht wissen könnte, wer auf diese Art nach und nach zum Jäger geworden wäre, so muß jeder derselben sein Taschentuch um den Arm binden, um dadurch kenntlich zu werden. Das Wild thut alles mögliche, um nicht erjagt zu werden; es läuft so schnell, als möglich, vorwärts, verbirgt sich dann in Hohlwegen; drückt sich hinter Gebüsche; liegt unbeweglich und ohne hörbar zu athmen, im Gesträuche; kriecht auf allen Vieren über gefahrliche Plätze, wo es entdeckt werden könnte, um zu entwischen, oder die Gegenwart des Jägers auszukundschaften; spürt mit dem Ohre am Boden den Fußtritten des Jägers aus; winkt seinem Gefährten, um ihn zu benachrichtigen; es durchläuft mit möglichster Anstrengung ganze Strecken, überspringt Gesträuche, Hohlwege und Gräben, u. s. w. Jeder Jäger im Gegentheil gebraucht alle List, um das Wild zu erjagen. Alle stehen unter dem Befehl des Ober-Jägers. Er versammelt sie von Zeit zu Zeit im nöthigen Falle durch ein Zeichen, giebt ihnen die nöthigen Befehle, welchen Weg sie einzeln nehmen sollen, um das Wild zu erforschen und einzuschließen. Jeder ist dabey auf seiner Hut, unvermerkt heran zu schleichen, um sich dem Wilde zu nähern; jeder durchsucht die Gesträuche, Hohlwege, Gebüsche und Bäume; jeder horcht, ob sich nichts regt, setzt nach, wenn etwas aufspringt, und verfolgt es muthig über Stock und Stein.

So wird vom Anfange des Revieres bis an das Ende fortgejagt. Hier geschieht gewöhnlich der stärkste Fang, wenn anders an dieser Stelle die Umstände zum Verstecken bequem sind. Man wendet um, und

durchstreicht das Revier, wenn noch nicht alles Wild gefangen ist, wieder rückwärts, bis zum Anfange. Hier schließt sich dann die diesmahlige Jagd.

Jedes Wild, das sich durch List, Klugheit und Schnelligkeit den Jägern zu entziehen wußte, und bey der Rückkehr derselben am Anfange des Reviers steht, ist frey und hat die Ehre des Siegers über den Jäger; aber jedes Wild, das die Gränzen des Revieres überschreitet, ist seiner Freyheit verlustig, und muß Jäger werden.

Es giebt nicht leicht ein Spiel, welches bey einer solchen Einfachheit so unterhaltend, und für den Körper und Geist der Jugend so nützlich wäre. Es gewährt starke Bewegung, übt den Körper im Laufen und Springen, hält die Sinne in steter Wachsamkeit, und belebt den Muth junger Leute. Man muß nur bedenken, daß es für diese nicht Spiel, sondern Ernst ist, daß ihr Herz oft vor Erwartung und Angst pocht, wenn sich ein Jäger nähert, daß dann immer ein Entschluß nöthig ist, der in ihrer Lage Muth erfordert.

Siehe auch weiter unten, die Jagd im Dunkeln.

Zu den Spielen der künstlichen Sinnes-Uebung gehören auch die Nacht-Spiele. Die Nacht ist für die meisten Menschen fürchterlich. Vernunft, Aufklärung, Geist und Muth schützen nur Wenige gegen diese natürliche Furcht. Raisonneurs und starke Geister, Philosophen und Krieger, sind am Tage unerschütterlich, und zittern oft des Nachts, wenn ein Blättchen sich reget. Die Ursache liegt nicht in Ammen-Mährchen, sondern sie ist dieselbe, vermöge welcher der Taube mißtrauisch und das Volk abergläubisch ist; sie liegt in der Unkunde der Dinge und Ereignisse um uns her. Heilung ist nur durch Gewöhnung möglich, denn dieser unterliegt die Imagination. Es ist folglich vergebens, dem Furchtsamen vorzuraisonniren, wie eitel seine Furcht sey; wirksamer, als alle philosophischen Gründe ist es, ihn oft

in

in die Finsterniß zu führen. Der Dachdecker wird nicht mehr schwindlich, und wer sich an Finsterniß gewöhnt hat, empfindet dabey keine Furcht mehr. Um die Jugend dahin zu bringen, sind Spiele sehr bequem, aber sie müssen mit Lachen und Scherz verbunden und gesellschaftlich seyn. Dadurch werden die Füße eines so erzogenen Menschen sicher, und die Hände gleichsam verständiger. Seine Imagination mit angenehmen Bildern der jugendlichen Nacht-Spiele angefüllt, wird nicht leicht auf schreckliche Gegenstande verfallen.

In dem Bisherigen liegt die Quintessenz dessen, was *Rousseau* im Emile so schön über diesen Gegenstand sagt (*). Was er indessen von den Ammen-Mährchen behauptet, widerlegt sich dadurch, daß sehr viele Menschen sich auch am hellen Tage vor Gespenstern fürchten, auch dann, wann sie alles um sich her auch noch so gut erkennen können. *Rousseau* schlägt darauf selbst nächtliche Spiele, oder vielmehr pädagogische Uebungen, vor. Er will, daß man Abends

(*) Beaucoup de jeux de nuit. Cet avis eſt plus important qu'il ne ſemble. . . . Je n' imagine rien de ſi plaiſant et de ſi utile, que de pareils jeux pour peu qu'on voulut uſer d'addreſſe à les ordonner. Je ferois dans une grande ſalle une eſpece de labyrinthe avec des tables, des fauteils, des chaiſes, des paravents. Dans les inextricables tortuoſités de ce labyrinthe j'arrangerois au milieu de huit ou dix boëtes d'attrapes, une autre boëte presque ſemblable bien garnie de bonbons; je deſignerois en termes clairs mais ſuccinots le lieu precis ou ſe trouve la bonne boëte, puis, apres avoir fait tirer au ſort les petits concurrens, je les enverrois tous t'un après l'autre, jusqu'à ce que la bonne boëte fut trouvée. . . . D'autres fois, dans une piece nouvellement blanchie on ſuspendra pres du mur quelque jouet, quelque petit meuble, qu'il s'agira d'alles chercher ſans toucher le mur. A peine celui qui l'apportera ſera-t-il rentré, que, pour peu qu'il ait manqué de la condition, le bout de ſon chapeau blanchi etc. trahiroit ſa mal-addreſſe. *Emile*, L. 2, p. 198. ff.

eine Gesellschaft von Kindern zusammenbringe, und sie an finstern Orten allerley verrichten lasse. Keines müßte ganz allein gehen, sondern gesellschaftlich, bis man sicher wäre, daß es nicht zu sehr erschrecken würde. „Ich finde nichts so lustig und nützlich, als dergleichen „Spiele, wenn man sie nur gehörig einzurichten weis. „In einem großen Sahle würde ich von Tischen, Stühlen, Schirmen ꝛc. eine Art von Irrgang machen. In „die verworrenen Krümmungen dieses Labyrinthes stellte ich, mitten unter 8 bis 10 Vexier Büchsen, eine ziemlich ähnliche mit Zuckerwerk gefüllte. Ich bestimmte „kurz, deutlich und genau die Stelle derselben; ich gäbe eine solche Anweisung, die für Leute, welche weniger unaufmerksam und flatterhaft, als Kinder, wären, hinreichen würde, um sie zu finden. Jezt zöge „ich das Los für die kleinen Wettstreitenden, und „schickte sie einen nach dem andern fort, bis die gute „Büchse gefunden wäre. Die Schwierigkeit des Findens „würde ich nach dem Grade ihrer Geschicklichkeit abmessen. Man denke sich einen kleinen Herkules, wie „er, stolz auf seine That, mit der Büchse zurück kommt. „Man stellt sie auf den Tisch, und öffnet sie mit vieler „Ceremonie. Ich höre das Gelächter, das Jauchzen „des lustigen Haufens, wenn man statt der erwarteten „Näscherey, einen May-Käfer, eine Schnecke, Kohle, „oder Eichel in Bammwolle oder Mos rechtartig eingewickelt findet. Ein ander Mahl würde ich in einem neu geweißten Zimmer, nahe an der Wand ein „Spielzeug, ein kleines Hausgeräth aufhängen, das „müßte dann gehohlt werden, ohne die Wand zu berühren. Kaum käme der Sucher wieder zurück, so „würde, wenn er die Bedingung nur in etwas verfehlt „hätte, der weiße Fleck an der Spize seines Hutes, seiner Schuhe ꝛc. seine Ungeschicklichkeit verrathen."

Dergleichen Uebungen wird jeder geschickte Erzieher selbst zu erweitern, mannigfaltiger zu machen und abzuändern verstehen. *Rousseau* will dadurch auch bloß den Geist derselben zu verstehen geben. Es wäre auch gut, dergleichen Uebungen nicht immer im Hause, sondern auch ganz besonders draussen vorzuneh-

nehmen. Man verbindet zwey, drey und mehrere Knaben von der Gesellschaft die Augen. Die Sehenden führen sie unter Begleitung ihres Aufsehers hinaus in das freye Feld, auf $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Stunde weit vom Wohn-Orte weg. Hier öffnet man ihnen die Augen, und verlangt, daß sie sich nach Hause finden sollen. Der Abend ist so dunkel, daß die Augen wenig oder gar keine Dienste leisten; das Feld unbekannt, denn man ist, gleichsam wie vom Himmel gefallen, dahin gekommen; keine Welt-Gegend ist bekannt. Weit schlimmer ist dies alles, wenn man zur Uebung ein anderes Mahl einen Wald wählt. Es wird indeß voraus gesetzt, daß die Zöglinge ihre vaterländische Gegend im Ganzen etwas kennen, so geht dann die Untersuchung durch Gefühl und Gehör vor sich. Man untersucht die Natur des Bodens, man benetzt mit dem Munde einen Finger, streckt ihn über den Kopf hinaus, um den Zug der Luft daran zu bemerken; man beobachtet die Wolken, den Stand der Sterne, die lezten Ueberreste der Abendröthe, das Mos an den Bäumen, man fuhlt mit den Füßen nach einem Wege, man horcht auf entferntes Getöse, u. s. w. Auf alle dergleichen Merkmahle gründet man Schlüsse. Die vorher Geblendeten berathschlagen sich über die zu nehmende Richtung; sind alle einstimmig, so folgt ihnen der Aufseher mit allen Uebrigen ungetrennt; ist ihre Meinung aber verschieden, so giebt er jedem einen Begleiter, der der Gegend kundig ist, um das gänzliche Verirren im Nothfall zu verhüten. Oder; ein anderes Mahl setzt man Rousseau's Büchsen hinaus in den Garten, oder, wenn das freye Feld in der Nähe ist, hinaus auf die Flur, und verfährt übrigens so, wie Rousseau es vorschlägt.

Ein förmliches Nacht-Spiel ist: a) die Wächter und die Diebe, nach Hrn. Gutsmuths Beschreibung.

ung (*). Eine Gesellschaft von 16, 20, 30 Personen, je zahlreicher je besser, versammelt sich am bequemsten auf einer großen, mit einzelnen Gebüschen versehenen, oder theils unebenen Wiese, oder einem ähnlichen Garten-Platze. Einer wird zum Kadi ernannt, und dieser theilt die Gesellschaft in Pare ab, um aus diesen, nach der unten befindlichen Anweisung (**), zwey Parteyen zu bilden, indem er von jedem zu ihm kommenden Pare die eine Person zum Wächter, die andere zum Diebe, ernennt. So entsteht die Vertheilung der Gesellschaft in Wächter und Diebe. Beyderley sondern sich in zwey Haufen ab, und der Kadi nennt die Nahmen beyder Parteyen öffentlich, damit sie sich gegenseitig nach ihren Rollen kennen lernen. Jezt giebt er jeder Partey eine Parole; z. B. den Wächtern das Wort Bordeaux, den Dieben Rouen, und befiehlt jenen sich zu bezeichnen, und diesen sich zu bewaffnen; worauf die Wächter ein weißes Tuch oder ein Stück Papier um den Arm befestigen, und die Diebe sich mit zusammengedreheten Schnupftüchern versehen. Hierauf müssen sich die Diebe entfernen, um sich zu verstecken, und

(*) Die Idee dieses Spieles ist aus *Tho. Hyde*, de Ludis Orientalium, (Oxon. 1694, 12.) genommen. Im 2ten Buche, S. 262, findet man die Beschreibung eines mesopotamischen Spieles, das den Nahmen Hallas wa Harami führt; sie ist aber, wie mehrere Beschreibungen dieses Verfassers, so unzulänglich und verworren, daß Hr. Gutsmuths erst ein Spiel daraus machen mußte.

(**) Um zwey Parteyen zu bilden, die an Spiel-Fertigkeit gleich sind, stellt man zwey und zwey gleiche Personen zusammen. So entstehen Pare. Darauf nimmt jede Person den Nahmen eines Thieres an, damit kommen sie parweise zu den beyden Personen, welche das Losen veranstalten, und nennen ihnen ihre angenommenen Nahmen; z. B. hier kommt ein Adler und Falk, welchen wollt ihr? Da die Losenden nicht wissen, wer Adler oder Falk ist, so findet keine Auswahl Statt; wer den Falken nimmt, erhält zu seiner Partey die Person, die sich hinter diesen Nahmen versteckt hatte, u. s. w.

und in Hinterhalt zu legen, wo sie nur können. Der Kadi giebt ihnen dazu etwa 2 Minuten und weniger, binnen welcher Zeit er laut bis 20 zählt. Ist die Zahl 20 ausgesprochen, so geht der Kadi mit den Wächtern aus, um die Diebe zu fangen. Man spürt aus, wo sich Diebe befinden; der Kadi detaschirt bald hier bald dort hin einen Trupp oder einen Einzelnen seiner Wächter, um den Ort zu umstellen, den Paß zu verhauen, zu recognosciren, zu rapportiren, u. s. w. Alles muß, wie beym militärischen Expeditionen, strengen Gehorsam leisten, und der Kadi ernennt bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke dieser Art, die Unter-Anführer willkürlich. Kann irgend ein Wächter unter Gebung der Parole einen Dieb beym Arme fassen, oder nur deutlich berühren, so ist der Dieb sein, und die Regel des Spieles verbietet alle Widersetzlichkeit. Der Wächter ruft den Kadi und seine Gehülfen, alle versammeln sich, der Kadi hält Gericht, und läßt den Dieb 2, 3 Mahl durch die locker gedrehten Schnupftücher der Wächter gassenlaufen. Hat er diese Strafe überstanden, so wird er durch Umbindung des Zeichens unter die Zahl der Wächter aufgenommen. Indessen aber auf diese Art die Jagd auf die Diebe ununterbrochen fortdauert, sind diese nicht müßig, sondern unablässig bemühet, die Wächter zu Dieben zu machen. Jeder Dieb hat nähmlich das Recht, jeden Wächter mit aller möglichsten List heimlich zu verfolgen, sich an ihn heran zu schleichen, oder schnell zu überfallen, und ihm mit dem Schnupftuche unter Nennung seiner Parole (Rouen) einen Hieb zu versetzen. Kann er dies, ehe der Wächter seine Parole (Bordeaux) ausspricht, so ist der Wächter dadurch auf der Stelle zum Diebe gemacht, und muß sich schleunig fortmachen, damit ihn die Wächter nicht erhaschen.

Es arbeiten hier also zwey Parteyen unaufhörlich gegen einander. Gelingt es den Wächtern, alle Diebe nach und nach zu fangen, so hat ihre Partey gewonnen; können die Diebe aber nach und nach die Wächter zu Dieben machen, so findet das Gegentheil Statt. Glückt es den Dieben, an den Kadi zu kommen, und ihn auf die obige Art zum Diebe zu machen, so erheben sie ein allgemeines Hurrah-Geschrey, die Partie ist geendigt, und sie haben den Sieg. Dieser leztere Fall ist sehr gewöhnlich, daher muß der Kadi ausserordentlich auf seiner Hut seyn, um nicht durch schnelle Ueberfälle überlistet zu werden. Oft bemerkt er z. B. zur Rechten die Bewegung einiger Diebe, seine Gehülfen machen Jagd, und fangen einen; dieser Angriff war mit Fleiß von den Dieben veranlaßt, um die Aufmerksamkeit des Kadi dahin zu ziehen; denn in demselben Augenblicke stürzen von der linken Seite her unerwartet ein Par der entschlossensten Diebe unter den Haufen der Wächter; und ehe er sich noch besinnen kann, ist der Schlag geschehen, und er ist gefangen. Er muß daher immer sehr aufmerksam seyn, und immer ein Par Mann von seinen Wächtern als Leib-Wache haben.

So viel von dem Gange des Spieles im Allgemeinen. Mich, fährt Hr. Gutsmuth fort: in eine weitere Entwickelung einzulassen, würde nicht ganz schicklich seyn. Streitige Fälle kommen nicht häufig vor. Einige Gesetze will ich hier noch angeben.

Die Gränzen des Spiel-Raumes dürfen von Niemand überschritten werden. — Kein Dieb darf das Zeichen der Wächter an den Arm machen, oder sein zusammengedrehtes Tuch zur Nachahmung desselben auch nur über den Arm hängen. — Kein Wächter darf seine Parole aussprechen, als bis er wirklich einen Dieb sieht, der ihn anfallen, oder den er ergreifen will. — Die Diebe können sich zwar vereinigen,

um von allen Seiten her einen Trupp Wächter zu überfallen; merken es aber die Wächter früh genug, und rufen ihre Parole, so haben jene kein Recht weiter einzudringen, sondern sind in Gefahr gefangen und schärfer als gewöhnlich, bestraft zu werden. Auf dieses Gesetz muß vorzüglich gehalten werden, wenn nicht sogleich das ganze Spiel ausarten soll.

Dieses Spiel hat für die Jugend überaus viel Interesse, wenn es von beyden Seiten mit Lebhaftigkeit, Vorsicht, Muth, und der dazu nöthigen Verschlagenheit, gespielt wird. Man ist dabey in einer steten Erwartung dessen, was so eben vorgehen wird, von Minute zu Minute wird sie befriedigt, und wieder von neuem gespannt. Jeder Schritt erfordert Vorsicht, Auge und Ohr sind unaufhörlich beschäftigt, jede kleine Bewegung und jedes Geräusch zu bemerken. Es erfordert Muth und ununterbrochene Gegenwart des Geistes, denn die Angriffe sind mit List, Schnelligkeit und Ueberraschung verbunden. Hier kann der Jugend-Aufseher, wenn er die Rolle des Kadi übernimmt, manchen seiner Zöglinge näher kennen lernen, indem er seinen Muth, seine Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes auf die Probe stellt, und bald diesem bald jenem eine Expedition aufträgt, wobey seine Furchtsamkeit ins Gedränge kommt, u. s. w. Es gewährt zugleich viel körperliche Bewegung, es erfordert Schnelligkeit. Sehr bequem ist dieses Spiel für die etwas rauhen und sehr dunkeln Abende des Herbstes. Kleineren Knaben, die mit diesem nicht gut fertig werden können, empfiehlt Hr. Gutsmuths das folgende, welches von einer Gesellschaft Knaben erfunden wurde, ganz einfach, aber doch nicht ohne Interesse ist.

b) Miau! Die Kleinen sind wieder auf einer Wiese, oder in einem Garten. Der Abend muß sehr dunkel seyn. Der flinkste Knabe wird zum Miau ge-

gewählt. Dieser läuft von der Gesellschaft fort, um sich zu verstecken, und man giebt ihm dazu etwa 4 Minuten Zeit, binnen welcher man 20 zählt. Hierauf geht die Gesellschaft fort, um ihn zu erhaschen. Man kommt in die Gegend, wo man ihn vermuthet, und findet ihn nicht. Man umstellt indeß den Platz, und der kleine Anführer der Gesellschaft fordert den Miau auf, mit den Worten: Miau laß dich hören! Alle andere wiederhohlen diesen Ruf, und erwarten dann mit großer Begierde die Antwort. Man ist schon auf dem Puncte zu zufahren, um ihn zu ertappen, weil man ihn ganz nahe glaubt; aber ehe man sichs versieht, erschallt die Antwort: Miau! weit entfernt, auf einer ganz andern Seite. Schnell bildet die Gesellschaft eine weit ausgedehnte Linie, und läuft vorwärts nach der Gegend, wo der Laut Miau! herschallte. Hier will man ihn denn recht sicher einschließen; aber ehe man sichs versieht, ist Miau wieder durch die Glieder der Linie entwischt, und täuscht die andern zum zweyten Mahl. Ist Miau aber endlich glücklich eingeschlossen, und man fordert ihn auf, sich hören zu lassen, so braucht er zwar nicht zu antworten, wenn man ihn zu nahe ist, aber eben dadurch verräth er seine zu große Nachbarschaft, und man sucht dann desto eifriger. So dauert das Spiel fort, bis Miau unter allgemeinem Gelächter gefangen wird. Ueber die Gränzen des Spiel-Raumes darf er nie hinauslaufen. Dieses sehr unschuldige Spiel ist mit vielem Gelächter verbunden, gewähret viel Bewegung, und ist sehr bequem, die Kleinen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

c) Die Jagd im Dunkeln. Das bereits oben, S. 838, angegebene Spiel der Jagd sieht man in Schnepfenthal bey der dortigen Jugend an dunkeln Abenden spielen. Man treibt es genau auf dieselbe Art, nur wählt man zum Jagd-Revier eine ganz ebene

Wiese,

Wiese, die von kleinen Gebüschen eingefaßt ist, und dadurch deutliche Gränzen hat. Es erfüllt ganz den Haupt-Zweck, die Jugend auf eine lustige Art an die Dunkelheit zu gewöhnen, in ihrer Imagination die Vorstellung der Dunkelheit mit der Vorstellung des Vergnügens zu verknüpfen. Es erfordert überdem viel Munterkeit der Sinne, jugendlichen Muth, und Schnelligkeit des Körpers.

Vom Rad schlagen und andern Rad-Künsten, s. oben, S. 390, f.

Soldaten-Spiel, siehe Militär-Uebungen, oben, S. 735.

Das Springen, besteht, nach Hrn. Vieth, darin, daß durch schnelles Ausstrecken der vorher gebogenen Beine ein starker Stoß auf die Grundfläche ausgeübt wird, wodurch, wenn diese unbeweglich widersteht, der ganze Körper nach der entgegengesetzten Seite vom Boden fortgeschnellt wird, und einige Augenblicke in der Luft bleibt, bis die Schwer-Kraft ihn wieder zu Boden treibt. Es kommt mithin beym Spingen hauptsächlich (*) auf die Ausstreck-Muskeln des Unter-Schenkels und auf die Waden-Muskeln an. Diese führen den Stoß aus; und je größer ihre Schnell-Kraft ist, desto stärker ist der Stoß gegen den Boden, folglich desto lebhafter der Sprung.

In Rücksicht des Gebrauches der Füße bey dieser Operation, kann man verschiedene Arten des Sprunges unterscheiden, indem man nähmlich auf Einem Beine, oder auf beyden, und in lezterm Falle entweder mit neben einander gehaltenen Füßen springt, oder

(*) Ich sage hauptsächlich, denn die Gesäß-Muskeln (glutaei) und Bauch-Muskeln haben ebenfalls dabey zu wirken.

oder nicht. Die beyden ersten Arten nennt man hüpfen; s. im XXVI Th., S. 610, f. Ferner kann man entweder ohne, oder mit einem Anlauf oder Vorsprung den Sprung mit beyden Beinen ausführen. Sodann kann man, in Rücksicht des Weges, durch den der Körper sich beym Sprunge bewegt, ebenfalls verschiedene Arten unterscheiden. Man kann von oben herunter, von unten hinauf, über eine horizontale Weite, wegspringen. Und endlich kann man alle diese Arten entweder bloß durch die Schnell-Kraft der Füße, oder auch mit Hülfe einer Spring-Stange, oder auch mit Aufsetzung der Hände, vollführen. — Manigfaltigkeit genug, um das Springen zu einer sehr unterhaltenden Uebung zu machen.

Erste Gattung. Springen, bloß durch die Wirkung der untern Gliedmaßen.

Die erste Art dieses Springens, ist das Hüpfen auf Einem Beine, wobey das andere Bein entweder frey ausgestreckt, oder gebogen, oder auch mit einer Hand, es sey nun an dieselbe, oder an der entgegengesetzten Seite, angefaßt wird. Das Hüpfen auf Einem Beine geschieht nun in die Höhe, in die Tiefe, oder auf horizontalem Boden; in jedem Falle entweder einfach, oder fortgesetzt, z. B. auf einer horizontalen oder auch abhängigen Ebene durch einen Raum von hundert und mehrern Fußen, oder einen Zeitraum von 5, 10 Minuten ꝛc.; auch auf den Stufen einer Treppe hinauf oder herunter. — Eine gute Uebung, die Beine stark zu machen, und als Vorübung brauchbar; im vorkommenden Falle wird man freylich beyde Beine gebrauchen.

Die zweyte Art, das Springen mit beyden Beinen, begreift zwey Unter-Arten in sich. Werden die Füße geschlossen an einander gesetzt, so daß beyde zugleich den Aufsprung und Niedersprung machen, so heißt es Hüpfen auf beyden Beinen. Die Knie müssen

sen vor dem Aufsprunge ziemlich stark gebogen und schnell gestreckt werden. Es befördert die Stärke des Abstoßens, wenn man einen Vorsprung macht. Man kann dabey zur Bedingung machen, daß man die Füße genau geschlossen an einander halte, und zu dem Ende ein Stück Geld oder dergleichen zwischen dem Vorder-Theile der Füße zu klemmen, da denn die Kunst darin besteht, dieses nicht während des Sprunges fallen zu lassen. Man kann den Sprung auch mehrere Mahl hinter einander fortsetzen, wie auch rückwärts, seitwärts, hinauf, hinunter, über einen Graben, über einen Stab zu hüpfen, und dgl. Mit Springe-Uebungen lassen sich überhaupt hundert Abänderungen machen. Das Hüpfen auf Einer Stelle, nach Art der lacedämonischen Weiber, wobey die Ferse im Aufspringen an das Gesäß schlagen, gehört ebenfalls hierher.

Die zweyte Unter-Art des Springens mit beyden Beinen ist die dem Menschen natürlichste Art, da man sich mit dem einen Fuße den Abstoß giebt, den andern im Sprunge etwas hervor bringt, und mit demselben etwas früher niederspringt. Man sollte zwar glauben, daß der Sprung leichter und stärker seyn müsse, wenn man mit beyden Beinen zugleich sich in die Höhe schnellte, daß man also weiter auf beyden Beinen hüpfen, als auf gewöhnliche Art springen könne, allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Bey dem gewöhnlichen Sprunge, wo das eine Bein bloß zum Abstoß gebraucht wird, kann man einen Anlauf nehmen, wodurch die Bewegung sehr befördert wird, oder wenn auch dieses geschieht, so tritt man doch mit dem einen Fuße etwas zurück, und theilt dadurch beym Abstoß dem Körper einige Geschwindigkeit mit, ehe der abstoßende Fuß den Boden verläßt. Wenn man beyde Füße, wie beym Hüpfen, dicht neben einander hält, und nun den Sprung auf die übri-

gens gewöhnliche Art macht, so wird man finden, daß man wenig oder gar nicht weiter kommt, als mit dem Hüpfen. Die dem Körper vorher durch Anlauf oder Zurücktreten mitgetheilte Geschwindigkeit, ehe man sich vom Boden erhebt, ist also die Ursache, warum man beym gewöhnlichen Sprunge leichter und besser springt, als beym Hüpfen. Wir wollen bey dieser Art die verschiedenen Sprünge etwas genauer durchgehen.

1. Der Sprung von der Höhe in die Tiefe herab, erfordert, wenn nicht zugleich auf Weite dabey Rücksicht genommen wird, keine Vorbereitung, weder durch Vorsprung, noch durch Anlauf. Die einzige bey allen Sprüngen, so auch bey diesem, sehr nothwendige Regel ist die, daß man sich gewöhne, auf die Zehen und mit gebogenen Knien nieder zu springen. Hat man dieses recht in seiner Gewalt, so kann man von einer sehr beträchtlichen Höhe herunter springen, ohne sich Schaden zu thun. So wie eine Kugel keine Wirkung thut, wenn sie gegen weiche Körper anstößt, so wird auch der Stoß, den der Körper bey solchen Sprüngen erhält, unwirksam, wenn er durch das Nachgeben des Fuß-, Knie- und Hüft-Gelenkes allmählich gebrochen wird.

Um sich von sehr großen Höhen, wie z. B. von einem Thurme, von den obern Stockwerken eines Hauses, aus einem aerostatischen Ballon herab zu lassen, hat man, bekannter Maßen, in unsern Tagen Fall-Schirme erfunden, die wohl allgemeiner bekannt zu werden verdienten, da sie bey Feuers-Gefahr vortreffliche Dienste thun könnten. Ein Mann, Nahmens Murray, hat sich glücklich mit einer Parachute von dem Kirch-Thurme zu Portsmouth herabgelassen. Ein zweyter Versuch von der Dom-Kirche zu Chichester fiel zwar, wegen eines Wind-Stoßes, nicht ganz so glücklich aus, indessen fiel er doch, ohne sich etwas zu zerbrechen, zur Erde. Die Versuche mit den Thieren, die man aus aerostatischen Maschinen vermittelst Fall-Schirme herabgelassen hat, sind alle gut ausgefallen.

fallen. Ein großer Regen-Schirm thut schon einige Dienste, wenn er übrigens fest ist.

Ein Franzose, *le Roux* wollte, vor etwa 8 Jahren, eine Mütze erfunden haben, um, wie er sich ausdruckt, avec beaucoup de douceur von einem Thurme zu fallen, so, daß der Kopf immer oben und die Füße unten blieben; man hat aber nichts weiter davon vernommen.

In einem gewissen alten Zauberbuche findet man einen mit einer Abbildung begleiteten Vorschlag, von einem Thurme, Berge ꝛc. herunter zu fliegen, der, Spaßes halber, hier eine Erwähnung verdiene. Man lege zwey Stangen über die Schultern; die vordern Enden werden durch Stricke an beyde Hände, die hintern eben so an die Füße befestigt. Diese Stangen dienen nun wie zwey Hebel, deren Unterlagen die Schultern sind. Ziehen die Hände die vordern Enden herunter, so müssen die hintern Enden sich hinauf bewegen, folglich die Füße in die Höhe ziehen. Umgekehrt, ziehen die Füße wieder herunter, so werden die Hände wieder in die Höhe gezogen, u. s. f. Nur der kleine Umstand hätte noch verdient gelehrt zu werden, wie man es anzufangen habe, daß die Unterlage selbst hinauf gezogen werde! (*)

2. Der Sprung aus der Tiefe in die Höhe. Hier sind zwey Fälle: entweder man springt senkrecht in die Luft, wie beym Tanzen, oder man springt im Bogen über ein Hinderniß hinweg. Bey dem senkrechten Sprunge kann man oben von der Decke einen Ring, einen Apfel, oder dergleichen, in einer gewissen Höhe über dem Kopfe herab hängen lassen, um ihn mit den Händen zu ergreifen, oder herunter zu schlagen. Man erreicht in diesem Falle eine größere Höhe, wenn man mit beyden Füßen zugleich aufspringt; denn der Vortheil, den man sonst beym Aufspringen mit Einem Fuße hat, (wovon kurz zuvor geredet wurde) fällt hier weg, weil durch Anlauf oder durch Zurücktreten

(*) Vom Fliegen, und den damit angestellten Versuchen, s. auch im XIV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 257, flgg. und im LXXI Th., S. 557. K.

nur eine Bewegung nach horizontaler Richtung dem Körper mitgetheilt wird, welche ihm hier nicht zu Statten kommt, da vorausgesetzt wird, daß der Sprung senkrecht in die Höhe gehen soll. — Anders aber verhält es sich bey dem Bogen-Sprunge, wozu der Anlauf allerdings dazu beyträgt, dem Sprunge eine größere Stärke zu geben. Zu diesem Sprunge bedient man sich zweyer aufrecht stehender, etwa 6 Fuß von einander entfernter Stützen, welche in Zolle getheilt und mit Löchern versehen sind, um eine leichte Ruthe quer über ein Par eingesteckte Pflöcke zu legen. Diese Ruthe, welche hier übersprungen wird, fällt bey dem geringsten Anstoß des Fußes herunter, und kann vermittelst der Pflöcke höher und niedriger gelegt werden; welche Einrichtung daher die bequemste ist, weil bey dem Anstoße keine Gefahr ist, und man sich nach und nach in höhern Sprüngen üben kann. Daß der Platz zum Anlaufe frey, und der Boden an der Stelle des Niedersprunges nicht zu hart seyn müsse, versteht sich von selbst. Hr. Vieth meldet, 48 rheinländische Zoll mehrmahls von einem ehemahligen Zöglinge des dessauischen Erziehungs-Institutes übersprungen gesehen zu haben (*). Es kommt hauptsächlich auf eine starke Zusammenziehung der untern Gliedmaßen an.

3. Der Sprung in die Weite, entweder ohne Anlauf, bloß mit Zurücktreten des einen Fußes, um dem Körper einen Schwung zu geben, oder mit einem Anlaufe. In beyden Fällen wird der Sprung am besten, wenn man ihm eine ziemliche Elevation giebt. Geworfene Körper durchlaufen, ceteris paribus, den größten Raum, wenn sie unter einem Winkel von 45 Grad vom Horizont aufwärts geworfen werden.

Der

(*) Das ist nun eben keine ganz ausserordentliche Höhe; es muß aber bemerkt werden, daß der Boden zum Anlauf sandig, und der Absprung etwas ungewiß war.

Der Körper der Menschen und Thiere bewegt sich beym Sprunge, nach ähnlichen Gesetzen; auch ist in der That die Richtung, nach welcher das Bein den Abstoß nach geschehenem Anlauf vollführt, dem ziemlich gemäß. Zur Uebung in diesem Sprunge kann jeder Raum auf ebener Erde, vorzüglich aber auch ein Graben, dienen, dessen Ränder nicht parallel gehen, so daß er an einem Ende enge ist, für die Anfänger, und gegen das andere Ende immer weiter wird. — Wenn man über diesen oder jeden andern Graben will, suche man sich zuvörderst einen guten Ort zum Abspringen aus, stellt den einen Fuß, mit dem man sich gewöhnt hat abzuspringen (*) darauf, setzt den andern einen starken Schritt zurück, und verstärkt durch den Schwung, den man sich damit unmittelbar vor dem Abstoße giebt, die Stärke des Sprunges. Während des Sprunges zieht man die Füße etwas in die Höhe, und springt mit gebogenen Knien, und etwas vorwärts gebogenem Oberleibe, am jenseitigen Ufer nieder. Vornehmlich muß man nicht die Füße vorwärts werfen, um dadurch eine größere Weite zu übersteigen, weil das unfehlbar den Fall auf den Rücken nach sich ziehen würde. Es ist immer besser, vorwärts zu fallen, wiewohl der gute Springer weder vorwärts noch rückwärts fallen, sondern auf den Füßen stehen bleiben muß. Dies war der Sprung in die Weite, ohne Anlauf, womit man schon einen mäßigen Graben von 6 bis 8 Fuß überspingen kann. — Aber eine weit größere Weite überspringt man, mit Hülfe des Anlaufes. Diesen gehörig zu machen, erfordert einige Uebung. Man muß ihn erstens nicht zu lang nehmen, weil man dadurch seine Kräfte unnöthiger Weise

(*) Kann man sich gewöhnen, mit jedem Fuße abzuspringen, so ist man desto weniger in Gefahr, sich beym Anlauf zu versehen.

verschwenden würde, ehe der Sprung geschieht. Wie lang? das läßt sich nicht genau im Allgemeinen bestimmen; 12 bis 16 Schritt sind vollkommen hinreichend, seinem Körper die gehörige Schnelligkeit mitzutheilen. Diese Schritte werden aber nicht gleich groß gemacht; die ersten langsamer und kleiner, die lezten schneller und größer. Eine Haupt-Sache beym Anlauf ist das richtige Augen-Maß in Rücksicht der Schritte und ihrer Verhältnisse zur Weite, die man zum Anlauf bestimmt hat, damit man die Stelle des Absprunges genau treffe, und wenn man einseitig gewöhnt ist, auch genau mit dem Fuße darauf treffe, womit man abzuspringen pflegt. Mit einem gut gerathenen Anlaufe kann man wohl 15 Fuß überspringen. Sprünge von 12 Fuß können Knaben von 13, 14 Jahren machen, wenn sie geübt sind.

Abänderungen, die sich mit diesen verschiedenen Arten von Sprüngen machen lassen, sind z. B. mit Gewichten auf den Schultern, in den Händen oder an den Beinen, zu springen, wodurch die Kräfte sehr geübt werden; ferner, sich während des Sprunges umzudrehen, daß man beym Niedersprunge nach dem Orte des Absprunges hinsehe; ferner rückwärts, seitwärts und schräg zu springen.

Ein Mittel, Sprünge von ausserordentlicher Weite und Höhe zu machen, ist das Tramplain, vermuthlich eine französische Erfindung. Ein Gerüst von Holz wird errichtet, so, daß die über dasselbe gelegten Breter eine schräge Fläche bilden, welche bey ihrem Anfange unter einen größern Winkel gegen den Horizont geneigt ist, als gegen das Ende, wo sie zulezt horizontal (*) ausgeht; Fig. 4236. Wenn der Springer nun

(*) Selbst wieder etwas aufwärts, obgleich wenig. Man hat aber auch Tramplains, die aus einem schräg aufwärts gelegten elastischen Brette bestehen.

nun auf der Linie a b herunter den Anlauf macht, so erlangt er eine weit größere Geschwindigkeit, als beym horizontalen Anlauf. Die Elasticität des Brettes in b verstärkt noch den Absprung, daher kann man durch diese Vorrichtung Sprünge machen, die sonst unmöglich seyn würden.

Obgleich das Tramplain auch bey Uebungen der Jugend nicht zu verwerfen ist, so dient es doch vorzüglich nur zu den gewaltsamen Sprüngen derer, die Profession von dergleichen Künsten machen. Der Tramplain-Springer springt über mehrere Personen mit bloßen Schwertern weg, durch Reifen, durch Fässer mit papiernem Boden, überschlägt sich ein auch zwey Mahl in der Luft, welches man den Salto mortale nennt, und macht andere dergleichen Dinge die wir mit Recht bewundern. Gute Tramplain-Springer sind ziemlich selten. Die verschiedenen Abänderungen des Salto mortale machen einen großen Theil der Stücke aus, womit dergleichen Virtuosen sich sehen lassen. Einer der schwersten scheint der von ebener Erde zu seyn. Der Springer stellt sich auf platten Boden hin, setzt beyde Arme in die Seite, und nach einem starken Vorsprunge giebt er sich einen heftigen Schwung, wodurch er sich in der Luft überschlägt, und auf denselben Stellen auf den Füßen wieder zu stehen kommt. Von einer Höhe herunter kann ein solcher Künstler sich zwey, und selbst mehr Mahle überschlagen. Man will behaupten, daß durch das Ueberschlagen die Beschleunigung des Falles gehemmt würde, und daß man durch öfteres Ueberschlagen ohne Schaden von einem Thurme müsse herab springen können; eine Behauptung, die auf verworrenen Ideen gegründet zu seyn scheint. Ein Stein, den man von einem Thurme herunter fallen läßt, fällt um nichts langsamer zu Boden, wenn man ihn zugleich eine Achs-Umdrehung mittheilet, als

wenn man ihn ohne diese los läßt. Um sich einen Ruck aufwärts zu geben, muß man einen festen Boden unter sich haben. Ohne einen festen Widerstand zieht der Muskel, der z. B. den Ober-Schenkel aufwärts bewegt, indem der Mensch sich überschlägt, mit seinem andern Ende den Rumpf eben so stark niederwärts. Was also durch jene Bewegung gewonnen würde, gienge durch diese wieder verloren.

Zweyte Gattung. Springen mit Hülfe der obern Gliedmaßen. Von dieser Gattung giebt es wieder zwey Arten, nähmlich: das Springen mit der Spring-Stange, und das Springen mit Aufsetzung der Hände auf einen unbeweglichen Körper.

Zu einer Spring-Stange, Fig. 4237, bedient man sich einer etwa 8 Fuß langen Stange von hinlänglicher Festigkeit um den Körper zu tragen, dessen ganze Last im Sprunge auf derselben ruhet. Um auf ebenem Boden damit zu springen, kann sie unten etwas, doch nicht zu scharf, zugespitzt werden. Der nützlichste Gebrauch indessen, den man von solchen Stangen macht, ist, über breite Gräben zu setzen, und dazu ist es denn nicht ganz rathsam, eine unten spitzige Stange zu nehmen, weil sie in den weichen Boden eindringen und den Sprung hindern könnte. In dieser Rücksicht versieht man sie, wie die Figur zeigt, mit einem, in zwey nicht gar zu scharfen Spitzen ausgehenden, eisernen Beschlage; die Spitzen stehen etwa 4 Zoll aus einander, und der Zwischen-Raum zwischen denselben stellt dem Boden eine ziemlich breite Fläche entgegen. Durch diese Einrichtung wird dem Einsinken ziemlich vorgebeuget, und man kann sich nun der Stange bedienen, um auch über Gräben mit schlammigem Boden zu springen. In Gegenden, die mit vielen Gräben durchschnitten sind, ist eine solche Stange schlechterdings nothwendig, um in nasser Jahrszeit zu Fuß über Feld zu kommen, (so wie Sprin-

gen

gen überhaupt dort sehr nützlich ist, um sich manchen weiten Umweg zu ersparen). Man nennt sie im Platt-Deutschen Pad-Stock (Pfad-Stock). Sie sind oft weit länger, als 8 Fuß. Wenn man vermuthet an tiefe Gräben zu gerathen, muß auch der Pfad-Stock eine größere Länge haben. Ein ähnliches Werkzeug ist der in solchen Gegenden ebenfalls gebräuchliche Royer-Haak (Wander-Haken), welcher unten einen eisernen Haken hat, aber nicht eigentlich zum Springen, wenigstens nicht zu großen Sprüngen, geschickt ist.

Man kann mit einer Spring-Stange mit und ohne Anlauf springen. Der Anlauf trägt auch hier zur Größe des Sprunges bey; indessen ist es bey Gräben nicht immer zu rathen, weil man die Stange an einer festen Stelle einsetzen muß, und diese beym Einsetzen im Anlauf verfehlt werden könnte. Man faßt die Stange oben an ihrem Ende, oder nicht weit von demselben, mit der rechten Hand, und mit der linken faßt man sie in einiger Entfernung, etwa in der Mitte, oder auch umgekehrt, je nach dem man sich gewöhnt hat. Die obere Hand wird, wenn man ganz oben anfaßt, auf den Knopf der Stange gestützt; oder wenn man nicht ganz oben anfaßt, wird die Hand so in der natürlichen Lage gehalten, daß der Daumen nach der innern Seite zu, die Stange umklammert; die untere Hand wird so gestellt, daß die flache Hand vorwärts gekehrt an der hintern Seite der Stange anfasse, und der Daumen nach der äussern Seite zu, die Stange umklammere, hat man die rechte Hand oben, und die linke unten, so springt man an der rechten Seite der Stange vorbey, indem man mit dem linken Fuße den Abstoß macht; im entgegengesetzten Falle aber springt man auf der linken Seite der Stange vorbey, und giebt sich den Abstoß mit dem rechten Fuße.

Die

Die Stange, wofern es eine von der eben beschriebenen Art ist, muß so eingesetzt werden, daß die Spitzen des Beschlages nicht vor einander, sondern neben einander stehen; und damit sie während des Sprunges so stehen bleibe, ist nothwendig, daß sich die Hände, insbesondere die untere, um die Stange herum drehe, wobey man sich aber in Acht zu nehmen hat, daß man die Hände nicht zu locker halte, damit man nicht herunter glitsche. Bey diesem Sprunge mit der Stange können die Füße etwas vorwärts geschleudert werden, um die Sprung-Weite zu vergrößern, wenn man sich auf die Festigkeit der Stange verlassen kann. Bey dem Niedersprunge kommt dann der Körper etwas seitwärts zu stehen.

Man kann mit der Stange nicht nur in die Weite, sondern auch in die Höhe springen. Die Füße können dabey höher geschleudert werden, als die Stange selbst lang ist, und man kann also über sehr große Hindernisse hinweg kommen. Das Einzige, was einige Schwierigkeit macht, ist das Hinüberbringen der Stange; diese muß nähmlich schon in der Nähe des Sprunges mit einem Schwunge nach sich gerissen werden, weil sie sonst oben gegen das Hinderniß anstoßen und stecken bleiben würde. Dieses Manoeuvre erfordert einige Uebung und Kühnheit; indessen wird es von jungen Leuten bald erlernt.

Es giebt noch eine Art mit der Stange zu springen, die aber nur im Nothfalle zu empfehlen ist. Wenn man z. B. an tiefe Gräben kommt, wo die Stange so weit in das Wasser hinunter geht, daß das obere Ende nicht weit genug heraus steht, um die Hände auf die vorhin beschriebene Art zu gebrauchen, so stellt man sich mit beyden neben einander etwas ausgespreiteten Beinen gerade vor die Stange, stützt die eine Hand oben auf den Knopf, faßt mit der andern dicht unter den Knopf, und springt nun so über den

Gra-

Graben, daß die Stange zwischen den Beinen durchgeht. Wo viele und tiefe Gräben sind, kommen oft Fälle vor, wo diese Art zu springen brauchbar ist. Geübt muß man freylich seyn, wenn man keine Gefahr laufen will — hier wie bey andern Stücken. Zur Uebung kann man auch Sprünge mit der Stange machen, wobey man nur mit einer Hand anfaßt, die eben nicht von praktischer Brauchbarkeit sind; man müßte denn etwas in der einen Hand halten, welches man auf keine andere Art mit hinüber bringen könnte.

Wenn einem das Gewöhnliche zu leicht wird, so sucht man sich die Sache auf allerley Art zu erschweren. So pflegt man z. B. unter der Bedingung zu springen, daß der eine Fuß, nähmlich der innere, um die Stange geschlungen werde, welches auch zu weiter nichts nützt, als den Körper in alle Arten in seiner Gewalt zu haben. Nützlich aber kann es werden, sich zu üben, mit einer Last auf den Rücken zu springen. Ein solches Stück ist, wenn Einer sich mit den Armen um den Hals des Springenden klammert, und so mit diesem über den Graben gebracht wird.

Die zweyte Art der Gattung, da man mit Hülfe der obern Gliedmaßen springt, sind Sprünge mit Aufsetzung der Hände auf einen unbeweglichen Körper; Diese vortreffliche Uebung ist sehr vieler Abwechselungen fähig, und zur Kunst erhoben worden, welche man das Voltigiren nennt. Es besteht nähmlich dasselbe in der Kunst, sich durch Aufsetzung der Hände und zugleich gegebenen Abstoß der Füße über unbewegliche Hindernisse hinweg zu schwingen. Sprünge dieser Art sind in unzähligen Fällen sehr brauchbar; insbesondere zeigt sich der Nutzen derselben bey dem Reiten; daher man auch im engern Verstande das Voltigiren die Kunst, auf die eben beschriebene Art mit Leichtigkeit, gutem Anstande und Sicherheit auf und über ein Pferd zu springen, und auf demselben allerley Ver-

änderungen zu machen, nennen kann. Da indessen das Voltigiren mit der Reit-Kunst weiter keinen nothwendigen und unmittelbaren Zusammenhang hat, so können füglich beyde Künste von einander getrennt werden, und es wird von der eigentlichen Reit-Kunst, sowohl auf gewöhnliche, als auch künstliche Art, an seinem Orte gehandelt werden.

Unter allen Leibes-Uebungen, wenn man sie nähmlich nach dem Nutzen rangirt, welchen sie auf Stärke und Gelenkigkeit, und auch in Abwendung von Gefahren äussern, steht unstreitig das Voltigiren obenan. Ich sagte: oben, die untern Gliedmaßen seyn die Werkzeuge unserer eigenen Körper, die obern hingegen, fremde Körper zu bewegen; das Voltigiren aber lehrt den eigenen Körper auch in die Gewalt der obern Gliedmaßen zu bringen, und nun ist er ganz in unserer Gewalt. Keine Uebung nimmt so alle Theile des Körpers in Anspruch, keine giebt lebhaftere Erschütterungen, bey keiner ist das Spiel der Muskeln stärker und abwechselnder — „und keine ist gefährlicher!“ wird vielleicht mancher hinzusetzen, der einmahl den Sprüngen auf dem Voltigir-Boden zugesehen hat. Ich antworte: gefährlich aussehend für den Zuschauer, der nicht übersieht, durch welche Stufenfolge derjenige, der diese halsbrechenden Sprünge macht, dazu vorbereitet wurde; daß übrigens die schweren Sprünge nicht jedermanns Ding sind, ist leicht einzusehen.

Hier zuerst, nach Hrn. Vieth Anweisung, einige Regeln, um ohne Gefahr und schön zu voltigiren.

1. Alles, so viel möglich, auf den Zehen gemacht! Dies vermindert die Erschütterung, und giebt dem Sprunge mehr Leichtigkeit und Elasticität. Insbesondre, was schon im Vorhergehenden vom Springen gesagt ist, mache man den Niedersprung nicht mit platten Füßen und steifen Knien. Die Erschütterung

wird

wird dadurch unerträglich für Kopf und Rückgrath; man versuche nur ein Mahl, mit steifen Knien von einer ganz geringen Höhe, nur von ½ Fuß auf die Hacken zu springen. — 2. Während des Sprunges halte man den Athem an, und nach geschehenem Niedersprunge lasse man denselben nicht auf ein Mahl, sondern nach und nach, aus. Das Anhalten des Athems, so lange die Anstrengung dauert, ist gut und natürlich; das Blut wird verhindert zu stark in die Lungen zu dringen, und wird mehr in die Gliedmaßen getrieben, welches die Kraft vermehrt. — 3. Bey Sprüngen, wo man sich auf das Pferd niedersetzt, brauche man zur rechten Zeit Hand und Schenkel. Die Arme müssen da eben die Regel beobachten, die vorhin wegen der Beine gegeben wurde, nähmlich nicht mit steif gehaltenem Elbogen aufzugreifen. Man setze sich nicht plötzlich aus dem Sprunge auf das Pferd, ohne Hülfe der Hände. Die Theile welche da unmittelbar den Stoß bekommen würden, können nicht sorgfältig genug in Acht genommen werden. — 4. Man suche bey allen Sprüngen, das Pferd so wenig als möglich zu berühren. Je mehr der Körper in der Luft zu schweben scheint, desto schöner ist der Sprung. Man bemühe sich deswegen, von Anfange an, den Körper völlig auf den Händen schwebend zu erhalten. — 5. Es ist auch zur Schönheit nothwendig, die Beine wenigstens bey den meisten Sprüngen gestreckt zu halten. Krumme Knie verderben fast jeden Sprung. Die oben gegebene Regel von Biegung der Knie am Anfange und Ende des Sprunges, wird durch diese nicht widerrufen. Hier ist von der Mitte des Sprunges die Rede. — 6. Der Nieder-Sprung vom Pferde muß niemahls mit auseinander gesperrten Beinen geschehen, vielmehr muß man, so bald man kann, die Beine in der Luft schließen und strecken, und mit zusammen gehaltenen Füßen und

einiger Knie-Beugung am Ende auf den Fuß-Spitzen zur Erde kommen. — 7. Beym Aufsprunge kommt es darauf an, das Tempo richtig zu machen. Es besteht, so gut es sich beschreiben läßt, darin, daß man kurz vor dem Aufschlagen der Hände, also bey Stücke, die mit einem Anlaufe gemacht werden, kurz zuvor, ehe man an das Pferd hinan kommt, einen kleinen Vorsprung auf den Boden, und unmittelbar darauf den Haupt-Sprung mache; bey diesem leztern werden sodann die Hände beynahe zugleich, oder eigentlich um einen ganz kleinen Augenblick später, als die Füße, den Boden verlassen, aufgeschlagen. Ich seze nähmlich hier voraus, daß das Pferd die gehörige Höhe habe. Bey niedrigern Dingen braucht man bloß die Hände aufzulegen, und sich ohne Vorsprung, allein durch Bewegung der Knie, hinauf oder hinüber zu schwingen.

Zum Voltigiren ist ein leichter Anzug nöthig. Eine Jacke von Nanquin, die besonders an den Armen und Schultern nicht zu enge seyn muß, und nanquinene Beinkleider, die ebenfalls etwas geräumig seyn müssen, nebst leichten Schuhen mit Bändern zugebunden, sind zu dieser Uebung am bequemsten. Diese Voltigir-Schuhe müssen ziemlich weit auf den Fuß hinauf gehen, und niedrige Absätze haben. Sie pflegen von Saffian gemacht, und vorn über die Zehen mit einem ledernen Riemen versehen zu werden, welcher aber nicht wesentlich ist.

Der Voltigir-Boden muß hoch und geräumig seyn, damit man nicht Gefahr laufe, mit dem Kopfe oder mit den Füßen an die Decke zu stoßen, und von allen Seiten Platz zum Anlauf sey.

Die Haupt-Vorrichtung zum Voltigiren, ist das Voltigir-Pferd, von Holz gemacht, mit Haaren ausgestopft und mit Leder überzogen. Für die ersten Anfänger und für Unerwachsene ist es zwar gut, daß es

etwas

etwas klein und niedrig sey, allein man muß sich nicht zu sehr daran gewöhnen, sondern auch auf einem Pferde von der Größe eines gewöhnlichen Reit-Pferdes voltigiren können (*). Die Voltigir-Pferde sind daher meistens so eingerichtet, daß man sie höher und niedriger machen kann, welches, wenn es dem festen Stande unbeschadet geschehen kann, eine ganz gute Einrichtung ist. In Ansehung des Polsters und des Ueberzuges ist zu bemerken, daß es eigentlich bis unter dem Bauche gepolstert, festes Leder dazu genommen, und die Nägel tief hinein geschlagen seyn müssen. Das Pferd wird mitten in den Sahl gestellt und an den Boden fest geschraubet, damit es unbeweglich stehe.

Die vorzüglichsten Stücke, welche auf dem Voltigir-Pferde gemacht werden, kann man in zwey Gattungen eintheilen: solche, die von der Seite, und solche, die von hinten zu gemacht werden, Seiten-Sprünge und Croupen-Sprünge. Jede dieser Gattungen begreift verschiedene Arten, die mit besondern Nahmen belegt werden. Lezteres hat den Nutzen, daß der Maitre die Stücke, welche gemacht werden sollen, kurz angeben kann, und bestimmt weis, was der Scholar machen wird, um sich darnach bey der Hülfe, die er ihm leisten muß, zu richten.

1. Erste Gattung: Seiten-Sprünge.

Erste Art: Pommaden. Der Nahme kommt her von Pommeau (Sattel-Knopf), und würde also eigentlich solche Sprünge bezeichnen, die mit Angreifung des Sattel-Knopfes gemacht werden. Wir behalten den Nahmen bey, obgleich die Sattel-Knöpfe an den heutigen Reit-Zeugen aus der Mode gekommen

(*) Wenn man sich nicht auf einem hohen Voltigir-Pferde übt, so hilft einem die Kunst wenig, wenn man auf einem lebendigen Pferde in den Fall kommt, Anwendungen davon zu machen.

men sind, und verstehen darunter diejenige Art von Sprüngen, da die Füße an einer Seite der beyden Hände vorbeygehen, und der Körper so gewendet wird, daß die Brust während des Sprunges den Händen zugekehrt bleibt.

1. Halbe Pommaden, bestehen darin, daß man sich bloß auf das Pferd hinauf schwinget. Man stellt sich auf die linke Seite des Pferdes, neben dessen linken Vorder-Fuß, faßt mit der linken Hand an den vordern Sattel-Bogen, Fig. 4238*), macht das oben beschriebene Tempo, mit einem kurzen und leichten Vorsprung, schlägt die rechte Hand auf den Sattel in der Mitte auf, hebt sich hoch hinauf, und schwingt das rechte Bein gestreckt über die Croupe hinüber. In dieser Stellung bleibt man entweder, indem man den Körper eine Zeitlang auf den Händen schwebend erhält, und schwingt sich dann ebenfalls mit gestrecktem Fuße wieder herunter; oder man schließt mit den Waden, greift mit der rechten Hand nach dem vordern Bogen, hält sich eine Zeit schwebend, indem man beyde Beine recht gerade und hoch ausstreckt, Fig. 4239, und schwingt sich sodann wieder an der linken Seite herunter.

Alles kommt hierbey auf die Haltung der Hände an. Man setzt sie nähmlich so auf den Sattel-Bogen, daß die Daumen dem Halse des Pferdes, die Finger aber dem eigenen Körper zugekehrt sind, also jene den Sattel-Bogen von vorn, diese von hinten umklammern; a. Der Ober-Arm bis an den Elbogen kann dabey bis unter der Brust anliegen.

Das Schweben auf den Händen kann nicht genug geübt werden, und immer muß dabey der untere Theil des Körpers stark in die Höhe gezogen werden, so daß die Knie nicht tiefer, als die Hände, sind. Durch Anziehung der Bauch-Muskeln und Ausstreckung der Beine, kann man es dahin bringen.

In-

Indem man auf den Händen schwebt, kann man sich auch auf denselben, wie auf einer Achse, einige Mahl hin und her drehen, so, daß die Füße einen horizontalen Kreis in der Luft beschreiben.

Der Absprung vom Pferde kann auch auf folgende Art gemacht werden. Man schließt mit den Waden, hebt die linke Hand in die Luft, schlägt sie auf den Hals des Pferdes auf, und schwingt sich herunter. Alles mit gestreckten Knien; nur der Augenblick des Niedersprunges erfordert eine kleine Biegung.

Man übt diese halbe Pommade sowohl auf der Croupe, als auch auf dem Sattel und auf dem Halse, sowohl an der linken Seite des Pferdes, als an der rechten. Lezteres hat wenigstens das Gute, daß man sich nicht einseitig gewöhnt, sondern auch im Stande ist einen Sprung zu machen, wo die Beine an der linken Hand vorbeygehen; sonst ist es freylich den Regeln der Reit-Kunst angemessener, und brauchbarer, sich von der linken Seite auf das Pferd zu schwingen. Die Seiten-Sprünge werden daher auch, zwar nicht ausschließlich, aber doch hauptsächlich, von der linken Seite des Pferdes gemacht. Noch ist zu bemerken, daß die halben Pommaden lieber ohne Anlauf gemacht werden.

2. Ganze Pommaden; gewöhnlich mit Anlauf und Vorsprung. Man läuft von der linken Seite an, macht den Vorsprung, wenn man noch einen guten Schritt vom Pferde ist, schlägt beyde Hände auf die Sattel-Bogen, schwingt die Füße seitwärts, so hoch man kann, gestreckt über die Croupe, läßt mitten im Sprunge die rechte Hand los, und dreht den Körper so, daß die Brust gegen das Pferd gekehrt sey. Indem man zur Erde kommt, steht man so an der rechten Seite des Pferdes, daß das Gesicht nach dem Vordertheile des Pferdes gekehrt ist, und die linke Hand an dem vordern Sattel-Bogen ruhet.

Die Abänderungen sind wie bey den halben Pommaden. Man kann nähmlich auch auf den hintern Bogen und Croupe aufschlagen, welches die leichteste Pommade ist, oder auch auf den vordern Bogen und auf den Hals. Ferner kann man von der rechten Seite des Pferdes nach der linken überspringen, und zur Uebung nicht bloß rechts (d. h. daß die Füße zur rechten Hand des Springers hinüber geschwungen werden), sondern auch links.

Auch kann man ohne Anlauf fortgesetzte Pommaden machen, z. B. erst von der linken Seite des Pferdes über die Croupe, und dann zurück über der rechten Seite des Pferdes, über dessen Hals, u. s. w.

Um die Füße hoch in der Luft schwingen zu lernen, setzt man einen Cylinder von Pappe auf die Croupe, worüber die Scholaren die Füße schwingen müssen, ohne denselben herunter zu stoßen.

Zwey zugleich können die ganze Pommade machen; der Eine von der linken Seite über die Croupe, der Andere von der rechten über den Hals, und so abwechselnd.

Zweyte Art. **Volten.** Der Unterschied zwischen Volten und Pommaden besteht darin, daß bey den Volten der Körper während des Sprunges so gehalten wird, daß die Brust von den Händen abgekehrt ist.

1. **Halbe Volten.** Vorsprung von der linken Seite gemacht. Auf beyden Bogen aufgeschlagen, die Füße geschlossen über die Croupe geworfen, die rechte Hand gelüftet, um den Körper durchzulassen, während dieses Augenblickes auf der linken geruhet. Wenn der Körper durch ist, wird die rechte wieder auf den linken Sattelbogen aufgesetzt, und man sitzt quer im Sattel, die Füße an der rechten Seite des Pferdes herunterhangend. Um wieder herunter zu kommen, kann man das eben beschriebene Stück rückwärts machen, welches aber etwas schwer ist; nähmlich die

rechte Hand gelüftet, die Beine geschlossen über die Croupe zuruck geworfen, mit der rechten Hand wieder auf den hintern Bogen geschlagen, und sanft zur Erde gesprungen.

Alle oben schon angegebene Veränderungen finden auf ähnliche Art auch hier Statt: rechts, links, von beyden Seiten des Pferdes, und auf Croupe, Sattel und Hals.

Noch ein Par Abänderungen. Man setzt sich mit halber Volte auf die Croupe, faßt mit der linken Hand den hintern, mit der rechten den vordern Bogen, giebt sich einen sehr starken Schwung, daß die Beine über den Hals des Pferdes gehen, und man an der linken Seite neben den Vorder-Füßen auf die Erde kommt. Eben das umgekehrt. Mit halber Volte auf den Hals, und über die Croupe herunter gesprungen.

Folgende sehr einfache Art, in den Sattel zu springen, mag hier bey den halben Volten ihren Platz finden. Man macht einen Anlauf schräg von der Seite etwas von hinten zu, schlägt mit der rechten Hand auf den hintern Bogen, springt auf, schwingt den rechten Fuß über den vordern Bogen, und setzt sich in den Sattel, indem man mit der linken Hand den vordern Bogen angreift. Auf einigen Voltigir-Sählen wird dies der Jungfern-Sprung genannt, ob er gleich für eine Jungfer eben nicht sehr schicklich seyn würde.

2. Ganze Volten mit Anlauf und Vorsprung, oder mit Vorsprung allein, die Hände auf den Sattel-Bogen aufgeschlagen; die Füße geschlossen nach der rechten Hand in die Höhe geschwungen, die rechte Hand gelüftet, Brust und Gesicht vom Pferde abgewandt, schnell mit der rechten Hand zurück nach dem Sattel-Bogen gegriffen, und sanft zur Erde gesprungen, so, daß man mit dem Gesichte nach der Croupe hinsehe. Fig. 4240, stellt den Augenblick dar, der

unmittelbar vor dem Lüften der rechten Hand vorhergeht.

Dies ist nähmlich die ganze Volte von der linken Seite des Pferdes über den Sattel, als die am öftersten vorkommenden Abänderungen, wie oben.

Das Gegenstück zu dem vorhin erwähnten Jungfern-Sprunge, ist folgendes. Schräg von der linken Seite etwas hinterwärts angelaufen, die rechte Hand auf die Croupe gesetzt, ohne Vorsprung beyde Beine über den Sattel geworfen; wenn man hinüber ist, die rechte Hand aufgehoben, und dafür die linke hingesetzt, sanft zur Erde gesprungen, so, daß man mit dem Gesichte nach dem Vorder-Theile des Pferdes sieht. Dies ist eine Volte mit Aufschlagen Einer Hand. — Mehrere Abänderungen. —

3. Noch ein Stück erwähne ich hier, welches man eine doppelte Volte nennen kann; wenigstens rechne ich es zu den Volten, weil die Wendung des Körpers, die Tour der Füße, das Lüften der Hände auf ähnliche Weise geschieht, wie bey jenen. — Anlauf und Vorsprung gemacht; mit einem sehr starken Schwunge die Beine über die Croupe, sodann an der rechten Seite des Pferdes vorbey, und endlich über den Hals zurück geworfen, so, daß man wieder an derselben Stelle niederspringt, wo man aufsprang. Der Körper muß dabey unter beyden Händen durchgehen, daher wird erst die rechte, gleich darauf die linke gelüftet, alles in ein Par Momenten. Ein schönes, aber schweres Stück! die Füße beschreiben einen Halb-Kreis in der Luft über dem Pferde.

Dritte Art. Echappés. Mit dieser Benennung wollen wir diejenigen Sprünge bezeichnen, wo der Rumpf und ein- oder beyde Beine zwischen den beyden aufgesetzten Armen durchgehen. Es fällt in die Augen, daß der Körper dabey sehr zusammengezogen werden muß, um nicht mit den Füßen das Pferd zu berüh-

berühren, und folglich viel Biegsamkeit dazu erfordert wird. Langen Personen werden sie schwer.

1. Halbe Echappés, wodurch man sich auf das Pferd setzt. Anlauf und Vorsprung, oder lieber lezterm allein gemacht. Den Körper gerade hinaufgezogen, den rechten Fuß durch den Sattel gesteckt. Auch dies heißt in der Voltigir-Sprache der Jungfern-Sprung.

Man kann den rechten Fuß wieder zurück durch den Sattel ziehen, in eben dem Augenblicke den linken vorwärts, und dies abwechselnd fortsetzen, indem man sich immer dabey hoch auf den Händen erhält, damit kein Fuß anstoße. Man nennt dieses Stück die Nadeln.

Beyde Füße zugleich durch den Sattel gehoben, und sich quer in den Sattel gesetzt, heißt ganz schicklich der Damen-Sprung.

2. Ganze Echappés, wodurch man über das Pferd springt. Man zieht beyde Füße durch den Sattel, und läßt sich an der andern Seite sanft zur Erde.

Abänderungen. Von der rechten und linken Seite über Hals, Sattel, Croupe; auch können zwey, selbst drey zugleich über das Pferd setzen; Einer über den Hals, der andere über den Sattel, der Dritte über die Croupe.

Vierte Art. Ecartés. Gewisser Maßen das Gegentheil von den ganzen Echappés; gehören zu den schwersten und gefährlichsten Sprüngen, wie man sogleich aus der Beschreibung abnehmen wird. Anlauf und Vorsprung, und zwar lezterm recht stark gemacht, auf beyde Bogen mit den Händen aufgeschlagen, die Beine im Aufspringen weit aus einander gesperrt, so, daß das eine über die Croupe, das andere über den Hals des Pferdes hinweg gehe, und zwar weit genug, um nicht anzustoßen. Wenn man mit den Füßen über

Hals und Croupe weg ist, werden die Hände los gelassen, die Beine während des Sinkens geschlossen, so, daß die Füße dicht neben einander und leise auf die Erde kommen.

Ehe man recht sicher ist, mache man ja so einen Sprung nicht, ohne daß ein handfester Mann Achtung giebt. Der geringste Anstoß mit den Füßen zieht hier einen unvermeidlichen und gefährlichen Fall nach sich.

Fig. 4241, zeigt den Augenblick, wo der Körper seine Höhe hat. Man nennt diesen Sprung auf den Voltigir-Böden den Grät-Sprung oder Grätsch-Sprung, von gräten oder grätschen, einem alten Worte, welches so viel heißt, als die Beine aus einander sperren. Einige machen sehr unrecht Kreuz-Sprung daraus. Im Französischen auch Ecarquillade.

Fünfte Art. Esquillettes. Auf den deutschen Voltigir-Böden sagt man kurzweg Skelets. Das erinnert an Todten-Gerippe, und macht mit Todten-Sprung ꝛc. eine ziemlich fürchterliche Nomenclatur aus. Der eigentliche Nahme Esquillette ist nicht viel besser, indem er von Esquille herkommt, welches einen Splitter eines zerbrochenen Beines bedeutet; indessen sind diese Sprünge nichts weniger als beinbrechend. Esquillettes sind Sprünge, die sehr häufig vorkommen, theils um sich mit denselben auf das Pferd zu schwingen, theils um auf demselben die Lage des Körpers zu verändern, welches leztere fast bloß durch sie geschieht. Das Wesentliche derselben, wodurch sie sich von den übrigen Sprüngen unterscheiden, besteht darin, daß ein Bein, unter einer deshalb einen Augenblick gelüfteten Hand durchgeschwungen wird, wobey der Körper auf den Händen schwebt, mithin während des Lüftens der einen Hand, bloß auf der andern ruhet.

1. Halbe Esquillettes. Verschiedene Arten sie zu gebrauchen, sind folgende. 1) Mit einer halben Esquillette in den Sattel zu springen. Vorsprung, Hände auf beyde Bogen. Den Körper gerade in die Höhe gezogen; mit einer Wendung der Brust nach vorn, wird das rechte Bein unter dem linken durchgeschwungen, wobey man hauptsächlich auf der rechten Hand ruhet; ferner die linke Hand gelüftet, und das rechte Bein unter dieselbe durch, über den Hals des Pferdes geworfen, mit der linken sogleich wieder auf den vordern Bogen gefaßt, so schwebt der Körper zwischen den Händen, und setzt sich auf gewöhnliche Art in den Sattel. — 2) Herunter springt man ebenfalls mit der halben Esquillette d. h. man lüftet eine Hand welche man will, und schlägt das Bein unter dieselbe durch. Mit halber Esquillette an der Seite vom Pferde herunter springen, ist sehr gewöhnlich, und kann bey den meisten Sprüngen angebracht werden. — 4) Man faßt mit einem Vorsprunge beyde Bogen, zieht sich in die Höhe, hält das rechte Bein ausgestreckt über die Croupe, wirft es sodann mit behender Wendung des Körpers unter dem linken Beine, welches an der Seite des Pferdes hängt, und unter der linken Hand durch, und setzt sich in den Sattel. — 4) Man macht fortgesetzte halbe Esquillettes, erst vom Boden auf die Croupe, dann von der Croupe in den Sattel, und endlich vom Sattel auf den Hals. — 5) Auch wieder zurück. Wenn man auf dem Halse sitzt, dreht man die Brust rechts herum, faßt mit beyden Händen den vordern Bogen, schließt mit dem rechten Beine an des Pferdes Seite, schwingt das linke Bein herum über die Croupe, so kommt man in den Sattel zu sitzen. Auf eben die Art auch wieder auf die Croupe; sodann mit halber Esquilette herunter. — Man muß alle diese Dinge rechts und links, und nicht bloß einseitig, üben.

2. Ganze Esquillettes. Absprung; beyde Bogen gefaßt; den Körper gerade in die Höhe gehoben, den rechten Fuß zuerst über die Croupe gestreckt, sodann mit einer geschickten Wendung unter dem linken Beine, unter der gelüfteten linken Hand, und endlich unter der gelüfteten rechten Hand durchgeschwungen, und endlich am vorigen Platze zur Erde gesprungen. — Dublirte, triplirte Esquillettes, wo das vorige Verfahren zum zweyten, dritten, auch mehrere Mahl wiederhohlt wird, sind sehr anstrengend. Noch mehr Uebung und Anstrengung erfordert die wechselweise rechts und links dublirte Esquillette, welche einige den Hexen-Sprung zu nennen pflegen.

Jeder, der gut voltigiren will, muß die Esquillettes fleißig üben; sie geben viel Kraft und Leichtigkeit, und sind nicht gefährlich. Man muß sich dabey so wenig als möglich, oder vielmehr eigentlich gar nicht, das Pferd, ausser mit den Händen berühren, und sowohl mit dem linken als mit dem rechten Beine die Esquillette üben.

Sechste Art. Cubistische Spiele, worunter ich solche verstehe, wo der Kopf unter, und die Füße oben kommen, werden auch im Voltigiren zuweilen mitgemacht. 1) Man stellt sich 2 Schritt vom Pferde, setzt die Hände auf die Erde; nun die Elbogen recht fest gehalten, die Beine in die Höhe bis in den Sattel geworfen, wo sie ein Anderer fest hält, alsdann den Oberleib in die Höhe gezogen, so daß man quer im Sattel zu sitzen kommt. — 2) Man legt sich auf dem Bauche in den Sattel, faßt beyde Bogen fest an, beugt den Kopf und die Brust herunter, so, daß das Kinn unter den Bauch des Pferdes kommt, wirft die Beine über sich hinweg, so, daß die Füße die Erde berühren, zieht sie sodann wieder in die Höhe, daß man wieder, wie anfangs, auf dem Bauche im Sattel liege. Die Hände müssen während dieser Biegungen

ungen sehr fest an die Sattel-Bogen angeklammert seyn. Wenn man dieses einige Mahl hinter einander wiederhohlt, so nennt man es die Wind-Mühle. Man muß zuvor untersuchen, ob unter dem Bauche des Pferdes Holz-Splitter oder Nägel hervorstehen; denn manche Pferde sind schlecht gepolstert. — 3) Das Meisterstück unter den Sprüngen dieser Art, und überhaupt unter den Seiten-Sprüngen, ist der Todten-Sprung (Salto mortale). Der Nahme Todten-Sprung bezeichnet im Allgemeinen die Art Sprünge, da man sich überschlägt. Hier wird darunter folgendes Stück verstanden. Man macht einen starken Anlauf und Vorsprung, faßt beyde Bogen fest, schwingt die Füße in die Höhe und über sich weg, so, daß der Kopf zwischen den steif gehaltenen Armen durchgeht, und die Füße an den Seiten des Pferdes zur Erde kommen. Daß ein heftiger Schwung dazu nothwendig sey, ist klar. — 4) Ein anderes Stück, was auch zu diesen cubistischen Stücken gehört, ist der Bein-Sprung. Man stellt sich hinter den linken Hinter-Fuß des Pferdes, faßt diesen, die linke Hand unten, die rechte oben, springt mit den Füßen in die Höhe, so, daß sie über das Pferd sich hinweg schwingen, und bey den Vorder-Füßen eben dieser Seite zur Erde kommen.

Siebente Art. Der Sprung ohne Aufsetzung der Hände über das Pferd, gehört eigentlich nicht zum Voltigiren, wenn man sich strenge an die gegebene Distinction halten will; indessen wird er beym Voltigiren mit geübt, und heißt der Diebes-Sprung.

II. Zweyte Gattung: Croupen-Sprünge.

Erste Art. Ecartés bedeuten, wie oben, diejenigen Sprünge, wo die ausgespreiteten Füße zu beyden Seiten der Hände vorbey gehen. Hier sind sie aber nicht so gefährlich, weil die Beine nicht so weit ausgebreitet, und nicht so hoch gehoben werden dürfen, sondern

dern zu beyden Seiten des Pferdes nach Bequemlichkeit gehalten werden können. Doch ist nicht zu vergessen, daß man alles, so viel möglich, hoch in der Luft, und ohne daß man dem Pferde mit den Füßen zu nahe komme, ausführen müsse.

1. Der Sprung auf die Croupe ist der leichteste. Man macht Anlauf und Vorsprung, schlägt beyde Hände auf die Croupe, schwingt sich hinauf, und ergreift den hintern Sattel-Bogen, auf welchem man entweder den Körper schweben läßt, oder, ehe man das kann, mit dem Körper schließt. Das Ergreifen des Sattel-Bogens geschieht, wie schon gesagt worden ist, so, daß die Daumen an den vordern, die Finger an der hintern Seite des Bogens sich anklammern, weil dieses die festeste Haltung giebt. Schenkel und Beine werden gestreckt, und die Fuß-Spitzen niedrig gehalten. — Um herunter zu springen, hebt man sich auf den Armen, schwingt die gestreckten und ausgespreiteten Füße ein oder ein Par Mahl nach vorn und nach hinten, giebt sich dann mit hohlem Rücken einen starken Stoß rückwärts, und kommt mit geschlossenen Füßen sanft zur Erde. — Man kann auch auf die Croupe springen, indem man, an statt des Aufschlages, den Schweif des Pferdes ergreift.

2. Der Sprung von hinten zu in den Sattel, ist eben so, nur daß sowohl das Hinaufspringen, als das Herunterschwenken, mehr Kraft erfordert. Das erste Aufschlagen geschieht auf die Croupe, das zweyte auf die vordern Bogen; Fig. 4239.

3. Eben so ist auch der Sprung von hinten zu auf den Hals. Das erste Aufschlagen geschieht auf die Croupe, das zweyte auf den Hals. Jenes muß, so wie der Vorsprung, sehr stark gemacht werden, damit man über beyde Sattel-Bogen ohne Anstoß hinweg komme. Vom Halse über die Croupe zuruck zu springen, geht nicht wohl an, weil die Hände nicht,

wie

wie auf den Sattel-Bogen, ein festes Widerlager haben; daher springt man lieber mit ausgesperrten, aber beym Niedersprunge wohl geschlossenen Beinen, über den Hals herunter.

4. Wenn man sich genug in den vorhergehenden Sprüngen, besonders in den lezt vorhergehenden geübt hat, so versucht man den schwersten und größten Sprung dieser Art, den Riesen-Sprung, da man nähmlich der Länge nach über das ganze Pferd hinüber voltigirt. Man macht Anlauf, Vorsprung und Anschlag auf die Croupe recht stark, hält die Beine wohl auseinander, ohne sie während des Sprunges zu schließen, giebt sich durch den zweyten Aufschlag auf den Hals den lezten Stoß, und kommt vor den Kopf des Pferdes mit geschlossenen Füßen und gebogenen Knien auf den Zehen zur Erde. Dieser Sprung ist nicht anders, als der vorige, in Einem Tempo. Wenn man fertig auf den Hals springen, und sogleich auf den Händen schweben kann, ohne sich hin zu setzen oder mit den Knien zu schließen, so ist man ganz nahe daran, den Riesen-Sprung zu machen, und bringt ihn ohne Anstoß heraus; aber jenes muß daher auch erst fleißig geübt werden. Nichts schadet mehr, als Uebereilung, da man den Scholar Sprünge machen läßt, ohne daß er die Vorbereitungs-Sprünge in seiner Gewalt hat. Vorn vor dem Pferde muß jemand stehen, der im Falle der Noth den Springenden aufgreifen könne.

Eine gute Uebung für die Hände und Arme ist es, bloß vermittelst derselben von der Croupe nach dem Halse und wieder zurück zu gehen, wobey die Beine immer zu beyden Seiten vom Pferde entfernt bleiben.

Vom Herunterspringen aus dem Sattel über die Croupe des Pferdes ist noch zu bemerken, daß man auch den Körper während der Zeit, da man ihn zurückwirft, in der Luft herumdrehen kann, so, daß man beym

beym Niedersprunge mit dem Rücken gegen die Croupe des Pferdes zu stehen komme.

Zweyte Art. Pommaden. Das Wort paßt hier zwar nicht, weil man nicht auf den Sattel aufschlägt; man behält es aber bey, weil die Touren der Füße denen bey den Seiten-Pommaden ähnlich sind.

1. Halbe Pommaden. Anlauf, Vorsprung. Aufschlagen auf die Croupe. Den Körper gewendet, so, daß beyde Füße nach der rechten Seite des Pferdes hingeschwungen werden. Den linken Fuß läßt man an dieser Seite, den rechten aber schwingt man vollends über das Pferd hinüber, so sitzt man verkehrt auf der Croupe, oder im Sattel, oder auf dem Halse, je nach dem der Anlauf und Schwung schwächer oder stärker war.

Herunter, mit halber Esquilette.

2. Ganze Pommaden. Anlauf, Vorsprung, Aufschlag auf die Croupe, ziemlich nahe am hintern Sattel-Bogen. Wendung des Körpers und Schwung der Füße, wie vorhin; nur werden hier die Beine gestreckt geschlossen gehalten und zugleich über das Pferd geworfen, so, daß man an der linken Seite des Pferdes zu stehen kommt.

Dieser Sprung ist nicht leicht; insonderheit muß man sich vor dem Abglitschen der Hände von der Croupe in Acht nehmen. Anfänger machen gern den Anlauf seitwärts, dann wird aber eine Art von Seiten-Sprung daraus; er muß gerade von hinten zu gemacht werden.

Dritte Art. Volten. Anlauf, Vorsprung, Aufschlag auf die Croupe, ist, wie gewöhnlich, gerade von hinten.

1. Halbe Volten. Den Körper seitwärts zur rechten Seite des Pferdes in die Höhe gezogen, die rechte Hand gelüftet, das linke Bein über den Sattel geworfen, wobey man auf der linken Hand ruhet,

und

und die Brust immer nach dem Vorder-Theile des Pferdes gewendet ist, so kommt man recht im Sattel zu sitzen. Die rechte Hand greift sogleich wieder nach dem hintern und die linke nach dem vordern Sattel-Bogen.

Herunter, mit halber oder ganzer Esquilette.

2. Ganze Volten. Anlauf, Vorsprung und Aufschlag recht stark, beyde Beine gestreckt und geschlossen, unter die nach einander gelüfteten Hände, nähmlich erst unter der rechten, dann unter der linken durchgeschwungen, so, daß die Brust immer dem Kopfe des Pferdes zugekehrt bleibe. An der linken Seite des Pferdes zur Erden gesprungen, wobey die rechte Hand seitwärts auf der Croupe liegen bleiben kann. Man kann auch den Sprung so stark machen, daß man neben dem Halse des Pferdes niederspringt. Die Schulterblätter müssen bey den Volten zusammengezogen, die Brust breit gemacht, und der ganze Körper wohl gestreckt werden.

Pommaden und Volten werden auch hier nicht einseitig, sondern rechts und links, geübt.

Vierte Art. Revers. Solche Sprünge, wobey man während des Aufsprunges sich schnell umdreht, so, daß man rücklings auf das Pferd springt. Man kann dergleichen auch bey den Seiten-Sprüngen machen, doch werden sie gewöhnlich nur bey den Croupen-Sprüngen geübt. Indem die Wendung geschieht, werden die Hände losgelassen, und der Körper kommt, je nach dem die Stärke des Anlaufes, Vorsprunges und Aufschlages war, entweder auf den Sattel, oder auf den Hals, oder — welches aber freylich wenige hervorbringen, — ganz über das Pferd. Dies lezte ist der verkehrte Riesen-Sprung.

Fünfte Art. Croilés, dienen dazu, die Lage des Körpers auf dem Pferde zu verändern. Zwey Arten:

1. Man

1. Man ist mit einem Ecarté, oder mit einer halben Seiten-Pommade, auf gewöhnliche Art in den Sattel gesprungen, hält sich auf den vordern Bogen schwebend, schwingt die Beine zurück, wie wenn man über die Croupe herunterspringen wollte, hält sich aber über dem Sattel, und wenn die Beine die gehörige Höhe erreicht haben, um nicht anzustoßen, kreuzt man sie, indem man das rechte unter dem linken durchzieht, so, daß jenes an die linke, dieses an die rechte Seite des Pferdes komme. Wenn man sich alsdann hinsetzt, so sitzt man verkehrt im Sattel, mit dem Gesichte nach der Croupe. Man ergreift sodann den hintern Bogen, und changirt oder kreuzt die Beine auf eben die Art noch ein Mahl über des Pferdes Hals, so sitzt man wieder recht im Sattel.

2. Schwer ist es, die Beine seitwärts in dem Augenblicke zu kreuzen, wo man die eine Hand lüftet. Man setzt im Sattel die linke Hand auf den vordern, die rechte auf den hintern Sattel-Bogen. Indem man auf der rechten hauptsächlich ruhet, wird die linke gelüftet, und in diesem Augenblicke werden die Beine in die Höhe gehoben und unter dieser Hand changirt, so, daß das rechte auf die linke, und das linke auf die rechte Seite des Pferdes kommt, und man folglich verkehrt im Sattel sitzt. Eben das rückwärts wiederhohlt, so sitzt man wieder wie gewöhnlich, im Sattel. Beym Auffassen der Hände sind die Daumen nach innen, das heißt jeder nach dem Körper zu, gekehrt.

Sechste Art. Sprünge, wo man mit den Füßen auf das Pferd springt. Anlauf, Vorsprung, Aufschlag auf die Croupe, wie gewöhnlich; sodann die Beine zu beyden Seiten des Pferdes in die Höhe gezogen, so, daß man sie neben einander, dicht vor den Händen auf die Croupe setzt. Sodann den Kor-

per

per gerade aufgerichtet, die Füße auswärts geſetzt, und die Beine geſchloſſen gehalten.

So wie dieſes auf der Croupe gemacht wird, eben ſo kann es auch auf dem Sattel, auf dem Halſe, und, welches am ſchwerſten iſt, auf den beyden Sattel-Bogen gemacht werden. Man ſetzt nur die Hände in dieſen Fällen weiter nach dem Sattel-Bogen auf, damit man im Stande ſey, ſich einen weiten Schwung zu geben. Auf den Sattel-Bogen iſt es ſchwer, die Balance zu halten, daher man jemanden zur Seite treten laſſen muß, um im Nothfalle zu unterſtützen.

Nach dieſen Sprüngen wieder vom Pferde herunter zu ſpringen, hat man unter verſchiedenen Arten die Wahl. Man kann die Fuße auf beyden Seiten herab glitſchen laſſen, den Sattel-Bogen ergreifen, und ſodann mit der Eſquillette oder über die Croupe herunter ſpringen. Man kann ferner vorn überbiegen, die Hände auf den Kopf (*) des Pferdes ſetzen, und mit ausgeſperrten (nur aber gegen das Ende des Sprunges wohl zuſammengehaltenen) Beinen über das Vorder-Theil des Pferdes herunter ſprungen; man nennt dieſes den Froſch-Sprung. Endlich kann man auch die Aiguillette machen, d. h. man biegt, ſo wie man auf dem Pferde ſteht, den Ober-Leib herunter, ſchlägt mit den Händen dicht vor den Füßen flach auf das Pferd; zu eben der Zeit ſchleudert man die Füße hinten aus in die Höhe, und läßt ſie dann geſtreckt und geſchloſſen hinter der Croupe herunter ſinken. Die Hände werden ſchon früher weggenommen, als die Füße zur Erde kommen. Es verſteht ſich, daß dieſes Stück, welches ſchon zu den cubiſtiſchen gehört, für keinen iſt, als der ſich auf ſeine Arme verlaſſen kann.

Fol-

(*) Einen Kopf brauchen die Voltigir-Pferde nicht zu haben. Man verſtehe alſo das äuſſerſte Ende des Halſes darunter.

Folgendes Stück, welches zu dieser Gattung gehört, der sogenannte Ziazen-Sprung, befördert die Gelenkigkeit des Rumpfes und der untern Gliedmaßen, so wie die Kraft der Arme, ungemein. Man springt stehend auf die Croupe, richtet sich gerade, streckt beyde Arme hoch in die Höhe, biegt sie wieder herunter, faßt den hintern Sattel-Bogen, läßt die Füße an beyden Seiten des Pferdes, ohne es zu berühren, gestreckt herunter, indem man auf den Händen schwebt; zieht sie darauf wieder an, und setzt sich in den Sattel, läßt nun die Hände los, richtet sich wieder gerade, wiederhohlt dieses so, daß man auf den Hals zu stehen kommt, und springt endlich vorn herunter.

Ein Anderes. Einer setzt sich in den Sattel mit vorwärts gestämmten Armen am vordern Sattel-Bogen. Ein Anderer springt stehend auf die Croupe, setzt die Hände auf des Erstern Schulter, schwebt, und schwingt sich über die Croupe hinunter. Da man hier aus einer großen Höhe herab kommt, so hat man sich besonders dabey vorzusehen.

Ein Anderes. Man steht auf der Croupe, bückt sich, ergreift mit der linken den hintern, mit der rechten den vordern Sattel-Bogen. In dieser gebückten Stellung hüpft man zu der rechten Seite herum, von der Croupe auf den Hals und zurück, welches mehrmahls wiederhohlt werden kann. Man nennt es, vermuthlich weil es possierlich aussieht, den Affen-Sprung. Zulezt springt man, an statt auf den Hals, vermöge eines starken Sprunges, über den Hals herunter, so, daß man an der linken Seite des Pferdes steht.

Man kann auch mit einer halben Pommade stehend von hinten auf das Pferd springen, indem man, nach geschehenem Aufschlage auf die Croupe, beyde Beine seitwärts am Pferde in die Höhe schwingt, und die

die Füße in den Sattel seßt, das Gesicht nach der Croupe gekehrt. Dieses ist aber nicht leicht.

Siebente Art. Balances, gehören zu den schönsten und anstrengendsten Stücken. Man unterscheidet zwey Unter-Arten: auf beyden Händen, und auf Einer Hand.

1. Balances auf beyden Händen. Man springt von hinten, oder auch von der Seite, auf die Croupe, ergreift mit der rechten den hintern, mit der linken Hand den vordern Bogen, beugt sich auf den Händen schwebend vorn über, seßt den Elbogen des rechten Armes fest und tief in die Seite, oder vielmehr unter den Leib in die Gegend des Nabels, wo ungefähr der Schwer-Punct des menschlichen Körpers hinfällt; sodann hebt man Schenkel und Beine geschlossen und gestreckt in die Höhe, so, daß sie mit dem übrigen ziemlich in einer und derselben horizontalen Richtung liegen. Der linke Arm muß sich nothwendig etwas biegen; der Kopf muß nicht herunter hangen. Beym Einlegen des rechten Elbogens muß man sich hüten, den Gürtel der Beinkleider zu klemmen, weil man dann die Schenkel nicht gut strecken kann. Der Rumpf kann sich etwas drehen, so, daß die Brust einiger Maßen dem linken Arme zugekehrt sey. Je gerader, gestreckter und unbeweglicher man liegt, desto schöner. Die Anstrengung des rechten Vorder-Armes ist dabey ziemlich groß, daher ist es kein Stück für Anfänger; Fig. 4242.

Man kann auch beyde Hände auf den hintern Sattel-Bogen seßen, und beyde Elbogen unter den Leib legen; dieses wird aber Einigen schwerer, als das vorige.

2. Balances auf Einer Hand. Wenn man sich auf die erst beschriebene Art in Gleichgewicht gesetzt hat, und der Körper ruhig horizontal liegt, nehme man die linke Hand weg, und halte sie horizontal mit vor-

wärts ausgestrecktem Arme neben dem Kopfe. Ein schönes Stück, wenn es gut gemacht wird, aber nur Sache der Geübten!

Herr Vieth erzählt, einmahl eine Abbildung gesehen zu haben, wo auf dem Rücken eines solchergestalt Balancirenden, ein Anderer aufgerichtet auf den Füßen stand. Das liegt wenigstens ausser den Gränzen des Voltigirens, wenn es anders ausführbar ist.

Achte Art. Pirouettes. Auf beyden Händen geschwebt, die auf einen und eben denselben Bogen ruhen, den Körper hoch angezogen, die Beine stark ausgesperrt und gestreckt, so, daß die Füße höher kommen, als der Rücken des Pferdes, sodann sich auf den Händen, wie auf einer Axe, herumgedrehet, daß die Füße einen Kreis über dem Pferde beschreiben, ohne anzustoßen, gleichsam wie ein horizontales Schwung-Rad. Begreiflich müssen die Hände dabey, eine um die andere, umgesetzt werden. Dieses oft wiederhohlt, heißt in der Voltigir-Sprache der Bratenwender.

Neunte Art. Cubistische Stücke. Wir bemerken hier folgende vier:

1. Man macht die Balance auf beyden Händen, läßt sodann den Kopf und die Brust heruntersinken, und überschlägt sich, so, daß die Füße schräg über das Pferd weggehen, und man neben dem Halse des Pferdes zu stehen komme. Sobald die Füße anfangen zu sinken, müssen die Hände mit einem gewissen Stoße los gelassen und der Rücken hohl gehalten werden.

2. Man macht einen heftigen Anlauf und Vorsprung, schlägt auf die Crouve auf, wirft die Füße mit einem möglichst starken Schwunge über sich, biegt den Rücken dabey recht hohl, so kommt man in den Sattel zu sitzen. Man muß sich hüten, nicht mit dem Kreuze auf den hintern Sattel-Bogen aufzuschlagen. (Der Todten-Sprung).

3. Man

3. Man springt in den Sattel, legt sich der Länge nach rückwärts auf das Pferd, den Kopf auf die Croupe, die Füße auf den Hals, ergreift mit den Händen den Schweif des Pferdes, und überschlägt sich, so, daß man hinter der Croupe auf die Erde komme. Man hüte sich die Beine von einander zu sperren. (Der Bären-Sprung).

4. Man steht im Sattel, das Gesicht gegen die Croupe, schlägt die Hände auf die Croupe, und überschlägt sich hinten vom Pferde herunter mit hohlem Rucken.

Es versteht sich, daß man gewöhnlich nicht bis zu diesen Stücken geht, und daß man sie nicht gern ohne Beystand eines sachkundigen Mannes macht. In einer bloß pädagogischen Gymnastik könnten sie ganz übergangen werden.

Als Anhang zum Voltigiren muß noch der Tisch-Sprünge Erwähnung gethan werden. Man hat nähmlich auf den Voltigir-Sälen, ausser dem Pferde auch noch zuweilen einen Voltigir-Tisch, d. i. einen Tisch von gewöhnlicher Höhe, aber etwa 3 Ellen lang und 2 Ellen breit, den man auch zu mancherley Sprüngen nützen kann. Man springt mit Pommaden und Volten über die Ecken, oder auch über den ganzen Tisch, sowohl der Breite als der Länge nach, und überschlägt sich von demselben herunter, oder auch über die Ecken hinüber.

Das Uebersetzen über horizontale Stangen in der Höhe der Brust, der Halsgrube, des Kinnes, dergleichen über einen aufgerichtet stehenden Menschen, durch Aufschlagung der Hände auf seine Schultern, diese und ähnliche Dinge sind nichts anders, als Modificationen der Voltigir-Kunst.

Eine Haupt-Sache bey Erlernung der oben beschriebenen Stücke, ist die Geschicklichkeit des Maitres im Aufgreifen. Es gehört dazu ein sicheres Augen-

Maß, Gewandtheit und Stärke, um die Hülfe nur in dem Augenblicke zu geben, wo die Noth es erfordert, ohne den Scholar unnöthiger Weise zu hindern; um den Körper des Springenden gerade an der Stelle anzugreifen wo es seyn muß, damit er richtig unterstützt werde, und um diese Hülfen mit Festigkeit ohne Gewaltsamkeit zu geben. Sobald der Lehrling sich darauf verlassen kann, bekommt er Herz zu den schwersten Stücken.

Schriften über das Voltigiren giebt es zwar einige, aber keine ist sonderlich zu empfehlen.

Fecht- Ring- und Voltagier-Buch. Leipz. 1673.

Alexander Doyle Auslegung der Voltagir-Kunst. Nürnb. 1729.

Joh. Andr. Schmidt, Fecht- und Exercitienmeisters zu Nürnberg, curieuser Unterricht im Voltigiren, macht den dritten Theil von seinem Fechtbuche aus. Nürnb. 1749. Quer-Octav. — Weitschweifig, in schlechtem Stil, ohne alle Ordnung; die Figuren größtentheils unrichtig gezeichnet.

Arcagne Tuccaro Dialoguer de l'exercice de sauter et de voltiger. Dieses Buch findet man in der Mappemonde literaire ohne Druck-Ort und Jahrzahl angeführt.

Obiges enthält die Stücke, welche Hr. Vieth selbst in Göttingen und Leipzig unter Anleitung guter Lehrer lernte, in der Folge ordnete und zu Papier brachte, als er Unterricht darin zu geben hatte. Wenigstens hat es also das Gute, daß es sich bloß auf eigene Erfahrung gründet.

Das Bockspringen, im Plattdeutschen Buckstavast, nennen unsere Knaben diejenige Uebung, da sich der Eine mit auf das Knie gestämmten Hände und niedergebücktem Kopfe hinstellt, und der Andere von hinten zu anläuft, die Hände auf Jenes Rücken setzt, und über denselben wegspringt. Wenn mehrere diese Uebung vornehmen, so stellen sie sich auf die eben beschriebene Art in Zwischenräumen, von etwa einer Ruthe hinter einander; der hinterste macht sodann den Anfang, und springt nach der Reihe über die übrigen weg,

weg, so daß er der vorderste wird, und sich dann in derselben Stellung ebenfalls hinstellt, und die Andern über sich wegspringen läßt. Während der Zeit da er springt, fängt schon der Nächsthinterste ebenfalls an, und solcher Gestalt kann die Uebung so lange fortgesetzt werden, als man Lust hat. Sie gehört zu den Voltigir-Uebungen, und kann eine recht gute Vorübung zu den schweren Stücken auf dem Voltigir-Pferde abgeben. Je weniger gebückt der Andere steht, um desto schwerer ist es, über ihn wegzuvoltigiren. Ich habe schon oben erwähnt, daß man auch über einen völlig aufrecht stehenden Menschen springt, indem man die Hände auf dessen Schultern aufschlägt.

Von der Art des Bock-Springens ist auch das Springen über Stuhl-Lehnen. Man setzt die Hände auf die Lehne, und voltigirt mit und ohne Anlauf von der Sitz-Seite und Rück-Seite hinüber, stellt mehrere in gewissen Distanzen hinter einander, und voltigirt nach der Reihe über dieselben. Auch kann man, wenn man geübt ist, in Einem Sprunge über zwey dicht hinter einander stehende Stühle springen, so, daß die Lehnen um den Zwischenraum des Sitzes von einander entfernt sind, oder auch über zwey mit den Lehnen neben einander gestellte, welches Aehnlichkeit mit dem Ecarté von der Seite über das Voltigir-Pferd hat. Endlich können auch mehrere Pare von Stühlen hinter einander gesetzt werden, um darüber zu springen.

Ueber einen horizontal vor sich gehaltenen Stock wegspringen. Ein kurzer Stock wird an beyden Enden angefaßt, und horizontal vor sich gehalten. Mit einem starken Aufsprunge springt man über denselben weg, ohne ihn loszulassen. Eben so springt man auch wieder rückwärts über denselben. Der Körper muß hierbey sehr zusammengezogen werden, denn Rumpf und untere Gliedmaßen müssen durch einen Raum,

dessen senkrechte Länge nur der Länge der Arme gleich ist. Am besten thut man, dieses Stück anfangs mit einer biegsamen und dünnen Ruthe zu versuchen.

Herrn Gutsmuths Anweisung zur gymnastischen Uebung des Springens, und Beschreibung, wie dieselbe in Schnepfenthal getrieben wird. „Das Springen ist eine der schönsten gymnastischen Uebungen; Füße, Beine, Knie und Schenkel, die ganze Maschine wird gestärkt und elastisch gemacht, jeder Muskel gespannt, der Muth belebt, das Augen-Maß unglaublich geschärft, und nach und nach eine Herrschaft über das Gleichgewicht des Körpers errungen, die uns nicht leicht gefährlich fallen läßt.' Auch im menschlichen Leben, wo Bäche, Gräben und tausend Hindernisse oft nur durch Springen überwunden werden können, ist ein physikalischer Sprung gewiß eben so nützlich, als ein idealischer in der Dicht-Kunst schön. Unsre Knaben sollen nicht weinen, wenn sie vor Bäche kommen, sondern darüber hinwegsetzen. Entschlossenheit gehört künftig in ihren Charakter, wann sie Männer sind.

„Das Springen geschieht: 1. ohne alle Hülfsmittel, bloß mit dem Körper; oder 2. vermittelst eines langen Stabes (Voltigir- oder Spring-Stab). Beydes kann geschehen: a) in die Höhe; b) in die Tiefe; c) in die Weite; d) in die Höhe und Weite zugleich; e) in die Tiefe und Weite zugleich. Folglich giebt es folgende Arten des Sprunges: den Höhen-Sprung ohne Stab; den Höhen-Sprung mit Stab; den Sprung in die Tiefe ohne Stab und mit dem Stabe; und den Sprung in die Weite mit und ohne Stab.

„1. Der Höhen-Sprung ohne Stab. a) Elementar-Uebungen. Die ganze Last des Körpers soll beym Sprunge in die Höhe geschnellt werden; dazu gehört Kraft der Füße, Waden, Knie und Schenkel; daher zur Stärkung derselben folgende Uebungen.

1. Das

1. Das Hüpfen. Die Zöglinge stellen sich in eine Reihe, jeder einen Schritt vom andern entfernt; die Brust heraus, die Hände auf die Hüften gestützt. Der Gymnast commandirt: Richtet euch! Marsch! und sie beginnen im genau abgemessenen Tacte die Uebung, welche darin besteht, daß sie die Füße wechselsweise heben, und damit an das Gesäß schlagen, übrigens aber ihre Plätze gar nicht verlassen. Wer jenes Anschlagen noch nicht genau vollzieht, kann die Uebung noch gar nicht. Schlecht macht sie jeder, der seinen Platz verläßt, die obige Stellung oder den Tact vernachlässigt. Auf alle diese Puncte hat der Gymnast zu achten. Zur größern Anfeuerung geschieht die Uebung auch um die Wette, und derjenige erhält die Prämie, welcher sie am längsten aushält. — Bey den Griechen war diese Uebung nicht unbekannt, sie hieß πηδαν. Die spartanischen Weiber übten sie fleißig. — Ganz ähnlich ist ihr

2. Die Bewegung. — Von ihr gilt alles, was ich so eben beym Hupfen gesagt habe; aber statt die Füße zu wechseln, werden hier beyde Füße an das Gesäß geschlagen. Diese Uebung ist weit heftiger. Bey den Griechen hieß sie ebenfalls πηδαν.

3. Das Hüpfen auf einem Beine. Diese sehr einfache Uebung ist eine der heftigsten; sie erfordert, nur etwas fortgesetzt, sehr viel Anstrengung, und dient, wie die beyden vorigen, ganz besonders zur Stärkung der untern Glieder. Interesse läßt sich leicht durch Wettstreit hinein bringen. Wir suchen uns auf unserm gymnastischen Platze eine ziemlich ebene Bahn von mehrern hundert Schritten. Der Gymnast stellt seine Schüler, wie vorhin, in Front; er bestimmt auf welchem Beine diesmahl zuerst gehüpft werden soll, und commandirt zum Abmarsche. So geht die Reise auf Einem Beine vor sich. Bald sieht man den Ersten ermatten, bald den Andern, den Dritten, u. s. f.

Der Ungeübte ermüdet oft schon in der kleinen Entfernung von 30 Schritten; geübte, robuste Kinder sah ich im Gegentheile oft über 800 Schritt hinaus hüpfen, über Höcker, Fahr-Geleise und Löcher weg. Stillstehen wird entweder gar nicht verstattet, oder wenn man es als erlaubt angenommen hat, so darf wenigstens der Fuß, der für dies Mahl Ferien hat, die Erde nicht berühren. — Sieger ist derjenige, welcher entweder am weitesten kam, oder am schnellsten ein gegebenes Ziel erreichte. — Oft wird diese Uebung bloß in Rücksicht auf Zeit geübt, so daß man dabey seinen Platz nicht verläßt, und die Prämie durch die längste Ausdauer erringt. Ich setze als Haupt-Regel noch hinzu, daß man nach Uebung des einen Beines auch das andere in Action setzen müsse.

„Sehr viel Aehnlichkeit mit den beyden ersten Elementar-Uebungen haben noch zwey andre, nähmlich der Tanz im Seil, und im Strick; da sie aber noch andre Zwecke haben, so müssen sie hier wegbleiben. Ich merke ferner noch an, daß die obigen drey Uebungen nicht bloß als Vorübungen gebraucht werden sollen, sondern auch für immer an sich selbst ächte gymnastische Uebungen bleiben.

„b. Der Sprung selbst. Vorrichtung: Der Platz muß wenigstens 20 Schritt frey seyn. Es ist gut, wenn man Baum-Schatten hat, denn man ermüdet später; aber es ist auch gut, keinen zu haben, um Sonnen-Hitze ertragen zu lernen. Der Boden sey etwas abhängig nach der Gegend wohin man springt; die Bewegung wird dadurch erleichtert. Aber es ist auch nöthig, daß der Gymnast bisweilen in entgegen gesetzter Richtung springen, und seine Zöglinge die Wirkung der Schwer-Kraft empfinden lasse. Springt man mit einem heftigen Anlaufe von 10 bis 15 Schritten, so darf der ganze Weg nicht glitschig seyn, am wenigsten auf der Stelle, wo man zu laufen aufhört, und

den

den Anfaß zum Sprunge (den Aufsprung) selbst macht. Hier muß der Rasen-Boden mit scharfem Sande etwas überstreuet werden, der den Füßen einen sichern Tritt gewährt. Auf der Stelle des Niedersprunges, d. i. da, wo der Sprung endigt, muß dicker Sand liegen, damit man weniger heftig auf den Boden anprelle, wenn man herab springt.

„Das zu überspringende Hinderniß muß so beschaffen seyn, daß es die heftige Bewegung des Springenden nicht hemmt, er würde sonst die Beine zerschlagen, oder sonst Schaden nehmen. Wir brauchen dazu eine leichte Maschinerie, welche Fig. 4238 abgebildet ist (*).

A B sind zwey mit Fuß-Gestellen versehene Stäbe, Spring-Pfeiler. Sie sind von dem Boden an, bis zur höchsten Spitze, in 10 Fuß getheilt. Vom 2ten Fuße an aufwärts zerfällt jeder Fuß in 6 Theile, zu 2 Zoll, und jede zweyzollige Abtheilung wird durch ein, in den Stab gebohrtes, Loch bezeichnet. a b, ist eine gerade, höchstens daumensdicke Ruthe; sie ruhet auf zwey eisernen, dazu bequemen Nägeln, x x, welche in die eingebohrten Löcher gesteckt werden. Bey dieser Einrichtung kann man die Ruthe immer von 2 zu 2 Zoll erhöhen, und mithin den Sprung nach Belieben einrichten. Da ferner die Ruthe an nichts festhält, sondern durch den leichtesten Stoß herab fliegt, so wird sie den Beinen nie ein schädliches Hinderniß; und endlich: man kann die Höhe des Sprunges nach Fußen und Zollen bestimmen, und die Zunahme der Springenden beobachten. Die Ruthe, a b, am liebsten ein junges Kiefern-Stämmchen, muß 9 bis 10 Schuh lang seyn, damit man die Spring-Pfeiler A B, 7 bis 9 Schuh von einander setzen könne. — An statt der Ru-

(*) Alles von hier an vorkommende Maß ist Leipziger, à 12″, wenn es nicht ausdrücklich anders angezeigt ist.

Ruthe ist eine lange weiße Schnur in mancher Rücksicht noch bequemer, sie zerbricht nicht so leicht als jene, und die Entfernung der beyden Spring-Pfeiler läßt sich viel größer machen, welches sehr angenehm ist. An beyden Enden dieser Schnur befestigt man bleyerne Beschwerungen, und hängt sie so über die beyden Nägel xx, daß sie von jenen beyden Gewichten straff gezogen wird. Diese Gewichte müssen aber durchaus mit einem Zeuge überzogen und mit Haaren umstopft werden, damit sie den Springenden nicht beschädigen können, wenn er die Schnur bey verunglücktem Sprunge herunter reißt. An statt der Gewichte kann man auch mit Saude gefüllte Beutel nehmen.

„Uebung selbst. 1) Erste Art. Der Sprung ohne Anlauf. Wenn man mit einem Anlaufe von 15 bis 20 Schritt springen will, so muß dieser Raum in die gehörigen Schritte abgetheilt werden; hierzu gehört Augen-Maß, das der Anfänger noch nicht hat, Er wird es zwar finden, wenn er nicht ganz ungeschickt ist, aber unter diesem Bemühen leicht seinen Anstand vergessen, und sich üble Stellung beym Sprunge angewöhnen. Es ist daher auch gut, den Sprung anfanglich ohne Anlauf mehr üben zu lassen, und damit auch in der Folge fleißig fortzufahren. Die Sache ist übrigens leicht. Der Springende stellt sich 2 Schritt vor die Ruthe, diesen Punct nennen wir a; die Mitte zwischen ihm und der Ruthe heißt b. Er springt mit beyden, an einander geschlossenen Füßen von a nach b, und zwar auf die Fuß-Spitzen. Dieser Vorsprung dient bloß dazu, um die Elasticität derselben, wenn ich mich so ausdrücken darf, rege zu machen. Von b springt er in demselben Augenblicke auf, und setzt über die Ruthe weg. Dasselbe wird erschwert, wenn man ohne Vorsprung daruber setzt.

2) Zwey-

2) Zweyte Art. Der Sprung mit Anlaufe.

Uebung. Der Gymnast commandirt: Stellt euch! und die Springenden versammeln sich 10 bis 15 Schritt hinter der Ruthe. Mit dem Worte: Marsch! beginnt der Vorderste den Sprung mit einem Anlaufe. Ist er noch nicht hoch, so können drey bis vier zu gleicher Zeit darüber setzen. Haben es alle gethan, so erhöht man die Ruthe nach und nach immer mehr, und alle nach und nach nicht mehr Könnenden treten ab. Wird die Ruthe mit den Fuß-Spitzen herunter gestoßen, so heißt der Sprung verunglückt; wird sie nur mit den Fußen berührt, das Gleichgewicht etwas verloren, oder die Stellung des Körpers vernachlässigt, so heißt er unrein; rein aber, wenn alle diese Fehler vermieden werden. — Der Schlecht-Springende treibt den Sprung nur bis zur Höhe seiner Hüften; der gute Sprung geht bis zur Herzgrube. So weit kann jeder etwas flinke Jüngling es leicht bringen. Viele lernen es bis zum Halsgrübchen. Hiernach lassen sich die Springenden classificiren.

Regeln zur Erlernung und Vorsicht sind diese: 1. Im Anfange muß man mehr ohne Anlauf springen lassen, und darauf sehen, daß die Anfänger Knie und Füße gerade in die Höhe ziehen, die Beine nicht auseinander reissen, oder seitwärts werfen; deshalb müssen die Anfänger nie Höhen überspringen wollen, die über ihre Kräfte gehen, sonst gewöhnen sie sich zu jenen Fehlern. 2. Der Anlauf muß nicht zu lang seyn, sonst ermüdet er vergebens. Zehn Schritt, oft weniger, sind genug. Die ersten Schritte sind ein bedachtsames Hinschweben auf den Fuß-Spitzen; diese Bewegung beschleunigt sich, und wird beym lezten Schritte am gewaltsamsten. Zu große Schritte benehmen die Kraft zum Aufsprunge, und ein zu schnelles Fortstürzen macht den Bogen des Sprunges zu gedehnt,

ver-

verhindert folglich seine hinlängliche Höhe. 3. Da der Halbzirkel des Sprunges immer größer wird, je höher man springt, so muß die Stelle, wo man aufspringt, immer mehr von der Ruthe entfernt werden, je höher der Sprung wird; oder kurz, man muß den Radius des Sprunges dann größer machen. 4. Beym Herabspringen muß der Leib nie rückwärts gebogen, sondern vorwärts geneigt seyn, so wie er es bey dem Anlaufe war; und man muß nicht völlig auf die Fersen oder Absätze auftreten, sondern mehr auf die Fuß-Ballen und Zehen, damit sich der Stoß bey dem Niedersprunge nicht durch den Rückgrath fortpflanze. Diese Regel ist wichtig, sie gilt fast von allen Sprüngen ohne Ausnahme. 5. Der Gymnast tritt bald einige Schritte vor die Ruthe, bald auf die Seite, um die Springenden zu beobachten.

Abänderungen: Man kann beyde Arten des Sprunges sehr mannigfaltig machen; und dies ist hier, wie bey allen gymnastischen Uebungen, sehr nöthig, um den Eifer der Jugend zu unterhalten und zu beleben. Hier sind mehrere Abänderungen; sehr leicht wird sie Jeder mit noch andern vermehren können. — Man hängt über die Ruthe einen Apfel, oder so etwas, und läßt ihn beym Ueberspringen erhaschen. Man läßt die Ruthe ganz weg, und springt, mit oder ohne Anlauf, nach einem Apfel oder dergleichen. — Man verlangt, daß sich der Springende über der Barriere wie ein Kreisel umdrehe. — Man läßt den Anlauf auf Einem Beine machen, und den ganzen Sprung so vollenden. Man thut dasselbe ohne Anlauf. — Man beschwert die Hände des Springenden mit einer Last, um den Sprung zu erschweren. Ein Par mit Sand angefüllte Beutel können hier die Stelle der griechischen Halteren (ἁλτῆρες) am besten vertreten. — Man läßt den Springenden, an statt über die Ruthe zu setzen, durch einen Reif springen,

den

den man ihm behutsam, d. h. nicht festgehalten, vorhält.

3. Voltigiren. Die Beschaffenheit dieser Uebung läßt keine kurze Beschreibung zu, die nur einiger Maßen hinlänglich wäre, um sie darnach anstellen zu können. Zum Glück ist sie nicht sehr unbekannt, da sie meistentheils auf Universitäten, auch da, wo Reit-Bahnen sind, gelehrt wird. Man benutzt sie da vorzüglich zum Behuf des Reitens, und das mit Recht; aber bey der Erziehung der Jugend ist sie noch sehr sparsam an wenigen Orten angewendet worden, weil man sie vermuthlich für zu gefahrvoll hielt. Ich kann diesem aus Erfahrung widersprechen, der sich gar nichts entgegen setzen läßt; ich sehe sie seit langer Zeit fast täglich von Knaben und Jünglingen üben, und bis zu einem Grade von Fertigkeit bringen, der die meisten, nicht daran gewöhnten Zuschauer, in Erstaunen setzt, ohne daß nur je einer den geringsten Schaden dabey genommen hätte. Ich sehe, daß es beynahe nicht möglich ist, durch irgend eine andere Uebung allein das zu leisten was das Voltigiren vermag; daß körperliche Stärke und Gewandtheit bis zu einem hohen Grade dadurch geübt, Muth und Gegenwart des Geistes, Haltung des Gleichgewichtes und Augen-Maß dadurch ganz ausserordentlich befördert werden; ich kann mich daher des Wunsches nicht enthalten, daß man bey körperlicher Erziehung diese Uebung am wenigsten vergessen möchte.

„Einige der simpelsten und nützlichsten Sprünge habe ich davon in die Gymnastik übergetragen, diese wird man im Abschnitte vom Balanciren (s. oben, S. 649) finden; hier übergehe ich sie also, dagegen darf eine Art des Voltigirens hier nicht übergangen werden, dies ist

der gesellschaftliche Sprung. Diese, durch die Fortdauer ziemlich angreifende, Uebung macht der

Ju-

Jugend viel Vergnügen, denn sie ist gewöhnlich mit vielem Gelächter verbunden. Sie befördert die Gewandtheit des Körpers, und erfordert einigen Muth, wenn sie weiter getriebene Sprünge erfordert, die über 5 Fuß weggehen.

„Der Gymnast ordnet die Gesellschaft, welche ziemlich gleichmäßig an körperlicher Länge seyn muß, in eine Reihe hinter einander. Ihre Nahmen seyn a, b, c, d, e, f, g. h. Ein jeder stützt die Hände auf seine Knie, und nimmt folglich eine gekrümmte Stellung an. Die Hände werden so aufgesetzt, daß die Daumen auf der innern Seite jeden Knies liegen. Die Elbogen werden angeschlossen, und der Kopf wird stark auf die Brust gesenkt. Ist die Gesellschaft schon gut geübt, so bleibt der Kopf eines jeden von der folgenden Person nur 1, im entgegengesetzten Falle um 2 Schritt entfernt. Die Uebung beginnt, und besteht darin, daß jeder, wenn die Reihe an ihn kommt, über alle Personen nach und nach wegsetzt. a richtet sich auf, um den Anfang zu machen; er stutzt sich, indem er einen kleinen Vorsprung macht, mit beyden Händen sanft auf den Rücken des b, und setzt so über ihn weg, daß er mitten im Sprunge in der Stellung eines Reitenden über b erscheint. Beine und Schenkel werden folglich dabey, wie beym Reiter, aus einander gesperrt, damit b nicht davon berührt werde. Ist b auf die Art übersprungen, so wird zwischen b und c der Vorsprung wiederhohlt, und eben so über c weggesetzt. Indem auch a jezt über d springt, richtet sich aber b auf, und macht es dem a völlig nach; ihm folgt, der Reihe nach, c u. s. w. Jeder stellt sich, wenn er alle Vorstehende übersprungen hat, vorn an die Reihe in die erwähnte gekrümmte Stellung, so, daß a alsdann nach h zu stehen kommt. — Ist die Gesellschaft geübt, und steht Jeder nur einen starken Schritt vom Andern, so ist der

Vor-

Vorsprung nicht nöthig, sondern der Niedersprung wird zugleich der Aufsprung. Dann geht die Uebung schneller von Statten, und sie gewährt vieles Vergnügen. Um sie zu einem hohen Grade zu treiben, üben sich nur Zwey allein. Die gekrümmte Stellung fällt nach und nach weg, und man springt über die völlig aufrecht stehende Person.

„Vorsichts-Regeln: Der Gymnast erlaube nicht, daß Große sich mit Kleinen üben; fur Jene ist es ohne Nutzen; fur Diese kann der Druck mit den Händen zu stark werden.

„Sollen die Sprünge heftiger gemacht werden, und die Personen sind nicht völlig geübt, so stellt sich der Uebungs-Lehrer an die Seite dessen, der übersprungen werden soll, um im Nothfalle den Springer aufzufangen, wenn sein Sprung nicht glücken sollte.

„2. Der Höhen-Sprung mit dem Stabe. Diese Art des Sprunges erfordert weit mehr Muth, Augen-Maß und Gleichgewicht des Körpers, als der vorige. Sie übt zugleich die Muskeln der Brust, Schultern, Arme und Hände, die bey jenem müßig waren.

„Uebung bey den Alten. Ich habe in keinem antiquarischen Werke eine Spur von dieser Uebung gefunden; daß sie aber bey den Alten gebräuchlich gewesen sey, sieht man aus einer Stelle im *Ovidius*, wo Nestor sich, vermittelst seiner Lanze, auf die Zweige einer Eiche schwingt, um dem kalydonischen Eber zu entkommen (*).

„Jezt

(*) Forsitan et Pylius citra Troiana perisset
Tempora, sed, sumto posita conamine ab hasta
Arboris insiliit, quae stabat proxima, ramis:
Despexitque, loco tutus, quem fugerat, hostem.
Metam. VIII. 366.

„Jezige Uebung. — Vorrichtung: Diese Uebung geschieht auf eben der Stelle, wie der Sprung ohne Stab, und mit derselben Maschinerie; aber vermittelst eines 7 bis 10 Schuh langen, nicht zu schweren Stabes, der so stark ist, daß der Körper sich auf ihn stützen, und so über die Ruthe wegschwingen kann.

„Uebung: Der Körper soll, auf einen Stab gestützt, über eine gegebene Höhe geschwungen werden. Zu diesem Ende faßt der Springende den Stab in beyde Hände, die linke unten, die rechte oben; Fig. 4243. Beyde Arme sind dabey ziemlich weit auseinander gespannt. Der untere soll beym Sprunge den Körper stützen, der obere zum Hinaufziehen desselben dienen. Der Springende nimmt einen, nach Maßgabe der gegebenen Höhe, heftigen Anlauf von 10 bis 15 Schritt, setzt den unten zugespitzten Stab nicht links, noch rechts, sondern gerade vor seinen Füßen, 1 bis 2 Schuh vor der Ruthe nieder, giebt dem Körper durch die Schnellkraft der Füße und durch den Zug der Hände einen heftigen Schwung, gewinnt dadurch in den Stellen x x einen starken Aufsprung, und schwingt die Füße in der bogenartigen Linie von x x über y nach z z. Durch bloße Linien ist die Sache Fig. 4244 angegeben. a b sey die Ruthe; c d, der Stab. Bey A A machen die Hände den festen Punct, um welchen sich der Körper des Springenden herumschwingt. Er kommt mithin in alle die Lagen, welche durch die Linien A B angedeutet sind, bis er endlich in die Lage A C kommt; hier senken sich die Füße bey C wieder nieder, und erreichen auf jener Seite der Ruthe den Boden. Die Person steht nun mit dem Gesichte dahin gewendet, wo sie herkam; im entgegengesetzten Falle ist der Sprung fehlerhaft. Davon weiter unten.

„Aber.

„Aber wo bleibt der Stab? Entweder reißt ihn der Springer, wann er in der Lage A C zu sinken anfängt, über die Ruthe hinüber; oder er giebt ihm zu eben der Zeit mit der rechten Hand einen Rückstoß, so, daß er nicht auf die Ruthe fällt; oder er thut keins von beyden, sondern laßt ihn in seiner perpendikularen Stellung stehen, und erhascht ihn, im Augenblicke des Niedersprunges, indem er unter der Ruthe durchgreift. Hierzu ist weit mehr Behendigkeit nöthig.

„Der noch schlecht Springende treibt seinen Sprung höchstens bis zu seiner eigenen Höhe. Gut springt er, wenn die Höhe erreicht wird, die er mit den Finger-Spitzen zu erreichen im Stande ist. Sehr viele lernen diese Verhältnisse überschreiten. Hiernach lassen sich die Springer classificiren. Mehrere Knaben und angehende Junglinge habe ich ihre eigene Größe um 2′ 6″ bis 3′ 2″, und bey einer Körper-Länge von 5′ 2 Zoll, 8′ 4 Zoll überspringen sehen.

„Erlernungs- und Vorsichts-Regeln: 1) Der Anfang wird mit ganz niedrigen Sprüngen gemacht. Es ist nicht nöthig, gleich eine gegebene Höhe überspringen zu lassen, sondern schon hinreichend, daß der Zögling sich mit dem Stabe bloß hebe, und mit seinem Körper einen Halb-Zirkel um denselben beschreiben lerne. Bey diesen kleinen Proben sehe der Gymnast darauf, daß der Springende den Stab jedes Mahl gerade vor den Füßen nieder setze. — 2) Der Springende darf bey dieser Uebung, wobey der Körper um den Stab halb herum geschleudert wird, nicht in der Richtung niederspringen, in welcher er den Anlauf nahm, sondern er muß sich im Springen herum drehen, so, daß sein Gesicht im Niedersprunge nach der Gegend hinsieht, woher er kam. Man wird diese Wendung sehr natürlich finden, wenn man, nach Fig. 4243, die Bewegung des Körpers in Gedanken von x x bis z z verfolgen will. Aber dieses Umdrehen

ist zugleich auch sehr vortheilhaft; denn wenn der etwas gekrümmte Körper, nach Fig. 4244, in die Lage A C kommt, so ist der Bauch unten, und der Sprung wird wegen der Einbiegung desselben erleichtert; man stößt dann nicht so leicht auf die Ruthe, als wenn die auswärts gebogene Seite des Körpers unterhalb ist, und sich der Springende auf die Ruthe gleichsam nieder zu setzen drohet. Und dann wird das Anprellen der Füße ungemein durch diese Wendung gemindert. Practische Ausführung wird diese Regel vollkommen deutlich machen. — 3) Es kommt fast alles darauf an, daß die Länge des Stabes von der untersten Spitze bis zur linken Hand mit der Höhe des zu machenden Sprunges in gehörigem Verhältnisse stehe. Faßt man diesen Theil, Fig. 4243, a b zu kurz, so wird man sich schwerlich über die gegebene Höhe schwingen können; zu lang, so braucht man mehr Kräfte, als nöthig sind, um den Schwung zu machen. Ich habe gefunden, daß man diesen Theil des Stabes um 6 bis 12 Zoll kürzer nehmen dürfe, als die Höhe der Ruthe beträgt. Man springt folglich noch sehr gut über eine Höhe von 6 Schuh, wenn man den Stab 5 Schuh 6 Zoll, oder auch nur 5 Schuh lang, nimmt; ja es läßt sich noch darüber springen, wenn der Stab selbst nicht einmahl 6 Schuh hat. — 4) Der Anlauf sey 10 bis 12 Schritt, anfangs gelinde, dann heftiger. Der Stab wird 1 bis 2 Schuh, je nachdem die zu überspringende Höhe kleiner oder größer ist, vor der Ruthe eingesetzt. Beym Aufsprunge werden Knie und Hüft-Gelenke gekrümmt. Im Puncte der höchsten Höhe wird der ganze Körper ziemlich gerade ausgestreckt gehalten; der Niedersprung geschieht, wie immer, auf die Zehen. — 5) Der Stab darf nicht aus Dielen geschnitten seyn, er würde zerbrechen; sondern man muß durchaus einen ganzen Stamm dazu nehmen, der von Natur schlank und

leicht,

leicht, aber fest gewachsen ist; folglich sind junge Fichten-Stangen dazu am bequemsten. Sein unterstes Ende muß immer gehörig gespitzt, und der Boden in der Stelle des Aufsprunges weich genug seyn, damit die Spitze etwas eindringen kann.

„3. Der Sprung in die Tiefe, ohne Stab und mit dem Stabe. Ich glaube nur wenig über den besondern Nutzen dieser Uebung sagen zu dürfen; man vergegenwärtige sich die so häufig im menschlichen Leben vorkommende Fälle, so wird man sich von selbst davon uberzeugen. Feuers-Gefahr treibt uns zu den Fenstern unsers Hauses hinaus: ein unvorhergesehener Stoß nöthigt uns, von einer Höhe herabzuspringen; wild gewordene Pferde zwingen uns vom Wagen herab durch einen Sprung Sicherheit zu suchen; wir kennen diese gewaltsame Bewegung nicht, und brechen Arme oder Beine. Ich sahe oft Knaben 9 Fuß hoch herabspringen, aber einen ungeübten Jüngling von einer Höhe von etwa 3 Fuß herabfallen, und das Schlüsselbein zerbrechen. Ueberdem verfehlen wir die wichtigern Zwecke der Gymnastik gewiß nicht, sie erfordert ganz vorzüglich Muth und Entschlossenheit.

„Es kommt hier darauf an, daß man den möglich höchsten Sprung mit der kleinsten Gewalt-Aeusserung auf den Körper thue. Dies beruhet auf die Beschaffenheit des Bodens, der elastisch oder weich genug seyn muß, und auf der Haltung des Körpers selbst. Man wählt dazu einen tief mit Sand überdeckten Boden, oder auch einen feuchten Mos- oder Rasen-Grund. Um die Höhe zu veranstalten, ist für die Geübten eine Leiter oder eine tragbare Treppe hinreichend; weit besser aber ist es, wenn man auf dem Uebungs-Platze einen sandigen Hügel im Durchschnitt absticht, und die abgeschnittenen Seiten zum Herabspringen gebraucht. Durch diese Einrichtung läßt sich der Sprung nach und nach erhöhen. Man fängt die Uebung nicht

weit vom Fuße des Hügels an, und rückt die Stelle des Absprunges (die Stelle, von wo man herunter springt) nach und nach immer mehr nach dem Gipfel hinauf. So treibt man den Sprung bald bis zu einer Höhe von 9 und mehrerern Fußen, und lernt den Körper dabey gehörig im Gleichgewicht erhalten. — Wir bleiben hierbey nicht stehen. Ist unser Stand-Punct so beschaffen, daß wir die Hände daselbst anschlagen können, wie z. B. beym Sprunge vom untersten Aste eines Baumes, oder aus einem Fenster und dgl., so ergreifen wir die Stelle des Absprunges mit den Händen, lassen den ganzen Körper in die Tiefe hinab, und gewinnen dadurch der Höhe 4 bis 5 Fuß ab.

„Der Körper muß beym Herabspringen etwas zusammen gebogen werden, damit der Stoß des Bodens sich nicht in gerader Richtung durch den Rückgrath fortpflanze. Eben deshalb muß man nicht auf die Fersen, sondern auf die Ballen der Zehen springen. Hierdurch kann man die fehlende Elasticität des Bodens fast ganz ersetzen.

„Mit einem Stabe ist diese Art des Springens viel leichter. Man verschafft sich nähmlich sehr bald die Fertigkeit, mitten im Sprunge die Hände am Stabe herabgleiten zu lassen, und dadurch die Höhe zu vermindern; überdem wird die Gewalt der anziehenden Kraft durch den Stab ungemein geschwächt.

„Eine der allgemeinsten Vorsichts-Regeln der ganzen Gymnastek heißt: Nicht nach Tische! Hier muß ich ganz besonders darum bitten, daß man nie nach Tische von Höhen herab springe, weil es mit augenscheinlicher Gefahr verbunden ist. Auch die Zunge muß man bey dieser Uebungs-Art vorzüglich in Acht nehmen.

„4. Der Sprung in die Weite, mit und ohne Stab. Auch diese Uebung ist dem jugendlichen Geiste

Geiste sehr angenehm. Sie reizt den Muth desselben, indem sie zugleich alle Muskeln, besonders die der Schenkel und Beine, anstrengt, und die ganze körperliche Maschine agiler macht.

„Wir wählen auf unserm gymnastischen Platze eine weiche, etwas feuchte mit starkem Rasen überdeckte, oder auch sandige Stelle aus. Hier bezeichnen wir den Punct des Absprunges (Terminum a quo) mit einem weißen Stäbchen, oder sonst einem deutlichen Merkmahle, so wie auch den Punct des Niedersprunges (Terminum ad quem); der Gymnast bestimmt die Entfernung beyder. Sie ist anfangs nur 5 Schuh. Er läßt die Springenden zuerst nur wenige, in der Folge bis 15 Schritt vor dem ersten Puncte stellen, Mann hinter Mann. Einer setzt nach dem Andern über, bis die Reihe durch ist. Dann steckt er den Punct des Niedersprunges um 1 bis 2 Schuh weiter hinaus, läßt den Sprung wiederhohlen, und so fort. Ist man völlig bis zum Aeussersten gekommen, — und dies ist gewöhnlich die ganze Körper-Länge des Springenden drey Mahl weniger $\frac{1}{2}$ bis 1 Schuh (*) — so kann man dieselbe Uebung mit dem Sprung-Stabe machen. Der Handgriff dabey ist von dem Höhen-Sprunge mit dem Stabe in nichts verschieden; der Bogen des Sprunges wird hier nur so viel als möglich in die Lange gezogen.

„Um diese Art des Sprunges mehr in Ernst zu verwandeln, wandern wir bisweilen an den Bach, welcher sich über unsern gymnastischen Platz schlängelt, um hier in mancherley Richtungen, vom höhern zum niedrigern Ufer, und so umgekehrt, hinüber zu springen. Niemand will gern durchnäßt werden, jeder hütet sich also, falsch zu springen. Der Geübteste macht

(*) Ein geübter Jüngling von 5′ Höhe sprang gewöhnlich 14½ bis 15 Schuh.

immer den Anfang, die Andern eifern ihm nach, strengen alle ihre Kräfte beym heftigen Anlauf und Absprunge an, und lernen Muth fassen, wenn es ihnen einige Mahl gelungen ist. Hier wird denn auch meistens mehr geleistet, als auf trockenem Boden. Ich habe manche Knaben ihre Länge 3 Mahl genommen überspringen sehen (*).

„Endlich greifen wir wieder zum Voltigir-Stabe. Wir brauchen ihn etwas länger, als beym Höhen-Sprunge; es kommt darauf an, wie weit wir springen wollen, und wie hoch oder niedrig die Ufer sind, die wir ab und zu springen. Zwölf Fuß können genug seyn. Man faßt den Stab wie gewöhnlich, nimmt einen heftigen Anlauf, setzt ihn etwas vor der Mitte des Baches ein, und schwingt sich in einem großen Bogen bis zum andern Ufer hinüber. Man ist im Stande, durch den Druck der Hände gegen den Stab, den Körper so hoch hinauf zu treiben, daß man beynahe über der Spitze des Stabes schwebt, wie in Fig. 4246 zu sehen ist. Je mehr man dieses bewirkt, um desto schöner nimmt sich die Uebung aus. Beym Niedersprunge kann man sich durch einen mäßigen Druck der Hände gegen den Stab leicht ein Par Fuß weiter vorwärts schieben, und dadurch den Sprung verlängern. Man muß bey dieser Uebung genaues Augen-Maß beobachten, und über das Gleichgewicht seines Körpers, der, gleichsam nur auf einem Punct gestützt, fortschwebt, ziemlich Herr seyn. Nur Wenige lernen sich gehörig an dem Stabe hinauf ziehen, aber es ist doch sogar möglich, mitten im Schweben, vermittelst der Hände, an dem Stabe weiter hinauf zu klimmen, um einen größern Radius zu gewinnen. Indeß habe ich das Vergnügen gehabt, mehrere Knaben

(*) Der Obengenannte sprang 16 Schuh weit, bey 5 Schuh Leibes-Länge.

ben auf diese Art eine Entfernung überspringen zu sehen, die fast 4 Mahl so lang war, als das Maß ihrer Körper-Länge (*).

„Diese beyde Arten des Sprunges mit und ohne Stab, lassen sich auch ganz ohne Anlauf machen. Ohne Stab, setzt man die Füße dicht zusammen, neigt den Körper vorwärts, und schnellt sich so fort. — Mit dem Stabe findet dasselbe Statt.

„Vorsichts-Regeln: 1) Der Boden, auf welchem der Anlauf genommen wird, darf nicht glitschig seyn; besonders fest sey die Stelle, wo man aufspringt; desto weicher die, wo man niederspringt. — 2) Der Niedersprung, oder das Anprellen auf die Erde, geschieht fast durchgehends auf die Absätze. Man würde bey einem heftigen Sprunge in Gefahr seyn, auf die Nase zu stürzen, wenn man mit den Zehen aufsetzen wollte. Aber da der Körper dabey gebogen ist, so pflanzt sich der Stoß gar nicht directe fort. Und dann muß sich der Springende daran gewöhnen, das heftige Fortschießen des Körpers nicht auf der Stelle, wo die Füße auftreten, auf ein Mahl hemmen zu wollen, um da still zu stehen; er muß vielmehr nur einen Theil davon durch das erste Anprellen vernichten, und sogleich mehrere Schritte behend fortspringen, bis die Bewegung aufhört. Doch geht dieses nur, wo es der Boden erlaubt. Bey dem Sprunge über den Bach ist dieses oft nicht der Fall, und man springt dann mehr mit den Spitzen der Füße auf. — 3) Es ist hier, so wie bey allen diesen Uebungen, schlechterdings erforderlich, mit beyden Füßen zugleich aufzuspringen, und nicht einen schreitenden Schritt zu machen, wobey ein Fuß auftritt, wenn der andere noch hinten ist. Dies ist gefahrvoll; man muß es durchaus nicht zugeben. — 4) Wenn mit dem Stabe in die Weite ge-

(*) Der Vorhingenannte übersprang mehrmahls 21 Schuh.

sprungen wird, ist es eben nicht nöthig, den Körper herum zu drehen, wie oben bey dem Höhen-Sprunge mit dem Stabe.

„Abänderung: Der fortgesetzte Sprung. Wollen wir die Alten nachahmen, so wählen wir eine beliebig lange, ebene Bahn, und bestimmen den Anfangs-Punct derselben. Vor ihm sammelt sich die junge Gesellschaft, und Einer von ihnen macht den Anfang. Er stellt sich auf die bestimmte Stelle, die Füße dicht neben einander; den Körper etwas vorwärts gebogen, schwingt er die Arme nach hinten und vorn, und thut mit geschlossenen Füßen, im bequemsten Zeit-Puncte des Springens und Neigens, einen Sprung vorwärts so weit fort, als es ihm möglich ist. Auf seinen neuen Stand-Punct wiederhohlt er Dasselbe, und so immer fort. Alle folgen ihm darin nach, Das Ziel der Bahn ist entweder bestimmt, und derjenige ist Sieger, welcher es mit den wenigsten Sprüngen erreicht; oder es ist unbestimmt, und derjenige erhält den Preis, welcher diesen fortgesetzten Sprung am weitesten treibt, oder auch die meiste Sprünge hinter einander macht, doch muß man alsdann darauf sehen, daß er jeden Sprung gehörig vollende. Diese Uebung ist angreifend für die Muskeln der Schenkel; 15 bis 20 dergleichen Sätze bewirken schon starkes Athmen. — Um andere Muskeln ins Spiel zu setzen, läßt der Gymnast diesen fortgesetzten Sprung auch rückwärts machen.

„5) und 6) Der Sprung in die Höhe und Weite, und Tiefe und Weite zugleich. Alle diese Arten sind nur kleine Abänderungen der vorigen, aber alle, ihrer Natur nach, weit heftiger; denn die Schwierigkeit ist hier von doppelter Art. Mithin muß der Anlauf heftiger gemacht werden, wenn man zugleich hoch und weit springen will. — Wir brauchen dabey die oben angegebenen Spring-Pfeiler, und die

Ruthe

Ruthe oder Schnur, und unternehmen den Sprung mit dem Stabe, oder ohne denselben. Der Punct des Aufsprunges bestimmt sich durch die Natur der Uebung von selbst, aber des Niedersprunges muß durch ein Zeichen, z. B. durch ein an dem Boden durchgezogenes Band, bemerkt und dadurch die Weite bestimmt werden.

„Auch der Sprung in die Tiefe und Weite bedarf eines starken Anlaufes. Er gehört zu den gewaltsamsten Uebungen, und kann nur dann ohne Schaden unternommen werden, wenn man die Stelle des Niedersprunges durch Stroh, Heu, oder so etwas, vollkommen weich macht. Auch dieser Sprung kann mit und ohne Stab geschehen.

„Wer die obigen Uebungen gut inne hat, wird sich bey diesen sehr leicht zu helfen wissen."

Die meisten der izt beschriebenen Arten der Sprünge, findet man in Fig. 4245 und 4246 abgebildet.

Vom Springen, einer gymnastischen Uebung der Griechen, s. eben, S. 498.

Von einem Schein- oder Quasi- Laufe, πηδᾶν, den *Mercurialis* zum Springen rechnet, der aber natürlicher zum Laufen zu gehören scheint, s. im LXVI Th., S. 64.

Vom Springen, einer Kriegs-Uebung der alten Römer, s. im LII Th., S. 336 und 339.

Von der Fertigkeit der alten Deutschen im Springen, s. oben, S. 554.

Als eine belustigende Aufgabe, das Springen betreffend, füge ich noch hinzu: zu machen, daß der beste Springer nicht über einen Stroh-Halm springen kann, ob er gleich davor steht. Die Bedingungen, welche diese Bewegung unmöglich machen, sind: daß er also gerade hinüber springe, ohne weder die Knie, noch Leib oder Kopf zu bewegen. Geht er diese Bedingungen ein, so muß er, vor dem Stroh-

Halme

Halme stehen bleiben, denn er steht in dem Ruhe-Winkel, aus welchem er seinen Leib ohne Beugung des Kopfes oder der Knie niemahls wird schwingen können. Hieraus ist auch zu erkennen, warum ein Mensch, wenn er etwas von der Erde aufheben will, den Fuß hinterwärts kehrt, zugleich aber den andern Fuß vorsetzt, daß die Directions-Linie zwischen die Füße falle; würde er solches aus der Acht lassen, so würde er, wenn er sich beuget, vorwärts fallen, oder, wenn er die Beugung des Fußes nicht vornehmen wollte, sich gar nicht bücken können.

Ich schließe mit der so wichtigen und nützlichen Anweisung, was bey einem Noth-Sprunge aus oder von einem Fuhrwerke zu beobachten ist. Man weis, wie viele Menschen in dem Falle zu Schaden kommen, wenn sie aus oder von einem Fuhrwerke springen, vor welchem die Pferde flüchtig werden. Der gewöhnlichste Erfolg ist ein schwerer Fall, oder ein Bein-Bruch. Die Ursache ist diese: der aus oder von dem Wagen springende Mensch weis nicht, oder erinnert sich nicht, daß er mit dem Wagen bereits eine schnelle Bewegung vorwärts angenommen hat; indem er nun aus oder von demselben springt, so geräth er in eine zusammengesetzte, von zwey Kräften abhangende Bewegung, deren eine mit dem Wagen vorwärts, die andere durch die Kraft seines Sprunges seitwärts geht. Sein Körper fliegt also in der Diagonal-Linie dieser beyden Bewegungen vorwärts, und hat daher eine schiefe Richtung gegen die Bewegung, in welcher er zu springen vermeinte. Er, der sich nur auf diese gefaßt machte, und bey Erreichung des Bodens Stand zu halten sucht, fühlt sich, wie von der Seite angestoßen, und es ergeht ihm eben so, wie es einem Menschen ergehen würde, wenn er im starken Laufe oder bey einem starken Sprunge unerwartet von jemand stark von der Seite her angestoßen wird, wor-

aus

aus gewiß ein gefährlicher Fall entstehe. — Wie ist aber nun dieser Sprung, wenn er glücklich abgehen soll, nach der Theorie zu verrichten? Der Springer muß, ehe er den Satz wagt, sich so stellen, als wenn er schräge hinaus hinterwärts springen wollte, um dadurch die von seinem Körper mit dem Wagen angenommene Kraft, so viel als möglich, zu schwächen, aber auch desto weiter hinaus zu springen suchen, damit er vor dem Hinter-Rade vorbey springe.

Bey dieser Gelegenheit erinnere ich an die Vorschläge, wie durch gewisse Einrichtungen an Fuhrwerken, traurige und schreckliche Unglücks-Fälle flüchtiger und kolleriger Pferde zu vermeiden sind, im XLIII Th., S. 429 — 459.

Vom Stehen auf Einem Beine, s. oben, S. 668.

Vom Stein-Spiel, einer Art des Scheiben-Spieles, s. oben, S. 768.

Vom Stelzen-gehen, s. oben, S. 682.

Vom Stickelsen, oder Pfahl-Spiel, s. oben, S. 738.

Vom Tanzen, siehe in T.

Vom Topfschlagen, einer Art von Blindekuh, s. oben, S. 835.

Vom Tragen, und sich tragen lassen, s. oben, S. 409, fgg.

Vom Voltigiren, s. oben, S. 861, fgg.

Vom

Vom Werfen und Schießen, Das Werfen ist, nach Hrn. Vieth Anweisung, eine Uebung, welche ganz vorzüglich zur Stärkung der obern Gliedmaßen geschickt ist. Die Jugend übt sich gern darin; es scheint ein besonderes Vergnügen darin zu liegen, einen Körper durch die Kraft des Armes durch die Luft fliegen zu machen, und seiner Bahn mit den Augen nachzufolgen.

Man wirft entweder mit der bloßen Hand, oder mit Werkzeugen. Wenn man mit der bloßen Hand wirft, so kann man sich dabey zum Zweck vorsetzen: entweder die größte Entfernung zu erreichen, oder die schwerste Maße fortzuwerfen, welche unsere Kunst verstattet, oder endlich ein bestimmtes Ziel so genau, als möglich, zu treffen.

Der Wurf, wobey es auf die größte Entfernung angesehen ist, kann entweder in die Höhe, oder in die Weite, geschehen.

Der Wurf in die Höhe ist, wenn er senkrecht hinauf geschehen soll, etwas kraftlos. Wie hoch ein Mann werfen könne, läßt sich im Allgemeinen nicht wohl bestimmen, weil es auf das Gewicht und auf die Gestalt des Körpers, der geworfen wird, ankommt. Eine Höhe von 60 bis 70 Fuß mit einem Steine von etwa $\frac{1}{2}$ Pfund, ist nicht ausserordentlich.

Der Wurf in die Weite, hat weit mehr Vehemenz, als der vorige, wegen der großen Stärke der Brust-Muskel und des dreyeckigen Arm-Muskels (Deltoides), welche hier mit ihrer ganzen Kraft wirken können. Es giebt zwey Arten, wie der Arm dabey geführet werden kann. Die eine ist die, da man den Arm hinterwärts über den Kopf in die Höhe hebt, und aus dieser Lage vorwärts bewegt. Dieser Wurf hat viel Stärke, das ist nicht zu läugnen; dennoch ist die andere Art aus guten Gründen vorzuziehen. Diese andere Art besteht nähmlich darin, daß der Arm an-

anfangs hinter dem Rücken gehalten wird, so, daß der Rücken der Hand, dem Rücken zugekehrt wird, indem die Hand sich zugleich so drehet, daß der Stein vorwärts aus derselben heraus fliegen könne. Diese Methode ist in einigen Gegenden, wo das Werfen wegen des Kloofscherens im Winter, s. oben, S. 732, als eine Sache von Belang geübt wird, durchaus gebräuchlich, und die vorige Methode gebraucht man nur, wo es auf Treffen in keiner großen Weite ankommt. Zum Weitwerfen ist sie deswegen besser, weil erstlich der Schwung des Armes größer ist, oder, wie man zu reden pflegt, weil man weiter aushohlen kann; zweytens weil, da der Arm hier von unten vorwärts hinauf geführt wird, die Hand zulezt gerade die gehörige Richtung erhält, welche dem Steine die vortheilhafteste Elevation giebt (*). Die Erfahrung bestätigt es auch hinlänglich. Wer aber nicht in dieser Art zu werfen geübt ist, findet sie sehr unbequem, und empfindet einen schmerzhaften Ruck im Hand-Gelenke, weil die Hand eine heftige Wendung machen muß. Ein Par Schritte Anlauf und eine Wendung des Rumpfes beym Aushohlen, können den Schwung ungemein verstärken.

Wie weit ein Mensch werfen kann, läßt sich eben so wenig im Allgemeinen angeben, als vorhin die Höhe. Einige Versuche von einem Manne von mittlerer Kraft und Uebung angestellt, geben folgende Resultate:

Ma-

(*) Der Weg eines geworfenen Körpers ist, in sofern man den Widerstand der Luft aus der Acht läßt, eine Parabel. Die Kraft des Wurfes würde ihn nach einer geraden Linie treiben, in der er nach dem Gesetze der Trägheit fortfliegen würde, wenn ihn nicht die Kraft der Schwere in jedem Augenblicke gegen die Erde triebe. Die Elevation, welche den weitesten Wurf giebt, ist = 45°.

Materie.	Gewicht.	Größte Wurf-Weite. das arithmetische Mittel, aus mehrern Würfen genommen
Bley	1 Pfund.	140 Fuß rheinl.
Kiesel	1¼ —	126 — —
desgleichen	¾ —	145 — —
Ziegel-Scherbe	½ —	160 — —

Personen, die sich oft üben, können aber viel weiter werfen. Die besten Klootscheter werfen eine ein- bis anderthalbpfündige Kugel weit über 200 rheinl. Fuß. Es ist zu bemerken, daß obige Versuche bey sehr heißer Witterung angestellt wurden. Die Gestalt des geworfenen Körpers hat einen großen Einfluß auf die Wurf-Weite, theils in Rücksicht des bequemen Anfassens, theils in Rücksicht des Widerstandes der Luft. Der Discus der Alten (s. oben, S. 500, fgg.) war linsenförmig, welches eine sehr vortheilhafte Gestalt ist, weil die scharfe Kante den Widerstand der Luft leicht überwindet. Auf die Masse und deren spezifisches Gewicht kommt ebenfalls vieles an. Eine Kugel von Holz leidet mehr Widerstand, indem sie durch die Luft fliegt, als eine gleichschwere Bley-Kugel, weil jene mehr Volumen hat, als diese. Für Größe und absolutes Gewicht des geworfenen Körpers giebt es eine, der Kraft eines jeden Werfers angemessene Gränze. Eine Kugel von 2 Zoll im Durchmesser, und etwa 1 Pfund am Gewicht, giebt für eine Manns-Hand einen bequemen Wurf. Bey einem zu leichten Körper geht ein großer Theil der Kraft verloren.

Von dem Würfe, wobey man sehr schwere Steine ꝛc. zu werfen sucht, ist nichts zu bemerken, als daß man sich in Acht nehmen müsse, sich keinen Schaden am Rückgrathe oder an den Armen zu thun, welches dabey leicht geschehen kann.

Der

Der Wurf nach einem bestimmten Ziele ist eine sehr nützliche Uebung; sie stärkt die Arme, und schärft das Augen-Maß. Man wirft entweder mit Steinen, Kugeln, u. dgl. z. B. nach einem aufgestellten Kegel; oder mit Wurf-Spießen (*), die man von beliebiger Länge machen kann, nach einer mit concentrischen Kreisen versehenen Scheibe. Lezterer gewährt eine der angenehmsten Unterhaltungen.

Man kann im Bogen-Wurf oder Kern-Wurf das Ziel zu treffen suchen.

Ausser den jezt bemerkten Uebungen im Werfen, kann man noch zur Abwechselung manche andere anstellen; z. B. rückwärts, seitwärts, zwischen den Beinen durch zu werfen, u. dgl.

Als eine Aufgabe zum Scherz kann das Rückwärtswerfen dienen. Man stelle jemanden etwa 6 Schritt von einer Thüre, mit dem Rücken gegen dieselbe, und mit dem Gesichte nach derselben zurücksehend, und gebe ihm auf, ein Schnupftuch, ein Ey, oder dergleichen, rückwärts zur Thüre hinaus zu werfen, oder überhaupt ein Ziel zu treffen. Wenn er sich nicht besonders geübt hat, so ist 10 gegen 1 zu wetten, daß er weit vorbey werfen werde.

Ein bekanntes Spiel der Knaben, ist das Ricochetiren mit flachen Steinen, als: Topf- oder Ziegel-Scherben auf der Oberfläche des Wassers.

Die Werkzeuge, deren man sich bedient, um weiter als mit der bloßen Hand zu werfen, dienen bey uns nur zum Spiel der Knaben, wilden Völkern aber zu Waffen im Kriege.

Bey nicht gar großen Körpern, z. B. Ziegel-Scherben und kleinen Kiesel-Steinen, kann man schon

(*) Altdeutsch Framen; s. oben, S. 540. In einigen Gegenden Smoltheyen.

schon dadurch die Weite des Wurfes vergrößern, daß man eine Gabel oder ein flaches Stück Holz, welches der Länge nach ein wenig ausgehöhlt ist (*), in die Hand nimmt, den Stein darauf legt, den man mit dem Daumen fest andrückt, und ihn beym Wurfe über das Instrument hinrutschen läßt.

Ein anderes Mittel, um weiche Körper, als: Aepfel, Thon-Kugeln, u. dgl. in eine große Entfernung zu werfen, ist: ein etwa 3 Fuß langer, oben zugespitzter Stab, auf welchen der Körper gespießt wird; da denn dieser beym Fortwerfen durch einen großen Bogen geschwungen, und mit ungemeiner Schnelligkeit fortgetrieben wird. Oben, S. 623, findet man Nachricht von dem Wurf-Stocke, welchen die Neuholländer brauchen, um Speere in die Ferne zu werfen. Wenn man einen solchen Stock oben mit einer Art von Kelle versieht, so kann man auch Steine damit werfen.

Das vorzüglichste Mittel endlich zur Verstärkung des Wurfes, ist die Schleuder, ein Stück starkes Leder, etwa oval oder rautenförmig geschnitten, in der Mitte mit einem Loche, worin der Stein ruhet, und mit zwey Schwung-Riemen oder Stricken versehen, welche mit der Hand gefaßt werden, und wovon der eine nach ein- oder zweymahligem Umschwingen losgelassen wird. Von der Geschicklichkeit verschiedener alten Völker, insonderheit der Einwohner auf den balearischen Inseln im Schleudern, und wie sie ihre Kinder in dieser Kunst übten, s. oben, S. 507.

Auf ähnliche Art, wie mit der Schleuder, wirft man auch mit einem Bley-Lothe, davon man den Faden nach dem Umschwunge durch die Finger glitschen läßt.

Von

(*) Im Plattdeutschen: eine Gödse.

Von dem Werfen ist das Schießen unterschieden. Bey dem Werfen ist es eigene Kraft des Menschen, die den Körper forttreibt, wobey er den Schwung durch Werkzeuge verstärken kann; bey dem Schießen hingegen ist es nicht eigene, sondern eine, ausser dem Menschen befindliche Kraft, die Elasticität einer ausgedehnten Sehne, einer zusammengedrückten atmosphärischen, oder einer sich plötzlich entwickelnden Luft, heißer Dämpfe. Man sagt auch: Bomben werfen, allein dies kann den eben angegebenen Unterschied nicht umstoßen.

Bogen und Pfeil waren die ältesten Vorrichtungen dieser Art, sind noch jezt bey vielen Völkern des Erdbodens die besten Waffen, und geben auch bey uns eine sehr nützliche aber nicht genug genutzte, Uebung für die Jugend. Man kann auch hierbey entweder die grosste Weite, oder das richtigste Treffen, zum Zweck machen. Holz, Horn, Fischbein, Stahl, kurz jede elastische feste Masse kann zum Bogen dienen; ein gedrehter Strick oder eine dicke Darm-Saite, zur Sehne; ein Rohr oder ein Holz-Stab, etwas dicker als ein Pfeifen-Stiel, vorn mit einer Spitze, und hinten mit einem Gefieder versehen, zum Pfeile. Von der Härte und Elasticität des Bogens und der Sehne, hängt die Kraft des Schusses ab. Der Gebrauch ist leicht; man faßt mit der linken Hand den Bogen in der Mitte, und legt zugleich einen Finger leise auf den Pfeil, mit der rechten faßt man die Mitte der Sehne und das Ende des Pfeiles, zieht jene, so viel als nöthig ist, an, und läßt sie wieder losschnellen, ohne die Mitte des Bogens zu verrücken. Von der grosen Stärke der Bogen bey den Alten, und von den Uebungen verschiedener Völker mit diesem einfachen Werkzeuge, wird im Art. Pfeil gehandelt werden.

Die Armbrust ist eine Modification des Bogens, da nähmlich derselbe mit einer Vorrichtung verbunden

wird, um bequem und fest anzulegen und die Sehne stark anzuziehen, damit der Pfeil oder Bolzen mit möglichster Kraft fortgetrieben werde. Es besteht nähmlich dieses Schieß-Gewehr aus einem stählernen Bogen, der in einen, dem Flinten-Schafte ähnlichen Schaft eingelassen ist, die Sehne des Bogens wird mit einer Winde angespannt, und schlägt, wenn sie vermittelst des Züngleins abgedrückt wird, den Pfeil oder Bolzen mit Gewalt fort. Siehe auch im VI Th., S. 705, f.

Der Armbrust bedienten sich die alten Römer, hernach die Deutschen bis auf Karl V., und die Engländer bis in die Mitte des 17ten Jahrh. Der große Verehrer des Alterthumes, der Ritter Folard, gesteht ihm den Vorzug vor unsern jezigen Flinten zu. Heut zu Tage bedient man sich dieses Instrumentes nur noch zum Scheiben- und Vogel-Schießen, obwohl es in Gewölben unter Wällen der Festungen, bey deren Erbauung nicht genug für den Abzug des Rauches gesorgt worden ist, auch wohl mit Nutzen möchte können gebraucht werden.

Man möchte vielleicht fragen: warum kommt die Armbrust in keinem Wapen vor, da doch alle Arten von altem Gewehr darin zu finden sind? Die Antwort ist leicht. Die Armbrust war kein Geschoß für edle Ritter, sondern für gemeines Fußvolk. Jene bedienten sich des gewöhnlichen Bogens, welcher sich dadurch von der Armbrust unterschied, daß er nicht durch ein Holz gesteckt war, und die Pfeile damit aus freyer Hand abgeschossen werden mußten. Nur die ritterlichen Waffen und Ehren-Zeichen gehören in das Gebieth der Heraldik.

Wind-Büchsen und Feuer-Gewehr, Flinten, Musketen, Büchsen, Terzerole, Pistolen, sind die jezt gewöhnlichen Instrumente zum Schießen, und wegen ihrer ungeheuern Kraft sowohl, als wegen Bequemlichkeit des Gebrauches, freylich allen übrigen vorzuziehen. Der Gebrauch dieser Waffen befördert

Je-

Festigkeit des Armes, Unerschrockenheit und Augen-Maß; auf Genauigkeit des Zielens, zu welchem Behuf auf dem vordern Ende des Laufes das Korn (s. Th. LIV, S. 601) angebracht ist, und auf unverrückte Haltung, welche durch den Kolben, den man an die Schulter anlegt, erleichtert wird, kommt dabey Alles an. Das Schießen nach der Scheibe, nach dem Vogel, und dgl. dient noch zum Vergnügen und zur Uebung der Bürger. Gelernte Jäger bringen es in der Kunst zu treffen, zum Bewundern weit.

Das Werfen, nach Hrn. Gutsmuths Anweisung. „Das Werfen hat die Stärkung der Hand, des Armes, der Schulter und Brust-Muskeln, zum besondern Zweck, und befördert, wenn es nach einem bestimmten Ziele geschieht, das Augen-Maß auf eine sehr gute, unterhaltende Art. Daß es in täglich vorkommenden Fällen zur Vertheidigung seiner eigenen Haut ungemein nützlich sey, ist zu bekannt, als daß ich es weiter auseinander zu setzen brauche. Selbst die Geschichte hat uns merkwürdige Beyspiele von dem Nutzen dieser Uebung, und von dem Grade der Vollkommenheit, zu welchem man sie bringen kann, aufbewahrt. Wer erinnert sich nicht hierbey an Davids Schleuder, und an die Fertigkeit der alten Bewohner der balearischen Inseln? Unter den jezigen Nationen sind die Patagonier sehr rüstige Schleuderer. Nach *Bougainville* und Andern, besteht ihre Haupt-Waffe aus zwey in Leder gefaßten Kiesel-Steinen, die an beyden Enden eines 6 bis 7 Fuß langen Darmes befestigt, und etwa so groß als eine zweypfündige Kanonen-Kugel, sind; sie bedienen sich ihrer zu Pferde, auf der Jagd, und treffen auf 300 Schritt ihren Gegenstand sehr genau.

„Unter den Neuern empfiehlt Frank (*) mit den Worten: „Das Werfen nach bestimmten Zielen, an „Orten, wo, weder den Vorbeygehenden, noch öffentlichen „Gebäuden, davon Nachtheil zuwachsen kann, stärkt be„sonders Brust und Auge; die kleinsten Knaben sind zu „solcher Uebung geschickt. Nach und nach wird entweder „das Ziel mehr in die Ferne gesteckt, oder die Masse, wel„che geworfen wird, erschweret; lezteres erfordert jedoch „mehr Jahre und Uebung "

„Das Werfen geschieht entweder mit der Hand unmittelbar, oder mittelbar, vermittelst irgend eines Instrumentes. Zu der zweyten Art gehört auch das Schießen.

„1. Die kunstloseste Art des Werfens ist allgemein bekannt. Wir schleudern einen Stein mit der Hand durch die Luft, in die Höhe oder Weite, oder nach einem bestimmten Ziele. Die dazu nöthige Bewegung des Armes ist bekannt, aber beschreiben läßt sie sich nicht. Soll aber Arm und Schulter geübt werden, so darf man dann den Arm nicht steif halten, und ihn mit der Hand, beym Wurfe, nicht von oben nach vorn hinaus bewegen. Um in die Weite und Höhe zu werfen, beschreibt man mit dem Steine einen großen Bogen; aber beym Zielwerfen sieht der Gymnast darauf, daß mit voller Anstrengung des Armes, nur Kern-Schüsse gemacht werden, und er macht nur dann hiervon eine Ausnahme, wenn man mit 3, 4 Pfund schweren Steinen bombenartig nach einem Ziele werfen will. In diesem lezten Falle ist die Bewegung des Armes auch ganz anders, nähmlich ganz so wie beym Discus-Werfen. Davon hernach. — Interesse läßt sich in diese Uebung auf zweyerley Art bringen, nähmlich durch Wettstreit, und durch Abänderung des Zieles. Wir werfen bald nach einer perpendikulär stehenden Scheibe, in Kern-Schüssen; bald nach einer horizontalen, bom-

(*) System einer medicin. Polizey, B. 2, S. 635.

bombenartig, mit schweren Steinen; bald nach einem hoch aufgestellten Topfe; bald nach einem hölzernen Vogel, um bestimmte Gewinnste. Bald stellen wir das Ziel auf eine Anhöhe, bald in eine jähe Tiefe.

„2. Die Schleuder erfordert ungemein viel Vorsicht; ich kann es nicht anrathen, sie mit jungen Leuten gesellschaftlich zu üben, man müßte denn Anstalten treffen, daß immer nur ein Schleuderer da stände, indeß alle Andern vor seinem Wurfe in völliger Sicherheit wären. — Die Sache ist übrigens bekannt, Jedermann weis, wie eine Schleuder gemacht werde; in Absicht ihrer Handhabung setze ich nur noch hinzu, daß sie in schräger Richtung kreisförmig über dem Kopfe geschwungen werden musse, um den Wurf zu beginnen; alle andern vorläufigen Bewegungen sind falsch.

„3. Der Wurfspieß. Eine andre altgriechische Uebung war das Wurfspieß-werfen. Sie scheint, so wie das Bogen-schießen, aus der Wiege der Menschheit mitgebracht, und daher überall, wo Menschen leben, bekannt zu seyn. — Wir brauchen sie seit der Pulver-Erfindung freylich nicht mehr, aber ein starker Arm, mit dem Ulysses den Wurfspieß so weit trieb, als der Bogen-Schuße den Pfeil vermittelst der Sehne, muß uns werth seyn; ich muß daher diese Uebung der Jugend empfehlen.

„Ein 5, 6 und mehrere Schuh langer, völlig gerader Stab wird am einen Ende mit einer starken eisernen Hülse versehen, am andern ebenfalls nach Art eines Pfeiles gefiedert. Dicke und Schwere richten sich nach der Stärke des Werfenden, so wie auch die Länge nach dessen Größe. — Man faßt dieses einfache Instrument im Gleichgewichte, das ist so ziemlich in der Mitte, mit den Fingern, wiegt es einige Mahl mit auf und nieder schwenkendem Arme hoch und tief, und stößt es, wenn man den gemächlichsten Au-

genblick zum Wurfe abgewartet hat, mit aller Kraft des Armes und der Schulter durch die Luft nach dem bezielten Gegenstande, der in einer Scheibe bestehen kann. Man muß es selbst versucht haben, um einzusehen, wie sehr diese Uebung zur Stärkung der Glieder bequem sey. Die Alten befestigten in der Mitte des Wurfspießes einen, wahrscheinlich nur sehr kurzen, Riemen, um ihn vermittelst desselben besser fortschnellen zu können, als wenn man ihn bloß mit den Fingern faßte. Vielleicht war der Riemen gar nicht am Spieße, sondern mit einem Ende, durch Umwickeln, an der Hand fest geschlungen. Man schlug das lose Ende um die Mitte des Instrumentes ein Mahl herum, hielt den Spieß damit fest, indem man es mit der Hand faßte, schwenkte den Wurfspieß, und ließ im Augenblicke des Abschießens das Ende des Riemens fahren, wie man den einen Riemen der Schleuder im Wurfe glitschen läßt.

„4. Der Bogen ist von je her mit dem Wurf-Spieße zu sehr verwandt, als daß ich ihn hier ganz vergessen könnte. Das Bogen-schießen ist jezt noch eben so gut, als zu Ulysses Zeiten, eine schöne männliche Uebung. Ich kenne für den Knaben fast kein reizenderes Vergnügen, als dieses. Er läuft und sucht, bis er ein elastisches Maßholder-Stämmchen findet, er biegt, schnizt es zum Bogen, biethet alle seine Geduld auf, um es an der Luft hinreichend austrocknen zu lassen; er verbindet beyde Enden mit einer starken Schnur, und versucht nun mit großer Erwartung seine elastische Kraft. Es ist gelungen. Nun schnizt er den Pfeil aus einem Stück Fichten-Holze. Er giebt ihm die Dicke einer starken Feder-Spuhle, 2, 3 Schuh Länge, versieht ihn vorn mit einer bleyernen Hülse, und hinten mit zwey daran geleimten Feder-Fahnen. Der kleine Schütze ist fertig. Hitze und Kälte, Wind und Frost sind nicht mehr da

für

für ihn, seine Freude über den hoch und weit fliegenden Pfeil macht alles vergessen; er dünkt sich ein kleiner Tell, und wetteifert mit seinen Gespielen, wie Er, einen Apfel oder eine Scheibe zu treffen.

„Eine Kleinigkeit, sagt man vielleicht; ist sie des Erzählens werth? — Wie man will. — Doch gestehe ich, jedes Spiel, das den jungen Menschen beschäftigt, seine Kräfte übt, und im Freyen seine Gesundheit stärkt, ist mir überaus wichtig. Ist uns die Kraft eines Ulysses schätzbar, so laßt uns auch die Mittel nicht verschmähen, durch die er sie erlangte und übte.

„5. Der Discus. Uebung bey den Alten. Schon im Homer ist mehrmahls die Rede von der Wurf-Scheibe. Achilles übt seine Myrmidonen am Ufer des Meeres mit dem Werfen des Discus und des Wurf-Spießes. Bey den öffentlichen heiligen Spielen gehörte der Discus zum Fünf-Kampfe; und in den Gymnasien übten sich mit dem Discus nicht bloß die Athleten, sondern auch andre Personen. „Auf dem Kampf-Platze," so sagt Solon etwa beym Lucian zum Anacharsis: „sahest du ein rundes Stück „Erz liegen, welches die Gestalt eines kleinen Schildes „hatte, das aber weder mit Handhaben noch Riemen ver„sehen war. Du fandest, als du den Versuch machtest, „es auf zu heben, daß es schwer und wegen seiner Glätte „nicht leicht festzuhalten war. Dieses werfen sie in die „Wette, bald hoch in die Luft, bald vor sich hin, und „wetteifern, wer es am weitesten werfen kann. Diese Be„mühung verschafft ihnen starke Schultern und nervigte „Arme." — Dergleichen wörtliche Beschreibungen, welche in manchen alten Autoren vorkommen, mit den noch übrigen Kunst-Werken des Alterthumes verglichen, gewähren uns von dieser gymnastischen Uebung eine hinlänglich deutliche Vorstellung.

„Der Discus oder die Wurf-Scheibe war von Metall oder Stein verfertigt, und hatte die Gestalt

einer Linse, oder eines auf beyden Seiten convex geschliffenen Glases. Der Durchmesser mag, nach den vorliegenden Abbildungen zu schließen, etwa 1 Fuß betragen haben, und die Dicke im Mittelpuncte soll 3 bis 4 Zoll gewesen seyn. Hiervon läßt sich auf die beträchtliche Schwere dieser Massen schließen; aber beyde, sowohl Größe als Schwere, waren nicht immer gleich, und es läßt sich theils von selbst leicht absehen, daß man für die angehenden Gymnastiker weit kleinere und leichtere Wurf-Scheiben hatte, als für die geübten Athleten; theils läßt es sich schon aus einer alten Abbildung der Wurfscheiben-Schleuderer, (Δισκοβόλος, Discobolus,) die man bey *Mercurialis* und *Potter* nachgeahmt findet, abnehmen. Im Mittelpuncte befand sich ein Loch, durch welches, nach *Potter*, ein Riemen gezogen wurde, vermittelst dessen man dem Discus die gehörige Schwingung gab. Es ist mir nicht bekannt, auf welche Angaben der Alten sich diese Meinung stützt; *Mercurialis* erwähnt davon nichts; wenn aber die Discobolen ihre Hände mit Erde rieben, um den Discus wegen der Glätte desto besser fassen zu können, und wenn er beym Fortschleudern eine rotirende Bewegung erhielt, so entspricht beydes dem Gebrauche eines Riemens gar nicht.

„Man warf den Discus in die Höhe und Weite, man rollte ihn an der Erde fort, oder bezielte damit einen gewissen Gegenstand, auf welchen der Discus bombenartig niederfiel. Derjenige war Sieger, welcher am besten traf, oder dessen Wurf-Scheibe die größte Höhe oder Weite erreichte. Der Haupt-Handgriff bey dieser Uebung ist uns durch Ueberreste des Alterthumes überliefert. Der Arm hieng am Leibe nieder, der Discus ruhete auf den vier geschlossenen Fingern, der Daumen lag seitwärts daran; der Werfende seßte den Arm in eine Schwingung nach vorn und hinten hin, paßte so den bequemsten Zeitpunct des

Wer-

Werfens ab, und schleuderte dann die Scheibe so in die Luft, daß sie in einer rotirenden Bewegung fort fuhr (*).

„Jezige Uebung: *Galenus* nimmt den Discus in die medicinische Gymnastik auf, wir in die pädagogische, als eine für die Jugend angenehme Abwechselung des Werfens. Wurf-Scheiben von schwerem festen Holze, die überall leicht zu erhalten sind, mögen für unsere Jugend genug seyn; jene schwere Metall-Massen schemen auch in der That nur für äusserst geübte männliche Schultern gewesen zu seyn. Bey dem Gebrauche ahmen wir die Alten völlig nach, aber mit keinem Riemen, sondern mit freyer Hand, weil der Wurf dadurch sicherer wird. Wollen wir ein Ziel haben, so ist eine am Boden befestigte, oder mit einer horizontalen kleinen Scheibe versehenen Stange dazu sehr bequem. Es ist nöthig, daß der Gymnast bey dieser Uebung seinen Schülern Martial's Vers empfehle:

„Splendida cum volitant Spartani pondera Disci,
Este procul pueri, sit semel (nunquam) illa nocens."

Die izt beschriebenen Uebungen des Werfens und Schießens, findet man in Fig. 4247 abgebildet.

Vom Wippen, s. oben, S. 433.

Vom Ziehen, s. oben, S. 681.

Ueber Nutzen und Zweck der Leibes-Uebungen, nach Hrn. Gutsmuths. „Es gab eine Zeit, wo man von Krankheiten sehr wenig wußte, wo das Alter fast die einzige Krankheit, und der Tod der einzige Arzt war. Sie stand nicht, wie uns die Alten sa-

gen,

(*) Ein Mehreres vom Discus, s. oben, S. 500, fg. K.

gen, unter dem Scepter Saturn's, sondern der Natur. Da, wo man diese Herrschaft nicht mehr anerkennen wollte, entfloh die goldene Zeit, und die Menschen fingen an, Medicin zu studiren. Aber sie weilt noch jezt hier und dort, wo der Natur-Mensch im glücklichen Klima, nach mäßiger Arbeit im Schatten des Brod-Baumes ruht; wo er, schwarz gebrannt durch sengende Hitze, Cassave und Reiß bauet; wo er meilenweit den Hirsch und den wilden Ochsen verfolgt, oder der friedlichen Heerde wartet; am Niger und Missisippi, in den Alpen und im Hochlande.

„Nur Eine Revolution ist die größte, — die Umwandlung des rüstigen Natur-Menschen in ein schwaches verfeinertes Geschöpf; jede andere ist gegen sie nur Kinder-Spiel. Jezt, nach einer Uebersicht von ein Par Jahrtausenden, die im Schicksale der Menschenkinder überall und immer dieselben Folgen von Rohheit und Verfeinerung aufdecken, fällt es dem Beobachter etwas schwer aufs Herz, wenn er beyderley Zustand neben einander stellt, beyderley Lebens-Glück auf die Schale legt. Auf der einen Seite der rüstige Natur-Mensch in der Fülle körperlicher Gesundheit und Kraft, mit wenigen, leicht zu befriedigenden Bedürfnissen; sein Auge strahlt vom Vergnügen des Daseyns, ihm ist durchaus wohl im Gefühle seiner Stärke und Freyheit; und wenn ihn etwas drückt, so ist er kraftvoll genug zum Widerstehen. Er genießt des Lebens, so lange es da ist, versteigt sich nie phantasievoll in die Regionen der Chimären, kämpft nie mit kranken Einbildungen; und wenn ihm einst der Tod alle Natur-Geschenke abfordert, so verabschiedet sich keiner so leicht, als er. — Auf der andern der verfeinerte Mensch von zärtlicher Gesundheit und körperlicher Schwäche, mit einer unendlichen Reihe von Bedürfnissen. Sein Auge spricht nur gar zu oft den bittern Verdruß aus, den er in seiner Lage empfindet, wirk-

wirklich oder eingebildet ist das nicht gleich? — Ihm ist übel, er ist krank im Gefühl seiner Schwäche; er will mehr, als er kann; er leidet beym Druck, er unterliegt ihm, statt zu widerstehen. Seine Wünsche vermehren sich, wenn der Tod kommt.

„In diesen Gedanken liegt wohl viel Wahres. Ich bin kein Freund von arkadischen Träumereyen; ich weis, daß auch der Natur-Mensch mit Krankheiten, mit Mangel und mit den Schwächen des Alters kämpft; aber immer auffallend weniger und glücklicher als sein verfeinerter Bruder, der seine wirklichen Leiden durch ein ganzes Heer eingebildeter vermehrt, und, nervenschwächer, weniger fähig zum Ertragen und Widerstehen ist. Jener genießt fast ununterbrochen bis an die Stufen des Alters die Süßigkeit eines Lebens, das wir nur, wenn es uns gut geht, im glücklichen Alter der Kindheit kosten; dieser endet oft schon mit dem Knaben-Alter den Genuß desselben, und sinkt in die Arme des Grames und der Kümmernisse. Kurz, bey Jenem, Körperliches Wohlseyn neben der Rohheit des Geistes; bey Diesem, Siechheit und Verfeinerung neben Geistes-Cultur.

„Es bleibe hier unentschieden, wer von Beyden der Glückseligkeit des Lebens am meisten genieße; aber so viel ist gewiß, vereinigen wir in Gedanken die körperlichen Vollkommenheiten des Natur-Menschen mit der Geistes-Cultur des verfeinerten Erd-Bewohners, so erblicken wir das schönste Ideal unserer Gattung, ein Ideal, bey dessen Anblick unser Herz stärker schlägt.

„Diese Vereinigung ist ein Problem, an dessen Ausführung man längst dachte, das man bald für möglich, bald für unmöglich hielt; es ist wahrhaftig eins der größten, der interessantesten für die ganze verfeinerte Menschheit. Vielleicht nicht ausführbar bis zur größten Vollkommenheit, — ich zweifle selbst daran; aber berechtigt uns das, es ganz aufzugeben, und

Alles

Alles seinem, wahrlich nicht guten, Gange zu überlassen? Und dann, erzählt uns nicht die Geschichte von dem schönsten Volke des Alterthumes, daß es jene Vereinigung bis zu einem merklich hohen Grade zu Stande brachte? Hier ist mit zwey Worten, frey heraus meine Meinung über die Art, wie sie möglich sey: Cultivirt den Menschen so viel als möglich, schleift seine natürliche Rohheit ab; aber unterwerft ihn nie der entnervenden Verfeinerung.

„Vor Allem müssen wir hier die Wörter etwas genauer bestimmen, weil die Sachen so verschieden sind. Cultur ist nicht Verfeinerung; jene ist ächte Bildung des geistigen und körperlichen Menschen; diese, eine geschmackvolle Verzärtelung unserer Sinnlichkeit; jene, wahre Vervollkommnung unsers ganzen Wesens, diese, eine modische Schminke, ihm vom Geiste des Zeit-Alters aufgelegt; jene wirkt wahre Kraft-Vermehrung, diese, Schwächung unserer Kräfte. Liegt nicht in dem Begriffe des Verfeinerten auch der, des Schwachen? „Wir würden," sagt Ackermann (*): „gewiß nicht so viel ausgedörrte „Personen und weniger Unglückliche sehen, welche die „Verschwendung ihrer Kräfte zu Opfern des Todes „macht, wenn unsere Sitten weniger verfeinert wären." Jene, die Cultur, meine ich, giebt uns Mädchen und Weiber, die das Nasse nicht scheuen, die ihrer Haushaltung tapfer vorstehen, ein Häufchen selbsternährter Kinder erziehen, die nicht Toilette machen, sondern sich nur auf gut deutsch ankleiden; Geschöpfe von gesunden Empfindungen, von reinem gebildeten Verstande, die den Mond lieb haben, nicht als Zeugen ihrer Leiden und Erbarmer, sondern — weil er die Nächte erheitert; die an gescheidten Büchern Geschmack finden, aber fast keinen Roman verdauen, weil

(*) Ueber die Krankheiten der Gelehrten, S. 3.

weil der Spaß zu abgenutzt und die Lüge zu lang ist; Jünglinge und Männer, die sich zu jenen Weibern passen; diese, empfindelnde, mondsichtige Geschopfe, Mädchen, die vor dem verdorrten Bäumchen niederknien, und weinend das Schicksal des armen Dinges beklagen (*). Es ist Zeit, abzubrechen. Ein Beyspiel soll uns den Unterschied anschaulicher machen.

„Ein zweyter *Rousseau* geht nach Amerika, um dort das größte Problem der Erziehung, von dem ich so eben sprach, auszuführen. Ein junger Huron, oder wen man sonst will, wird der Gegenstand derselben. Er behobelt das rohe Kind der Natur, übt die Fähigkeiten seines Geistes, bildet sein Herz, erweitert seine Kenntnisse, gebraucht dazu alle Hulfsmittel, kurz, er weihet ihn in die Wissenschaften unsers Erd-Theiles ein, überläßt es aber übrigens seiner Lage unter einem rüstigen Natur-Volke und seinem Magen, die physische Erziehung zu vollenden; und auf dieser Seite einen ächten, starken, gesunden Huron aus ihm zu bilden. So ist die Erziehung endlich vollendet, und wir haben einen cultivirten Natur-Menschen.

„Wie aber, wenn der *Rousseau* den jungen Huron in einem europäischen Zimmer auferzogen, vor allen rauhen Eindrücken der Witterung und des Lebens, sorgfaltig geschützt, mit erkünstelten Speisen genährt, zärtlich gepflegt, an Luxus gewöhnt, durch körperliche Unthätigkeit, durch Unterstützung von weiblichen

und

(*) „Man denke, wie übertrieben das Gefühl werden müsse, „bis daß ein Trupp junger Mädchen, wie in einer unfernen „Stadt geschehen ist, bey dem Anblicke eines abstehenden „Bäumchens, im Spazierengehen, sich vor demselben auf „ihre Knie werfen, und mit heißen Zähren das Schicksal „des guten, nun bald in den Tod dahin stürzenden Bäumchens, beweinen!! . . . Ist solch ein überspanntes Wesen nicht wirkliche Krankheit?“ Frank medic. Polizey, 3 B., S. 792.

und männlichen Dienern geschwächt (*), und sein Gefühl bis zur Empfindeley gespannt hätte? — so wären alle diese Arbeiten zu tief gegangene Hobel-Stöße, sie wären bis ins Mark gedrungen, verschwunden wäre der Natur-Mensch, und wir hätten nur noch den cultivirten und verfeinerten übrig.

„Lasset uns nicht mehr verfeinern; ein zu zartes Gewebe zerreißt, wenn der Wind hineinbläset. Aber Cultur im ganzen Umfange des Wortes, ich meine in körperlicher und geistiger Hinsicht, sey der Zweck unserer Erziehung! Wer ihn erreicht, erzieht vollkommen, er belebt uns das schöne Gedanken-Bild, vom dem ich vorhin sprach, mehr oder weniger, je nach dem er beyde Theile der Erziehung mehr oder minder in Harmonie zu setzen versteht.

„Unsere physische Erziehung ist gegen die geistige, um mich so auszudrücken, zu kraftlos; diese hat, und wenn wir auch darunter bloß reine, ächte Cultur des Geistes verstehen, über jene das Uebergewicht; man denke sie sich aber, wie es der Fall ist, mit Verfeinerung verbunden, wie soll der Mensch gedeihen? wie sich dem Ideal nähern, das aus der Harmonie seiner Kräfte entsteht? — —

„Lasset uns demnach der körperlichen Erziehung mehr Ton und Kraft geben; dem, was ich Verfeinerung nannte, wirksam entgegen arbeiten; und so sey denn der einzige wahre Haupt-Zweck der Gymnastik Harmonie zwischen Geist und Leib! Ihn erkannte vor

(*) Ich weis ein Beyspiel, daß ein deutscher zwölfjähriger Knabe ein Kleidungsstück noch nicht selbst anziehen konnte, das man nicht gern vor jedermanns Augen anlegt; daß eben derselbe noch nicht allein gehen konnte, weil er nicht durfte; daß er — und dies mag genug seyn — einst Rhabarber nehmen sollte, weil seine blasse Wange durch den Kuß seines bärtigen Oheims etwas roth gerieben, befürchten ließ, — — es sey Schärfe im Blute.

vor 22 Jahrhunderten einer der weiseſten Menſchen, Plato (*). Man erlaube mir, mit ſeinen Gedanken dieſe Blätter zu ſchmücken. Sie ſind etwa dieſe: „Viele bilden ſich ein, die Muſik (**) ſey bloß zur Bildung „der Seele, und die Gymnaſtik allein zur Bildung des „Körpers eingeführt. Mir ſcheint es, daß beyde für die „Seele allein da ſind. Wer allein Gymnaſtik treibt, wird „hartherzig und unbändig; wer ſich bloß auf Muſik legt, „weichlich und weibiſch. Jene Wildheit aber entſpringt „aus einem hitzigen, feuervollen Temperamente; wäre „dies gehörig gebildet, ſo würde es Muth und Seelen-„Größe erzeugt haben; wird es zu ſehr entflammt, ſo ar-„tet es in Härte und Rohigkeit aus. Jene Sanftheit „aber iſt die Grundlage eines philoſophiſchen Charakters; „fördert ihr ſie zu ſehr, ſo wird ſie zur Weichlichkeit; „bauet ihr ſie gehörig an, ſo wird ſie zur Geſchliffenheit „im Betragen. So müſſen dann beyde in das gehörige „Verhältniß geſetzt werden, dann erhalten wir den weiſen „und männlich kraftvollen Geiſt; im entgegengeſetzten „Falle feige Schwächlinge oder rohe Menſchen. Derſelbe „Menſch überlaſſe ſich ganz der Muſik, ihren lieblich „ſchmeichelnden, ſanftklagenden Harmonien; er widme „ſein Leben dem Wolluſt-Kitzel des Geſanges: ſo wird er „ſeine etwanige natürliche Heftigkeit anfangs auf eine „nützliche Art mildern; aber er fahre darin fort, ſo wird „ſein Geiſt erſchlaffen, ſeine Stärke zerſchmelzen, er wird „gleichſam alle Nerven-Kraft aus ſeiner Seele heraus „ſchneiden. — Derſelbe Menſch lege ſich aber allein auf „Gymnaſtik, er übe ſich und eſſe, vernachläſſige Muſik „und Philoſophie: ſein Körper wird ſtärker, er wird muth-„voll und unerſchütterlich werden; aber beym verſchmäh-„ten Umgange mit den Muſen wird ſeine Seele, die den „Trieb ſich auszubilden hägte, nicht gebildet durch Wiſſen-„ſchaften und Denken, ſo wie durch keinen Theil der Mu-„ſik, wird ſie nicht, ſage ich, ſchwach und ſtumpf blei-„ben? — Seht da den Feind der Wiſſenſchaften und „Mu-

(*) De re publica. III. p. 625.

(**) Für manche Leſer muß ich hier anmerken, daß die Griechen unter Muſik den ganzen Umfang von Kenntniſſen und Fertigkeiten des menſchlichen Geiſtes verſtanden.

„Musen! unwissend und grob lebt er ohne Cultur und „Grazie wie ein wildes Thier. — — Nicht zur Bildung „des Geistes und Leibes, (nur gelegentlich zieht dieser „Vortheile,) sondern zur Geistes-Bildung allein, zur „Ausbildung seines Muthes und seiner philosophischen „Kraft schenkte ein Gott den Menschen Musik und „Gymnastik, um jene Eigenschaften gehörig zusammen „zu stimmen, sie im rechten Grade zu verstärken oder zu „vermindern. Der Künstler folglich, welcher Musik und „Gymnastik im schönsten Maße mischt, sie auf den Geist „anwendet, ist mir der vollkommenste, der harmonievoll„ste Musikus; weit mehr als der, welcher die Saiten zu„sammen zu stimmen versteht." So weit Plato der Weise.

„An so etwas muß *Rousseau* wohl gedacht haben, als er schrieb: „Le grand secret de l'education est de „faire, que les exercices du corps et ceux de l'esprit servent „toujours de delassement les uns aux autres (*)."

„Lasset uns jezt den Haupt-Zweck der Gymnastik, den vor und nach Plato noch niemand je entwürdigen konnte, in seine einzelnen Theile zergliedern; so erhalten wir folgende, höchst wünschenswürdige Eigenschaften des Menschen, die wir durch Gymnastik zu erreichen streben.

1. Gesundheit des Leibes, ungetrübte Heiterkeit des Geistes. Für den Verlust der Jugend-Kraft und Gesundheit, sagt ein weiser Mann, entschädigt uns nichts — schlechterdings nichts. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gelehrsamkeit, nicht Weisheit — ja, nicht die erhabenste Tugend, nicht das göttlichste Verdienst! —

„Es scheint sehr unnöthig, beweisen zu wollen, daß die Leibes-Bewegung zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit nothwendig sey. Unsre größten Aerzte stimmen darin überein, daß reine Luft, frisches Wasser, gesunde und mäßige Nahrung und hinlängliche

(*) Emile III. p. 81.

liche Körper-Anstrengung, die Quellen der Gesundheit seyn. Selbst kränkliche Erwachsene werden gesund und stark, wenn sie anhaltend, dreist und mit Heiterkeit des Geistes daraus schöpfen. Aber vergebens suchen wir in den drey Reichen der Natur und in den fünf Erd-Theilen Gesundheits-Mittel, wenn wir die Hand der Natur so ganz verlassen, und mit bequemer Muthlosigkeit in den Schooß des Luxus und der Ruhe sinken. Hierzu stimmen wir aber unsre Jugend unfehlbar, und machen sie zum willigen Gebrauche jener Gesundheits-Quellen unfähig, wenn wir sie witterungsscheu gewöhnen, und von Körper-Anstrengung zurück halten, welche alle Verrichtungen der thierischen Maschine befördert, ihr Festigkeit und Dauer, ihren Muskeln und Sehnen Kraft, den Nerven Elasticität, dem Blute lustigen Umlauf, dem Ganzen Gesundheit und Nervosität verschafft. Jedermann weis das; aber nicht jeder sieht es ein. Ich führe meine Leser zu einem der ersten europäischen Aerzte, zu dem großen Praktiker, Friedrich Hoffmann (*): „Zur Erhaltung des Leibes ist nicht bloß Nahrung, sondern auch Absonderung dessen nöthig, was nicht zu Blute „werden kann; und hierzu gehört auch das, was sich täglich vom Blute absondert. Dies beträgt nach Sanctorius „mehr, als was die übrigen Abführungs-Wege zusammen abführen. Die Transpiration ist folglich das hauptsächlichste Mittel dazu. Zur Beförderung derselben muß „man daher alle dienlichen Mittel anwenden, und unter „diesen ist das allernatürlichste, folglich das beste: die „Bewegung und Uebung des Leibes. Die Transpiration hängt vom Umlaufe des Blutes ab. In der Haut „sind viele kleine Drüsen, in welchen sich die Theile aus „dem Blute absetzen, die fortgeschafft werden sollen. „Die Drüsen bringen die abzuführenden Theile zu den „Schweißlöchern, und so gehen sie fort. Man muß also „dahin sehen, daß fein viel Blut dahin gehe, d. h. man

(*) De motu corporis optima medicina.

„muß den Blut = Umlauf vermehren. Dies geschieht durch „Bewegung, und dies ist ein Haupt = Nutzen derselben. „Ein anderer ist die Beförderung der Verdauung, die „Vermehrung des Appetites, die Aufmunterung und Er= „frischung des Geistes und Leibes. Ein anderer liegt in „der Fortschaffung übler Säfte; daher sind Leute, die viel „Bewegung haben, wenig mit schweren Krankheiten, „Stein, Podagra, Gicht, Quartan = Fieber, Kachexie, „Wassersucht, Hypochondrie beschwert. Denn die Wahr= „heit zu sagen, so ist eine faule Lebens = Art, wo man zu= „mahl wenig Feuchtigkeit in den Leib bringt, eine rechte „Mutter aller Krankheiten, die von Verdickung und Un= „reinigkeiten des Blutes herkommen, und eine Verstopf= „ung der innern Theile zum Grunde haben. Dagegen „präservirt auch in der Welt nichts gewisser und zuverläs= „siger, als eine hinlängliche Bewegung des Leibes. Sie „übertrifft alle andere Arzeneyen, die man nur immer zur „Erhaltung der Gesundheit und zur Verwahrung vor „Krankheiten recommendiren mag, und kann in dieser „Absicht mit Recht eine Universal = Medicin genannt wer= „den, weil sie nicht nur die Ursachen zu Krankheiten weg= „nimmt, sondern auch zur wirklichen Stärkung und zum „Wohlseyn des Körpers ein zuverlässiges Mittel ist.“

Das Bisherige, der Kern aus den 7 ersten Para= graphen des Hoffmannischen Werkes, setzt die gro= ßen, wohlthätigen Folgen der Körper = Bewegung ziemlich vollständig ins Licht. Stärkerer Blut = Um= lauf, bessere Transpiration und Absonderung übler Säfte, Beförderung der Verdauung und des Appeti= tes, Aufmunterung und Erfrischung des Geistes und Leibes; wenn das alles in gehörigem Zustande ist, so sind wir wahrlich wenigstens über drey Viertel aller Krankheiten völlig hinweg.

„Ausser diesen Wirkungen für die Gesundheit, be= rühre ich hier noch eine Operation in unserer Masch= ine, welche durch Bewegung befördert wird. Es ist die Absonderung animalischer Flüssigkeiten, die aus dem Blute genommen, durch die innern Gefäße neu modificirt, und dann dem Blute wieder zugemischt wer=

werden sollen. Sind die innern Gefäße theils so fein, daß sie die Gestalt der Theile des Fluidums bestimmen, folglich so eingerichtet, daß kein Fluidum sie passiren kann, ohne eine Verbesserung dadurch zu erfahren: so kann es nicht zu oft zu diesem Durchwege gelangen. Gesetzt, das Blut durchströhme in einer Stunde den ganzen Körper 12 Mahl, wenn er ruhig ist, aber 15 bis 16 Mahl, wenn er sich bewegt: so folgt ja nothwendig daraus, daß die Quantität der Absonderung in der Leber, Milz, im Gehirne ꝛc. die jene Flüssigkeit erzeugen, vermehrt werden müsse. Wie vortheilhaft dieses fur die thierische Maschine sey, läßt sich nicht nur leicht von vorn her schließen, sondern auch aus den tödlich wirkenden Verstopfungen dieser Gefäße deutlich abnehmen.

„Fuller, dieser berühmte englische Arzt, der die Kräfte der Leibes-Uebungen an sich selbst geprüft hatte, berührt eine dieser Operationen besonders (*). Er hält es gar nicht für zweifelhaft, daß, je mehr ein Mensch sich bewegt, je mehr Lebens-Geister (animal spirits) in seinem Gehirne erzeugt wird. Obgleich vermöge der Transspiration bey der Bewegung davon verhältnißmäßig mehr verloren gehen mag, als das Plus beträgt, welches im Gehirne durch die Bewegung entsteht, so glaubt er doch, daß das Blut durch die vermehrte Zumischung eine wohlthätige Veränderung leide; denn die wahren Lebens-Geister haben ihr Geschäft im Blute, ehe sie durch die Haut fort gehen, und sie sind kein so flüchtiges Machwerk, als man wohl glaubt. Sie scheinen bestimmt zu seyn, die Schärfe des Bluts zu mildern, und mit einer bildenden Eigenschaft (plastick quality) zu versehen, und ausser der Bewegung noch andre Functionen zu verrichten.

(*) Medicina gymnastica, p. 24.

„Wer auf die Wirkungen der Leibes-Uebungen aufmerksam gewesen ist, und durch die große Erfrischung des Geistes und Leibes, die sich wohl nicht allein durch schnellern Blut-Umlauf erklären läßt, bemerkt hat, der wird diese lezte Operation, oder eine die ihr ähnlich ist, wohl eben nicht zweifelhaft finden, bestehe sie nun in einer häufigern Erzeugung, Ergießung oder Anregung der sogenannten Lebens Geister, oder durch die Wirksamkeit der, durch die Bewegung erregten, thierischen Elektricität, auf welche wir von *Galvani*, *Valli*, *Carminati* und *Volta* so aufmerksam gemacht sind. So viel von den Wirkungen der Leibes-Uebungen auf die flüssigen Theile des Körpers.

„Einen eben so wichtigen Einfluß äussern sie auf die festen Theile desselben. Vermöge des raschern Umlaufes der Säfte erhalten sie mehr Belebung und Nahrung; denn das, was wir Lebens-Geister nannten, es sey nun was es wolle, theilt sich den Nerven in größerer Menge mit, und das Blut, welches sich überall zu festen Theilen ansetzen, und so das Wachsthum der Muskeln ꝛc. befördern soll, wird dieses sehr wichtige Geschäft in einem vollkommenern Grade zu Stande bringen, wenn es häufiger nach allen Theilen getrieben wird. Von allen unreinen Säften werden sie durch eben dieselbe Beschleunigung des Umlaufes entbürdet, und so giebt, wie Lucian sagt, die Gymnastik Leute, die eben so wenig eine träge, bleiche Fleisch-Masse, als Magerkeit, zeigen, die alles unnütze Fleisch wegschwitzen, und nur das behalten, was Kraft und Stärke giebt. „Diese Uebungen" fährt er fort: „thun beym menschlichen Körper das, was die Wurfschaufelnden beym Getreide verrichten, Spreu und Unrath „wird von ihnen weggewehet, das reine Korn bleibt (*)."

Es

(*) ὁσπερ γαρ ὁι λικμωντες τον πυρον, τουτο ἡμιν και τα γυμνασια ἐργαζεται ἐν τοις σωμασι, την μεν αχυην και τους

Es ist leicht einzusehen, daß vermittelst des stärkern Zuwachses, und durch die Befreyung von allen ungesunden und träge machenden Säften, ganz besonders aber durch die häufige Spannung bey den Uebungen, die festen Theile mehr Stärke und Elasticität erhalten müssen. Wer nur wenige Tage im Bette liegt, fühlt sich schwach und schwindelig; das Stehen und Sitzen hebt das Gleichgewicht der festen Theile auf, es sind heftigere Uebungen nöthig, um es zu erhalten.

Die bisherigen Wirkungen der gymnastischen Uebungen gelten für jeden, auch erwachsenen Menschen; aber in einem weit höhern Grade für die noch wachsende Jugend. Bey ihr ist der rasche Umlauf aller Säfte, der mäßige und gleichmäßige (*) Gebrauch aller Glieder und Muskeln in noch weit höherm Grade, theils zur Beförderung des Wachsthumes aller Theile des Leibes selbst, als auch ganz besonders dazu, damit die einzelnen Glieder und Muskeln nicht aus dem Gebrauche heraus wachsen, und so eine Steifheit der Maschine entstehe, die wir an vielen Personen bemerken können, welche in der Jugend nicht geübt wurden; und endlich, damit das Wachsthum der einzelnen Glieder gegen einander im Verhältnisse bleibe. Dieses Leztere ist nicht bloß zum schönern Ebenmaße des Leibes, sondern auch zu seiner Gesundheit oft höchst nöthig. Es ist mir, um ein Beyspiel zu geben, ausgemacht wahr, daß sehr viele Leute gegen ihre Lun-

τȣς αθερας αποφυσωντα, καθαρον δε τον καρπον διευκρινȣντα. *Luciani* Anach. Sect. 26.

(*) Gleichmäßige Uebung aller Körper-Kräfte läßt sich durch keine gewöhnliche Hand-Arbeiten so gut erreichen, als durch gymnastische Uebungen. Schon dieser einzige Grund, — es giebt deren aber mehrere — widerlegt diejenigen, welche sagen möchten: weg mit Gymnastik: es ist schon hinreichend, eure Kinder mit mancherley Hand-Arbeiten zu beschäftigen.

gen eine zu enge Bruſt-Höhle haben, weil ſie zur Zeit des Wachsthumes durch keine täglichen Uebungen Gelegenheit fanden, dieſen Theil durch heftiges Athmen aus einander zu arbeiten; indeß erhielt die Lunge ihren gehörigen Zuwachs, und fieng an anzuwachſen, oder ſich in der zu engen Höhle zuſammen zu preſſen.

„Alles Bisherige bezog ſich nur auf Erhaltung und Stärkung der Geſundheit; aber ohne Zweifel kann auch die Gymnaſtik die verlorne Geſundheit wieder herſtellen, und ſchwächliche Körper unglaublich ſtärken. Die alten Griechen wandten ſie vorzüglich hierzu an; ihre Gymnaſten, Alipten, Jatralipten uid Pädotriben waren zugleich Aerzte. Beſonders wurden die Alipten Aerzte genannt, und Ikkus von Tarent, ſo wie Herodius, werden uns von Plato (*) als die Erfinder der mediciniſchen Gymnaſtik angegeben. Ihre Pharmacie, ſo wie ihre Aetiologie, war noch ſehr unvollkommen, ihre ganze Arzeney-Kunſt noch ſo weit hinter der unſrigen, und dennoch heilten ſie mit vielem Erfolge; denn ſie wendeten auſſerordentlichen Fleiß auf die Erkennung der Krankheits-Merkmahle (Diagnoſtik), nahmen Leibes-Uebungen, beſonders das Bad und das Reiten, zu Hülfe, und erſetzten ſo das, was ihnen an andern Hülfs-Mitteln abgieng.

„Nicht bloß damahls, ſondern auch noch jezt darf man wohl behaupten, daß die Heilungs-Art der Kranken gewiſſer Maßen ohne jene Uebungen unvollkommen ſey, da es Fälle giebt, bey welchen der Gebrauch der Leibes-Uebungen ſchlechterdings nothwendig iſt, ſo lange die Natur ihren Gang geht. Krankheiten, die in den feſten Theilen ihren Grund haben, werden nur weichen können, wenn wir die feſten Theile, einſtimmig mit der Natur, in Action ſetzen. Du biſt ſchwach

(*) De re publ. III, p. 622.

schwach und elend durch Leidenschaften, deine Nerven sind erschlafft, deine Muskeln kraftlos durch unabläßige körperliche Ruhe und Trägheit, durch warme Getränke, durch Studieren, u. dgl.; innerliche Mittel sollen dir helfen, das ist lächerlich, sie werden dir so viel helfen, als Tubach's Gebet für schlotterichte Waden. Diese Methode ist von der, durch welche du siech wurdest, wenig verschieden; sie kann die festen Theile nicht wieder kraftvoll machen; wähle dazu eine Methode, die mit der Natur der Sache mehr übereinstimmt: übe den Körper, gebrauche Bäder!

„Man höre den Arzt Fuller: „Gymnastik verhält „sich zur Arzneykunst, wie die Bandage zur Chirurgie; „sie ist ein Beystand, ein Hülfsmittel, ohne welches viele „andre noch so schöne Vorkehrungen nichts helfen; eine „Art von so wirksamer Bedingung, daß die Mittel, auf „welche ihr euch verlasset, sie mögen an sich auch noch so „wirksam seyn, dennoch ihre höchste Kraft von ihr her„nehmen. Nur hieraus lassen sich ohne Zweifel die wun„dervollen Curen der Alten erklären, welche sie mit so „gleichgültigen Materialien, als ihre Pharmacie ihnen „gewährte, verrichteten (*)." Wirklich empfiehlt dieser große Arzt gegen die Lungensucht, eine Art Wassersucht und gegen die Hypochondrie, Leibes-Uebungen.

„Ich sah, in einem Zeitraume von 8 Jahren, 60 bis 70 Knaben und Jünglinge hier in Schnepfenthal leben, auf deren Gesichtern die Fülle der Gesundheit

(*) Exercise is to Physik, as Bandage to the Surgery an assistance or medium, without which, many other administrations, tho' ever so noble, will not succeed. It is a kind of reserve, but iset of that efficacy that the thing you most depend upon, and tho' in itself very powerful, may yet receive its derniere puissance from this reserve. And to this it is that we most undoubtedly attribute the wonderful success which the Ancients had in their coming with such indifferent materials, as their pharmacy afforded' em. *Fuller* Medic. gymnast. p. 67.

fast ununterbrochen sichtbar war. Viele junge Ankömmlinge traten weniger robust, manche sehr schwächlich und kränklich unter den gesunden Haufen, und sie wurden, sogar oft in kurzer Zeit, gesund und stark. Krankheiten scheinen entflohen, nur dann und wann erschien eine leicht vorübergehende Unpäßlichkeit. Man gehe in unzählige Familien, und man wird unter 4 bis 6 Kindern gemeiniglich ein kränkliches herum schleichen sehen; — des Medicinirens ist da kein Ende! — — Der Contrast zwischen beyderley Erfahrungen ist zu groß, als daß ihn meine Leser unachtsam überspringen können. — Warum war jene ansehnliche Zahl von Kindern fast immer gesund? Sie genossen regelmäßig gesunde Speisen. Hierin liegt etwas, aber nicht Alles. Auch waren ihre Gerichte nicht so simpel, als mancher wohl glauben dürfte. In der Quantität ihres Genusses suche man den Grund auch nicht; diese jungen Leute essen gemeiniglich mehr, als in Privat-Häusern gewöhnlich ist, weil sie mehr Appetit haben. Klima und Wasser sind hier gesund, aber an vielen andern Orten eben so gut. Auch aus der Kleidung läßt sich nicht Alles ableiten, ob sie gleich viel beyträgt. Mützen, Hüte, Pelz-Kleidungen, Brust-Lätze, wollene Strümpfe, doppelte Hemden, Hals-Tücher, Strumpf-Bänder, sieht man so wenig, als Feder-Betten. Matratzen von Stroh oder Pferde-Haaren ersetzen diese. Alles das hat unläugbar wohlthätigen Einfluß, so wie besonders auch die Achtsamkeit, die ihr guter Pflege-Vater auf ihre Gesundheit verwendet; der erste Grund möchte aber doch hauptsächlich in der täglichen Körper-Uebung und Abhärtung zu suchen seyn. Diese ist es vorzüglich, welche die Haut, die Muskeln und Nerven stärkt, den Umlauf der Säfte in gehörigem Gange erhält, gegen die Witterung abhärtet, die Verdauung befördert, Hunger erregt, der selbst gemischte

Spei-

Speisen unschädlich machen kann, und so das Sprichwort: dem Gesunden ist alles gesund, bewährt.

„Unmittelbare Folge der körperlichen Gesundheit, ist Heiterkeit des Geistes. Nehmt sie dem Menschen, und er ist auf ein Mahl verarmt, sein Geist gelähmt; ihm scheint die Erde ein Jammerthal, die Natur eine Wildniß; aus seinem Herzen verschwindet dann allmählich das Wohlwollen gegen seine Brüder, schonende Liebe, reizendes Zuvorkommen werden ihm fremd, sein Geist kämpft mit trüben Aussichten, mit schwarzen Besorgnissen. Mit ihr sinkt die Haupt-Stütze seiner Gesundheit. Aber was wollt ihr mit Kindern, mit Knaben, mit Jünglingen im Gewande der Traurigkeit, mit den Schmerz verrathenden Zügen des erzwungenen Lächelns, mit jungen Menschen ohne Heiterkeit, im Lebens-Alter, wo Alles um sie her paradiesisch seyn sollte? — Ihre Gesichts-Bildung, ihre Fortschritte in Kenntnissen, die Form ihres Herzens, das Gedeihen ihres Körpers beruhet auf Fröhlichkeit und Freude. — Genug!

„Wahrlich, wenn Gymnastik weiter nichts, gar nichts bezweckte, als Gesundheit und Frohsinn, so müssen wir sie zur allgemeinen Sitte erheben.

Fig. 4248, als allegorische Vorstellung der durch die Gymnastik beabsichtigten Gesundheit, stellt die Göttinn der Gesundheit dar. Fröhliche Knaben tanzen um sie her, in ihren Händen die Symbole der Körper-Anstrengung, Bogen, Pfeile, Wurfspieß und Discus.

„2. Abhärtung, bessere Leitung der Sinnlichkeit, und männlicher Sinn. Der Tag unserer Geburt versetzt uns in gefährliche Nachbarschaften, unter Millionen Wirkungen der Elemente, der Geschöpfe, der Begebenheiten; wir fühlen sie unaufhörlich, so lange wir hier sind, und es kommt nicht auf uns an, ihnen zu entfliehen; so müssen wir ihnen denn widerstehen lernen. Dazu gehört Kraft und Festigkeit des

Leibes und Geistes. Da sich auf diese Eigenschaften nicht nur unser Wohlseyn, sondern sogar unsre hiesige Existenz gründet, so sind sie wohl die wichtigsten, die der Mensch besitzen kann. Der Schöpfer selbst schuf den Menschen in diese Lage, wird er folglich wohl nicht von Natur auch alle Anlagen zu einer Festigkeit haben, die nöthig ist, sich darin zu behaupten? — Alles, was diese Anlagen zerstöret, heißt **Entnervung.** — Was ist das, was uns entnervt? — Es ist zerschmelzende Sinnlichkeit, (glimpflicher feiner Ton genannt,) die auf europäischem, auf deutschem Boden mit orientalischem Gedeihen wuchert.

„Jedes Geschöpf strebt nach dem, was ihm angenehm ist. Der Despot, Instinct, zwingt das Thier, das angenehm zu finden, was er gebiethet. Hier ist harte Nothwendigkeit, gegründet auf den Bau der thierischen Maschine, so wie auf ihre Bestimmung; und dennoch zähmt der Mensch den Elephanten, so wie das Raub-Thier, und lehrt sie Künste zur Belustigung; und dennoch nährt er den Adler, die See-Meewe, den Storch mit bloßem Brode, die Kuh mit trockenen Fischen; er bändigt den Instinct durch Gewöhnung. Diese wird folglich Beherrscherinn desselben. Der Mensch hat wenig Instinct; Alles was ihm angenehm ist, wird es durch Gewöhnung.

„Ein junger Eskimo, fern von Labrador, aß am englischen Tische Rost-beef. Wie gerieth er aber einst in Entzückung, als man einen See-Hund aufschnitt! Seine Sinnlichkeit trieb ihn heran, er schöpfte mit beyden Händen den warmen Thran auf, und schlürfte ihn unter dem Ausrufe hinunter: „ach, „bringt mich doch wieder in mein liebes Vaterland, wo „ich meinen Bauch damit anfüllen kann!“ Vielleicht war nie ein Wunsch heißer. Im warmen Thrane würde der junge Europäer nichts Angenehmes gefunden haben. — Ich kannte einen Knaben, der in

blo-

bloßen Füßen auf dem Eise glitschte; das Mitleid schenkte ihm Schuhe, aber er zog sie aus, wenn er glitschen wollte. Man denke sich den Mann in Pelz-Stiefeln dagegen. — — Folgen:

a) Das Angenehme beruhet bloß auf Gewöhnung, und die Modification unserer Sinnlichkeit ist bloß ihr Werk.

b) Es ist folglich gar nicht hart oder grausam, den jungen Welt-Burger, der noch keine Gewohnheit hat, an das zu gewöhnen, was uns gut dünkt, es mag unserer eigenen, ganz anders gewöhnten Empfindungs-Art auch noch so hart scheinen. Diese leztere Folge bestätigt sich durch unzählige Erfahrungen. Der Thran des Eskimo, und der Kaffe des Europäers, der Tabak, welchen der Matrose in beyden Backen käuet, und die Bonbons, die der kleine Weichling auf der Zunge schmelzen läßt; das schneidende Eis und die warmen Pelz-Stiefeln, das harte Lager des Armen und das Eiderdunen-Bett des Reichen, die übeln Gerüche im Stalle der Vieh-Magd und die Parfüms im Zimmer des Fräuleins, die rastlose Thätigkeit des Arbeitsamen und die gewünschte Muße des Trägen, u. s. w. Alles das ist dem sinnlichen Menschen, wenn es darauf ankommt, sich daran zu gewöhnen, völlig gleich, so lange er noch nicht entgegengesetzte Gewohnheiten angenommen hat.

„Geliebte Aeltern! es ist eure Pflicht, die Leitung der Sinnlichkeit eurer Kleinen zu übernehmen, und sie stets nur auf das zu lenken, was Geist und Leib männlich stärkt und hebt. Um auf diesen Zweck, mehr als bisher geschehen ist, hin zu arbeiten, ist Gymnastik gewiß kein geringes Mittel. Sie führt den Zögling ins Freye, hier vergißt er unter den Uebungen Regen und Wind, Hitze und Kälte (*); hier stählt er Ner-

(*) „Wenn du mich weiter über den Zweck der Gymnastik be-
„lehren

Nerven, Muskeln und Haut, hier werden ihm körperliche Beschwerden mancherley Art angenehm, hier erringt er das, was wir männlichen Sinn nennen, kurz, hier wird er mehr und mehr aufgelegt, die Beschwerden dieses Lebens mit einer männlichen Geduld und Thätigkeit von der Vorsehung anzunehmen, weil er ertragen nicht bloß gelernt hat, sondern auch, weil er Vergnügen daran findet, seine Kräfte im Ertragen zu üben.

„So erscheint der Mensch von einer großen und liebenswürdigen Seite; aber nicht so, wenn wir ihn durch frühe Verzärtelung erschlaffen, und wenn uns Theano's Vorwurf trifft: „sie erziehen ihre Kinder, „als wärens Kinder eines Sardanapal's, sie entner„ven ihre Mannheit durch übertriebenen Genuß sinnlicher „Vergnügungen. Was soll man mit einem Knaben an„fangen, der, wenn er nicht gleich zu essen bekommt, „weint, der bey Tische sich immer das Leckerhafteste aus„sucht; der, wenn es heiß ist, schmelzen will, und bey „jedem Froste zittert und bebt, der sich gegen Verweise „bäumt, und sich erboßt, wenn man ihm nicht gleich zu „Willen ist, der sich Näschereyen ertrotzt, der überhaupt „seine Zeit in einem angenehmen Müßiggange hinbrütet, „und

„lehren willst," sagt *Anacharsis* der Skythe beym Lucian zum Solon: „so laß uns dort in den Schatten gehen. — „ich gestehe dir, die Sonnen-Strahlen auf dem bloßen „Kopfe sind mir unausstehlich. Und meinen Hut ließ ich „zu Hause, um unter euch Griechen nicht in fremder Tracht „einher zu gehen. Ich wundre mich, daß du ein so bejahr„ter Mann, bey der Hitze nicht schwitzest, so wie ich, daß „dich das gar nicht anficht, daß du keinen Schatten „suchst." — „Lieber *Anacharsis*," antwortet Solon in folgenden Worten: „das macht eben die Gymnastik, „die du von einer so verächtlichen Seite ansiehst," οἱ ματαιοι γαρ ȣ̓τοι πονοι, ω Αναχαρσις, και αἱ συνεχεις τῳ πηλῳ κυβιςησεις, και αἱ ὑπαιθριοι εν τῃ ψαμμῳ ταλαιπωραι, τȣτο ἡμιν το αμυντηριον παρεχȣσι προς τας τȣ ἡλιȣ βολας, και ȣκ ετι πιλȣ θεομεθα, ὁς την ακτινα κωλυσει καθικνεισθαι της κεφαλης. *Lucian.* Anacharſ. Sect. 16.

„und mit einem weinerlich eigensinnigen Wesen überall „herumschleudert — Verzärtelte Kinder sind als Män„ner, Sclaven. Weg mit dergleichen sinnlicher Lust! ge„wöhnt eure Kinder zu harter Kost, laßt sie Hunger und „Durst, Frost und Hitze erdulden. — Nur durch solche „Gewöhnungen wird die strebende Kraft der Seele stark „und männlich. Arbeiten sind für junge Leute der Vor„schmack ihres künftigen vollkommnern Tugend-Eifers; „und ist sie hinlänglich hinein gearbeitet, behält die Seele „desto leichter die Farbe der Tugend (*)."

„Es ist unglaublich, welche Dauer des Körpers gegen jede Witterung, gegen jede auch heftige Anstrengung durch tägliche Körper-Uebung, hervorgebracht werden könne. Erfahrung lehrte mich, daß wir gewöhnlich nicht wissen, was besonders Kinder auszuhalten vermögen, daß wir ihnen viel zu wenig zutrauen; und doch entsteht hieraus die bekannte zärtliche Besorgniß, welche unsre Jugend verweichlichet. Wer sollte es fünf- bis sechsjährigen Knaben wohl zutrauen, daß sie einen Marsch von fünf starken Stunden durch Gebirge machen könnten? Und doch sah ich ihn von zwey zarten Prinzen auf Geheiß ihrer edlen Aeltern machen, die über Erziehungs-Vorurtheile erhaben sind. Ich sah eine Gesellschaft von acht- bis vierzehnjährigen Knaben auf einer Reise 19 Stunden lang, die Zeit des Essens schon abgerechnet, in großer Sonnen-Hitze und dunkler Nacht wandern, ohne daß jemand irgend einen körperlichen Nachtheil davon an sich verspürt hätte. Ich weis, daß eben diese Gesellschaft von 16 bis 20 Knaben auf ähnlichen Wanderungen im Spät-Herbste bis auf die Haut durchnäßt wurde, ohne Schaden. An das Baden gewöhnt, scheuen sie das Wasser noch nicht, wann die Pfützen

(*) Aus dem Briefe der Theano, der Gattinn des Pythagoras, an Eubula ihre Freundinn. Der ganze Brief steht in Hrn. D. Gedike Aristoteles und Basedow. S. 84.

Pfützen schon überfroren sind. Ich sah einst 14 von ihnen eine 6 bis 8 Zoll dicke Eis-Rinde zerstoßen, und in der gemachten Oeffnung baden, um eine Probe von Ausdauer zu geben. Ein Knabe legte sich, aus ganz freyer Entschließung, bey heftiger Januar-Kälte in einem Bache nieder, der wegen des raschen Flusses schwer zufriert. Er hielt es so lange aus, bis seine Haut wie Scharlach ward. — Rührend ward es mir oft, diesen und jenen Knaben und angehenden Jüngling, besonders den liebenswürdigen v. d. B.... bey gymnastischen Uebungen sagen zu hören: ich genieße nicht eher etwas bis ich diese und jene Fertigkeit erlangt habe. Er hielt jedes Mahl Wort. Dieser männliche Sinn, das setze ich für Diesen und Jenen noch hinzu, wird unzweydeutiger durch die Versicherung, daß derselbe Jüngling sitzende, oft sehr langweilige Beschäftigungen mit eben dem Eifer zu Stande brachte, und nicht eher von der Stelle wich.

„Der Raum gestattet hier keine weitere Ausführung dieser Materie. Höret zulezt noch den Arzt: „Die Gymnastik der Alten verdiente sorgfältig studiert, „und, mit schicklicher Abänderung, eingeführt zu werden. „Sie würde, denk ich, ein vortreffliches Muster abgeben „können, unsre durch Empfindelen entnervten Männer „und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und „Mägdchen, wieder stark, gesund und dauerhaft zu ma„chen (*).“

„Sollte es denn nicht dahin zu bringen seyn, daß Nerven-Stärke und männlicher Sinn so Mode würden, wie Nerven-Schwäche und Empfindeley seit mehrern Jahren Mode-Krankheit geworden sind? —

„3. Stärke und Geschick, Gegenwart des Geistes und Muth in Gefahren. Ob die Gymnastik fähig sey, diese Eigenschaften zu befördern, bedarf keines Beweises; es ist so allgemein anerkannt, daß man

(*) Gruner, im Almanach für Aerzte, 1783, S. 46.

man gewöhnlich hierin den einzigen Zweck derselben setzt. Ich schmeichle mir, die zu beschränkte Vorstellung durch diesen ganzen Abschnitt hinlänglich zu erweitern. Dann wird man auch bey dem Anblicke dieser und jener einzelnen Uebung nicht mehr auf Beantwortung der Frage dringen, gegen welche besondere Gefahr oder Verlegenheit im gemeinen Leben sie denn eigentlich bestimmt sey. Beyderley beruhen auf einer unendlich mannigfaltigen Combination der Umstände, daher sind sie selbst unendlich mannigfaltig, und man kann nur auf die gewöhnlichsten Rücksicht nehmen. Im Allgemeinen aber muß uns jede Uebung schätzbar seyn, welche zur Körper-Bildung so oder so das Ihrige beyträgt, wenn sich auch nicht davon einsehen läßt, daß sie einst gegen diese oder jene Gefahr dienlich werden könne.

„4. Thätigkeit. Laßt uns irgend einen, selbst sehr thätigen, Menschen in schöne, leicht zu verderbende, enge Kleidung pressen, so wird ihm alle Lust zur Arbeit vergehen. Er fühlt sich träge und unlustig zu Allem; er fürchtet, den schönen Anzug zu verderben. So wird seine sonstige Lust und Kraft zum Wirken für jezt zerstört durch die Unbehülflichkeit, in welche wir ihn durch den Anzug versetzt haben (*).

„Wir haben ein Kleid, das uns weit näher sitzt, als das vom Schneider; ich meine den — — Körper. Sind seine Muskeln nicht von den ersten Jahren her geübt, seine Nerven gestärkt, ist er nicht gesund und kraftvoll, so wirkt diese Unbehülflichkeit nur gar

(*) Obgleich diese Wahrheit hier nur als Beyspiel steht, so warne ich doch dabey gelegentlich alle Aeltern recht dringend, ihre Kinder in sogenannte knappe Kleider zu werfen. Sie sind wahrhaftig fähig, dem jungen Menschen eine Wendung des Charakters zu geben, die er ohne diesen Zwang nicht genommen haben würde.

gar zu leicht auf den Geist; die Lust vergeht ihm, in einer Hülle wirksam zu seyn, die ihm so unbequem ist, die er nur immer hüten muß, damit sie keinen Schaden nehme. — Hier ist eine unübersteigliche Unbehülflichkeit, die sich anfangs zwar nur auf körperliche Handlungen zu erstrecken scheint, aber nach und nach auch dem Geiste einen Anstrich giebt, der ihm nicht zukommt. Unser eigenes Gefühl sagt es uns, daß der Geist den Körper zum Denken nöthig habe. Schlaffheit des Leztern wirkt auch nothwendig auf jenen, und ein habitueller Nichtgebrauch der physischen Kräfte zerstört nur zu leicht die moralischen und geistigen.

„Ist das im Grunde etwas anders, als: Müßiggang ist des Lasters Anfang?

„Wenn es nach dem Bisherigen möglich ist, durch gymnastische Uebungen die Gesundheit zu erhalten und zu stärken, den Körper abzuhärten, ihm Kraft und Geschick zu verleihen, den Geist aufzuheitern und ihn unternehmend zu machen: so ist ja der Grund zur Thätigkeit, beyder des Geistes und Leibes, gelegt.

5. Gute Bildung des Körpers, Schönheit der Seele. Es ist allgemein anerkannt, daß die Griechen sich durch Schönheit und Ebenmaß des Körpers auszeichneten. Die Ursachen davon waren, wie es mir scheint, ihr glückliches Klima, ihre vortrefflichen Kunst-Werke (*), ihre Kleidung und Lebens-Art; aber ganz besonders starken Einfluß darauf hatten die gymnastischen Uebungen. Lastende Arbeit verdarb die Glieder und verzerrte die Physiognomie eben so wenig, als unmännliche weiche Ruhe sie erschlaffte, oder in einer ausdruckslosen Unbestimmtheit erhielt. Alle Glie-

(*) Ich erinnere an die Madonna-Gesichter in katholischen Gegenden. Die Gesichts-Bildung der fuldaischen Mädchen verhält sich zur Physioguomie der eichsfelder Bäuerinnen, wie die Bildung der fuldaischen Marien-Bilder zu der Bildung der Eichsfelder.

Glieder genossen Freyheit und Bewegung, die nach der körperlichen Constitution weislich eingerichtet waren. Man übte alle Glieder nicht nur, sondern besonders auch die, welche der Uebung am meisten bedurften, um sie, in Rücksicht ihrer Masse und Kraft, mit den übrigen in gehöriges Verhältniß zu setzen. So wuchsen sie zu ihrer naturmäßigen Größe heran, so hoben sich die Muskeln zu einer schönen männlichen Bestimmtheit hervor, so bildeten sich die Züge des Knaben und Jünglinges, unter beständigen Geistes-Arbeiten und Muth erfordernden Beschäftigungen des Körpers, zu der einzigen Schönheit des männlichen Gesichtes, zum Ausdrucke des Geistvollen und Muthigen. — Ja, man verstand die Kunst, da Fleisch anzusetzen, wo es fehlte, wenn dieser Fehler, so scheint es mir, durch Mangel der Circulation veranlaßt war; man machte fette Leute mager, und zu magere fleischig, theils durch die active Uebungen selbst, so wie besonders durch die Reibung des Körpers (*).

„Nicht so bey uns. Gegen Einen gut geformten Menschen stellen wir immer einen ziemlichen Haufen solcher, die bald so, bald so, bald weniger, bald mehr, mißgestaltet sind. Ich möchte nicht behaupten, daß unser Klima einigen Einfluß darauf hätte; ich glaube, es sey glücklich genug. Unsre Kunst-Werke kommen vielleicht hierbey mehr in Betracht. Oeffentliche Plätze entbehren bey uns diese Verschönerung größten Theils ganz, nur sehr wenige haben Bild-Säulen, und da kleiden sich unsere Heroen oft französisch. Der größte Theil unserer Kupferstiche ist nicht nur fähig, das Gefühl für wahre Schönheit dem Geiste der Nation tief

(*) *Galen.* de tuenda sanit. L. 2, c. 6, redet gleich anfänglich von der Friction, quae carnis augendae minuendaeue causſa suscepta est. Auch in mehrern Stellen ist davon die Rede.

einzuprägen, sondern geschickt, es ganz zu verderben. Weit heftiger wirkt unsere Kleidung. Ich will nichts von Schnürbrüsten sagen; der gesunde Menschen-Verstand verspricht uns baldige Befreyung von diesem fürchterlichen Geschmacke. Aber es giebt noch ähnliche Methoden, welche die freye Entwickelung des Körpers und seiner Glieder, so wie den ungehinderten Gebrauch derselben hemmen. Welchen vernünftigen Zweck haben z. E. wir Mannspersonen dabey, wenn wir dem Halse, der Brust, den Knie-Gelenken, den Hüften und Schenkeln Fesseln anlegen? (*) — Ich kenne weiter keinen Grund, als den: wir richten uns nach der Mode, weil sie uns ein Mahl Mode ist. Man denke sie sich aber gar auf die Jugend angewendet, die noch im vollem Wachsthum ist, so finden wir, daß sie die mechanische Bewegung hindere, die Ausdehnung im Wachsen hemme, und den Umlauf der Säfte vermindere. Mehr bedarf es nicht um einzelne Glieder schwach und kleinlich zu erhalten, oder sie gar aus ihrer natürlichen Form zu zwingen. Das Recept heißt: um dünne Waden, Knie und Unter-Schenkel zu erhalten, fesselt sie mit Gürteln, Bändern und engen Stiefeln; um die Füße zu verkrüppeln, gebt ihnen pressende Schuhe; um die Brust-Höhle zu beengen, und das freye Hervorragen des Brustbeines zu hindern,

(*) „Unsern Hals umgiebt ein elender Strick, den nur ein „Wundarzt, der die Drossel-Adern ungeschickt binden und „dann öffnen wollte, erfunden haben kann; unsre Hemden „umgürten Hals und Vorder-Arme; ein enges Wamms „umpanzert unsern Rumpf: ein Par Beinkleider umspannen unsre Lenden; Riemen umgürten unsre Knie, und unsre Füße zwingen wir in Schuhe, welche, nebst allem Gefühle, beynahe alle Bewegung ersticken! . . . . Wer „lange in einer engen Hülle eingeschnürt lebte, der verlöre „endlich alle Muskel-Kraft, und würde zur Puppe, wie „unsre mehresten Stadt-Schönen und Stutzer sind.“ Frank Polizey III. 727 und 730.

dern, zwinge man sie in enge Kleider, und halte sie verschlossen!

„Welchen Segen verbreiten die weisern Familien über unser Geschlecht, welche durch besser gewählte Jugend-Kleidung ein gutes Beyspiel geben!

„Ich komme zur Haupt-Sache, nähmlich zu unserer Lebens Art; aber ich darf sie nur in einer Rücksicht betrachten, nähmlich in der auf Bewegung und Uebung des Körpers.

„Es giebt schwächliche Handwerker, Leute ohne Waden und Schenkel, weil sie die Beine nicht gebrauchen, mit ausgedörrten Händen und Armen, weil sie nur Frauenzimmer-Arbeit verrichten, mit enger eingezogener Brust, niederhangendem Kopfe, gekrummtem Rücken, u. s. w. weil sie viel sitzen. Alles das gilt auch von vornehmern, besonders von gelehrten Ständen. Mit Einem Worte, ihr Körper ist durch Mangel an Bewegung wo nicht ruinirt, doch ganz ohne Ebenmaß. Andere sind steif, plump, ungeschickt, verkrüppelt, gerade durch das Gegentheil, nähmlich durch zu schwere Arbeit. Bey jenen spricht die Physiognomie von körperlicher Schwäche und von Uebelbefinden; bey diesen, von schwerer Arbeit, die ihre Gesichts-Muskeln verzerrt, und den Ausdrücken von sclavischer Anstrengung auf immer hinein gelegt hat. Finden wir nicht die gröbern Gesichts-Züge mehr auf dem Lande, als in den Städten?

„Ich sprach hier von erwachsenen Leuten, wenig läßt sich an denen ändern; aber ich führe sie auch nur als Beyspiel an. Man behandle die Jugend etwa auf eben den Fuß: wie soll da das Ebenmaß ihres Körpers erhalten werden, wenn wir sie zur Zeit des Wachsthumes, das ist ja eben die Zeit, wo die Natur daran arbeitet, um dieses Ebenmaß zu entwickeln, wenn wir sie, sage ich, falsch behandeln, und der Natur durch

zu vieles Sitzen und Ruhen, oder zu große Anstrengung, entgegen arbeiten? — —

„Eine gute Erziehung wird und muß beyde Extremen vermeiden; sie sorgt dafür, daß die Jugend nicht zu viel sitze, durch mäßige Anstrengung giebt sie allen Muskeln Schnellkraft und Stärke, durch regelmäßigen Umlauf der Säfte belebt sie das Wachsthum und begünstigt das Ebenmaß des Körpers. Sie legt in die Physiognomien Offenheit und Frohsinn, etwas Muthvolles und Männliches, einen kleinen Zug von wohlgefälligem Trotz und Unternehmungs-Geist.

„Alles dieses ist durch tägliche fröhliche Uebungen des Körpers, wo nicht immer ganz, doch im starken Grade, erreichbar, wenn man schon in der frühen Kindheit damit anhebt; ja selbst dann noch immer merklich genug, wann die ersten sechs Jahre schon verlaufen sind. Nur ein Par Worte zur Erklärung: Es ist sehr begreiflich, daß jedes Glied Zuwachs an Stärke und Masse erhalten muß durch Uebung; denn durch sie werden ja die Säfte häufiger dahin geleitet, so, daß die Muskeln ganz sichtbar dadurch anschwellen. Wenn sich aber in diesen Säften, besonders im Blute, diejenigen Theile befinden, welche zum Zuwachse der Glieder dienen, so werden sich mithin häufigere Nahrungs-Theile in dem geübten Gliede absetzen, und seine Masse vergrößern. Jeder kann das Experiment an sich machen: er ziehe vermittelst der Hände seinen eigenen Körper an einem Seile hinauf; er werfe 20 Mahl Steine mit Anstrengung durch die Luft, u. s. w. so wird ihm das Anschwellen der Arm-Muskeln deutlich auffallen. Daraus ergiebt sich die Regel: willst du starke Beine, derbe Waden und Schenkel haben, so lauf, springe und reite fleißig ꝛc. — — — Was die Physiognomie anbetrifft, so denke ich, es sey ausgemacht genug, sie entstehe theils durch die Gewalt oder die lange Kraft der innern Empfindungen,

theils

theils durch die Beschäftigungen des Körpers. So drücken sich in das Gesicht des langen Leidenden allmählich die schmerzvollen Züge der zertrümmerten Hoffnung und des Grames, oder die grellen Verzerrungen der Verzweiflung; und darum ist die Physiognomie des Schneiders gewöhnlich nicht die des Grob-Schmiedes, und die des Gelehrten nicht die des Kriegers.

„Unschuld, Unbefangenheit, Frohsinn und Thätigkeit, sind die Meister-Bildner des Menschen-Gesichtes; gymnastische Uebungen begünstigen sie alle vier. Wenn sie mäßige Anstrengung, Entschlossenheit und Muth erfordern, so werden sie die unschuldige, heitere und lebhafte Physiognomie mit den Zügen der männlichen Entschlossenheit und Furchtlosigkeit würzen, und so den Ausdruck der sanften frohen Unschuld mit dem der kraftvollen Festigkeit vermischen.

„Schönheit der Seele. Unsre Moralität beruhet auf dem Willen, und dieser hängt ganz von den Einsichten unsers Geistes ab. Das ist vollkommen wahr, und hier ist noch kein Zusammenhang zwischen Moralität und Körper-Ausbildung sichtbar. — Allein, die besten Einsichten und der beste Wille gewähren ja nur erst die Theorie zur guten Handlung, und sie allein machen den Menschen nicht schon zum ächt moralischen und guten Menschen; denn er kann bey beyden immer noch bloß ein moralischer Schwätzer bleiben. Diese Gattung von Leuten, die wir jedoch lieber glimpflicher moralische Theoretiker nennen wollen, ist unendlich groß; sie sagen Alle mit Paulus: „das Wollen habe „ich wohl, aber das Vollbringen!“ — — Zum Vollbringen gehört Thatkraft; um diese zu äussern, kommt der Körper gewohnlich sehr stark in Anspruch; er muß also stark, gesund und geschickt seyn, dann erst ist ihm das Vollbringen möglich. — Seht da den

Zusammenhang zwischen Moralität und Gymnastik deutlich und unläugbar.

„Aber es giebt in dieser Materie noch andre Gesichtspuncte. — Durch den Körper erhalten wir unsre Vorstellungen und Begriffe; ihre Modification rührt von ihm her, und aus ihnen erwachsen unsre Einsichten. So ist denn auch hier Zusammenhang zwischen Moralität und Körper-Beschaffenheit. Kurz, unsre moralische Gesundheit und Kraft ist sehr häufig das Resultat unsrer physischen Gesundheit und Stärke; und unsre moralischen Auswüchse sind oft nichts als Folgen körperlicher Gebrechen (*). Die Standhaftigkeit und der Gleichmuth des Mannes in allen Zufällen, sein Muth in Vertheidigung des Wahren, sein Edelmuth, mit dem er zur Rettung des Verunglückenden Alles, selbst die Elemente bekämpft, sein inniges Wohlwollen, u. s. w. sind bald mehr, bald weniger, Resultate seiner körperlichen Gesundheit und Stärke. Es giebt schwache sieche Dulder von hoher moralischer Kraft, das ist wahr, aber wir bewundern sie eben deswegen, weil sie Ausnahmen von der Regel sind.

„Endlich betrachte man die Gymnastik auch nur als unschuldigen Zeitvertreib, als Mittel gegen gefährliche Langeweile; wie viel wird sie auch dann nicht in moralischer Hinsicht leisten können!

„Die Klagen an Mangel der Unterhaltung der Jugend sind allgemein, aber wir sind selbst Schuld daran, denn wir besorgen sehr häufig nur einen Theil der Thätigkeit des jungen Menschen, nähmlich die

des

(*) „Physischer Verfall und moralisches Verderbniß sind genau „mit einander verknüpft; und eben die Gesetze, durch welche für die Gesundheit gesorgt werden muß, dienen auch „zur Erhaltung und Verbesserung der Sitten.“ *Doublet* der Arzt. Siehe Hufeland's neueste Annalen der französ. Arzneykunde, B. 4, S. 395.

des Geistes, fast möchte ich sagen, nur die des Gedächtnisses und der Einbildungs-Kraft; die andre, eben so wichtige, des Körpers, überlassen wir dem Zufalle; und wenn dieser gerade keine Beschäftigung herbeyführt, so wird uns der jugendliche Zirkel zu enge. Wahrlich, wenn die Gymnastik nur ein Mittel ist, die Jugend vom Karten-Spiele, von verderblicher Lectüre, und dergleichen Sachen, abzuziehen; wenn sie es unter der Jugend zum allgemeinen Tone macht, in körperlichen Uebungen ihren liebsten Zeitvertreib und ihr größtes Vergnügen in müßigen Stunden zu finden, so leistet sie schon sehr viel.

„Diesen sehr bedeutenden Zweck hatten schon die Griechen bey ihrer Gymnastik. „Theils, mein lieber „Anacharsis," sagt Solon beym Lucian: „üben „wir unsre Jünglinge, um aus ihnen tapfere Krieger zu „bilden; in Friedens-Zeiten aber haben wir desto bessere „Bürger an ihnen, Leute, die nicht in schlechten Sachen „wetteifern, nicht aus Langerweile in schändliche Wollust „versinken, sondern die Stunden der Muße unter dergleichen Uebungen hinbringen (*)."

„Nochmahls schreibe ich den Gedanken zur ernsten Beherzigung nieder, daß ein gewisses geheimes Laster durch körperliche Unthätigkeit vorzüglich begünstiget werde. „Wenn," sagt Börner (**) der Arzt: „unter „der gehörigen Diät im Essen und Trinken, unter gehöriger Beförderung eines freyen, ruhigen und gehörig starken Umlaufes, der Körper in freyer Luft unter verschiedenen Anstrengungen fleißig geübt, und gegen den Eindruck weichlicher Empfindungen abgehärtet wird: so tritt

(*) — — εν ειρηνη τε αυ πολυ αμεινοσιν αυτοις χρωμεθα, περι μηδεν των αισχρων φιλοτιμουμενοις, μηδ' υπ αργιας εις ύβριν τρεπομενοις, αλλα περι τα τοιαυτα διατριβουσι, και ασχολοις ωσιν εν αυτοις, *Solon* in *Luciani* Anachars. Sect. 30.

(**) Von der Onanie.

„der Knabe in das Alter des Jünglinges, und dieser in „das Alter des Mannes, ohne daß schädliche und so ab„scheuliche Neigungen irgendwo Wurzel fassen könnten.“

„6. Schärfe der Sinne, Wahrheit der Empfindungen, und Schärfe der Denk-Kraft. Wir treten bey der Geburt fast empfindungslos auf diesen Schauplatz. Unsre Organe sind vollkommen, aber unser Empfindungs-Vermögen liegt noch im Schlummer. Eindrücke von aussen her wecken es allmählich; wir lernen die Organe gebrauchen; die Eindrücke, welche wir durch sie erhalten, immer leichter und deutlicher empfinden, und unsere Denk-Kraft beginnt, sich an Beurtheilung dessen zu üben, was wir durch die Organe empfinden. — So bildet sich nach und nach der denkende Mensch durch den Körper, oder durch die Eindrucke von aussen her; er würde ewig fortschlummern, wenn wir sie von ihm abzuhalten vermöchten. Aber umgekehrt ist es eben so wahr, daß die Entwickelung seiner Denk-Kraft um so schneller von Statten gehen werde, je mehr wir ihn diesen Eindrucken aussetzen, dadurch sein Empfindungs-Vermögen üben, und seiner Denk-Kraft Gelegenheit verschaffen, sich durch Uebung zu schärfen.

„Hieraus ergiebt es sich deutlich, daß die Vollkommenheit der Denk-Kraft mit der Geübtheit der Sinne, oder besser des Empfindungs-Vermögens, gleichen Schritt halte. Je mehr wir aber den Körper mit den Gegenständen umher in Collision bringen, d. h. je mehr wir ihn üben, um so mehr werden seine Organe geschärft und alle geistigen Kräfte aufgeboten, um die verschiedenen Beziehungen jener Gegenstände auf uns zu ergründen, und ihre Wirkungen zu erforschen (*).

„Nach

(*) „Voulés-vous donc cultiver l'intelligence de votre élé„ve, cultivés les forces qu'elle doit gouverner, exer„cés

„Nach dem Bisherigen ist es augenscheinlich, daß die wahre Vernunft — ich meine nicht den hysterischen Genie-Flug — oder das, was wir gesunden Menschen-Verstand nennen, sich nicht unabhängig vom Körper bilde, sondern daß es eben die gute Körper-Beschaffenheit und Uebung sey, welche die Verrichtungen des Geistes erleichtern und sichern (*). Hoffmann macht dumme Personen durch Bewegung gesund; und nach Cartesius hängt die Seele so sehr vom Temperamente und von den Einrichtungen der Werkzeuge des Leibes ab, daß, wenn man ein Mittel erfinden könnte, den Scharfsinn zu vermehren, man es nothwendig in der Arzney-Kunst suchen müßte (**). Mit vielem Vergnügen las ich folgende Gedanken Hufeland's: „Viel Schiefheiten der Denk-Art und „des moralischen Gefühls sind im Grunde nichts weiter, „als Kränklichkeiten und Verstimmungen der Seelen-Or„gane, und ich bin völlig überzeugt, daß ein gesunder Zu„stand der Organisation und naturmäßigen Vertheilung „und Harmonie der Kräfte der wesentliche Grund von „der edeln Gabe ist, die man gesunden Menschen-Ver„stand nennt. Man wird es dem Arzte verzeihen, wenn „ich zu bemerken glaube, daß aus eben dieser Ursache „Witz, Genie-Flug, erhitzte Einbildungs-Kraft, Schwär„merey, u. s. w. in unserer Generation weit häufiger sind, „als reiner natürlicher Sinn und richtige Urtheils-Kraft; „wenn

„cés continuellement son corps, rendés-le robuste et „sain pour le rendre sage et raisonnable; qu'il travaille, „qu'il agisse, qu'il coure, qu'il crie, qu'il soit tou„jours en mouvement, qu'il soit homme par la vi„gueur, et bientôt il le sera par la raison.“ *Emile*, II. 159.

(*) Ein höchst merkwürdiges Beyspiel von vernachläßigter Körper-Bildung und der daraus erwachsenen Geistes-Unbehülflichkeit, findet man im Archiv der Erziehungskunde, von einer Gesellsch praktischer Erzieher, 2 B. (Weissenf. und Lpz. 1792, 8.) S. 190.

(**) *Hoffmann* de motu opt. corpor. medicin. §. 9. *Cartesius* de Methodo, No. 6.

„wenn ich jene glänzenden Eigenschaften der jezigen Zeit „nicht als Ausbrüche von Kraft, sondern als bedenkliche „Symptome einer kränklichen und unglücklichen Seelen„Reizbarkeit, betrachte, und wenn ich zu hoffen wage, „daß durch fortgesetzte bessere und naturgemäßere Behand„lung des physischen Menschen auch eine gesundere Gei„stes-Stimmung zu erwarten seyn dürfte (*)."

„So laßt uns den Körper üben! Ohne ihn dächten wir nichts; er ist die Maschine, auf der wir die luftigen Fäden der Gedanken weben. Je besser sie durch Gebrauch im Stande erhalten wird, je leichter und sicherer wird die Arbeit, um so natürlicher wird das Gewebe, um so mehr können wir es erweitern und fortsetzen; mit ihrer Hinfälligkeit ist die Arbeit gehemmt; „ein aufgetriebener Darm," sagt der Präsid. v. Kotzebue: „löscht der Seele göttliches Licht aus."

„Noch einen sehr wichtigen Zweck der Gymnastik kann ich hier nicht überspringen, da er zumahl mit dem vorigen gewisser Maßen in Verbindung steht. Er ist: die Gymnastik gewähre die nöthige Unterbrechung geistiger Arbeiten. Nicht die Seele des Mannes, noch viel weniger die des Knaben, ist im Stande, geistige Anstrengung lange auszuhalten. Diese Bemerkung ist allgemein bekannt. Ich füge noch eine hierher gehörige hinzu, die es weniger ist. Jugendliche, überhaupt noch nicht bejahrte Menschen, von gesundem Körper und feurigen Temperamentes, sind dann nur im vorzüglichen Grade zu geistiger Anstrengung geneigt, wann ihr Körper erst bis zu einem gewissen Grade ermüdet — ich sage durchaus nicht, abgemattet — ist. So lange diese Ermüdung noch nicht erfolgt ist, hat ihr Körper Uebergewicht über den Geist, und sie ist in diesem Falle wahrhaftes natürliches Bedürfniß, das höchst schwer zum Schweigen

(*) Journal des Luxus und der Moden, 1792, 5 St., S. 226.

gen gebracht werden kann. Jeder Muskel fordert Anstrengung, die ganze Maschine schreyt nach Aeusserung ihrer Kraft. Die Leute nennen das: „kein „Sitzfleisch haben.“ Ist jene Ermüdung vorhergegangen, dann schweigen die Kraft-Aeusserungen des Körpers, der Geist wird durch sie nicht mehr gestört, alle Anstrengung wird ihm leichter.

Unsre gewöhnliche Erziehung bringt das nicht mit in Anschlag. Die Jugend erscheint, durch Schlaf und Nahrung gestärkt, und leider! noch sehr häufig durch Kaffe in eine unnatürliche Wärme und Wallung, in eine wahre Berauschung der Nerven versetzt, in den Schulen. Wie ist es möglich, unter diesen Umständen die Aufmerksamkeit zu fesseln? Der Körper verlangt Thätigkeit; gewährt sie ihm nicht, so wird er sie sich im Stillen verschaffen, er wird auf die Leidenschaften wirken, vor allen wird das feurige Jugend-Temperament die Einbildungs-Kraft in Gluth setzen. So entschlummert dann die Aufmerksamkeit. Wir sind grausam, wenn wir sie mit dem Stocke wecken wollen, wir fordern von der unschuldigen Jugend unnatürliche Dinge, wir peinigen ihren Leib, daß er nicht wirken soll, und doch ist es der Schöpfer der ihm Wirksamkeit gab; die Natur, welche in jeder Nacht diese Wirksamkeit erneuert. Der Geist wird bald durch den Strudel körperlicher Energie fortgerissen, er verliert sich in chimärischen Gefilden.

Fig. 4249. Die Erziehung, in schöner weiblicher Gestalt, an den Altar der Natur gelehnt, neben ihrer Rechten das Symbol der Bildung, in ihrer linken Hand das Symbol der Leitung, wacht über die Spiele der unschuldigen Kleinen.

„Eigenschaften und Ort der Leibes-Uebungen. Nach den vorhin angegebenen Zwecken muß sich die Beschaffenheit der Leibes-Uebungen selbst richten. Wir sind weder Griechen, welche ihr kleines

Ge-

Gebieth unaufhörlich gegen die Anfälle der vaterländischen Nachbarn und der fernen Barbaren zu vertheidigen haben, noch Römer, die sich auf die elende Kunst legen, nahe und ferne Nationen zu unterjochen; wir verabscheuen daher die spartanische Kryptie (*), so wie die unmenschliche Kunst der römischen Gladiatoren. Wir sind aber auch keine Athleten, und unsre Jugend soll sich weder die Zähne einstoßen, noch die Glieder verdrehen, u. s. w. Wir streben bey diesen Uebungen nach Gesundheit, nicht nach Vernichtung derselben; nach Abhärtung, nicht nach der Unempfindlichkeit des Kanibalen; wir ringen nach männlichem Sinne und Muthe, nicht nach roher Wildheit und Unbändigkeit.

„So schmiege sich denn deutsche Gymnastik ganz an deutsche Zwecke, aber bey weitem nicht ganz an die Gymnastik der Griechen und Römer!

„Ich gehe zum andern Extrem über. — Es giebt eine große Menge Leute, die sich bey der Behandlung ihrer Kinder an eine Zärtlichkeit gewöhnt haben, welche sich wahrhaftig nicht einmahl für die Kranken-Stube schickt (**). Für diese Leute giebts — — gar keine

(*) Die spartanische Verfassung hatte ein geheimes Gesetz gegen die Heloten zur kriegerischen Uebung der Jünglinge. Man wählte die stärksten und herzhaftesten von ihnen aus, und schickte sie, mit Dolchen bewaffnet, gegen diese Sclaven auf die Jagd. Hier bohrte man jeden nieder, dessen man sich bemächtigen konnte.

(**) Deutschlands Liebling hat ihnen eine Fabel gemacht. Hier ist sie:

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
— — — — — — —
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die Weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,

Wächst

keine Gymnastik; ich kann also auch keine für sie schreiben. Ihre Kinder sollen weder laufen noch springen, denn sie möchten sich erhitzen; sie sollen weder in die kalte Luft gehen, noch baden, denn sie möchten sich erkälten; sie sollen nichts thun wobey der Körper in Anspruch kommt, denn sie könnten unglücklich seyn, u. s. w.

„Nach diesen Vorstellungen dürfte ich mich eben so wenig richten, als nach dem Obigen. Beyderley sind Extreme; nichts bleibt übrig als die Mittel-Straße. Sie im Ganzen zu halten, ist sehr leicht; aber, im Verfolge derselben, jeden Schritt zu vermeiden, der entweder wirklich von ihr abweicht, oder abzuweichen scheint, ist dort schwer, hier unmöglich. Im ersten Falle bitte ich um Nachsicht, aber im zweyten um — — Ueberlegung und Methode; denn es

wird

Wächst unsre Jugend bloß **darum** so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig — — füttern,
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld,
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen;
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die — — **Bewegung** ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fangt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern — **Weichlichkeit.**

Gellert.

wird nicht meine Schuld seyn, wenn man sich einbildet, dies oder jenes sey ein Schritt aus der Mittel-Straße, oder wenn man durch eine falsche und übereilte Art diese oder jene Uebung zum Extrem macht; wenn man dabey zu wenig Rücksicht auf das übende Subject nimmt.

„Soll ich eine Definition dieser Uebungen geben? hier ist sie: Gymnastik ist Arbeit im Gewande jugendlicher Freude.

„Wir verlangen von dieser Arbeit, daß sie den Kreislauf befördern, Muskeln und Nerven stärke; sie muß also bald den ganzen Körper, bald einzelne Glieder desselben in Action setzen, und bald mehr bald weniger mit Anstrengung verbunden seyn, ohne zu überspannen.

„Wir wünschen, daß sie von weichlicher Sinnlichkeit abziehe, und den physischen und geistigen Menschen mehr stähle; sie sey also mit Mühe verknüpft, verlange Geduld, Ausdauer, störe die weichliche Ruhe, gewöhne den Uebenden an bald geringern, bald merklichern Schmerz, damit er ihn verachten lerne; sie stelle ihn der Witterung und den Elementen bloß, damit seine Haut sich abhärte, denn sie ist es ja, die das Ganze schützen soll.

„Wir wollen, daß sie den Körper stärke, ihn geschickt und behende mache; ihre Ausführung habe also hinlängliche Schwierigkeit für die Kraft der Muskeln und Sehnen; sie verlange einen ansehnlichen Grad körperlicher Biegsamkeit; sie nähere sich einiger Maßen dem Künstlichen.

„Sie soll den Muth heben, die Gegenwart des Geistes beleben, die Thätigkeit wecken und erhalten; wir legen daher in ihre Ausführung bald so bald so einige Gefahr, muthvolles Ausharren und einen hohen Grad von Nacheiferung.

„Sie

„Sie soll schönere Bildung des Körpers befördern; sie sey also nicht die abstumpfende Arbeit des Tagelöhners, keine Last, die den Bau des Körpers verrenkt, sondern sie wirke gleichmäßig auf den ganzen Körper, oder sie übe bald dieses, bald jenes Glied, das der Uebung am meisten bedarf, vorzüglich.

„Unser Gymnasium sey, so viel es nur immer seyn kann, das Freye. Wir wollen ja den Knaben an die veränderliche, bald heitre, bald düstre Natur gewöhnen, wozu also große Gebäude? —

„Es ist ein hinreißender Anblick, einen Kreis zarter Knaben und blühender Jünglinge, körperlich beschäftigt zu sehen; ihr natürlicher, sorgloser Muth, ihr Trieb, sich immer selbst zu übertreffen, ihre zunehmenden Kräfte und ihre Thätigkeit machen uns Hoffnung, in ihnen einst rasche, thätige, brauchbare Männer zu sehen, sey es auf welche Art es wolle; bürgen uns gewisser Maßen für ihre Tugend und Unschuld.

„Ihr Uebungs-Platz ist am Rande eines Gehölzes. Ein trockner Wiesen- oder Anger-Grund schließt sich daran, und einzelne zerstreute Wald-Bäume gewähren, bald hier, bald dort, schattige Plätze. Hier und da erhebt sich ein kleiner Sand-Hügel; höhere Berge verschönern die Gegend umher, und ein mäßiger Bach krümmt sich in tausend Windungen über den Platz hin. Ist in der Nachbarschaft gar noch ein Fluß, so bleibt nichts mehr zu wünschen übrig; wir können der alten gymnastischen Pracht-Gebäude vergessen. Aber auch schon jeder freye Platz von mäßigem Umfange, den man leicht überall finden kann, ist zu unserm Zwecke hinreichend."

Vom Unterrichte in Leibes-Uebungen, nach Hrn. Vieth. „Es ist oben ausführlich gezeigt worden, wie sorgfältig die Griechen den Körper ihrer

Jünglinge bildeten, und welche kostbare Anlagen sie zu dem Ende machten. Für unsere Nation und unser Zeit-Alter scheint es nicht minder vortheilhaft und rathsam zu seyn, auf körperliche Abhärtung und Bildung ähnliche Sorgfalt, wie die Griechen, zu verwenden. Weichlichkeit und Nerven-Schwäche sind — gesetzt auch, daß manche zu sehr darüber klagen — doch in der That ziemlich häufig unter uns. Das Sitzen, besonders in der Jugend, wird offenbar zum Schaden der Gesundheit übertrieben. Wie sollte es nicht wohlthätig seyn, diesen Uebeln ein Gegengewicht zu geben, und was wäre dazu besser, als gymnastische Uebungen mit gehöriger Beurtheilung und unter gehöriger Aufsicht angestellt! Ich wiederhohle hier nicht, was mehrere einsichtsvolle Männer, denen das menschliche Wohl am Herzen liegt, schon mehrmahls über die Einführung solcher Anstalten gesagt und geschrieben haben, und verweise in Ansehung dessen insbesondre auf Frank's medicinische Polizey. Die darin vorkommenden richtigen Gedanken über diese Materie können statt aller fernern Anempfehlung dienen. In der That, dünkt mich, wäre es Pflicht für uns, der künftigen Generation Subjecte zu überliefern, deren Denk-Kraft nicht durch Vielwisserey des Gedächtnisses erstickt, deren Körper aber in spartanischer Erziehung aufgewachsen wäre.

„Aber ist es nicht sonderbar, daß eine Sache, die doch augenscheinlich gut, und wahrscheinlich leicht auszuführen seyn müßte, dennoch im Ganzen genommen, so sehr vernachlässigt wird? Was thun wir für körperliche Bildung? Welche Anstalten haben wir, die einiger Maßen das wären, was bey den Griechen die Gymnasien? — Man würde vielleicht sagen: haben wir nicht Fecht-Böden, Tanz-Böden, Voltigir-Böden und Reit-Bahnen? — Ich glaube, daß diese, so wie sie jezt sind, nicht den Nutzen stiften,

den

den man unter andern Umständen davon erwarten könnte, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens, sind es fast nur Universitäten, wo dergleichen Einrichtungen gemacht werden; also sind sie nur für Studenten, d. h. für Mitglieder des Standes der Gelehrten, der doch immer nur eine einzige Classe der Bürger ausmacht, dagegen alle übrigen nicht daran Theil nehmen; indessen wäre es immer gut, wenn nur wenigstens die, für welche jene Anstalten bestimmt sind, dieselben gehörig benutzen. — Zweytens: Aber wie wenig Studierende benutzen den Unterricht in körperlichen Uebungen! Einige haben kein Geld darauf zu verwenden; andere haben das Vorurtheil vom väterlichen Hause oder von der Schule mitgebracht, daß dergleichen Uebungen brodlose Künste seyn, wogegen sich freylich nicht viel sagen läßt; noch andre halten sie für gefährlich und halsbrechend, welcher Verdacht insonderheit das Fechten und Voltigiren betrifft. Wieder andere sind zu träge und zu phlegmatisch, um die Anstrengungen, welche dazu erfordert werden, angenehm zu finden, und dgl. Wie stark diese Ursachen wirken müssen, davon kann wohl kein einleuchtenderer Beweis seyn, als den ich aus Erfahrung habe, daß nähmlich in ..., dieser frequenten und von den reichsten Studenten aus den vornehmsten Familien besuchten Universität, kaum eine kleine Gesellschaft von 6 bis 8 Personen konnte zusammengebracht werden, um Voltigir-Stunde zu nehmen, und daß diese herrliche Uebung zu halben Jahren ganz und gar mußte ausgesetzt bleiben, weil keine Liebhaber dazu sich einfanden; das mißfallende Locale des Fecht- und Voltigir-Bodens, der zum Voltigiren nicht einmahl hinlängliche Höhe hatte, mochten auch etwas dazu beytragen; der niedrige und schlecht erleuchtete Raum kündigte gewisser Maßen an, daß man von Seiten der Akademie diesen Theil menschlicher Bildung aus Geringschätz-

ung in einen schlechten Winkel verwiesen habe. Ganz anders war es in Göttingen! Die Stunden, wo wir dort unter methodischem Unterricht die Kräfte unsers Körpers übten und gebrauchen lernten, werden meinen Freunden gewiß, so wie mir, noch die angenehmsten Rückerinnerungen gewähren. — Drittens: Wer erst in den Studenten-Jahren mit Leibes-Uebungen anfängt, ist gewöhnlich schon zu alt, um mit gutem Erfolg zu lernen. Die Theile haben schon zu viel Härte, und setzen den Bewegungen und Biegungen zu viel Hindernisse entgegen. Die daraus entstehende Schwierigkeit schreckt sodann viele bey den ersten Versuchen ab. — Viertens: Endlich ist auch das, was auf den Universitäten getrieben, oder vielmehr vernachlässiget wird, bey weitem keine vollständige Gymnastik — übrigens, ich wiederhohle es, schätzbar genug, wenn es nur benutzt würde!

„Aber, höre ich sagen, haben wir nicht in neuern Zeiten Philanthropine entstehen sehen, die unter vielen Mängeln der Erziehung, auch dem Mangel körperlicher Uebungen abgeholfen haben? — Wahr! und die Stifter dieser Anstalten verdienen wahrlich den Dank ihrer Zeitgenossen, der ihnen gemeiniglich nur in geringem Maße zu Theil wird, und der Nachwelt, daß sie auch für den Körper sorgten. Auch giebt es Ritter-Akademien, Militär-Schulen, Cadetten-Häuser, wo besonders auch auf körperliche Bildung gesehen wird. Gesetzt aber: diese Anstalten wären auch musterhaft in dieser Hinsicht, so ist doch dadurch nur für einen sehr kleinen Theil der Jugend, und zwar nur für Kinder reicher und vornehmer Aeltern, gesorgt. Der junge Adeliche lernt wenigstens tanzen und reiten, aber der unbemittelte Bürger mittlern und niedrigern Standes genießt selten eine solche Erziehung, obgleich sein Körper einer solchen Bildung um so viel mehr bedarf, da ihm seine Lebens-Art in der Folge vielleicht

an

an Arbeiten fesselt, welche eine beständig einförmige Lage des Körpers erfordern, und daher der Gesundheit und Stärke so nachtheilig werden.

„Für diese Menschen-Classe, und es ist doch die beträchtlichste, müßte auf Schulen gesorgt werden; und es wäre eine sehr wesentliche und nothwendige Verbesserung, wenn dies geschähe. Daß es bis jezt irgendwo geschehen wäre, davon ist mir kein Beyspiel bekannt. Unsere Schulen sorgen nur für den Geist — und das gewiß nicht immer auf die rechte Art (*) — — auf den Körper wird dabey gar nicht Rücksicht genommen. Vielleicht aber kommt ein Mahl eine Zeit, wo man bey dem öffentlichen Unterrichte beyde Theile unsers Wesens in Betrachtung zieht, und körperliche Uebungen mit geistigen abwechseln läßt; wo man Rousseau's Worte, die verdienten das Frontispice jeder guten Anstalt zu zieren, in Ausübung bringt: „*Le grand secret de l'education est, de faire que les exercices du „corps et ceux de l'esprit servent toujours de délassement les uns „aux autres.*“

„Wir wollen versuchen, kürzlich die Einrichtungen anzugeben, welche zu einer gymnastischen Anstalt, die mit der Schule eines Ortes in Verbindung gebracht werden könnte, nöthig seyn dürften. Es würden gewiß an den meisten Orten keine beträchtlichen Schwierigkeiten entgegen stehen, auser daß das Schul- und Erziehungs-Wesen nicht selten unter der Direction solcher Personen steht, die körperliche Geschicklichkeiten geringe schätzen.

(*) Ideo ego adolescentulos existimo in scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis, quae in vsu habemus, aut audiant aut vident. (*Petronii* Satyricon, im Anfange) — Ich lebe glücklicher Weise an einem Orte, wo Petron gewiß nicht so geurtheilt hätte; aber eben so gewiß kann man diese Stelle noch auf manche Schulen in und auser Deutschland anwenden.

„Es würde bey Einrichtung eines öffentlichen gymnastischen Unterrichtes auf folgende drey Stücke ankommen: auf das Locale, auf die Personen, und auf die Anordnung der Uebungen selbst.

„1. Was die örtlichen Einrichtungen betrifft, so scheinen folgende dem Zwecke Genüge zu thun. 1) Ein Stadium, nach Art der Griechen, zu den Uebungen im Laufen; siehe oben, S. 475. Ein jeder Platz von etwa 100 Schritt Länge kann dazu hinreichen. Die Lauf-Bahn kann am Umfange des Platzes herum gehen, so, daß der Laufende nicht nöthig hat, auf demselben Wege umzukehren. 2) Ein Platz zu den Uebungen im Springen, Reiten ꝛc. wo auch Vorrichtungen zum Balanciren, zum Klettern und dgl. können angebracht werden. Wenn ein Theil dieses Platzes durch ein auf Säulen ruhendes Dach vor übler Witterung geschützt ist, so wird es um desto besser seyn. Dieser Platz kann, wenn er die hinlängliche Größe hat, zu mancherley körperlichen Spielen benutzt werden. 3) Ein Bassin, oder ein in einem Flusse abgesonderter sicherer Ort zum Schwimmen. Das bloße Baden sowohl, als das Schwimmen ist beydes zugleich, so nützlich als gefährlich, daß es besondere Aufmerksamkeit verdient. Diese drey, oder vielmehr zwey Stücke, (denn No. 1 und 2 können bequem in Einem Platze vereinigt werden,) würden schon zu den eigentlich sogenannten gymnastischen Uebungen hinreichend seyn, und diese nur sind für den künftigen Bürger und Handwerker zur Stärkung des Körpers und Befestigung der Gesundheit nothwendig. Indessen würde man in den meisten Städten auch leicht noch ein Par Einrichtungen damit verbinden können, um auch den höhern Classen Gelegenheit zu verschaffen, die sogenannten ritterlichen Uebungen zu erlernen. Dazu wäre dann nöthig: 4) ein Reit-Haus, und ein daran stoßender Hippodromus, welcher zu Wettrennen benutzt werden kön-

könnte; und 5) ein Haus, worin ein Par geräumige Zimmer zum Fechten, Tanzen und Voltigiren befindlich wären. Am schicklichsten wäre es, den Voltigir-Boden gleich mit dem Reit-Hause zu verbinden, weil beyde Uebungen, Reiten und Voltigiren, zusammen gehören. Auch würde es am bequemsten seyn, diese Zimmer par terre anzulegen. Das zu einer Reit-Bahn gehörige Locale kann leicht zu den übrigen gymnastischen Uebungen eingerichtet und benutzt werden. Die Reit-Häuser sind von solcher Größe, daß sie zu Uebungen im Laufen, im Ringen, Springen ꝛc. zu der Zeit, wenn nicht darin geritten wird, vortrefflich dienen können. Sie können uns dasselbe noch weit mehr seyn, als was den Griechen ihre Xystus (s. oben, S. 473) und den Persern ihre Häuser der Stärke (s. oben, S. 426) waren und sind. Verstattet es die Witterung, so wird man die freye Luft vorziehen. Gewöhnlich befindet sich auch bey jeder Reit-Bahn ein freyer Platz von beträchtlicher Größe, der etwa zum Carousſel-Reiten, oder auch zum gewöhnlichen Reiten bey gutem Wetter gebraucht wird. Wie leicht könnte man diesen nicht ebenfalls zu andern körperlichen Uebungen einrichten, so würden diese kostbaren Anlagen, die jezt nur zum Nutzen einiger weniger Begüterten und für eine einzige Uebung da sind, einen weit allgemeinern Nutzen haben.

„Aus dem Obigen erhellet, daß von Seiten der örtlichen Einrichtungen wenig Schwierigkeiten zu überwinden sind, und daß selbst in kleinen Oertern dergleichen ohne Mühe gemacht werden könnten, da man sich mit dem zuerst angegebenen Stücke begnügen kann.

„2. Die Personen, die bey den gymnastischen Anstalten der Griechen zu thun hatten, sind oben, S. 480, fgg. erwähnt worden. Bey uns würden

diese Anstalten wahrscheinlich nicht so sehr ins Große gehen, weil körperliche Vollkommenheiten, wenn sie gleich immer sehr schätzbar und wünschenswürdig sind, denn doch jezt nicht das Interesse haben, was sie in jenen Zeiten hatten. Das dazu angestellte Personale könnte mithin weit weniger zahlreich und mit wenigen Kosten zu erhalten seyn. Zu den meisten gymnastischen Uebungen würden, bey vorausgesetzter mäßiger Anzahl von Zöglingen, ein oder ein Par Aufseher hinlänglich seyn, welche aber selbst in diesen Uebungen die nöthige Geschicklichkeit und Erfahrung besitzen müßten. Diese würden bey jedem Subjecte allenfalls mit Zuziehung des Arztes, wo es nöthig wäre, bestimmen, welche Uebungen für dasselbe zuträglich seyn, und welche ausgeschlossen werden müßten, indem sowohl Beschaffenheit des Alters, als der körperlichen Constitution, eine kluge Auswahl nöthig machen. Sie würden, ferner, dahin zu sehen haben, daß die Zöglinge mit gehöriger Vorsicht und Ordnung zu Werke giengen, welches leztere am besten durch eine Art von militairischer Disciplin zu bewirken ist.

„Es wäre gewiß etwas Leichtes und Nützliches, auch da, wo weiter gar keine Anstalten zu dem Endzwecke Statt fänden, die Jugend mit körperlichen Uebungen und Spielen in den Frey-Stunden zu beschäftigen, ohne dieselbe sich selbst zu überlassen. Einige Familien dürften nur zusammentreten, und einen jungen Mann von gesetztem Charakter zum Führer ihrer Kinder wählen, unter dessen Aufsicht und Anordnung die jugendlichen Spiele, die jezt oft gefährlich für Körper und Sitten sind, auf eine zweckmäßige und nützliche Art angestellt würden (*).

„Die

(*) Die Griechen übergaben ihre Kinder, ehe sie in die Gymnasien kamen, der Aufsicht solcher Menschen, die bey ihnen Paedotribae hießen; s. oben, S. 480. So heißt es auch

„Die Uebungen, welche unter besondere Kunst-Regeln gebracht sind, als: Reiten, Tanzen, Fechten, würden eigens dazu angestellte Lehrer erfordern.

„Was endlich 3. die Anordnung der Uebungen betrifft, so läßt sich darüber im Allgemeinen nicht viel bestimmen. Es kommt dabey auf Zeit, Ort, Anzahl und Beschaffenheit der Zöglinge an. Indessen können einige Regeln hier Platz finden, welche bey dem gymnastischen Unterrichte überhaupt etwa zu beobachten wären. 1) Man verbinde, so viel es angeht, den Genuß der frischen Luft mit den Uebungen. Wenn das Wetter es erlaubt, stelle man sie daher im Freyen an; und wenn es im Hause geschieht, so sorge man durch Sprengen und durch Oeffnung der Fenster, daß kein Staub den Lungen der Uebenden schädlich werde. — 2) Man treibe nicht eine Art der Uebung zu lange, Abwechselung ist sowohl nützlich, als angenehm. Man kann auch eine Uebung auf mancherley Art modificiren, und so die Aufmerksamkeit und Lust der Zöglinge immer rege erhalten, obwohl diese ohnehin bey körperlichen Uebungen nicht so bald ermüdet, als bey wissenschaftlichen Vorträgen. — 3) Man muß als Regel einführen, daß keiner der Zöglinge einen Sprung oder irgend ein anderes Stück vornehmen dürfe, als auf Commando (dieses militärische

z. B. von den Falisceern: „Mos erat Falisois eodem ma„gistro liberorum et comite vti, simulque plures pueri „vnius curae demandabantur, *qui pueros ante orbem lu„sus exercendique causſa producere solebat.*“ Diese Stelle wäre freylich übrigens nicht zur Empfehlung des obigen Vorschlages anzuführen. Denn der, von dem dort die Rede ist, war ein niederträchtiger Verräther. Er führte nähmlich die Kinder in das Lager des römischen Feld-Herrn *Camillus*, welcher die Stadt belagerte, und both ihm dieselben, als Söhne der angesehensten Familien, zu Geiseln an. Der großmüthige *Camillus* ließ ihn aber gebunden nach der Stadt zurücktreiben.

Wort wird hier nicht unschicklich seyn). Wenigstens bey einer beträchtlichen Anzahl munterer Knaben und Jünglinge dürfte dies nothwendig seyn, um Ordnung zu erhalten und Unfälle zu verhüten. — 4) Unter andern Vorsichtigkeits-Regeln, die keiner Erwähnung bedürfen, bemerken wir nur ein Par insbesondre; z. B. daß man selten oder nie Biegungen der Gliedmaßen durch äussere Kraft bewirke, sondern es den Muskeln des Subjectes selbst überlasse, sie zu bewirken. Die Folgen einer gewaltsamen Drehung oder Biegung, sind zuweilen Verrenkung, oder wenn auch das nicht ist, doch eine falsche Richtung des Gliedes. Ich denke hier an das unvernünftige Verfahren, welches sich manche Tanz-Meister erlauben, um die Füße ihrer Eleven auswärts zu bringen. Es wäre gut, wenn solche Personen, die in Leibes-Uebungen Unterricht geben, auch einige Kenntniß von dem Baue der Maschine hätten, die ihnen anvertrauet wird. — 5) Es versteht sich von selbst, daß man allmählich vom Leichtern zum Schwerern fortschreiten müsse. Durch nach und nach vermehrte Anstrengungen wachsen die Kräfte; durch plötzliche, übertriebene werden sie zerstöret. Ich habe gesehen, daß man es unter andern im Tragen gar sehr hierin übertrieb. — 6) In Gesellschaft geht alles noch ein Mahl so gut, weil der Wetteifer die Zöglinge belebt. Doch müssen sie an Alter und Kräften nicht zu sehr von einander abstehen, daher man sie hiernach zu sortiren hat. — 7) In Ansehung der Zeit, sowohl der Jahres- als Tages-Zeit, und der Dauer der Uebungen, haben wir nicht nöthig, etwas zu bemerken. Daß man weder kurz vor, noch kurz nach dem Essen starke Bewegungen vornehmen müsse, ist eine zu bekannte diätetische Regel, als daß es nöthig wäre, sich dabey aufzuhalten. Früh morgens würde allerdings der Körper am besten dazu disponirt seyn; indessen ist gerade diese

Zeit

Zeit auch zu den Arbeiten des Geistes die beste, denen doch jene nachstehen müssen. Die Mitte des Tages kann theils wegen des Mittag-Essens, theils im Sommer wegen der Sonnen-Hitze, nicht genommen werden. — Bey der Wahl der Uebungen muß auf Alter, Körper-Bau, Kraft und Temperament des Zöglinges, wie auch in manchen Fällen auf seine künftige Lebens-Art Rücksicht genommen werden; auch ist dabey zu bedenken, daß Gesundheit der Stärke und Gewandtheit vorgehe, daß man also diese leztern Eigenschaften nicht auf Kosten der erstern auszubilden suchen müsse. — 9) Was die Anstellung von Uebungen zu besondern medicinischen und chirurgischen Zwecken betrifft, z. B. der Ungestaltheit oder falschen Richtung eines Gliedes abzuhelfen, diese oder jene Krankheit dadurch zu heben, dies alles gehört für das Forum des Arztes.

„Ein Mehreres von allgemeinen Regeln beym gymnastischen Unterrichte beyzubringen, würde zwecklos seyn. Statt dessen wollen wir hier noch hinzufügen, daß man mit gymnastischen Uebungen auch unter uns schickliche und vermuthlich ganz unterhaltende Feyerlichkeiten verbinden könnte. Ohne die olympischen Spiele der Griechen, oder die circensischen und amphitheatralischen Spiele der Römer, in ihrer vormahligen Größe wiederherstellen zu wollen, welches aus mehren Gründen jezt nicht zu bewerkstelligen seyn möchte, könnte man doch etwas Aehnliches im Kleinen veranstalten, welches ohne Zweifel, wenn man es anders nicht ganz ungeschickt anfienge, Beyfall erhalten würde. Wie sehr Spiele dieser Art nach dem Geschmacke des Volkes sind, zeigen die oben erwähnten Spiele der Griechen und Römer, wie auch der Zusammenfluß von Fremden und Einheimischen an solchen Orten, wo noch jezt etwas Aehnliches besteht, wie z. B. bey uns im Dessauischen auf dem Drehberge.

Es wäre also ein Vorschlag, dessen Ausführung wenigstens versucht werden könnte, ob man nicht mit Veranstaltung des öffentlichen gymnastischen Unterrichtes in Schulen, zugleich die Veranstaltung zu feyerlichen gymnastischen Spielen verbinden könnte, so wie die Gymnasiarchen in den Gymnasien zu Athen und Sparta zu gewissen Zeiten dergleichen Spiele anordneten. Jede Schule hat gewöhnlich um Ostern und Michaelis ein öffentliches Examen; vielleicht könnte dieses dadurch zu einer angenehmen Feyerlichkeit gemacht werden, wenn die Jünglinge vor der versammelten Menge auch Beweise ihrer Fortschritte in körperlichen Geschicklichkeiten ablegten. Vielleicht würde statt Fragen des Lehrers und vorbereiteten Antworten des Schülers, ein Wettstreit in Wissenschaften, Künsten und gymnastischen Uebungen (Certamen musicum & gymnicum) nicht unzweckmäßig seyn, und die Theilnahme des Publicums stärker erregen, als das gewöhnliche Examen. Beyfalls-Bezeigungen der versammelten Väter und Verwandten, und schickliche Prämien, würden die verschiedenen Grade der Geschicklichkeit in jeder Gattung auszeichnen und belohnen. Musik und einige Decoration, die sich an dem gymnastischen Uebungs-Plaße sehr wohl anbringen ließe, würde der Feyerlichkeit noch mehr Reizendes für die Sinne geben. Ein solches Jugend- und Volks-Fest würde vielleicht selbst die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich ziehen, und könnte in manchem Betracht angenehm und nützlich seyn."

Methode, Zeit-Verwendung und allgemeinere Regeln, nach Hrn. Gutsmuths. „*Rousseau* reizt sein kleines bequemes Jünkerchen durch Kuchen zum Laufen. Diese Methode hat mir nie einen Augenblick gefallen, nicht nur weil sie Gefräßigkeit zum Motiv machte, sondern auch weil sie nicht natürlich war. Von dergleichen kleinen Weichlingen kann man

nicht

nicht gleich fordern, daß sie Kräfte anstrengen sollen, die sie noch nicht haben, sondern man muß, um natürlich zu verfahren, ihnen erst Kraft verschaffen, die Lust, sie anzuwenden, bleibt dann selten aus. Eine Woche würde ich täglich langsam mit ihm spazieren gehen; in der zweyten würden meine Schritte etwas schneller, in der dritten beschleunigter. Mein Kleiner fieng an, langsam nebenher zu traben, erst eine Minute, ein anderes Mahl zwey, dann fünf, dann acht Minuten, und so fort. In der vierten würde ich sein Traben beschlennigter veranstalten; ich würde mich bald mit ihm im Walde verspäten, bald zu weit von der Wohnung entfernen, als daß es möglich wäre, zur Mahlzeit oder vor der Nacht daselbst wieder einzutreffen, dann würde getrabt und gelaufen, und das Ziel erreicht ohne Kuchen. Bey Tische sprächen wir dann von dem derben Marsche, welchen wir zurücklegten, ich kündigte den Kleinen als einen rüstigen Läufer an, die Gesellschaft winkte ihm Beyfall; das Essen schmeckte ihm weit besser, und die Ursache wäre — das Laufen; die Ruhe wäre ihm so angenehm, der Schlaf so süß durchs — Laufen. Mit unter erzählte ich ihm etwas von starken Läufern, von kraftvollen, rüstigen Männern, die durch ihren Muth und ihre Körper-Kraft den Verunglückten halfen, das Vaterland beschirmten; von der Schönheit männlicher Kraft und Tapferkeit, u. s. w. So würden allmählich seine Muskeln gestärkt, und sein Inneres zugleich durch ein wohlthätiges Feuer erwärmt.

„Wenn eine Stadt oder nur ein Dorf die Gymnastik zur öffentlichen Angelegenheit erhöbe, wenn schon das Knäbchen am Arme der Wärterinn den Zuschauer machte, wenn Aeltern und Freunde an den Schranken des Uebungs-Platzes Beyfall winkten, mit Einem Worte, wenn der Ton in einem solchen Orte aus dem weiblichen Moll allgemein in ein männliches

Dur

Dur hinauf gestimmt würde, ja, wenn nur einzelne Familien sich auf diese Art umstimmten: dann brauchte man da keine Methode, um die Jugend zur Körper-Anstrengung zu bringen, der Knabe würde von selbst alle Arten der Anstrengung übernehmen, Kälte und Hitze ertragen, der Schmerzen nicht achten; denn überall wird der Mensch in Sparta ein Spartaner, in Sybaris ein Sybarit. Hat man aber ohne Hülfe der bürgerlichen Gesellschaft mit kleinen Weichlingen zu thun, die den Sopha mit dem gymnastischen Platze vertauschen, dann bedarf es allerdings einiger Methode, um ihnen Lust zu körperlichen Uebungen beyzubringen, und sie läuft etwa auf das hinaus, was ich durch obiges Beyspiel gesagt habe. Hat man schon eine Gesellschaft von Knaben und Jünglingen, deren Haupt-Lust es ist, sich körperlich zu üben, so ist es am besten, den kleinen weichlichen Ankömmling nur der Gesellschaft zu überlassen, er wird ihn bald mit sich fortziehen. Man lasse ihn daher, so lange er will, bloß Zuschauer seyn, er wird sich von selbst bald der weichlichen Ruhe entziehen, und sich nach und nach in den Ton der andern stimmen. Diese allmählige Umwandlung, die oft nur wenig Monathe erfordert, gewährt dem Erzieher viel Vergnügen; er weiß sie durch Worte und Geberden, die von seinem Beyfalle zeugen, zu beschleunigen; und so bildet sich unvermerkt aus dem Zärtlinge ein derberer Knabe.

„Der Haupt-Grundsatz bey der gymnastischen Ausbildung des Körpers ist: man gebrauche nicht Zwang; man wird dadurch nichts ausrichten, und es giebt nur sehr wenig Fälle, wo es mit glücklichem Erfolge anzuwenden ist. Ich will einen der Art anführen. Es giebt bisweilen, doch nicht sehr oft, einen Knaben, der körperlich und geistig im Schlafe liegt, der in beyden Rücksichten schwach ist, bey dem der Trieb der Nachahmung sowohl, als der Trieb der Ehrliebe

liebe schlummert. Bey diesem giebt es kein anderes Mittel, als ihn erst körperlich zu wecken. Man verlange geradezu von ihm, daß er die sanftern Körper-Bewegungen mitmache, die nicht über seine Kraft gehen, aber man sey dann auch auf ihn achtsam, und lasse keine Gelegenheit vorbeygehen, ihm Beyfall zu schenken, wenn nur die geringste Anstrengung aus seinem Benehmen hervorblickt. Man kann sehr sicher seyn, daß man so seinen Körper und Geist allmählich curirt. Jedes kleine Lob weckt ihn ganz augenscheinlich mehr aus dem Traume; er steht da beschämt, und gafft uns wie ein Erwachender an. Ich will alles dagegen setzen, wenn man nicht auf diese sehr einfache Weise nach und nach ein ganz anderes Geschöpf aus ihm macht.

„Die anwendbarsten und wirksamsten Triebfedern eine Gesellschaft von Jünglingen und Knaben zu gymnastischen Uebungen aufgelegt zu machen, und sie dadurch in einen männlichen Ton zu stimmen, sind etwa folgende:

1. Das Beyspiel der Erwachsenen. Wenn Vater, Mutter und Erzieher wetterscheu, schwächlich, zärtlichthuend sind, wie sollen die Kinder besser werden? Sie werden sich mit ihnen ins Zimmer verkriechen, neben sie auf den Sofa lagern, mit ihnen die Lhombre-Karte ergreifen, u. s. w. In hundert und aber hundert Familien möchte es wohl nie dahin kommen, daß die Aeltern, um des guten Beyspieles willen, sich zum Besten ihrer Kinder, von dieser Lebens-Weise los machten. Es ist ihnen, wenn man sich in ihrer Lage zu versetzen weis, leicht zu verzeihen, und es giebt eine Art von Genugthuung, wodurch sie alles vollkommen gut machen können. Diese besteht — ich fordere alle guten Aeltern auf, die Sache etwas ernstlich zu beherzigen! — darin, daß sie sich den Kin-

dern

dern als Beyspiele der Verzärtlung aufstellen; es bekennen, daß sie ohne ihr Verschulden durch jugendliche Verwöhnung so weichlich geworden sind, und ihre Kleinen bey jeder Gelegenheit aufmuntern, sich nicht nach ihnen in Rücksicht dieser zärtlichen Lebens-Weise zu bilden; daß sie wenigstens durch Worte das ersetzen, was sie durch eigenes Beyspiel nicht ersetzen können.

2. Ueberzeugung von der unumstößlichen Wahrheit, daß der Mensch von Natur dazu bestimmt sey, nicht bloß geistig, sondern auch körperlich thätig, ausdauernd und duldsam zu seyn, und daß nichts in der Welt, weder Stand noch Reichthum, noch Ehre, noch Tugend, ihn vor den üblen Folgen schützen könne, die aus körperlicher Verzärtlung, Trägheit und Ruhe für ihn entspringen; daß von allen Sclaven derjenige der elendeste, am meisten und am unaufhörlichsten bedrückte Sclave sey, dessen Geist den Befehlen des Körpers gehorchen muß; daß es dem Manne zukomme, Herr über die Wohnung, über die Maschine zu seyn, in welcher er wohnt; daß ein durchdringender Verstand und ein ehrliches Herz zwar den guten, aber noch nicht den vollkommnen Mann machen, daß hierzu noch Gegenwart des Geistes, große Ausdauer und Geduld in Leiden, hoher Muth in Gefahren, alle Aufopferung in nöthigen Fällen und körperliche Vollkommenheit, Kraft und Stärke erfordert werden, und daß jene nur durch Abhärtung, und diese durch Uebung des Körpers erlangt werden können. Heil der Jugend, die von diesen Maximen durchdrungen, Blüthen zeigt, welche die edelsten Früchte versprechen! — Um sie dafür empfänglich zu machen, ist folglich das lebendige Beyspiel des Vaters oder Erziehers das wirksamste, aber auch das nur aus der alten und neuen Geschichte entlehnte Beyspiel von Personen, die jenen Grundsätzen gemäß handelten, und die frühzeitige

stets

stets wiederhohlte Aeusserung derselben, welche sich der Erzieher zur Pflicht machen sollte, wird großen Eindruck auf den Knaben machen, wann er noch unverwöhnt, biegsam wie Wachs und schon physisch gut von der Brust an gebildet ist.

3. Die Ehrliebe ist eine der stärksten Triebfedern, den Geist und Körper des Knaben und Jünglinges in Action zu setzen. Durch sie lassen sich die natürlichsten Triebe desselben unterdrucken, sie fesselt ihn an den Studier-Tisch zu einer Zeit, wo er seiner Natur nach sich noch im Freyen herumtummeln, und des jungen frohen Lebens genießen sollte; durch sie werden wir ihn also leicht zu dem leiten, was ihm natürlicher ist, nähmlich zur Anstrengung seines Körpers. Wir müssen daher in die übende und abhärtende Gymnastik etwas Rühmliches legen, was jenen Trieb zu unterhalten fähig ist; wir äussern oft den Gedanken Homer's, wie rühmlich es sey, daß ein Mann starke Hände und Füße habe, daß er ausdaure, den Schmerz überwältige, u. s. w. Allmählich werden diese Ideen in der jungen Gesellschaft herrschend, ein Blick, ein Wort des Beyfalles belebt den Zögling. Er übernimmt mit großer Willigkeit, Schmerz und Ungemach (*). Der Weichling wird verlacht, man wettet, wer diese oder jene Uebung am längsten aushält, einer eifert dem andern nach, einer sucht den an-

(*) Ein liebenswürdiger Knabe, von unverdorbenem Herzen, hat den bösen Fehler des aufbrausenden Jähzornes an sich. Er ist äusserst empfindlich gegen jeden körperlichen Schmerz, daher setzt ihn jeder kleine Stoß oder Schlag von seinen Gespielen in Feuer. Eine sanfte Vorstellung, der üblen Folgen und des Unrühmlichen einer solchen körperlichen Empfindlichkeit brachte ihn sehr leicht zu dem Entschlusse, von Zeit zu Zeit freywillig zu mir zu kommen, um einige Streiche zu übernehmen, die ihn mit körperlichen Schmerzen vertrauter machen sollen.

andern zu übertreffen. Die Alten belohnten ihre Sieger mit Kränzen und Zweigen; und nichts Anders verstand ich unter den Prämien, deren ich bey mehrern Uebungen erwähnt habe. Jeder, der sich durch Anstrengung bey denselben auszeichnet, erhält einen kleinen Zweig mit 3 bis 6 Blättern, den er als ein Zeichen seines Geschickes und seines Wohlverhaltens für diesen Tag auf der Brust trägt. Hat er etwas Ausserordentliches geleistet, was noch nie vorkam, so belohnt ihn wohl ein kleiner Kranz.

Wir leben nicht um Gymnastik zu treiben; die Frage über Zeit Verwendung zur Gymnastik kommt also mit Recht in Anschlag. Laßt uns der Natur nachgehen! Sie entwickelt ein kleines Fleisch-Klümpchen sorgfältig und unablässig zur menschlichen Form; sie versetzt es auf diesen Schauplatz, und immer noch beschränkt sie ihre Wirkung vorzugsweise, ja fast allein, auf den zarten Körper. So bereitet sie langsam die Maschine, durch welche der Geist bald wirksam werden soll, und es scheint ihr an der Bildung des Körpers anfangs weit mehr gelegen zu seyn, als an der des Geistes. Ganz unvermerkt geht sie zur Bildung des Geistes über, und läßt bey jener des Körpers nach, aber erst sehr spät hört ihre Wirkung für die Entwickelung des leztern ganz auf. Für uns liegt hierin die Erziehungs-Regel, mit ihr in beyderley Geschäften, so viel als möglich, einstimmig zu handeln, damit sie in ihrer Wirkung nicht gestöret werde. So verfließe denn die erste Lebens-Zeit, ich rechne sie etwa bis zum sechsten Jahre, ganz unter Bildung des Körpers und der Sinnlichkeit so viel als möglich im Freyen, ohne Rücksicht auf Witterung und Jahrszeit. Dies heißt nicht so viel, als: der Knabe wachse wie ein junges Thier heran; denn Nahrung für seinen Geist gewährt ihm in sehr großer Menge theils die sinnliche Anschauung, theils fließt er reichlich aus der Gesellschaft,

schaft, die ihn umgiebt, und er kann durch diese beyden Arten des Unterrichtes im sechsten Jahre wahrlich mehr wissen, als der, welcher im vierten Jahre lesen lernt. Im siebenten Jahre bekäme er die erste tägliche Stunde zur wissenschaftlichen Bildung, im achten die zweyte, und so fort, so daß er im funfzehnten Jahre neun Stunden dazu verwendete. Man erlaube mir hier eine Uebersicht der Zeit-Abtheilung zu geben, nicht als Vorschrift, sondern nur als Beweis, daß es an Zeit zur körperlichen Ausbildung der Jugend gar nicht fehlt.

Lebens-Jahr.	täglicher Schlaf. Stunden.	täaliche Wache Stund.	davon zu	wissenschaftl. Bildung. Stund.	Ruhe Essen ꝛc. Stund.	bleiben für körperl. Bildung.
7	9	15		1	4	10
8	9	15		2	4	9
9	9	15		3	4	8
10	8	16		4	4	8
11	8	16		5	4	7
12	8	16		6	4	6
13	8	16		7	4	5
14	7	17		8	4	5
15	7	17		9	4	4

„Ich habe bey diesem Entwurfe den studierenden Jüngling im Gesicht gehabt. Ich glaube nicht, daß man ihm je mehr als 9 Stunden zur wissenschaftlichen Bildung bestimmen dürfe, und auch dann behält er noch 4 zu körperlichen Uebungen, von denen er auch als Mann im Amte wenigstens 3 zu täglichen Uebungen, beybehalten sollte. Für Nichtstudierende, und für solche, die sogar zu mechanischen Arbeiten bestimmt sind, ändert sich die Sache sehr ab; sie sollten, so scheint es mir, vom zwölften Jahre an nie mehr als

6 Unterrichts-Stunden haben, und dabey täglich 6 Stunden arbeiten und sich gymnastisch üben.

„Ich habe zwar schon bey jeder Uebung Vorsichts-Regeln angegeben, es bleiben aber noch einige allgemeinere gymnastische Regeln übrig, die ich hier nachhohle, da sie sich, ohne sie sehr oft zu wiederhohlen, bey der Beschreibung der Gymnastik nicht anführen ließen. Sie sind folgende:

1. Gymnastische Uebungen dürfen nicht vorgenommen werden, wenn die Verdauung noch nicht vollendet ist. Hierin stimmen alle Aerzte überein. Hippokrates giebt die Vorschrift: ‚die Arbeit gehe vor der „Nahrung her!‘ Galen verlangt dasselbe mit dem Zusatze: „Weil die Bewegung die Verdauung befördert, „so müssen zur Zeit derselben keine rohen, unverdauten „Speisen oder Säfte im Magen, oder in den übrigen Verdauungs-Werkzeugen vorhanden seyn, man läuft sonst „Gefahr, daß sie früher in alle Theile des Körpers fortgerissen werden, als sie die völlige Verdauung zuträglich „macht (*).“ Tissot untersagt die Leibes-Uebungen nach der Mahlzeit: „Es ist höchst wichtig, daß man „nach der Mahlzeit keine heftige Leibes Uebung vornehme — die Speisen müssen nicht unaufhörlich in dem „Magen hin und her geworfen werden, weil dieses Hin- „und Herwerfen die angefangene Verdauung und ihre „Verrichtung alle Augenblicke störet (**).“ Hoffmann bestimmt die Zeit vor dem Mittags- und Abend-Essen zu Leibes-Uebungen, weil da die Nahrungs-Säfte schon in das Blut übergegangen sind (***). Zückert sagt eben dasselbe (****). Mithin werden die Leibes-Ueb-

(*) *Galen*, de tuend. san. L. 2, c. 2.

(**) Von der Gesundheit der Gelehrten, S. 153, f.

(***) De motu opt. corp. medic. §. 21.

(****) Zückert, von der diätetischen Erziehung der Jugend, S. 135.

Uebungen am bequemsten angestellt des Morgens, unmittelbar nach dem Aufstehen. Hierdurch verliert der Körper die unausstehliche Trägheit des Bettes, die ihm sonst oft noch mehrere Stunden anklebt; durch die frische Luft wird er gestärkt, durch die Anstrengung hinlänglich ermüdet, um zur Geistes-Arbeit das mit zu bringen, was man Sitz-Fleisch nennt. Ferner wähle man dazu die Zeit vor dem Mittags- und Abend-Essen; denn nichts ist fähiger, die Verdauungs-Wege zu reinigen, und zu ihrem Geschäfte geschickter zu machen. — Es folgt indeß aus dem Bisherigen nicht, daß alle Bewegung nach Tische schädlich sey; Millionen Menschen arbeiten ja unmittelbar nach der Mahlzeit ohne den mindesten Schaden; auch die Jugend befindet sich bey nicht heftigen, nach Tische veranstalteten, Leibes-Uebungen sehr wohl.

2. Das Erhitzen schadet keinem gesunden Knaben, noch nie habe ich den mindesten Schaden davon entdecken können; aber das Trinken darauf und das Erkälten schadet, es geschehe auf welche Art es wolle, sehr leicht. — Es ist daher gut, die Kleider gleich vor den Uebungen ab-, und nach denselben gleich wieder anzulegen. Das Hinlegen auf den kühlen Boden darf nicht verstattet werden.

3. Man mache beym Anfange der Uebungen nicht gleich die heftigsten Grade dieser oder jener, sondern fange gelinde an; eben so breche man am Ende der Uebungs-Zeit nicht auf ein Mahl bey heftigen ab, sondern endige mit gelinden. Schleuniger Uebergang ist nie gut.

„4. Uebertreibe weder Abhärtung noch Körper-Anstrengung; d. i. verhüte die Unempfindlichkeit, so wie die Abmattung und Ausmärgelung des jugendlichen Körpers. Ich gestehe jedoch, daß nach meiner Ein-

ſicht, für unſer jeziges Zeit-Alter, dieſe Regel ſehr überflüſſig iſt.

5. Man ſehe bey allen Uebungen auf guten Anſtand, und ſolche Haltung der einzelnen Glieder, daß kein Schade geſchehe; z. E. die Zunge darf nie zwiſchen die Zähne gehalten, die Beine dürfen nie zu ſehr bey den Uebungen, z. E. beym Springen, auseinander geſperrt werden, und dgl.; der Athem werde bey allen heftigen Bewegungen angehalten.

6. Es iſt, bey zahlreicher Geſellſchaft zumahl, nöthig und zugleich ſehr vortheilhaft für die Jugend ſelbſt, gewiſſer Maßen ein militäriſches Commando in die Gymnaſtik zu tragen. Beyſpiele habe ich davon gegeben.

7. Unterſcheide den Schwächling von dem Dauerhaftern, und miß nicht beyde mit einerley Maße. Suche jenen nicht gleich zum Athleten machen zu wollen; ſeine Abhärtung und Stärkung erfordert Zeit und Gradation. Der ſchicklichſte Maßſtab für dergleichen Zärtlinge iſt anfänglich ihre eigene Luſt, ihr eigener Wille durch Ehrliebe belebt.

8. Suche die Conſtitution deiner Zöglinge kennen zu lernen; unterſcheide wenigſtens den vollkommen geſunden von dem, der kränklich iſt. Jener wird alle Arten und Grade der Gymnaſtik ohne Schaden mitmachen können; dieſer muß in beyden Rückſichten vorſichtiger behandelt werden. Prüfe ihn ſtufenweiſe in jeder Uebung; beobachte die Wirkung, die jeder Grad jezt und nachher auf ihn hat. Dieſe Erfahrungen ſind die ſicherſten Rathgeber in der Sache.

9. Man beobachte, welches Glied dieſes und jenes jungen Gymnaſtikers noch am ſchwächſten iſt, und gebe ihm dafür beſonders Uebung. Gewöhnlich iſt Hand und Arm der linken Seite weit ſchwächer; man laſſe

lasse ihn sich oft an die linke Hand hängen, damit heben, tragen, ziehen ꝛc. bis endlich Gleichgewicht da ist.

10. Der Gymnast muß, so viel als möglich, die Grade im Kopfe behalten, zu welchen jeder Zögling in dieser und jener Uebung gekommen ist, damit er keinen Sprung mache, indem er etwas beginnt, was über seinen Grad zu weit hinaus liegt. Dies ist eine Haupt-Regel, um allen Schaden zu verhüten.

„Eine andere Gattung pädagogischer Leibes-Uebungen, machen die Hand Arbeiten aus. „Emil soll „ein Handwerk lernen,' sagt schon Rousseau, und alles, was er darüber sagt, läuft endlich darauf hinaus: es hat einen goldenen Boden, d. h. ernährt auf jeden Fall seinen Mann. Unsre reichen Aeltern sind so vorsichtig noch nicht, hierauf Rücksicht zu nehmen; und mir sind nur wenig Fälle bekannt, wo begüterte Familien ihre Söhne ein Handwerk förmlich lernen ließen, um sich auf Kraft und Geschick der Arme und Hände verlassen zu können, im Falle die Noth — wofür doch wahrhaftig niemand gesichert ist (*) — es erforderte. Ein Haupt-Hinderniß hat der unselige Zunft-Geist in den Weg gewälzt. Wenn Aeltern auch wollten, daß ihre Söhne ein Handwerk lernten, so können sie sich doch den unendlichen Formalitäten nicht unterwerfen, die dazu erforderlich geachtet werden, um ordentlich in eine Handwerks-Genossenschaft zu treten. Allein, dieses ließe sich ja leicht vermeiden, wenn man statt des Handwerkes eine Kunst wählte. Ich führe hier eine an, die ganz in die Tischlerey schlägt, und die sich für den gebildeten jungen Menschen sehr schickt; es ist die Kunst des Clavier und Fortepiano-Machers, die, wegen der stets dabey

(*) Man sehe die emigrirten Franzosen.

möglichen Veränderungen und Verbesserungen, unaufhörlich Gelegenheit zu neuen Erfindungen darbiethet, und dadurch zugleich zur gedankenvollen Arbeit wird.

„Gesetzt aber, man will auf jenen ungewissen Fall nicht Rücksicht nehmen, so giebt es ja noch andere wichtige Gründe, die uns bewegen sollten, den angehenden Jüngling irgend ein Handwerk, wo nicht förmlich erlernen, doch ihn wenigstens darin unterrichten zu lassen.

„Die Kräfte des jungen Menschen haben sich schon bis zu einem starken Grade entwickelt, er reift mit Macht einem gefährlichen Zeitpuncte entgegen, blickt mit Verachtung auf seine Knaben Spiele, ihr Interesse ist dahin, aber jede müßige Minute ist ihm jezt gefährlicher als jemahls; seine Phantasie ist einer feurigen Explosion nahe; o, laßt uns diesem Ausbruche zuvor kommen! Ich kenne kein besseres, unfehlbareres Mittel, als rastlose Thätigkeit, die seinen Körper ermüdet, die dem täglichen Uebermaße seiner Kräfte eine würdige Verwendung darreicht, und die seinen Geist beschäftigt, indem sie ihm zugleich Zerstreuung darbiethet. — Zerstreuung? O, derer giebt es so viel! — Dies ist allerdings wahr; aber eben dies sollte uns antreiben, in der Wahl derselben äusserst strenge zu seyn, und schlechterdings nur solche zu wählen, die seinen Geist und vorzüglich seinen Körper gesund erhalten. Will man die gewöhnlichen Zerstreuungen des Jünglings-Alters mit weiser Prüfung mustern, so wird man, leider! nur überall auf solche stoßen, die jenem so wichtigen Zwecke geradezu entgegen arbeiten. Man verbanne diese, und man wird Zeit zu sehr nützlichen Zerstreuungen durch Hand-Arbeiten haben, die seine Kräfte ausarbeiten, seinen Körper stärken, ihn von weicher Ruhe entfernen, seine Geschicklichkeit erhö-

hen,

hen, seine Erfindungs-Kraft reizen, seine Sinne üben, seine Begriffe vermehren, seine Kenntnisse erweitern, seine Urtheile berichtigen; kurz, die sich ihm in tausend Vorfallenheiten des täglichen Lebens, wobey sich allem gelehrt erzogene Leute meistentheils so links benehmen, fast täglich zur Anwendung darbiethen.

„Ich müßte mich in eine sehr weitläuftige Zergliederung einlassen, um denjenigen, welche von Handarbeit und Geschick der Hände keine Begriffe haben, diese lezten Behauptungen, die aus Erfahrung hergenommen sind, zu entwickeln. Dazu ist hier der Ort nicht. Ich setze noch Folgendes hinzu. Ein großer Theil unsers hiesigen Glückes liegt im häuslichen Leben, hängt da nicht bloß von Personen, sondern auch von Sachen und Einrichtungen ab. Besitzen wir da einige Handwerks Geschicklichkeit, so werden wir vorfallende, schnell abzuändernde Unordnungen und unangenehme Kleinigkeiten, die unsre Zufriedenheit stören, leicht abändern, und tausend Verlegenheiten eigenmächtig aus dem Wege räumen, die uns oft mehrere Tage stören, wenn wir fremde Hülfe erwarten müßten. Darum ist mir der Mann, der in seiner friedlichen Hütte, seinen Haupt-Geschäften unbeschadet, ein zweyter Robinson ist, ein liebenswürdiger Mann, Weib und Kind freuen sich seines Geschickes, seiner Kraft, und lieben ihn darum zärtlicher.

„Ein allgemeiner Beweis für die großen Vortheile, welche unsere Jugend aus der Erlernung einer anständigen und zweckmäßigen Hand-Arbeit ziehen kann, liegt schon in den einzelnen, schon längst errichteten Real-Schulen, und dann, was noch mehr sagen will, und was ich nicht ohne Vergnügen anführe, in dem sehr allgemein gewordenen Wollen der weisen Aeltern, ihre Kinder in einem Handwerke unterrichten zu lassen; in der Billigkeit, womit selbst tiefdenkende Gelehrte

diese Beschäftigung theils wörtlich, theils thätlich durch eigenes Beyspiel unterstützen. Wem sind nicht eine Menge Beyspiele hierüber bekannt?

„Alles dieses sollte Erziehungs-Anstalten jeder Art ermuntern, in ihren Gebäuden einen Arbeits-Schl zu errichten, wo die etwa herangewachsene vierzehn- bis funfzehnjährige Jugend, Anleitung zu irgend einem Handwerke erhalten könnte; man sollte hier die Geschicktesten auszeichnen, ihre Arbeiten beobachten, und sie eben so würdigen, als die gelehrten Producte ihrer Feder.

„Was für Handwerke soll man aber treiben? Rousseau sagt: „Jüngling! drücke deinen Arbeiten „das Siegel der Manns-Hand auf. Lerne mit starkem „Arme die Axt und die Säge handhaben, einen Balken „behauen, auf ein Dach Holz steigen, den Giebel richten, „die Trag Balken und Bind-Hölzer befestigen, u. s. w.“ — An sich betrachtet, vortrefflich, aber in unsern Verhältnissen über die Mittel-Straße hinaus! — Emil geht auch nicht zum Zimmermann, sondern nur zum Tischler, dahin laßt uns ihm folgen. Ich weis in der That keine schönere, für uns zweckmäßigere Handarbeit, als die des Tischlers (Schreiners), in Verbindung mit der des Drechslers. Wie manche vergnügte Stunde verdanke ich ihr! Der größte Theil unsrer Jugend ist zu Geschäften bestimmt, wozu die Hände erfordert werden; auch diese wird hier Gelegenheit finden, die Kraft ihrer Arme, die Geschicklichkeit ihrer Hände, die Schärfe ihrer Sinne vorläufig auszubilden.

„Aber man sollte weiter gehen, und diese Handarbeiten noch zu einem bestimmten Zwecke leiten. Man sollte die studierende und nicht studierende Jugend in die Geheimnisse einer Wissenschaft führen, welche die Seele des täglichen geschäftigen Lebens ist. Dies

ist

ist ja der Schauplatz, auf dem sie einst handeln wird, warum vorenthält man ihr die Kenntniß jener Wissenschaft, der Mechanik meine ich, welche auf ihre täglichen Beschäftigungen, auf ihre Erkenntniß einen so gewaltigen Einfluß hat? — Dies ist, wie es mir scheint, eine der unverzeihlichsten Unterlassungs-Sünden, die man in Entwerfung der Unterrichts-Plane unserer Jugend begeht; denn man wird mir zugestehen, daß die Mechanik eine von den wenigen Wissenschaften sey, die Jedem in allen Volks-Classen, vom Taglöhner bis zum Regenten, bald theoretisch als Hülfsmittel wichtiger Erkenntniß, bald praktisch in wirklichen Geschäften, unentbehrlich ist. Was ließe sich nicht von einer Nation hoffen, die von Natur, vermöge ihres ansdauernden Geistes, zu Erfindungen aufgelegt, jeder andern hierin den Rang abliefe; was ließe sich, sage ich, von ihr hoffen, wenn man theoretische und praktische Mechanik unter ihr verallgemeinerte, eine Wissenschaft, welche den meisten Erfindungen und Gewerben zum Grunde liegt!

„Ich halte es daher für äusserst zweckmäßig, den angehenden Jüngling anfangs in den Arbeiten des Tischlers und Drechslers praktisch zu unterrichten, und ihm dadurch mechanische Kunst in die Hände zu bringen; wenn dies geschehen ist, ihn zur Zusammensetzung mechanischer Maschinerien zu leiten, und die Theorie dieser Wissenschaft gleich mit der Praxis zu verbinden, indem man die, zur Erläuterung nöthigen Modelle selbst verfertigen ließe, und am Ende sich auf Zusammensetzung ganz neuer Maschinen einließe (*).

So

(*) Ein geschickter praktischer Mann, der es verstände, die Arbeiten der jungen Leute planmäßig in ein genau zusammenhängendes Ganzes zu entwerfen, so daß von dem Leichtern zum Schwerern fortgegangen würde, könnte sich durch ein, kurz zu entwerfendes, Lehr-Buch hierin sehr verdient machen.

So würde Stärke und Geschicklichkeit genährt, und der Geist des Jünglinges, der sich so leicht für alles dies interessiren läßt, fände Nahrung in einer gedankenvollen Beschäftigung, die ihn vor einer großen Leckerhaftigkeit bewahrte, wozu das Temperament dieses Alters gewöhnlich so sehr geneigt ist.

„Es giebt noch andre sehr nützliche Hand-Arbeiten; dahin gehört die des Buchbinders und Korb-Machers, aber ganz vorzüglich der Garten-Bau, den ich hier ganz besonders empfehle, weil er auch für das Knaben-Alter bequem ist. Diese sanfte, erheiternde Beschäftigung sollte, wenn es möglich wäre, von jedem Knaben getrieben werden. Es ist ein rührender Anblick, diese jungen unschuldigen Geschöpfe sich hier an die Natur und unsre Ur-Bestimmung näher anschmiegen zu sehen. Da werden Plane entworfen, da wird ein rohes Stück Land, unter Anstrengung der jungen Kräfte nach und nach urbar gemacht, umzäunet, bepflanzet, begossen, gepflegt; da wird die wichtige Idee von eigener Production vom Werth der Hand-Arbeit und der Lebens-Mittel gefaßt; Fehlschlagung süßer Hoffnungen ertragen, durch neue Anstrengung ersetzt, der Geist in Thätigkeit erhalten, und die Wange von Gesundheit gefärbt."

* * *

Hier. Mercurialis, Forolivienſis, de arte gymnaſtica, Libri ſex, in quibus exercitationum omnium vetuſtarum genera, loca, modi, facultates, et quidquid denique ad corporis humani exercitationes pertinet, diligenter explicatur. Venet 1575; ſt. auch in Deſſen Opusculis aureis et ſelectioribus, Venet. 1644, f. S. 1 — 146.

Ed. noviſſima aucta, emendata et figuris authenticis Chriſtophori Coriolani exornata, Amſt. 1672, 4.

Des Mercurialis Werk findet man auch in Veriusque theſauri antiquitatum romanarum graecarumque novis Supplementis, congeſtis à Jo. Poleno. Venet. 1737, gr. f. To. III.

Da

Da dieſes Werk wichtig und berühmt, und zugleich ziemlich ſelten iſt, ſo füge ich hier eine kurze Anzeige des Inhaltes deſſelben hinzu. Die drey erſten Bücher ſind meiſt hiſtoriſchen, die drey lezten meiſt mediciniſchen Inhaltes.

Lib. I. Cap. 1. De principiis medicinae Daß die Alten ihre Kranken in den Tempeln ausgeſtellt hatten, u. daſ.

Cap. 2. De conſervativae partibus. Cyrus habe den Perſern körperliche Uebungen anempfohlen — Medea habe die weichlichen Menſchen durch Uebung wieder geſtärkt, daher die Fabel entſtanden, daß ſie das Fleiſch durch Kochen und Zauberey verjünget habe.

Cap. 3. Quid ſit gymnaſtica et quotuplex.

Cap. 4. De gymnaſticae ſubiecto et eius laudibus.

Cap. 5. De gymnaſiis antiquorum. Die erſten zu Sparta. Plato ſage zwar im Critias, indem er ſeine Atlantis beſchreibt, daß daſelbſt Gymnaſien geweſen ſeyn, allein das ſey eine fabelhafte Erzählung.

Cap. 6. De variis hominum generibus quae in gymnaſiis conveniebant. Plato zeigt im ſten Buch de republica, aus wichtige Gründen, es ſey zum Glück des Staates ſehr zuträglich, daß ſowohl junge als alte Perſonen des weiblichen Geſchlechts, mit den Männern zugleich nackend in den Gymnaſien kämpften.

Cap. 7. De gymnaſiorum diverſis partibus.

Cap. 8. De palaeſtra et aliis gymnaſii partibus.

Cap 9. De balneis gymnaſiorum atque etiam in ſtadio.

Cap. 10. De more accumbendi in coena Romanorum, Graecorum, Hebraeorum. Bey dieſer Gelegenheit eine ziemlich lange Digreſſion von Chriſto und der Magdalena.

Cap. 11. De auctoribus gymnaſticae et gymnaſiorum miniſtris. Es ſeyn viele Schriften verloren gegangen, die Galen und andere Aeltere geſehen und geleſen hätten, z. B. vom Hippocrates, Diocles, Praxagoras, Philotimus, Erafiſtratus, Herophilus, Aſclepiades, Theon, und des Gymnaſten Diotymus Abhandlung de ſudoribus et exercitationibus, welche vom Theophraſt gerühmt wird.

Cap. 12. De ſpeciebus Gymnaſticae. Gymnaſtica, heißt es da: eſt triplex, vera, bellica, athletica.

Cap. 13. De vitioſa gymnaſtica ſeu athletica.

Cap. 14. De vivendi athletarum ratione. „Athletae a „coitu abſtinuerunt, et non ſolum ad inhibendam Ve„nerem frigide ſe lauabant, ſed etiam laminas plum„beas renum et lumborum regionibus ad arcendas „nocturnas pollutiones et libidinis impetus frangen„dos adhibebant.“

Lib.

Lib. II. Cap. 1. Quid ſit exercitatio et quomodo differat a labore.

Cap. 2. Gymnaſticae diviſio. Orcheſtica et palaeſtrica.

Cap. 3. Orcheſticae tria genera. 1. cubiſtica; 2. ſphaeriſtica, et 3. ſaltatio.

Cap. 4. Pilae genera apud Graecos.

Cap. 5. Pilae genera apud Romanos.

Cap. 6. De ſaltatione pyrrhica.

Cap. 7. De Cheironomia.

Cap. 8. De Luctatoria. Hier erzählt *Mercurialis* von dem Kampfe Jacob's mit dem Engel; und eben deſſelben mit ſeinem Bruder Chan im Mutterleibe (!) — Vor dem Ringen ſalbte und rieb man die Glieder, und machte zuerſt leichte Bewegungen. Wenn dieſes nicht beobachtet wurde, ſo wurden oft Theile zerbrochen und ſonſt beſchädigt, wie Galen berichtet.

Cap. 9. De pugilatu, pancratio et caeſtibus.

Cap. 10. De curſu.

Cap. 11. De ſaltu, wie auch von dem πηδᾶν, und von dem Ascoliasmos.

Cap. 12. De diſco et halteribus.

Cap. 13. De iaculatione.

Lib. III. Cap. 1. De agendis, u. ſ. w.

Cap. 2. De ambulatione. Es werden da porticus, xyſti, immo et ambulationes penſiles et ſubterranei erwähnt.

Cap. 3. An erectum fiare ſit exercitatio?

Cap. 4. De pugnarum generibus.

Cap. 5. De nonnullis aliis exercitationum ſpeciebus, e. g. per funem aſcendere, manibus colluctari, plethriſſare, pityliſſare.

Cap. 6. De ſpiritus cohibitione. Das Einhalten des Athems ſey ſehr nützlich, um die Bruſt zu reinigen; in dem Convivio Platonis werde es von dem Eryſimachus empfohlen, um den Schluchzen zu vertreiben. Beym Springen und bey andern Anſtrengungen diene es zur Vermehrung der Kraft. Beym Reiben pflege man den Athem an ſich zu halten. Die Anekdote vom Milo, der durch Aufſchwellen der Adern einen um den Kopf gebundenen Strick zerriß.

Cap. 7. De vociferatione et riſu. Der Stimme wegen wurden Inſebulationes vorgenommen. Ariſtoteles ſagt ſchon, daß diejenigen ſehr unrecht thäten, die das Schreyen der Kinder verhindern. Cicero ſagt, daß die Athleten bey ihren Uebungen ſtark ſeufzten oder ſchnaubten (ingemiscere), welches zur Vermehrung der Kraft nicht wenig beyzutragen ſcheine.

Cap.

Cap. 8. De cricilasia, trocho, petauro et pilamalleo. Unbestimmte Beschreibungen. Das Lezte ist mehr unser heutiges oder vielmehr schon abgekommenes Mail.

Cap. 9. De equitatione. *Mercurialis* sezt das Reiten etwas zu sehr herab, vornehmlich im 6. Buch 8 Cap. Folgende Stelle ist etwas unverständlich: „Hippocratis tempore omnes fere Scythae equis vehebantur, qui, cum ob assiduas equitationes coxarum doloribus cruciarentur *per venarum post aures incisionem ab illis curati ad coitum valde impotentes evadebant.*" In der 25sten Olymptade sey das Pferderennen in den olympischen Spielen eingeführt worden.

Cap. 10. De curuli vectatione. Eine Angabe der verschiedenen Fuhrwerke der Alten. In der 99sten Olymptade sey das Wagenrennen in den olympischen Spielen eingeführt worden.

Cap. 11. De gestatione in lectica et sella. Die erstere war auch zum Liegen wie ein Bett eingerichtet, und wurde von sechs Sclaven getragen; war folglich das, was die Palankins in Indien sind. Die Sella portatoria aber war unserer Sänfte (Portechaise) ähnlich. Seneca sagt, ep. 55, er wurde durch das Tragen so ermüdet, als wenn er gegangen wäre, und fügt eine philosophische Bemerkung nach seiner Art hinzu. — Quia contra naturam est, quae pedes dedit vt per eos ambularemus, oculos vt per eos videremus. *Debilitatem nobis indixere deliciae, et quod diu noluimus posse desivimus.* — Ja wohl!

Cap. 12. De agitatione per lectos pensiles et per cunas facta et de scympodis. Alte Aerzte: Celsus, Galen und Andre, hielten das Wiegen auch für Erwachsene in manchen Fällen nüzlich. Die lectos pensiles habe Asclepiades erfunden, und mit Nuzen in Krankheiten angewendet. Vom Sergio orata seyn auch balnea pensilia erfunden.

Cap. 13. De navigatione et piscatione.

Cap. 14. De natatione.

Cap. 15. De venatione. Galen und Andre empfehlen die Jagd sehr. Ein arabischer Arzt, Phazes, berichtet, daß in einer Pest, wo fast alle übrige um das Leben kamen, die Jäger gar nicht angesteckt worden seyn.

Im IVten, Vten und VIten Buch handelt *Mercurialis* von der Zeit, der Dauer, dem Orte und den Wirkungen der Leibes-Uebungen. Beym Reiten zählt er eine Reihe von Uebeln und Unglücksfällen her, die daraus entstehen können, zum Theil freylich übertrieben; aber unter andern verdient in Rücksicht der Erziehung das Urtheil des Aristoteles bemerkt zu werden: „assidue equitantes libidinosiores euadere, quoniam genitalia continua attrectatione

ctatione motioneque incalescentia ſpiritum concipiunt, ſicque coëundi cupiditas incenditur "

An corporis exercitia cibum praecedere debeant? wird bejahet in *Jo. Matthaei* Centur. difficultatum medicar. (Herborn. 1616, 8.) Qu. 94, S. 288 — 291.

Laur. Jouberti de gymnaſiis et generibus exercitationum apud antiquos celebrium Liber, ſt. in Deſſen Opp. med. Frf. 1645, f. und 1668, f. S. 197 — 219; und in *Alb. Henr. de Salengre* nov. theſ. antiqu. rom. To. I. (Hagæ Com. 1716, f.) S. 333 — 287.

De apparatu Medici ad exercitationem neceſſario, ac de frictione, ſ. *Vidi Vidii* Sen. de ratione victus, Lib. VIII. c. 5; in Deſſen Opp. omn. (Frf. 1668, f.) To. III. p. 94, f.

Medicina gymnaſtica: or a Treatiſe concerning the power of exerciſe, with reſpect to the animal oeconomy and the great neceſſity of it in the cure of ſeveral diſtempers, by *Francis Fuller*, Lond. 1705, 8. 20 B. 1711, 8. 1740, 8.

D überſ. Medicina gymnaſtica, oder von der Leibesübung in Anſehung der animaliſchen Oeconomie, und wie ſolche bey Curirung verſchiedener Krankheiten unumgänglich nöthig ſey, von Franz Fuller, aus der ſechſten Engliſchen Herausgabe überſetzt. Lemgo, 1750, gr, 8. 17 B.

Quaeſtio medica in ſcholis Medicorum Pariſienſium diſcuſſa, d. 4 Mart. 1723, Præſ. *Nicolo Andry:* An praecipua valetudinis tutela exercitatio? Pariſ 1723. 4. 1741, 4. ſt auch bey Deſſen Orthopédie, u. d. T. Theſe ſoutenue aux Ecoles de la Faculté de Medecine de Paris, le 4 Mars 1723, et le 23 Mars 1741, ſous la Preſidence de Mr. *Andry*, ſcavoir: Si l'exercice moderé eſt le meilleur moyen de ſe, conſerver en ſanté. 39 S. à Bruxelles, 1743, 12.

In *Jo. Gothofr Lakemacheri* Antiquitatibus Graecorum ſacris, (Helmſt. 1734. 8.) Part. IV. Cap. 3. handelt de exercitiis corporis apud Graecor vſitatis, curſu, ſaltu, diſci iactu, ſagittatione et iaculatione, lucta, pugilatu ac pancratio.

Jo. Zach. Platner progr. de arte gymnaſtica veterum. Lipſ. 1734, 4. ſt. auch in Deſſen Opuſculum, To. II. Lipſiae, 1749, 4.

Eb. Deſſ. Diſſ. de negotioſa actione propter valetudinem circumcidenda. Reſp. *Ern. Frid Haacke.* Lipſ. 1744, 4. 6 u. e. h. B. ſt. auch in Deſſen Opuſc. To. I. (Lipſ. 1749, 4.) S. 292 — 335.

Jo. Ern. Hebenſtreit exercitationes adolescenti aetati ſalubres. Lipſ. 1745, 4. 7 u. e. h. B.

Diſſer-

Dissertazione del Sgr. *Ant. Felici* dell' antica Ginnastica, st. in Dessen Dissertazioni epistolari teorico-pratiche di Medicina, Decade I. (in Venez. 1748, 8.) Diss. VIII. S. 200 — 234.

Laur Heister diss. de arte gymnastica nova. Resp. *Fr. Boerner.* Helmst. 1748, 4. 12 u. e. h. B.

Petr. la Louette quaestio medica: An praecavendis sanandisque chronicis affectibus exercitatio? Paris. 1751.

These de la Medecine, soutenüe le 15 Mars 1759 aux Ecoles de Medecine de Paris, par Mr. *Mauduyt de la Varenne:* L'exercice du corps et de l'esprit est nécessaire pour conserves la santé.

Ein Auszug daraus, st. im Journ. oecon. Août. 1759, S. 364; im Nouvelliste oecon. et litter. To. 33, p. I. m. d'Oct. Nov. et Dec. 1760, S. 76 — 78; und in No. XIII der Gazette salut. v. J. 1761.

De l'exercice et du repos; Extrait des regles pour conserver la santé etc. de Mr. *Jean Fothergill*, à Londr. 1762, st. in No. III der Gaz. salut. v. J. 1763.

Discorsi sopra la Ginnastica et sopra l'utilita, dall' osservazione nella Medicina pratica, del *Giuseppe Nanci*, in Lucca, 1766, gr. 8. 4 B.

De l'exercice consideré comme moyen de rétablir la santé, st. in No. LII der Gaz. salut. v. J. 1768.

Discours sur les jeux et les exercices publiques, par Mr. *de la Serre.* à Dijon 1776. Die Akademie zu Dijon gab die Preis-Frage auf: den Einfluß der bey den Alten üblichen Leibes-Uebungen und öffentlichen Spiele auf die Sitten zu untersuchen.

Medicinische und chirurgische Gymnastik, oder Versuch über den Nutzen der Bewegung oder der verschiedenen Leibesa Uebungen und der Ruhe bey Heilung der Krankheiten. Aus dem Franzöf. des Herrn Tissot, mit Anmerkungen des Herausgebers begleitet. Lpz. 1782, 8. 21 B.

Gymnastik für die Jugend; enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nothigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung. Von *Gutsmuths*, Erzieher zu Schnepfenthal.

Ihr lehrt Religion, ihr lehrt sie Bürgerpflicht,
Auf ihres Körpers Wohl und Bildung seht ihr nicht.

Schnepfenthal, 1793, 8. 1 A. 20 B. mit Kupf.

Versuch einer Encyklopadie der Leibesübungen. Von *Gerhard Ulrich Anton Vieth*, öffentlichem Lehrer der Mathematik zu Dessau. Erster Theil. Mit Musik und einem Kupfer. Berlin, 1794. gr. 8. 1 A. 11 B. Zweyter Theil, 1795, mit 7 Kupfertafeln, 1 A. 14 B.

Ueber Verzierungen gymnaſtiſcher Uebungsplätze durch Kunſt-Werke im antiken Geſchmacke, von C. A. Böttiger. Mit Kupf Weimar, 179c, gr. 8. 3 B. Der Verf handelt hier eigentlich nur von den Verzierungen der Reit-Bahnen bey den Alten und Neuern, in Beziehung auf das vom Fürſten von Anhalt-Deſſau erbaute und mit Kunſt-Werken im antiken Geſchmack ausgeſchmückte Reit-Haus.

Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geiſtes, für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unſchuldiger Jugendfreuden; geſammelt und praktiſch bearbeitet von *Gutsmuths*.

Ihr könnt fröhlich ſeyn und ſcherzen;
Doch verſcherzt die Unſchuld nicht.

Mit einem Titelkupfer und ſechzehn kleinen Riſſen. Schnepfenthal, 1796, 8. 1 A. 9 B.

Leibes-Umfang, ſiehe Leibes-Weite.

Ende des zwey und ſiebenzigſten Theiles.

Ankündigung

einer vollständigen

ökonomisch-kameralistischen Realbibliothek

des

Herrn Hofrath und Bibliothekar Kayser.

Diejenigen Oekonomen, Kameralisten, Technologen, Kaufleute, Künstler, Manufakturisten, Gelehrte und Geschäftsmänner überhaupt, welche geneigt sind, nachstehende Anzeige mit Aufmerksamkeit zu durchlesen, und sich alsdenn für den Inhalt derselben zu interessiren, genießen bis Ostern 1797 die Vortheile der Subscription, oder vielmehr der Pränumeration, während man nur Unterzeichnung verlangt. Diese beträgt für ein Alphabet in gr. 4to und mit sehr compressen Drucke *) Einen Thaler sächsisch oder 1 Fl. 48 Kr. rheinl. Dabey wird auch zu allen im voraus bestellten Exemplarien eine bessere Papiersorte, als zu jenen genommen, welche im Ladenpreise $\frac{1}{3}$ theurer seyn werden. Ueber 3 Alphabet wird das Ganze schwerlich betragen. Die resp. Nahmen werden vorgedruckt, und sind daher immer in der nächsten Buchhandlung, oder Postexpedition, bis zu

*) Da die Besitzer der ökonomisch-technol. Encyklopädie der Hrn. D. Krünitz, der deutschen Encykl. welche zu Frankfurt erscheint, des Germershausenschen ökonom. Reallexikons ꝛc. diese Literatur zunächst nöthig haben und kaufen werden, so hat auf solche, in Ansehung des Formats, die erste Rücksicht genommen werden müssen: daß man ihrer überhaupt vorzüglich gedacht habe, beweist die Form des Buches selbst, welche nicht systematisch, sondern alphabetisch ist.

oben bemerkten Termine gefällig abzugeben. Für prompte Besorgung letzterer findet der übliche Rabbatt Statt. Ronneburg 1796.

Schumannsche Buchhandlung.

Ein mir unbekannter Freund hatte die Güte, in der Gothaischen gelehrten und Oberteutschen allgemeinen Literaturzeitung vorläufig bekannt zu machen, daß ich eine Oekonomisch-kameralistische Realbibliothek herauszugeben gesonnen sey. Diese Ankündigung war mir eine neue Aufmunterung, meine mühsame Arbeit zu vollenden. Allein, da die Größe des Werks, die Ungewißheit des Erfolgs und die gegenwärtige Stockung des Buchhandels verschiedene Buchhandlungen bewogen, den Antrag des Verlags dieser Bibliothek abzulehnen, so gab ich endlich die Ausführung eines Unternehmens auf, dem ich bisher anderthalb Jahr lang fast alle meine müßigen Stunden und beträchtliche Kosten aufgeopfert hatte. Jezt neuerdings aufgefordert, diese Opfer nicht umsonst gemacht zu haben, schlage ich den Weg der Subscription ein. Findet sich eine hinlängliche Anzahl Subscribenten, so soll das Werk erscheinen. Ich lege zu dem Ende den Plan vor, welchen ich mir bey der Ausarbeitung desselben vorzeichnete. Man wird daraus ersehen, was man zu erwarten, und auch nicht zu erwarten hat.

Jeder Titel eines Buchs giebt entweder Einen oder mehrere Gegenstände an, wovon das Werk handelt. Es versteht sich, daß bey Realbibliotheken ein Titel erster Art unter das Wort dieses Gegenstandes geordnet wird. So finden Werke, welche von der Bienenzucht im Allgemeinen und ausschlüßlich handeln, ihren Platz unter der Rubrik: Bienenzucht.

Die Titel der zweiten Gattung, nähmlich solche, welche mehrere in dem Werke abgehandelte Materien nahmhaft machen, pflegen gewöhnlich unter den ersten der angeführten Gegenstände geordnet zu werden, z. B.

V. Gil-

P. Gilbert Baur ꝛc. Stallfütterung, Klee- Hanf- Flachs- und Grundbirnbau sammt verschiedenen nützlichen Landwirthschaftsgegenständen. 8. Augsb. bey Riegers Söhnen 1794. 5 ggr.

Dies Werk enthält, wie in allen Realbibliotheken, also auch in der meinigen, seinen Platz unter der Rubrik: Stallfütterung, weil diese der erste von den auf dem Titel nahmhaft gemachten Gegenständen ist; aber sollte nicht auch unter den Rubriken: Flachsbau, Grundbirnbau, Hanfbau, Kleebau, Landwirthschaft, darauf verwiesen seyn?

Es ist in die Augen fallend, daß die Literatur eines jeden dieser Artikel unvollständig bleiben muß, wenn sie nicht diese Verweisung erhält. Meine Vorgänger haben aber Titel, die mehrere Materien anzeigten, immer nur unter der Ersten eingetragen, und die Verweisung auf Jene bey den übrigen unterlassen. So findet man z. B. in der übrigens gewiß verdienstlichen Rosenthalschen Literatur der Technologie unter Färbekunst zwar folgenden Titel:

Färbebuch, neues, oder kurzer Unterricht, Wolle, Seide und Leinewand zu färben; nebst Recepten zu verschiedenen Arten von Tinte, wie auch allerley Flecke aus allerhand Waaren zu machen. A. d. Dänisch. 8. Kopenh. 1768. 126 Seit. †* A. d. B. 2 St. S. 323. 2te Aufl. 8. das. 132 Seit.* A. d. B. 24 B. 1s St. S. 143. 3te Aufl. 8. das. Nitschke 793. 150 S. m. 1. K. 5 ggr. A. L. Z. 794. III. 456. (*) Allein man wird unter den Rubriken: Flecke, Leinwandfärberei, Seidenfärberei, Wollenfärberei, Tinte, Waarenflecke, die Verweisung auf: Färbekunst; Färbebuch, neues, vergebens suchen.

*) Daß der Titel dieses Buches nicht so vollständig im Rosenthalschen Werke angezeigt, vielweniger mit den Urtheilen der A. d. Bibl. und der A. Liter. Zeit. belegt ist, wird jeder Besitzer derselben finden können.

In diesen mit der mühsamsten Genauigkeit verfaßten Verweisungen unterscheidet sich also wesentlich meine Realbibliothek von ihren Vorgängern.

Freylich hat sie nicht, wie diese, auch auf einzelne eingedruckte Abhandlungen und ausländische Werke Rücksicht genommen, aber sie schloß selbige aus folgenden Gründen aus: Es ist kaum die Arbeit eines einzelnen Mannes, gesetzt, daß er sein ganzes Leben ausschlüßlich darauf verwendete und die reichste aller ökonomisch-kameralistischen Bibliotheken zur Hand hätte, sich nur einigermaßen der Vollständigkeit zu nähern, sobald er eingedruckte Abhandlungen und ausländische Schriften in seinen Plan ziehen will. Und im Fall er eine solche Vollständigkeit auch wirklich zu liefern im Stande wäre, wo fände er leicht die Verlagshandlung, welche die Herausgabe dieses voluminösen Werkes wagte? Hat ja doch schon meine Realblbliothek, aufs mindeste gerechnet, 16000 Titel und Verweisungen. Angenommen, daß ich meine Vorgänger in der Aufzählung einzeln im Druck erschienener ökonomisch-kameralistischer Schriften und in der Eintragung derselben unter alle gehörige Rubriken hinter mir gelassen hätte, würde dann meine Realbibliothek nicht einen Vorzug vor den ihrigen haben, wenn sie gleich keine eingedruckte Abhandlungen und ausländische Schriften aufgenommen hat? Da, wo es unmöglich ist, daß Ein Mann Alles leiste, theile man. Indem ein Anderer und ein Dritter auf die einzeln erschienenen Schriften nicht mehr Rücksicht zu nehmen hat, können sie beyde ihre Muße und Quellen zu einer ähnlichen Bearbeitung der eingedruckten Abhandlungen und ausländischen Schriften desto leichter verwenden, und solcher Gestalt kann aus unsern vereinten Arbeiten ein Ganzes entstehen, welches bey allem unsern Mangel an unerreichbarer Vollkommenheit doch jene erhalten hat, die nur auf diese Art zu erlangen war.

Diese

Diese Betrachtungen waren es, welche mich bewogen, meinem Plane diese Einschränkung zu geben.

Dagegen suchte ich die aufgenommenen Titel, bereits gesagtermaßen, unter die erste oder Hauptrubrik, so vollständig als möglich, und, unter die übrigen, verweisungsweise einzutragen. Ich gab, wo ich sie auffand, Druckort, Verlagshandlung, Jahr und Seitenzahl nebst dem Ladenpreise an, und verwies, so viel möglich, auf eine oder mehrere Recensionen, wobey ich mich, Kürze halber, der durch das Repertorium der A. L. Z. in Gang gebrachten Zeichen des Lobes und Tadels bediente.

Daß ich meine Vorgänger nicht unbenutzt gelassen, wird man ohnehin von mir erwarten. Ich bemerke hier nur noch, daß Bergius und Moser ihre Bibliotheken in den Jahren 1758 und 1762 herausgegeben haben, und daß Hr. Rosenthal nur eine Literatur der Technologie lieferte, daß also meine bis auf das Jahr 1796 incl. fortgesetzte Realbibliothek, indem sie alle seit 1758 und 62 herausgekommene ökonomisch-kameralistische Schriften zugleich mit umfaßt, wenigstens von dieser Seite die bisher erschienenen an Vollständigkeit und Brauchbarkeit übertrift.

Uebrigens muß ich es nun dem Publiko überlassen, ob mein auf diese Art ausgearbeitetes Werk, das den Titel erhalten soll:

Versuch

einer

ökonomisch-kameralistischen Realbibliothek

oder

nach den Materien alphabetisch geordnetes

Verzeichniß

derjenigen in Teutschland einzeln gedruckt erschienenen Schriften, welche von den ökonomischen, Polizey- Finanz- und Kameralwissenschaften, ingleichen von dem Fabrik- und Manufakturwesen, auch Künsten und Handwerkern und andern hierher gehörigen Kenntnissen handeln;

für ein dem Oekonom und Kameralisten, überhaupt aber jedem Geschäftsmanne nützliches Handbuch werde angesehen werden, und ob die Verhandlung durch eine hinlängliche Unterstützung an Subscription sich in den Stand gesetzt sehen wird, den Druck desselben beginnen zu lassen.

Regensburg, im August 1796.

Albrecht Christoph Kayser

Hochfürstl. Thurn- und Taxischer Hofrath und Bibliothekar.

Bücher,

Bücher, so in der Paulischen Buchhandlung zu Berlin noch um die Pränumerations-Preise verlassen werden sollen.

---

1) Benckendorfs Oeconomia forensis, 8 Bände, in 4to, anstatt 24 Rthl. um 16 Rthl.

2) Der Auszug aus diesem Buche, in 3 Bänden, anstatt 11 Rthl. um 7 Rthl. 8 Gr.

3) — — Grab der Chikane, worinnen, daß häufige Prozesse das größte Uebel eines Staats sind, angezeiget, die wahren Quellen, woraus sie ursprünglich entstehen, oder nachdem sie entstanden, sorgfältig genähret, ins unendliche vervielfältiget und gleichsam verewigt werden, entdecket, dabey aber auch zugleich die wirksamsten Mittel, diese verschiedene Quellen zu hemmen, und zu verstopfen, an die Hand gegeben werden, 3 Theile in 4 Bde, gr. 8. anstatt 10 Rthl. um 7 Rthl.

4) Des Hrn. Grafen v. Büffon allgem. Naturgeschichte, 7 Bände; Naturgesch. der vierfüßigen Thiere, 20 Bde.; der Vögel, 24 Bde., auf Druckpapp. mit 1577 Kupfern, in gr. 8. anstatt 49 Rthl. 14 Gr. um 30 Rthl. 18 Gr.

5) Dasselbe Buch auf Schreibpapp. mit 1577 schwarzen Kupf. gr. 8. anstatt 63 Rthl. 8 Gr. um 43 Rthl. 16 Gr.

6) Dasselbe Buch auf Schreibpapp. mit 1577 illuminirten Kupf. gr. 8. anstatt 191 Rthl. 10 Gr. um 137 Rthl.

7) Burgsdorfs Versuch einer vollständigen Geschichte der Holzarten, 2 Bde., gr. 4to, mit schwarzen Kupfern, anstatt 7 Rthl. 22 Gr. um 5 Rthl. 4 Gr.

8) Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern, gr. 4. anstatt 12 Rthl. 10 Gr. um 8 Rthl. 18 Gr.

9) Herbst und Jablonski Naturgeschichte aller bekannten in- und ausländischen Insecten, als eine Fortsetzung der Büffonschen Naturgeschichte der Schmetterlinge, 1 — 8 Band, in gr. 8. auf Schreibpapp. mit 230 sauber illuminirten Kupfern, in gr. 4to, anstatt 68 Rthl. 10 Gr. um 45 Rthl. 4 Gr.

10) — — der Käfer, 6 Bände, gr. 8. auf Schreibpapp. mit 97 sauber illum. Kupfern in gr. 4to, anstatt 35 Rthl. 2 Gr. um 23 Rthl. 4 Gr.

11) Idelers C. F. Gartenfreund, oder Inbegriff der sämmtlichen Gartenwissenschaft in alphabetischer Ordnung, 1r Band, mit $3\frac{3}{8}$ Bogen Kupfern, gr 8. 1795. anstatt 3 Rthl. 12 Gr. um 2 Rthl. 12 Gr.

12) Krünitz, D. J. G. ökonomische technologische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphabet. Ordnung, 72 Theile, gr. 8. anstatt 223 Rthl. 10 Gr. um 145 Rthl. 9 Gr.

13) Der Auszug aus diesem Buch in 16 Bänden, gr. 8. 1786 bis 1796. anstatt 38 Rthl. 15 Gr. um 24 Rthl. 20 Gr.

14) Martini allgemeine Naturgeschichte in alphabetischer Ordnung, fortgesetzt von berühmten Gelehrten, 11 Bde, gr. 8. mit schwarzen Kupfern, anstatt 44 Rthl. 14 Gr. um 28 Rthl. 23 Gr.

15) Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern, anstatt 68 Rthl. 18 Gr. um 49 Rthl. 9 Gr.

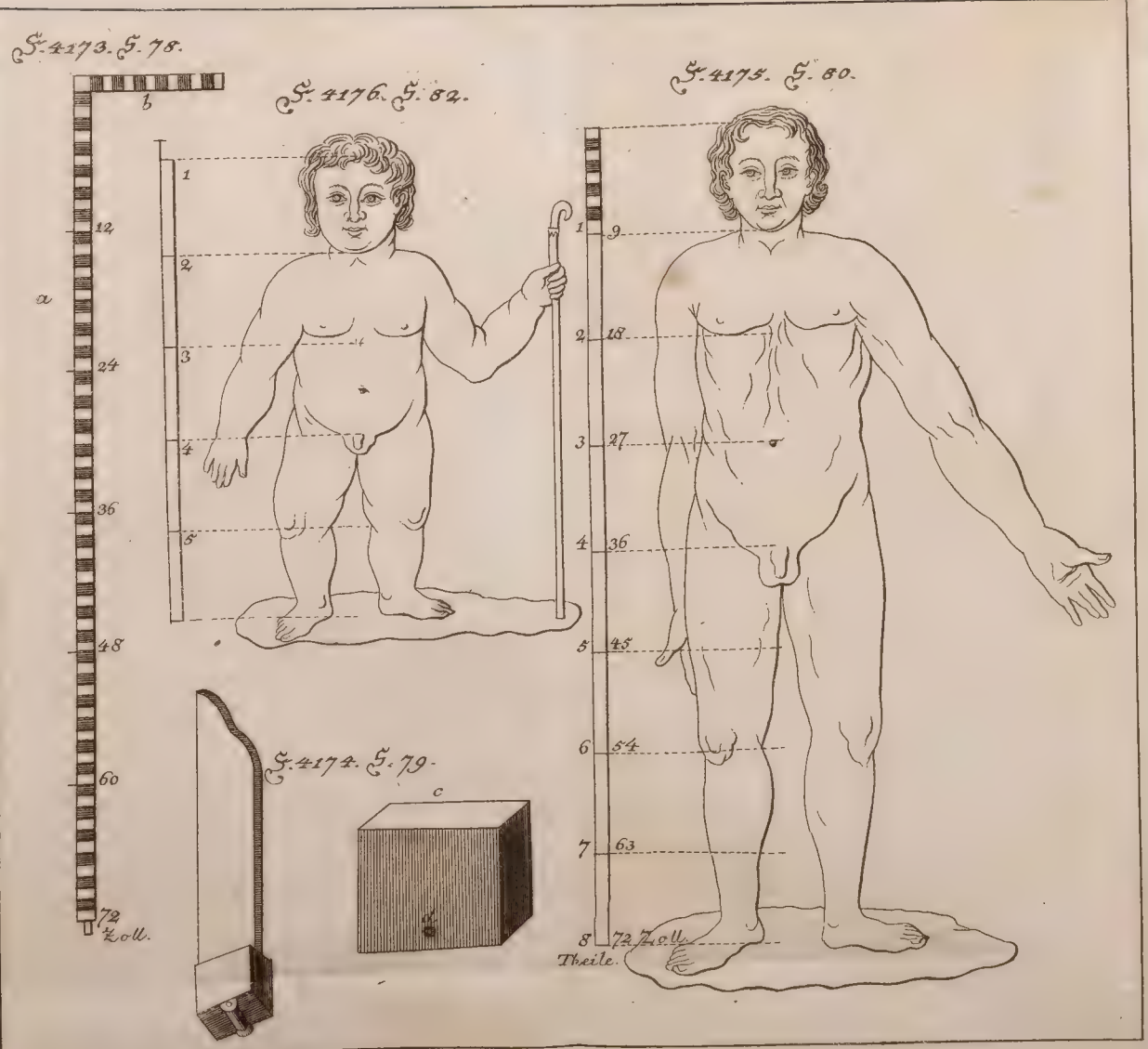
16) Schau-

16) Schauplatz der Künste nnd Handwerke, 16r, 17r, 18r, 19r und 20r Band, gr. 4to, 1788 — 1795. anstatt 30 Rthl. 20 Gr. um 21 Rthl. 18 Gr.

Es werden auch Termin-Zahlungen angenommen, wenn es dem Käufer zu schwer fällt, so viel Geld mit einmahl anzuwenden; besonders geschieht diese Anerbietung, um den Nachdrücken einige Hindernisse im Wege zu legen.

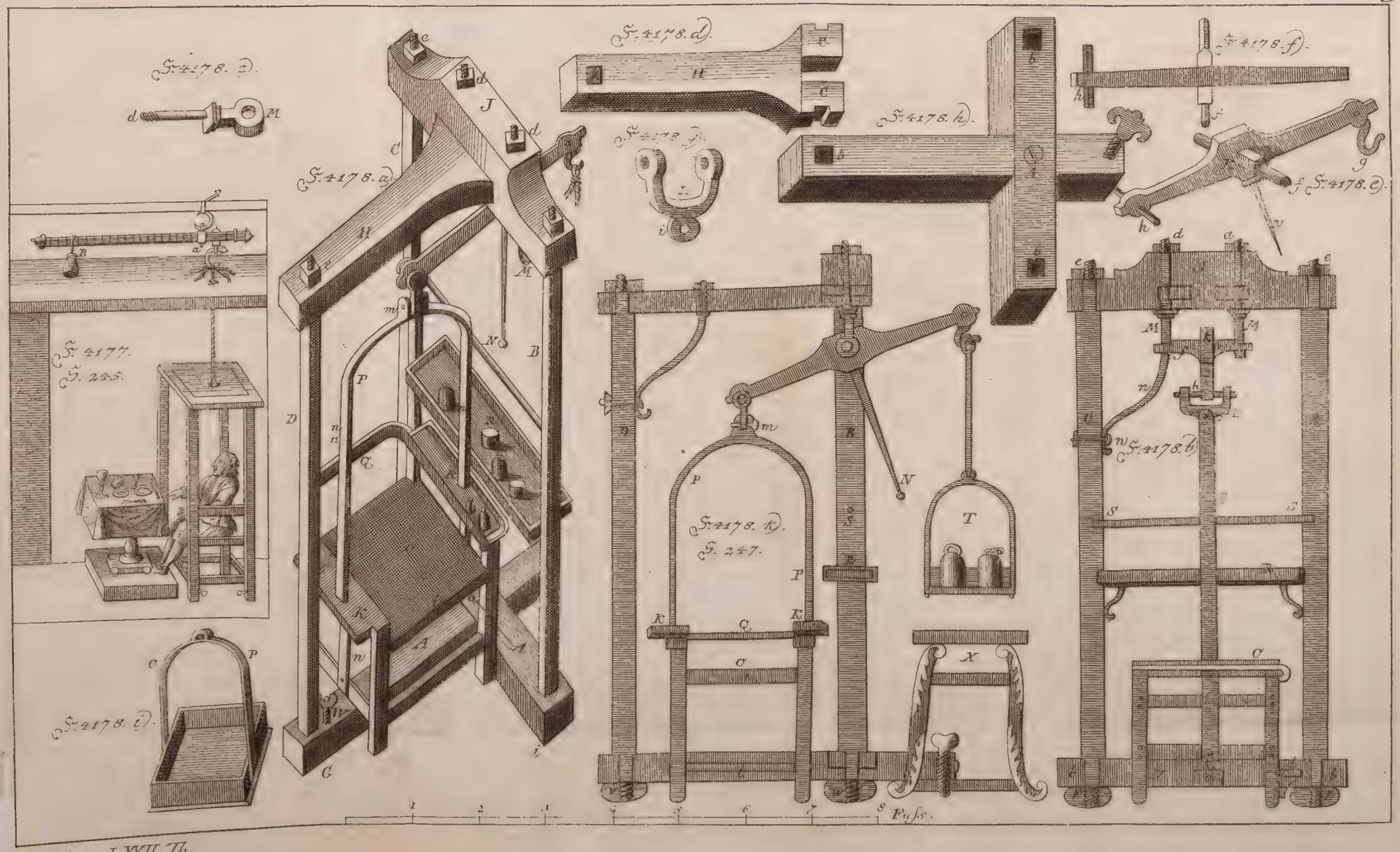
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.



Oec. Techn. Enc. LXXII Th.

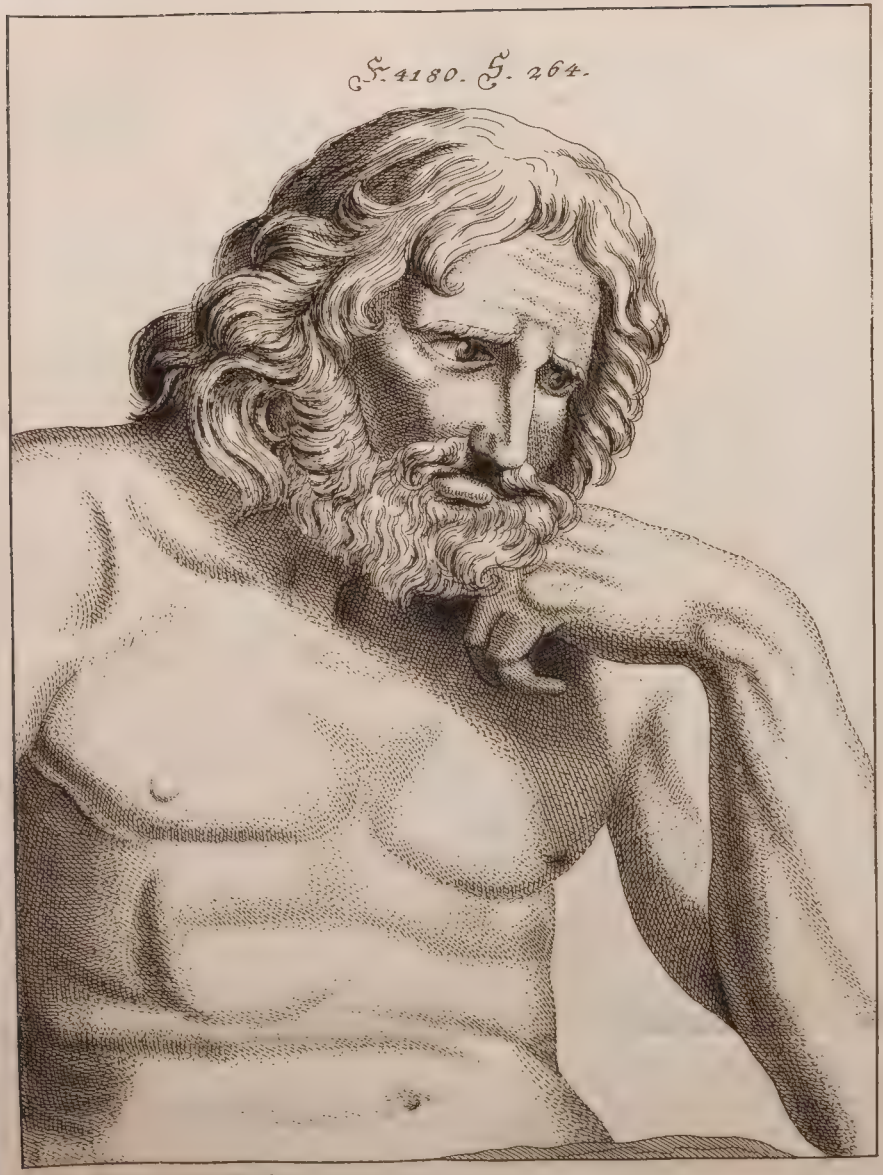
Sec. Techn. Enc. LXXII Th.



Oec. Enc. LXXII Th.

S. 4179. S. 264

Sec. Techn. Enc. LXXII Th.



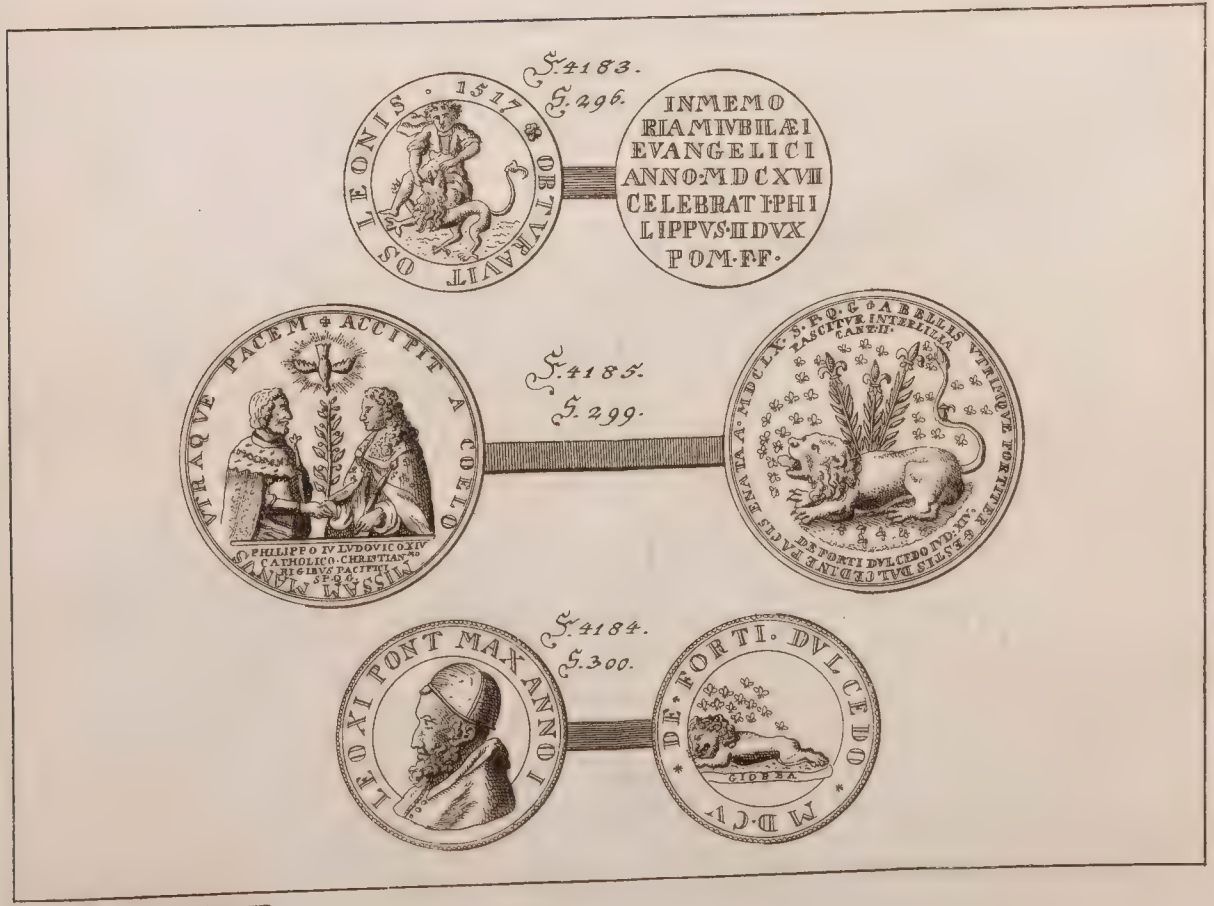
Sec. Enc. LXXII Th.

N. 4181. S. 265.

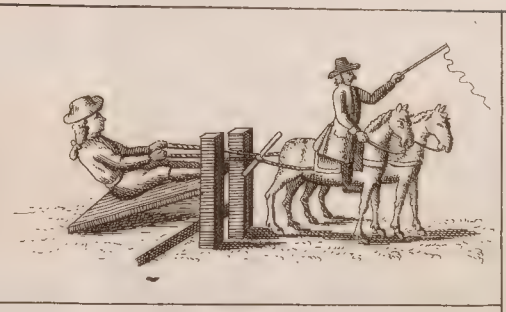
Oec. Techn. Enc. LXXII Th.

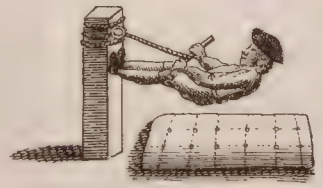
S. 4182. S. 266.

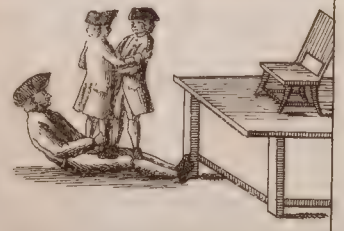
Oec. Enc. LXXII Th.



Oec. Enc. LXXII Th.



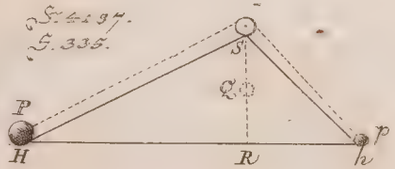




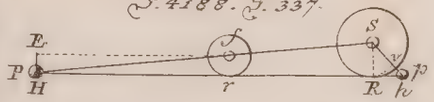
JOHANN CARL
v. ECKENBERG
alt 33 Jahr. 1718.

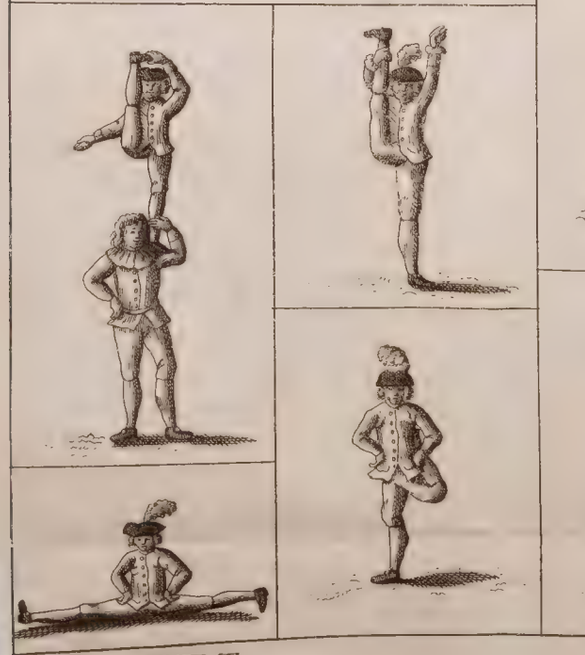
Dec. Enc. LXXII Th.

S. 4187.
S. 335.



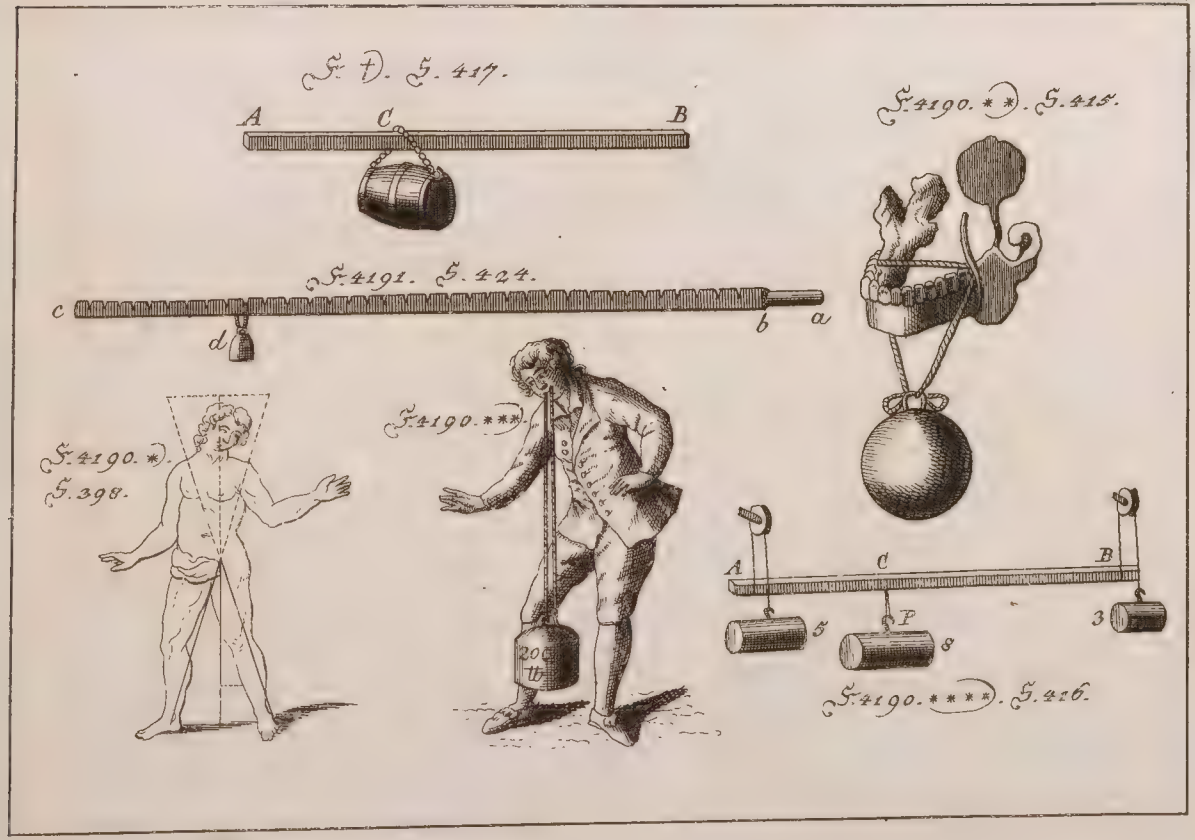
S. 4188. S. 337.



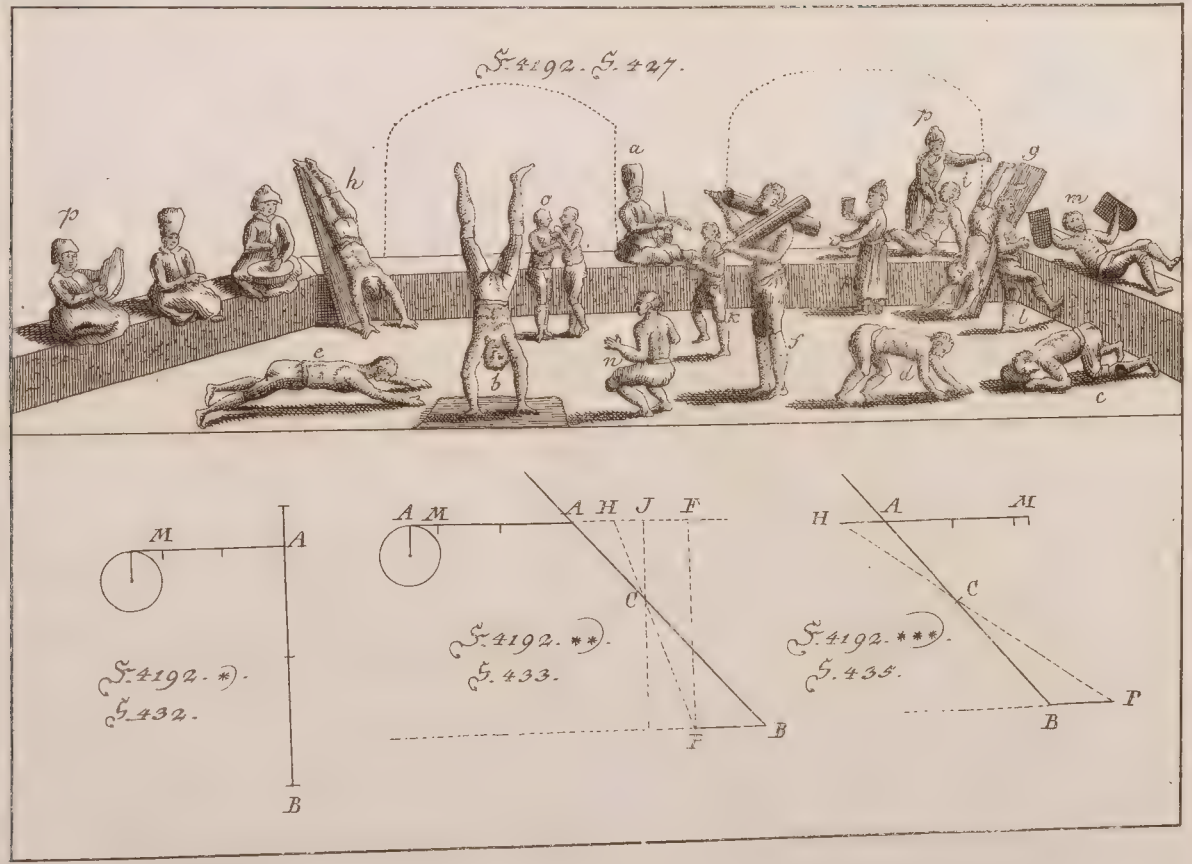


Sec. Enc. LXXII Th.

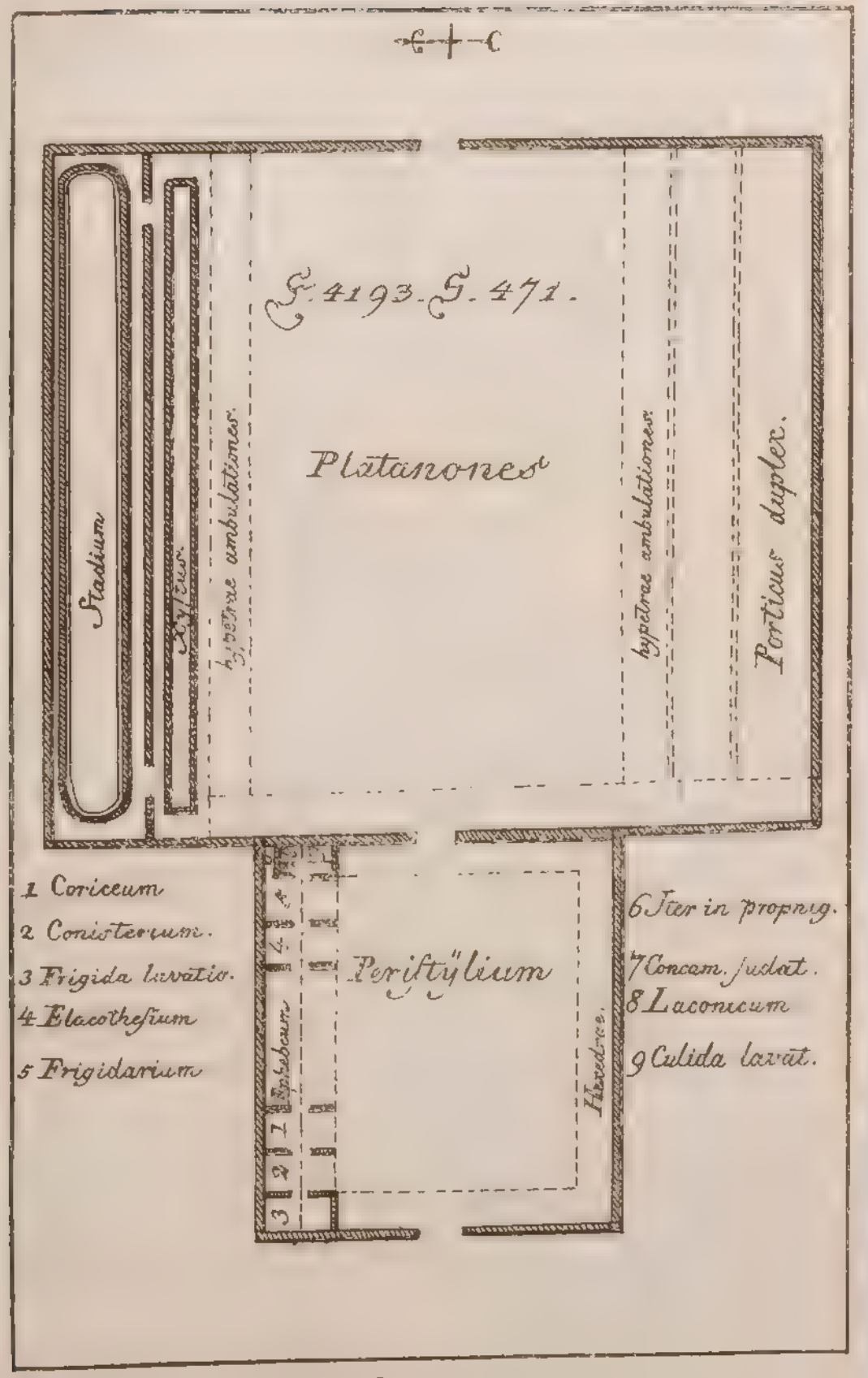
Oec. Enc. LXXII Th.



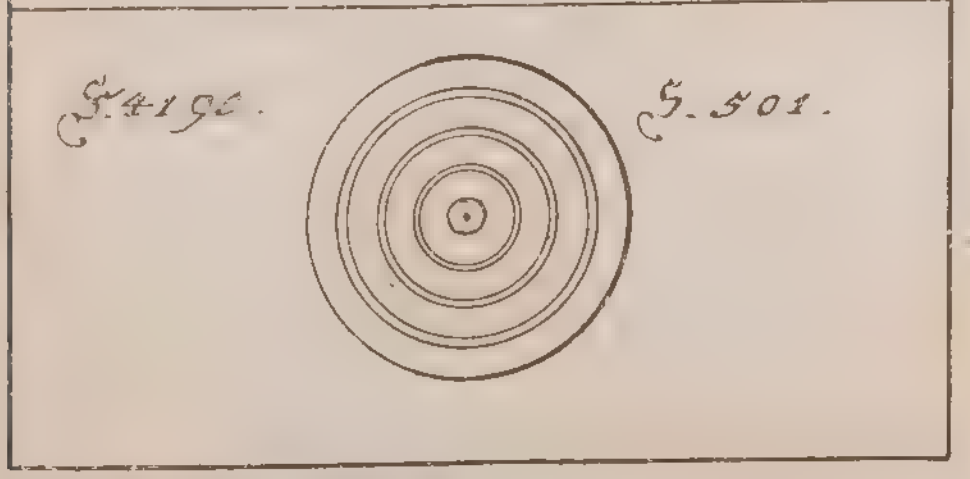
Oec. Enc. LXXII Th.



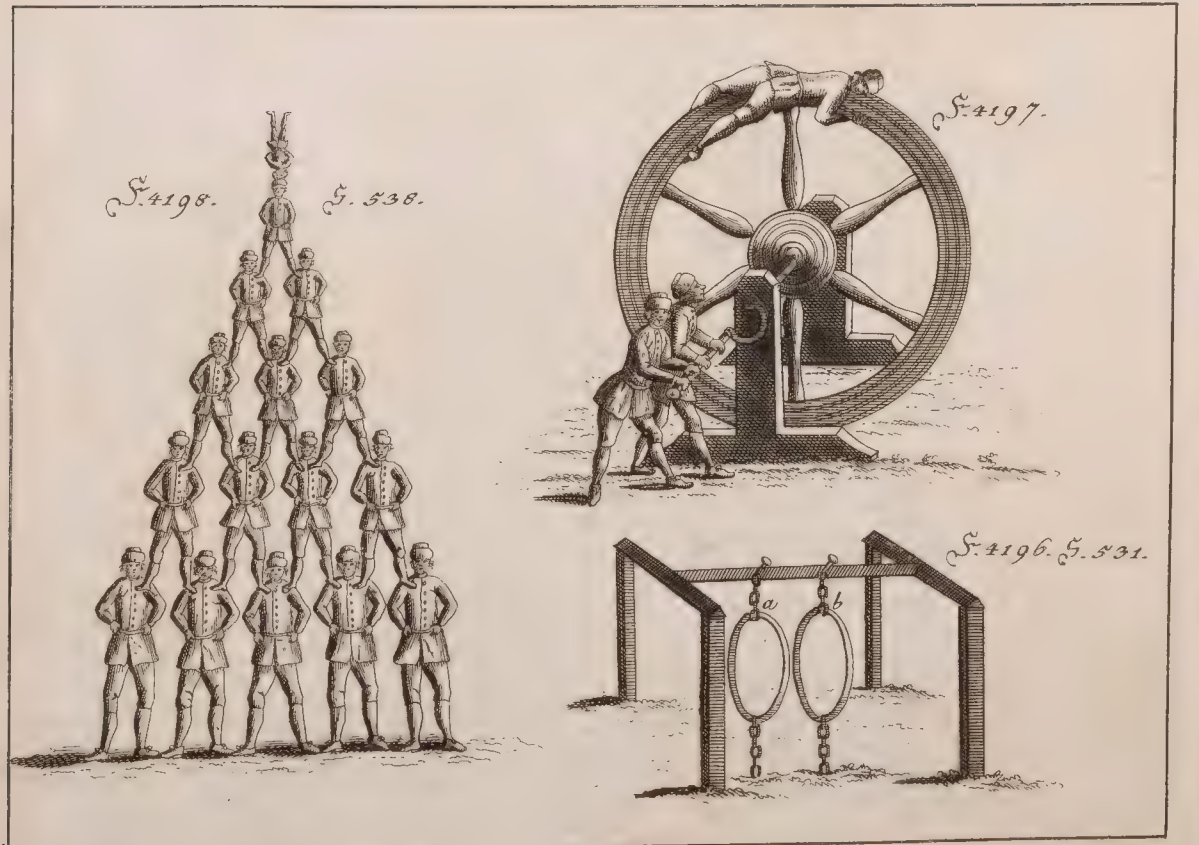
Oec. Enc. LXXII Th.



Oec. Enc. LXXII Th.



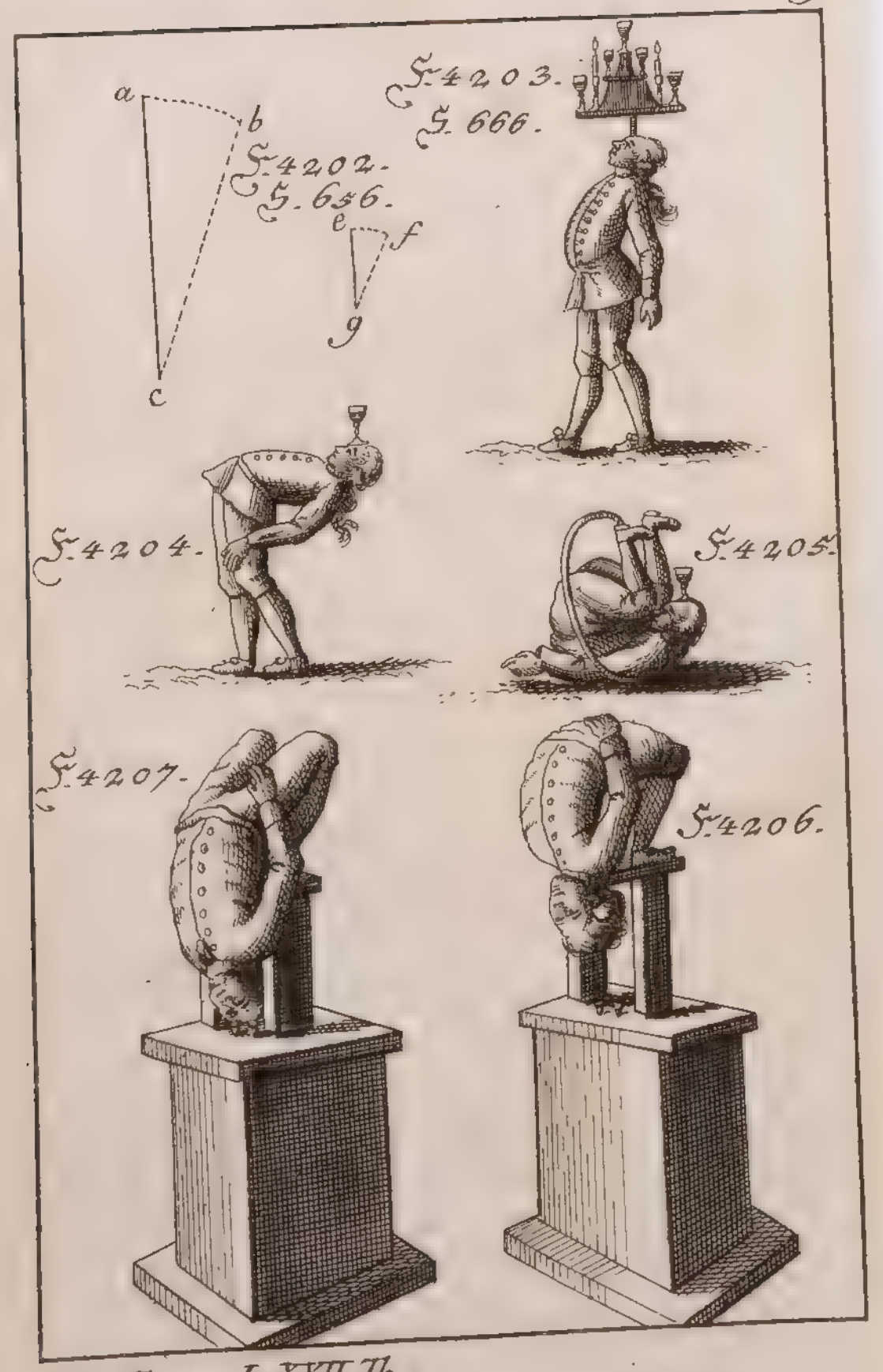
Oec. Enc. LXXII Th.



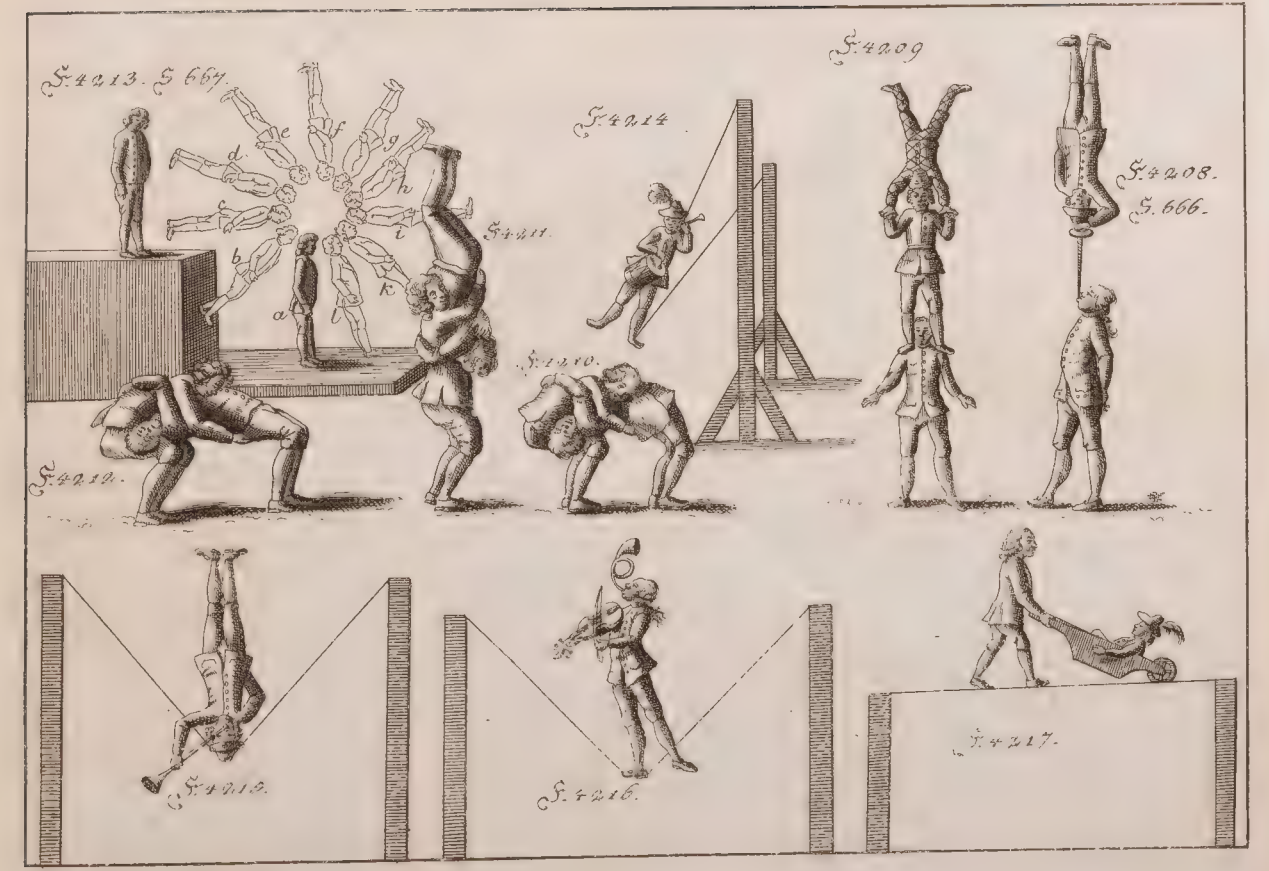
Oec. Enc. L XXII Th.

Oec. Enc. LXXII Th.

Oec. Enc. LXXII Th.

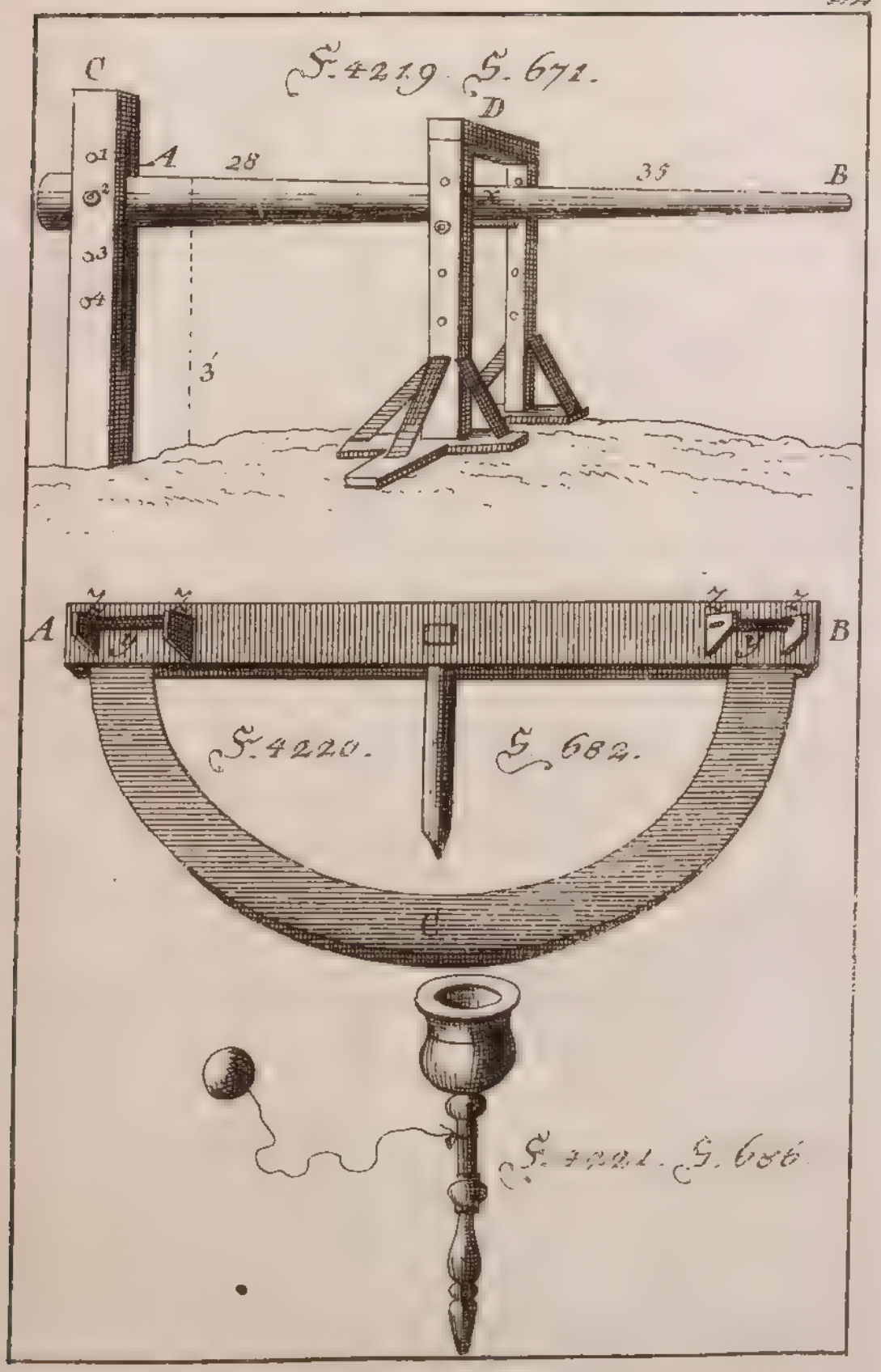


Oec. Enc. LXXII Th.

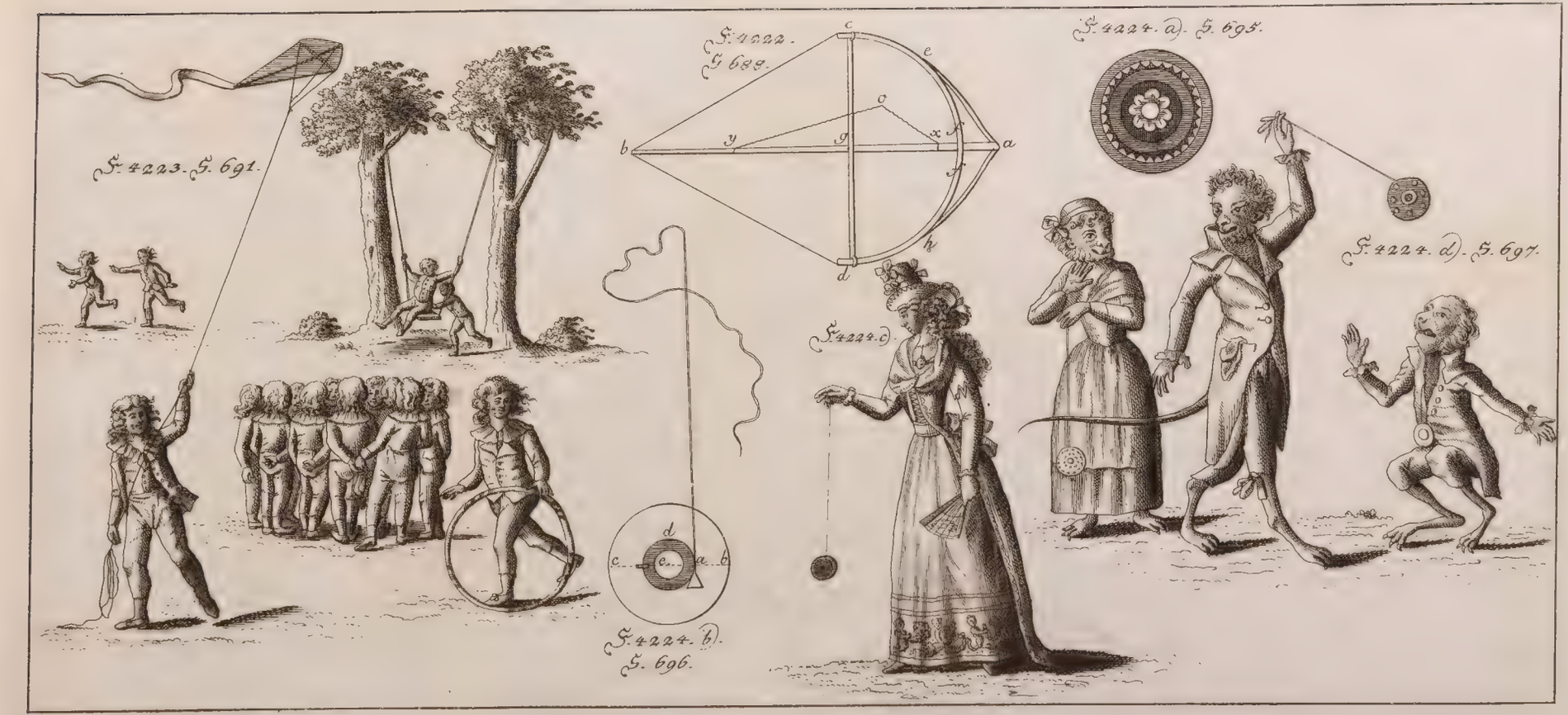


Oec. Enc. LXXII Th.

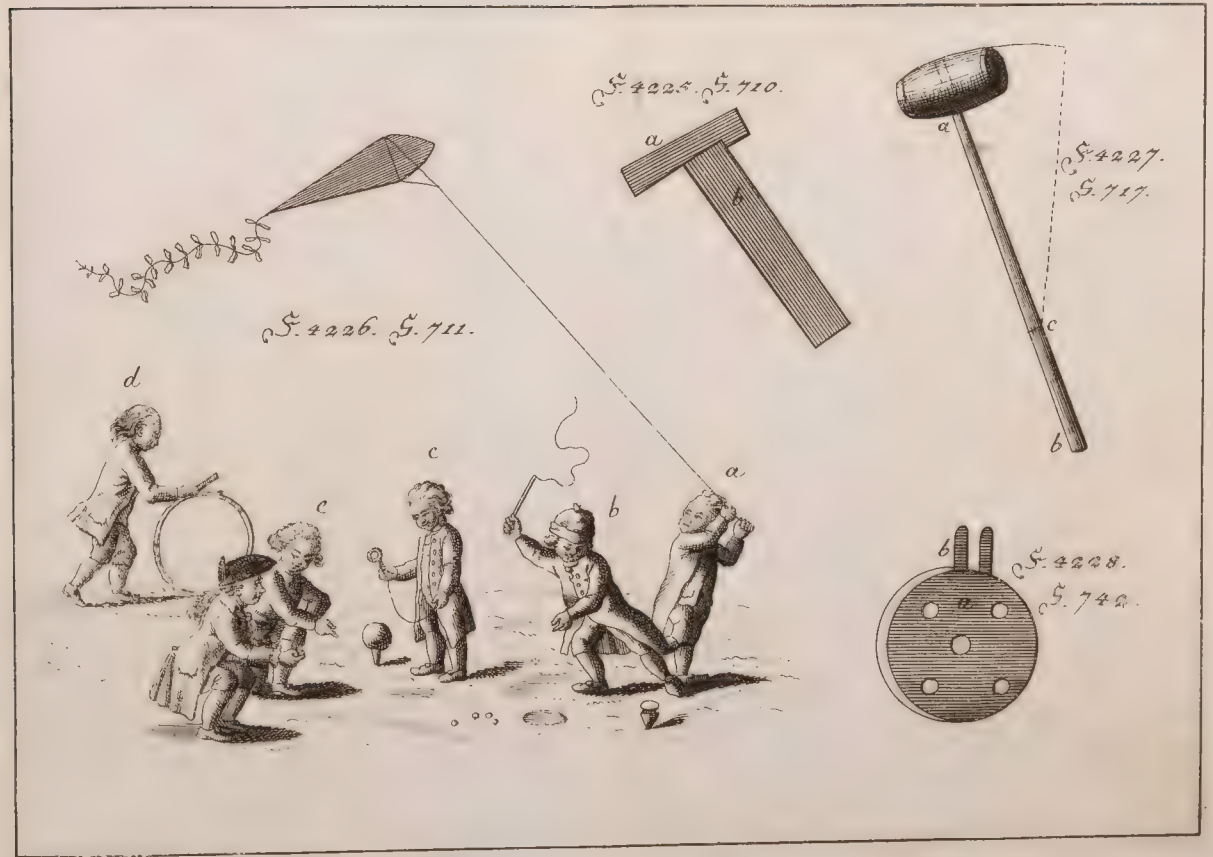
Oec. Enc. LXXII Th.



Oec. Enc. L XXII Th.



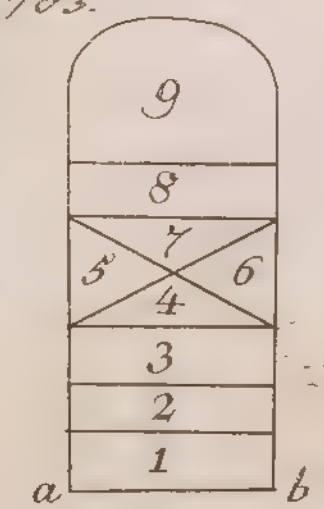
Oec. Enc. LXXII Th.



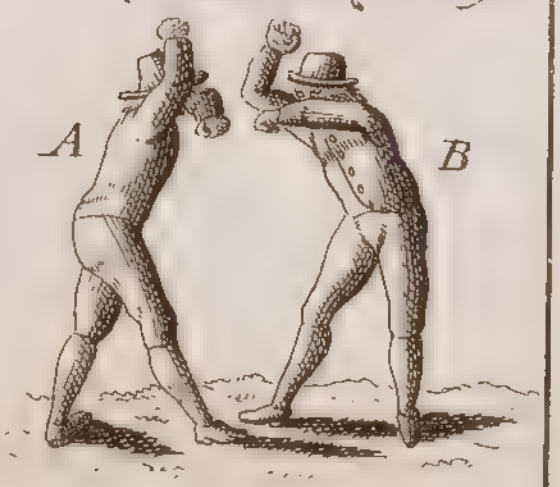
Oec. Enc. LXXII Th.

Oec. Enc. LXXII Th:

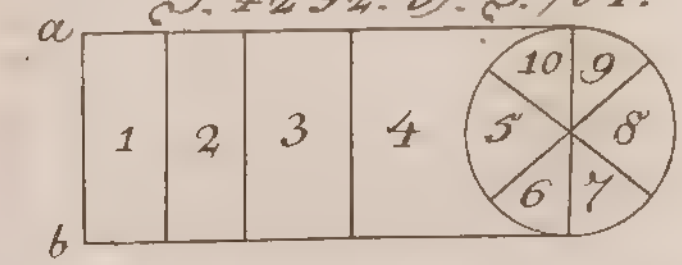
§. 4232. a). §. 763.

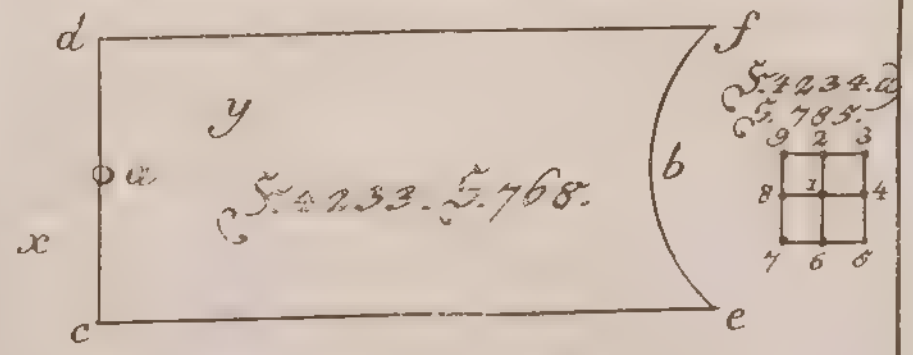


§. 4231. §. 759.



§. 4232. b). §. 764.



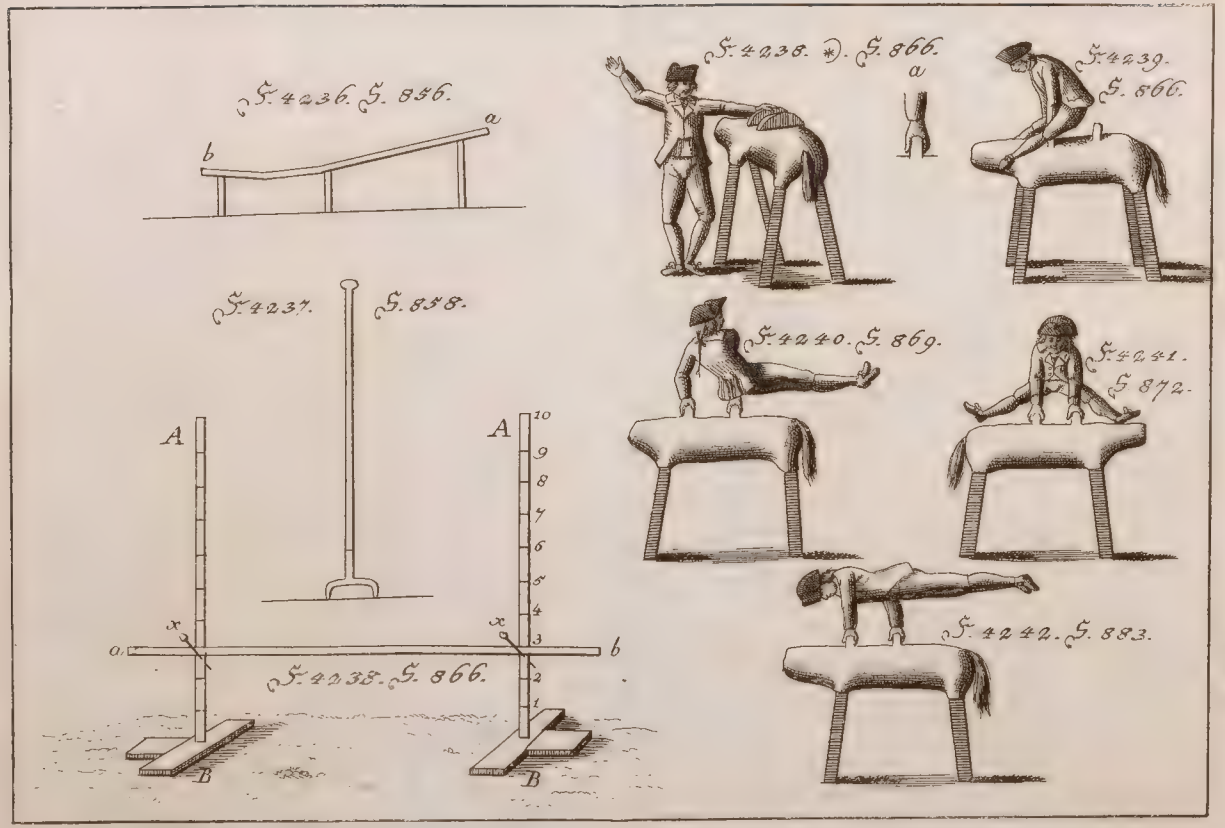


§. 4234. a). §. 785.

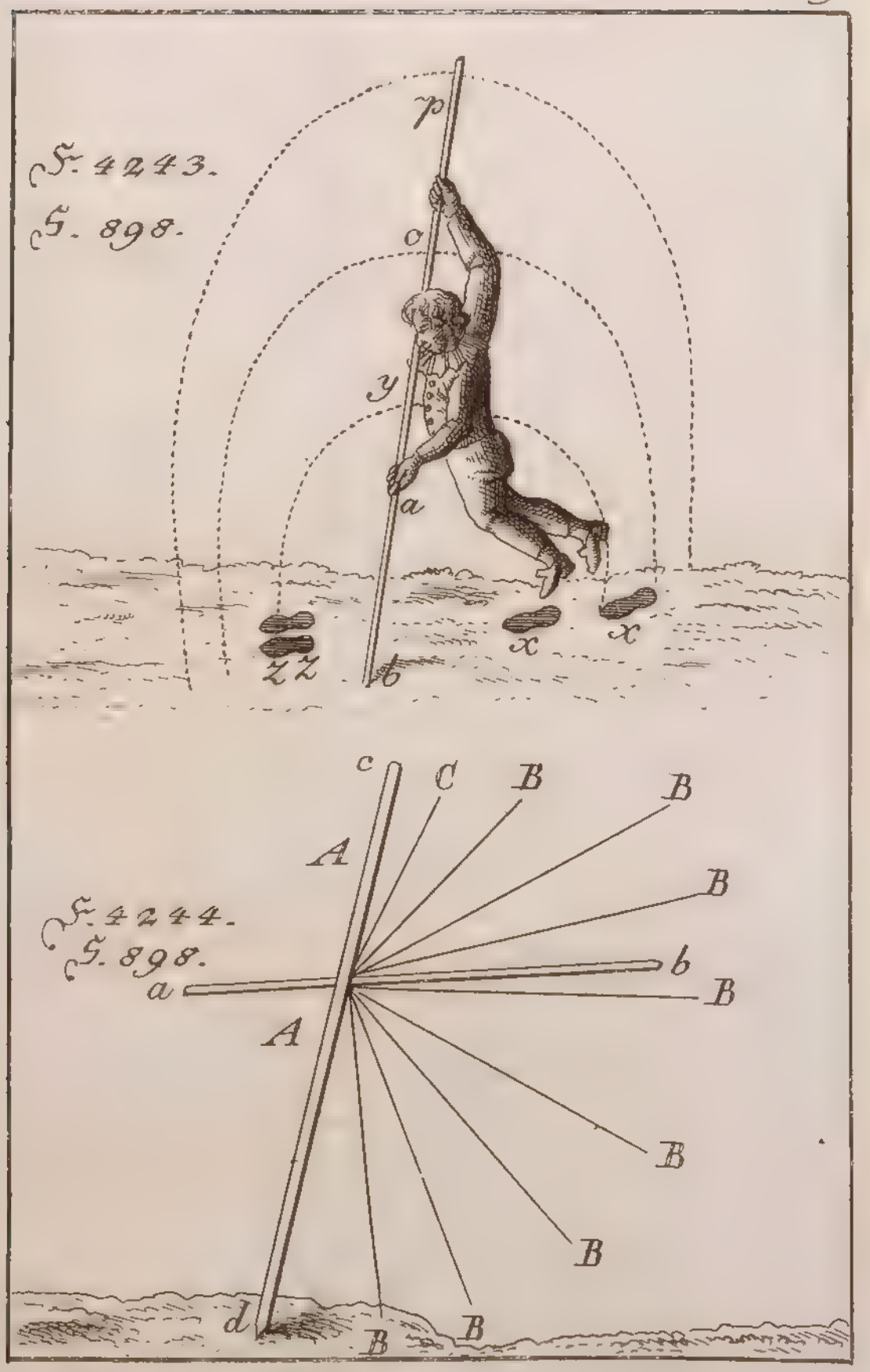
§. 4234. b). §. 785.

Oec. Enc. LXII Th.

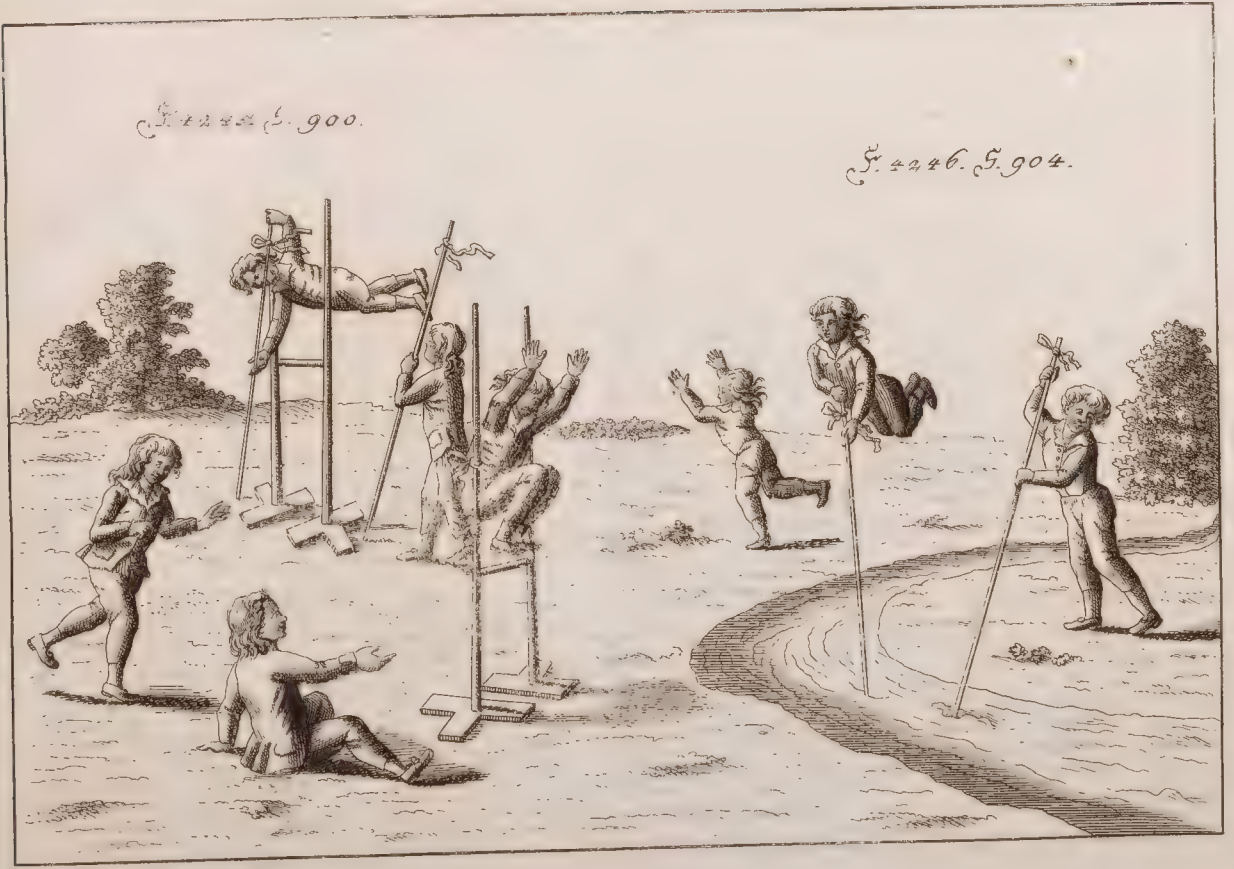
Occ. Enc. LXXII Th.



Oec. Fnc. LXXII Th.

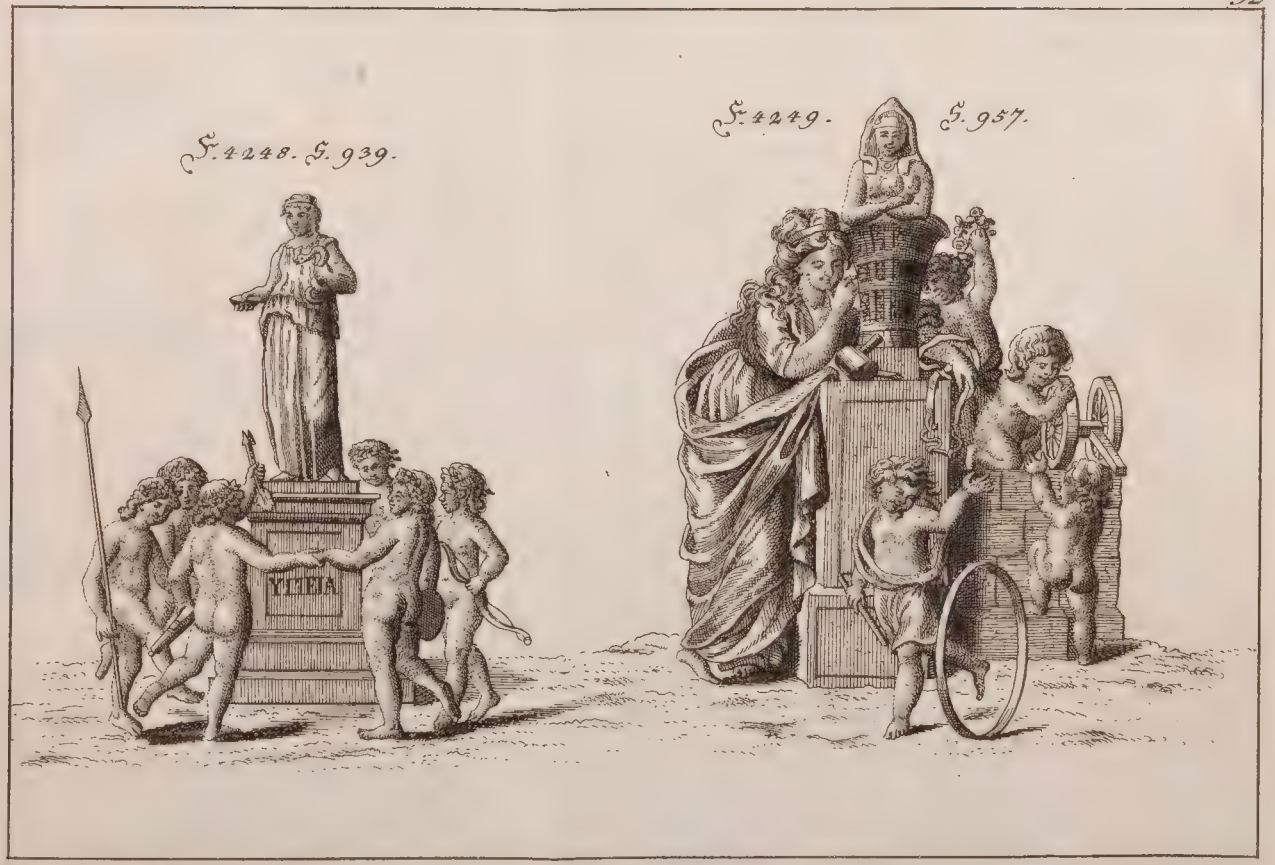


Oec. Enc. LXXII Th.



Oec. Enc. LXXII Th.

Occ. Enc. LXXII. Th.



Oec. Enc. LXXII Th.